























# Max Dauthendens Werke

Band 2





Max Dauthenden

# Gesammelte Werke

in sechs Bänden

---

Zweiter Band:

Aus fernen Ländern

---



---

Albert Dauthenden / München

Copyright 1925 by Albert Langen, Munich.  
Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung,  
vorbehalten. Dramatisierung und Verfilmung verboten.



# Erlebnisse auf Java

Aus Tagebüchern



## Die Hochzeit des „Nagels der Erde“

Auf der Fahrt von Garoet nach  
Solo (Java), 23. Oktober 1915

Es ist sonderbar, daß ich nach Solo reise, in die einzige javanische Stadt, wo die Pest herrscht.

Und ich fahre dorthin zu einer Fürstenhochzeit.

Jeden Tag sterben dort sechs bis zehn Menschen an der Pest, und zwanzig Leute erkranken täglich. Die Pest ist im Zunehmen begriffen. Es sind Baracken gebaut, Regierungsärzte sind hingeschickt, und es wird viel dagegen getan, aber es hilft nichts. Die Pest will sich erst ausleben, ehe sie ans Sterben denkt.

Die Morgensonne ist jetzt mit gelbem Blick durch die Nebel gekommen und färbt die Felder ein wenig sonnig. Die Berge runden aber noch die dunkeln Rücken in der Luft und schweben über dem bläulichen Wasserdunst, der aus den grünblühenden Reisfeldern dampft. Die Berge haben noch nicht Fuß gefaßt im neuen Tag.

Welche Ordnung strahlen diese Reisfelder, diese künstlichen, aus. Jedes Keimpflänzchen ist mit der Hand in bestimmten Abständen von den Nachbarpflänzchen hingesezt. Sie sehen alle wie grüne Punkte, eingewebt in die Erde, aus.

Die Luft weht kühl mit dem Rauch der Lokomotive zu den Wagenfenstern herein. Der Zug tutet, läutet, pfeift, stampft, stolpert, rattert und benimmt sich wie ein Zug in Europa. Diese Täuschung, daß ich mich im Zug jetzt scheinbar in Deutschland befinde, steigert meine morgendliche Reisebegeisterung.

Ich habe gründlich Abschied genommen von meinem Beovogel. Hoffentlich frißt ihn die Kaze nicht inzwischen auf.

Die Sonne brennt jetzt stark herein durch die Fensterreihe. — — —

In Tjibatoe bin ich umgestiegen. Und treffe eben halb acht Uhr im Vandoengzug, der mich nach Solo mitnehmen soll, in dem Wagenabteil, in das ich eingetreten bin, Herrn Z.

Welch ein Glück für mich! Einen Deutschen, einen Großkaufmann, der schon dreißig Jahre in Java lebt, so unvermutet zu treffen. Und das Beste ist, er reist auch zu den Sultansfestlichkeiten nach Solo!

Er ist soeben in den Speisewagen zum ersten Frühstück gegangen, — ich bin noch ganz überrascht. Nun bin ich gut aufgehoben, glaube ich. — Ich kenne ihn, da er mich vor einiger Zeit in Garoet besuchte. Er ist sehr musikalisch. Er ist wohl sechzig Jahre alt, ist unverheiratet, eine Nichte führt ihm den Haushalt in Buitenzorg. Sein Geschäftshaus ist in Batavia. Er ist noch sehr rüstig. Zierlich vornehm, gewählt, macht den wohlthuenden Eindruck größter Gewissenhaftigkeit.

Wie braucht man hier in Java vom Wetter zu reden. Es ist einfach immer schön. — — Der Zug fährt rasend bergab. Die Garoeter Bergwelt bleibt jetzt zurück. Es fällt mir eine größere lila Blume auf, die reich an allen Abhängen blüht, und die man in Garoet nicht sieht. Reisfelder wie Riesentreppen mit flachen Stufen steigen ausgebreitet an den Hügeln hinauf. Nun kehrt Herr Z. zurück in den Wagen. Ich habe in seiner Abwesenheit lange seine Hutschachtel angestarrt, die da oben im Gepäcknetz des Wagens liegt, und stellte mir den Zylinder da drinnen vor. War ängstlich, daß ich mir für vieles Geld doch noch so einen dummen Deckel kaufen müßte, um die Zeremonie zu erfüllen. Nun höre ich zu meinem Staunen, daß er, wie ich, nur einen Tropenhut und einen Strohhut bei sich in der Schachtel hat. Und ich freue mich sehr. Denn solche kleine Sachen machen mir viel Bekümmerniß. Ich liebe es nicht, unliebsam aufzufallen, da ich dann nicht im stillen zuschauen und aufnehmen kann, wie ich es gern, unbeachtet, möchte.

Hotel Siel in Solo (Java), 23. Oktober 1915

Nun haben wir vom Morgen bis zur Ankunft nachmittags um halb drei Uhr in Solo fast immer zusammen gesprochen, Herr Z. und ich. Er hat alte holländische Bücher über die Zeremonien der Hochzeitsfeier von Solo dabei. Er weiß so viel Hofgeschichten aus Solo. Er weiß so viel von Java. Er ist auch im Aufsichtsrat des Museums von Batavia. Und im Auftrag des Museums reist er nun, um dieses seltene Fest zu beschreiben. Wir essen Mittag zusammen im Speisewagen um ein Uhr. Er ist so furchtbar höflich zu mir; das ist sehr wohltuend, aber auch etwas störend auf die Dauer.

In Solo holte uns ein Freund des Herrn Z. im Auto von der Bahn ab. Ein Herr L. Er sagte, er kenne meine Gedichte schon aus dem „Deutschen Bund“. Unterwegs erzählte er, vor zehn Jahren sei ein Herr namens Dauthendey hier in Solo als Soldat gewesen. Er habe ihm geholfen, frei zu werden. Ich war sehr erstaunt. Denn es gibt keinen Dauthendey mehr auf der ganzen Welt. Ich bin der letzte Dauthendey, der letzte Mann des Geschlechtes Dauthendey, und da ich keinen Sohn habe, stirbt mit mir der Name aus. Als ich genauer fragte, meinte er, er könne sich auch irren, es könne ein ähnlich lautender Name gewesen sein. — So leicht reden die Menschen im übereifern Unsinn.

Als wir in Solo in die Stadt einfuhren, das heißt durch die Hüttenstraßen, zeigte uns der Herr L. viele Eingeborenenhäuser, deren Dächer abgedeckt waren. Das seien jedesmal Pesthäuser, erklärte er. Häuser, in denen ein Pesttodesfall vorgekommen sei. Ich fand, es waren eine ganze Menge dachlose Häuser am Weg.

In jeder Straße einige. — Ich dachte bei mir: Würde ein Mensch in Europa in eine Stadt reisen, wo die Pest umgeht, hinreisen zu einer Hochzeit?

Als ich gebadet habe und aus meinem Zimmer im ersten Stock des Hotels auf die Veranda trete und mich eben bequem im Stuhl niederlasse, um Solo vom Altan aus behaglich zu betrachten, da kommt ein Leichenzug vorüber. Es war dieses mein erster Leichen-

zug, den ich auf der Reise seit Europa gesehen habe. Ich war verblüfft. Der erste Solo-Gruß für mich — ein schwarzverhangener Totenwagen. Es mußte ein Soldat gestorben sein, da viele Soldaten hinterhergingen. —

Schöne dunkle Baumgänge mit langen Reihen von alten Regenbäumen, einer Mimosenart, sieht man hier überall im Fürstenland. Die Kleidung der Javanen hier ist gegen die der Sundanesen vom Preangergebiet ganz blau, dunkel und schlicht. Wirkt aber dadurch viel echter javanisch. Die Menschen scheinen mir dunkelbrauner hier. Die Frauen sind schön und sehr weiblich und wohlgeformt. Die Männer mager, hager, stolz und edel in ihren Bewegungen, besonders die Adelligen, die alle den Kris im Gürtel auf dem Rücken in den Schärpengürtel gesteckt tragen. Die Stadt wirkt sehr echt javanisch, und das Europäische dringt nirgends sehr durch. Die Stadt ist reinlicher und gefälliger als Djokja, das ich im Mai 1914 besucht habe.

Ich hatte mich schon gelegt, da werde ich um elf Uhr durch ein unendliches Gefahre und Pferdegetrappel unten von der breiten, baumüberdunkelten Asphaltstraße aufgeweckt. Eine endlose Reihe Mietswagen fuhr vorbei. Vielleicht war es eine Nachtfahrt des Sultans von Solo? Ein Zug konnte nicht am Bahnhof angekommen sein, denn um die Nachtzeit fahren keine Züge in Java. Oder war es die Rückkunft einer Gesandtschaft aus Djokja, die vielleicht doch mit einem Extrazug in der Nacht ankam? Auch viele Menschen zu Fuß folgten der Wagenreihe.

Die Braut wird Montag von Djokja geholt. Die war es auch noch nicht. Ich muß fragen, was das war.

Solo, Sonntag, 24. Oktober 1915.

Morgens 6 Uhr

Ich habe sonderbar geschlafen. Ich war halb oben in der Luft, halb unten auf der Erde im Bett. Es war ein wildfremder Zustand.

Das Gefühl, in einer Stadt zu sein nach acht Monaten Landaufenthalt in Garoet, die Stadtgeräusche,

die mich nach Berlin versetzten und nach Würzburg, besonders der Hufschlag, der so angenehm auf dem Asphalt vorbeisclappt und viele Stadtgedanken weckt, — alles machte, daß ich mir wie in einer Schaukel vorkam, die zwischen Mond und Erde hin und her pendelte.

Neben dem Hotel ist das Lustschloß der Savabank, gegenüber das maurische Lustschloß der nagelneuen Hauptpost; denn wie kleine Parckschlösser, äußerst lustig und vornehm, mit Loggien, Erkern, Wandelgalerien, Treppenhäusern, durchsichtigen Türmen und mit Goldsäulen geschmückt, stehen die weißblendenden jungen Gebäude im Grün großer Parkbäume. Die Hauptpost ist eben erst zu den Hochzeitsfeierlichkeiten fertig geworden, der Bauschutt rundum wird weggeschafft. Abends ist sie sogar schon glänzend erleuchtet. Auch die Savabank mit vielen verschieden großen Fenstern und Toren leuchtet die ganze Nacht in mein Zimmer herein.

Dieser Hotelpiaz mit den paar Europahäusern ist aber auch der einzige echt europäische Plaz in Solo, — sonst liegt alles, außer den Basarstraßen, im Grün mit kleinen Häusern oder Hütten hinter meilenlangen weißen Gartenmauern und Stadtviertelmauern des Kraton-Stadtteiles versteckt.

Der Herr L. erzählte gestern sonderbare Dinge vom Kraton. Er selbst stellt die elektrische Beleuchtung zum Montagabend am Aloen=Aloen her. Er hat auch die Beleuchtung am Hochzeitsbett geschaffen. Der Sultan bekommt zwei Hochzeitsbetten. Ein europäisches Bett für achttausend Gulden mit Seidenmatrizen usw. Im Bett sind Druckschalter angebracht, verschiedene, jede schaltet eine andere elektrische Lichtfarbe ein. Im Schlafzimmer, in den vier Ecken, sind elektrische Kronleuchter. Alte teure Ladenhüter, die der Herr L. dem Sultan verkauft hat. L.'s Frau hat, um sich einen Brillantring zu verdienen, sagt er, die ganze europäische Sultan-Bettwäsche selbst gestickt. Der Sultan hielt neulich Probe ab. Er drückte den ganzen Abend auf alle Birnen der Reihe nach. „Und der alte fünfundfünfzigjährige Vock,“ sagte Herr L., „freute



sich kindisch über das gelbe, grüne, blaue und rote Licht, das fortgesetzt wechselte, je nachdem er drückte.“ Auch ein kleiner Windschläger kreiselt über dem Bett, wenn man auf einen Knopf drückt, und er stäubt dann Kölnisches Wasser von oben herab über das Bett. Alles das hat sich der Sultan bestellt und hat es von Herrn L. bekommen. Was Herr L. eigentlich von Beruf ist, habe ich bis jetzt noch nicht ergründen können. „Er ist ein wenig Vergnügungsdirektor, wenn etwas los ist,“ sagte Herr Z. Aber was ist er, wenn nichts los ist? — Das muß ich Herrn Z. noch fragen. Direktor vom Elektrizitätswerk, das hier von Deutschen gebaut wurde, ist er nicht. Aber man könnte glauben, er wäre es, so viel buntes Licht spendet er in Wort und Tat.

Er kam gestern nachmittag, als er sich eben verabschiedet hatte und ich im Schlafanzug zum Bad wanderte, atemlos die Treppe heraufgelaufen und sagte, daß der Umzug der heiligen Lanze eben, ungefähr fünf Minuten vom Hotel entfernt, in einer Seitenstraße, aber leider für mich vom Hotel nicht sichtbar, vorbeiziehe. Es war fünf Uhr nachmittags. Ich dankte ihm, daß er mir das so genau zu wissen tat. Aber gesehen habe ich bei aller seiner Atemlosigkeit nichts.

Es wird nämlich jetzt jeden Tag, um die Pest in Solo abzuwenden, eine heilige Lanze des Sultans in feierlichem Aufzug herumgefahren in einem Ochsenwagen, und jeden Tag durch andere Straßen, aber immer nachmittags fünf Uhr. Leider bewirkt die Lanze, daß die Javanen an sie mehr glauben als an die europäische Wissenschaft und keine Desinfektionsmittel anwenden wollen, weil ja die heilige Lanze herumgefahren wird und den bösen Geist der Pest vertreiben soll.

Ich habe vergessen, weiter zu erzählen, daß der Sultan zwei Hochzeitsbetten bekommt. Ein europäisches neben einem javanischen. Das javanische ist ganz und gar aus geschnitztem Holz und über und über dick vergoldet.

Der Sultan soll recht deutschfreundlich sein, be-

hauptet Herr L. Alles wird im Kraton bei deutschen Kaufhäusern eingekauft. Andere Marken, französische, englische, amerikanische, gelten gar nichts bei ihm. Alles muß deutsch sein. Auch das deutsche Auto von Herrn L. wird der Sultan kaufen, wenn Herr L. zum Urlaub nach Europa geht, — behauptet Herr L. Ach, er behauptet so viel. Mir ist schon ganz schwindlig.

Die entsetzliche Dampfkringel einer Dampfstraßenbahn arbeitet gerade unter dem Hotel auf der Straße, wenn drüben an der Haltestelle „Javabank“ die Lokomotive auf das zweite Geleise umgeleitet wird. Schon morgens um sechs Uhr fängt das Vieß das endlose Gebimmel an. Es ist wie in einer Millionenstadt: solch ein Straßenlärm jezt morgens um zehn Uhr in der Sonntagsfrühe. Die Straßen sind Tag und Nacht gleichmäßig menschenbelebt. Immer sind Javanen unterwegs. Europäer sieht man kaum einen manches Mal dazwischen. Herr Z. hat mich schon gestern im Zug auf diese gewalttätige Dampfbahnkringel aufmerksam gemacht. Und er hat nicht zu viel geklagt. Sie ist atemlos fleißig, diese verwünschte Kringel. Ich glaube, die Javanen hier sind alle taub, weil die Kringel so wahnwitzig lebhaft sein darf.

Herr Z. erzählte gestern im Zug: als ein Pflanzer, einer, der sich höher als der alteingesessene Sultan dünkt, bei diesem eingeladen war, trug der Pflanzer einen nagelneuen Orden an seinen Frack genagelt. Der Sultan fragte über die lange Tafel hinweg ans Ende, wo der Pflanzer saß: „Nun, Herr, was hat Ihnen denn der neue Orden gekostet?“

Solche Freiheiten gestattet der gescheite Sultan sich sehr gern. Ich finde, er hat ganz recht. Diese ungebildeten, hochmütigen Pflanzer sollen mit der gleichen Roheit behandelt werden, wie sie alle Welt behandeln.

Den Grund und Boden in Solo darf der Sultan teils an Eingeborene, teils an europäische Pflanzer verpachten. Es wird teils Zuckerrohr, teils Tabak von den europäischen Pflanzern im Fürstengebiet von Solo gepflanzt. Der Eingeborene pflanzt Reis und Tapioka und andere Sachen. Es herrscht augenblick-

lich große Trockenheit hier. Wir sahen gestern vom Zug aus lange ausgetrocknete Kanäle, die aussahen, als wenn sie in die Erde eingegrabene staubige Landstraßen wären; sie waren ohne einen Tropfen Wasser. In Maos, unterwegs, in dem Sumpfsgebiet, war Überschwemmung, und es regnete auch. Hier hingen nur dicke, heiße Wolken gestern am Himmel im grellen Nachmittagslicht. Aber es war staubtrocken in allen Feldern. Und der Zug fuhr über Brücken, unter denen der Fluß verschwunden war. Nur ein heißes Steinbett, breit und leer, lag in der Sonne ausgebreitet bei den eisernen Brückenpfeilern . . .

Solo ist dafür bekannt, daß es ganz plötzlich hereinbrechende Gewitter mit Sturzregen hat. Darum stehen die Häuser alle auf mannshohen Veranden von Stein. Was zuerst in den Verkehrsstraßen befremdend wirkt. Denn oft steht ganz Solo für einige Stunden meterhoch unter Wasser.

Die Javanen am Hof sind sehr empfindlich, erzählte mir Herr Z., sie sind sehr stark darin, sich selbst zu helfen, wo ihnen Unrecht geschieht. Bei einem neuen Residenten war einmal ein Fest. Da war ein hoher Hofherr mit anderen eingeladen. Zufällig bekommt er einen Platz ganz unten an der Tafel, weit vom Residenten, einen sehr niedrigen Platz, der ihm seinem Rang nach gar nicht zukam. Er ließ sich aber gar nichts merken. Er ging ruhig und gemessen in aller Würde auf seinen Platz und setzte sich, ohne ein Zeichen des Unwillens. Aber als er saß, begann er alle seine Orden von der Brust abzunehmen und reichte die Handvoll Orden über die Schulter seinem javanischen Diener hin.

„Ja, so sind sie,“ sagte immer wieder Herr Z., wenn er eine Hofgeschichte beendet hatte. „Ja, so sind sie.“ —

Das Gefahre gestern abend, das mich um elf Uhr aufweckte, war nichts als die Reihe Wagen, die von dem Bioskop kam, der um elf Uhr schließt. Wer erwartet solches Nachtleben in Solo, in der javanischsten Stadt auf Java!

Jetzt bimmelt die Bimmelbahn schon wieder! —

Sie fährt weit hinaus vor die Stadt, bis zu einem Dorf am Fuß eines Berges. Mag sie doch dort himmeln, so viel sie will.

Heute abend ist Beleuchtungsprobe im Kraton beim Sultan, erzählte vorhin Herr L., der meinen Stuhl am Frühstückstisch bereits gewärmt hatte, als ich gegen neun Uhr hinunter in den Eßsaal kam, wo Herr Z. schon frühstückte. Die Beleuchtung der Tänzerinnen-schar wird heute abend auch versucht. Und ich bat ihn, mich zu dieser Generalprobe mitzunehmen. Aber er hielt es für unmöglich, der Herr L. „Ach, ich möchte lieber die Generalprobe als das Fest sehen,“ sagte ich zu ihm. Ich sagte, er solle mich als Elektrotechniker oder als Monteur mitnehmen. Er meinte, dann müßte ich javanisch gekleidet und barfuß kommen. Aber Herr Z. sagte, ich könnte auch einen europäischen Elektrotechniker vorstellen. Er will sehen, ob es sich machen läßt. Aber es wird wahrscheinlich nicht gehen, denn vielleicht muß Frau L. die gestickte Bettwäsche persönlich an den Sultan abliefern, und da darf nur der Ehegatte Herr L. mit dabei sein. Nicht ich als beobachtender Schriftsteller.

Der Sultan hat auch ein Orchester, das europäische Instrumente spielt, und er läßt sogar Wagner spielen. Dieser deutschfreundliche Javakaiser gefällt mir.

Sein Bild hängt lebensgroß, auf blutrotem Hintergrund gemalt, ganze Figur, unten im Eßsaal und nimmt eine ganze Wand von der Decke bis zum Fußboden ein. Er sieht tüchtig, kraftflug aus. Sonst würde er auch Deutschland nicht lieben. Oder kann er es — so wie Javanen es tun — nur aus Nützlichkeitsgründen lieben? — Ich würde Deutschland lieben, auch wenn es schwach wäre. Und erst recht, wenn es besiegt werden sollte. Aber der Sultan ist ja kein Deutscher. Sein Java würde wohl auch er so lieben. Und liebt es wohl genau so, das schwache, arme, unterjochte Land, das so herrlich ist.

Der Sultan hat auch eine europäische, holländische Leibwache. Zur Ehre, sagt man ihm. Zur Bewachung und zur Gefangenhaltung, sagen im stillen die Europäer, und sagt sich im stillen der javanische Sultan auch.

Der Sultan hat auch einen Gegensultan. Die holländische Regierung hat in Solo noch einen Gegensultan aufgestellt, der den Sultan — den Soesoehuan — in Schach halten muß. Der Gegensultan ist sogar reicher als der Sultan. Aber er darf nicht den Titel Soesoehuan tragen, er heißt: Mangkoe Negoro. Er bekommt ein Jahresgehalt von der Regierung und hat auch Land zu verpachten. Aber er muß dafür der holländischen Regierung ein Heer inländischer Soldaten ausrüsten. Er ist sozusagen der Rivale des Sultans. Wenn der nicht brav ist, kommt der andere daran und wird Sultan. Dieser Posten ist in der Familie erblich, wie es der Sultansrang ist. —

Außerdem ist noch ein dritter Kraton hier in Solo, der des Reichskanzlers, des javanischen. Er heißt Tuan Kandjeng Raden Adipati Sosrodiningrat. — Es sollen unendlich viel Hofheimlichkeiten an den beiden Fürstenhöfen Djokja und Solo umgehen, sagte gestern Herr Z. In Djokja ist schon dreimal hintereinander, immer an Dysenterie, der jeweilige Kronprinz ganz auffallend plötzlich und schnell gestorben. Wer mag da noch Kronprinz sein!

Vor Jahren lebte auch einmal ein Prinz an einem Hof, dem waren diese Hofgeschichten, diese entarteten, so zuwider, daß er beide Höfe haßte. Aber mehr noch haßte er alle Europäer. Es hieß: Eines Tages zog er sich in die Einsamkeit als Einsiedler zurück und lebte einen Monat ganz allein. Das tun die Javaner immer, sagt Herr Z., wenn sie sich auf etwas Besonderes vorbereiten. Das tue ich auch immer am liebsten. — Nach dem Monat leitete der Prinz einen großen Aufstand. Dieser machte der holländischen Regierung mehr als alle anderen Aufstände zu schaffen. Zuletzt wurde der Javane, der großartige, nur dadurch gefangengenommen, daß die Holländer einen Treubruch gegen ihn begingen. Man versprach ihm freies Geleit, wenn er zu Verhandlungen nach Solo kommen würde. Er verließ sich dummerweise auf das Wort europäischer Diplomaten. Er kam voll Vertrauen wie ein ehrlicher Held. Da setzte man ihn gefangen. Nachher wurde er dadurch unschädlich gemacht, daß



man ihn auf die Molukkeninseln nach Amboina verbannte.

Die Sperlinge, die auf der Galerie und vor dem Fenster herumfliegen, zwitscherten so hübsch heute früh um fünf Uhr, wo ich aufwachte, als wenn sie mich von den Sperlingen in Baroet und in Würzburg grüßen wollten. Ich glaube ja immer, daß sich alle Vögel in der hohen Luft auf Gedankenübertragung verstehen, wie Apparate für drahtlose Telegraphie. Die Wärme, die hier um mich im Zimmer ist, bei offener Thür und offenem Fenster, ist mir so angenehm, sie erinnert mich an heiße Sommertage auf den Liparischen Inseln, wo ich im Herbst 1913 mit Annie reiste. So schön heiß und trocken. Drüben über der Straße blüht an der Ecke des grünbewachsenen Platzes ein Baum mit großen blaßlila Blüten. Er sieht so glücklich in seiner Hochzeitsblütenfeststimmung aus, der Baum. Ob die zweiundzwanzigjährige Braut, die morgen aus Djokja geholt wird, heute auch im Herzen so blüht zu ihrem Fest wie der reiche Baum da drüben?

Alles, was ich hier höre, dreht sich eigentlich immer nur um den Sultan von Solo, und von der jungen Braut spricht man wenig. Aber Herr Z. weiß auch, daß sie es, wenn sie übers Jahr einen Thronerben gebiert, schwer haben wird vor Hofmißgunst bei den anderen Frauen des Sultans.

Morgen früh um zehn Uhr soll ich meine Aufwartung beim Residenten und dann beim Assistentenresidenten machen. Gottlob brauch ich keinen Gehrock dazu anzuziehen, nur einen Sackanzug aus heller, silbergrauer Leinwand. Ich werde mit Herrn Z. zusammen hingehen. An jedem Festtage müssen wir uns beim Residenten versammeln, und dann fahren wir alle in langem Wagen- und Autozug nach dem Kraton, der Resident an der Spitze. Aber zu allen Empfängen im Kraton muß man den Frack anziehen. —

Ich habe meinen Frack schon ausgebreitet, und er hängt, die Veranda, die helle, verdunkelnd, über einer Stuhllehne; man glaubt, es sitze ein würdiger Europäer auf dem Verandastuhl; es ist aber ein leerer, würdiger Frack. —

Um fünf Uhr wollen wir den Zug des heiligen Speeres ansehen. Herr L. hat sagen lassen, daß es nichts ist für mich heute abend, ich darf nicht mit zur Generalprobe gehen, — weil der Soesoehuan in eigener Person der Beleuchtungsprobe beimohnen wird.

Solo, 24. Oktober. Sonntag, abends 6 Uhr

Eben komme ich vom Aloen=Aloen nach Hause. Herr Z. und ich warteten auf diesem weiten Platz vor dem Kraton von halb fünf Uhr an auf den Festzug der heiligen Lanze. Sie käme aber erst morgen, hörten wir sagen. Wir standen auf dem Platz herum und sahen uns die Gebäude an, das heißt die schießbudenähnlichen Empfangshäuser der Regenten des Reiches Solo, die rund um den Platz liegen. Auf der einen Seite ist auch die mit spitzem Turmdach zum Himmel steigende Moschee, von einigen hohen Kokospalmen umgeben. Den Hintergrund des Platzes bildet eine erhöhte Empfangshalle des Sultans, und dahinter erst gehen Freitreppen in eine heiligere Empfangshalle, und hinter ihr liegt ein kleines verschlossenes Glashaus, die eigentliche Empfangshalle des Allerheiligsten, wo der Sultan, der „Nagel der Erde“ und die „Milch des Himmels“, wie seine beiden erhabensten Titel sind, thront, wenn er Feste und Empfänge gibt. Dahinter wieder liegen dann die ausgedehnten Wohngebäude des Kratons, der, alles in allem, eine unendliche Stadt für sich bildet mit südlichem Tor und südlichem Aloen=Aloen usw. Der ganze Kraton wird von elektrischen Glühlampen in Straßen, Gärten, Hallen und Wohnräumen beleuchtet. Aber zu diesem Fest hat Herr L., der, wie sich nun herausgestellt, doch der Administrator der Elektrischen Werke von Solo ist, zum erstenmal eine elektrische Illumination für die Festabende hergestellt. Der ganze Aloen=Aloen ist umgeben von Regentenhallen, Häusern, wo die Regenten aller Provinzen des Reiches von Solo während der Festtage wohnen und empfangen. Jeder Regent hat ein solches Haus am Aloenplatz. Es reihen sich da ungefähr ein Duzend Häuser, weitläufig in Gärten liegend, rund um den Platz. Ich



wurde von L. einem Regenten vorgestellt, der gerade bei Hof vorgefahren kam, und der zufällig auch Prinz aus königlichem Blute ist. Wir standen gerade und bewunderten die Illuminationsprobe an seinem Haus. Er war prächtig gekleidet. Er grüßte vor einer Halle, wo einige Duzende brauner edler Javanenfrauen mit ihren Kindern wie die Engel ruhig und andächtig in Gruppen zusammen an der Erde saßen. Die Frauen trugen dunkelgrüne Jacken und braune Glendangs und dunkle, blaue, einfach edle Sarongs. Der Platz war so vornehm gefüllt von nur edlen Gestalten, die überall herumsaßen.

An der Treppe zur großen, leeren Sultanshalle faltete ein Mann aus dem Volk die Hände und kniete leicht hin, stand auf und stellte zwei Körbchen mit Betel und Siri als Opfer hin. Dann ging er still weiter. Der Adlige auf dem gelben Isabellenpferd ritt weiter, gefolgt von seinem Knecht, der auf einem derben, dicken Schimmel ehrfurchtsvoll hinter ihm herritt. Auch der Diener trug den Kris im Rücken, hatte aber eine einfache Jacke aus schilfgrüner Sol Datenleinwand an. Herr L. der zwischen den Regentenhäusern der Illuminations- und Lampenfrage wegen im Auto hin und her fahren mußte, kam immer wieder zu uns zurückgerast und erklärte mir immer etwas Neues. Auf der Moscheekuppel bligte ein elektrisches Licht von sechstausend Kerzen Stärke auf, als es Abend wurde. Schöne rosa Wolken türmten sich, ebenso wie am Abend vorher, im Osten des Aloen-Aloen. Im Westen des Platzes ging die Sonne gelb und grau im Dunst verwischt hinter Gartenbäumen unter.

Ein Gecko fängt trotz des großen Wagenlärmes der Straße eben wieder seine Rufe zu rufen an in die Dunkelheit hinein.

Heute abend um acht Uhr kommt der Reichskanzler auf den Aloen-Aloen. Und um neun Uhr kommt im Zug der Soesoehuan, der „Nagel des Weltalls“.

Es muß sonderbar sein für die feinen Javanen, die noch nie eine elektrische Illumination sahen. Sie stehen alle und staunen, während daran gearbeitet wird. Aber sie stehen nicht in drängenden, dicken

Massen. Sie stehen in kleinen Gruppen und gehen gleich wieder weiter.

Nun hörte ich auch die Geschichte der Kraton-Hochzeit. Also, die einzige erste Frau, die dreißig Jahre mit dem Sultan verheiratet war, hat kein Kind geboren. Kronprinz wurde der Sohn einer Nebenfrau. Der Sultan hat das Recht, sich fünf erste Frauen außer den Hunderten von Nebenfrauen zu halten. Nun soll er also doch noch eine zweite erste Frau nehmen, damit diese einen Sohn oder Erben bekommt. — Deshalb heiratet er. Die bisherige einzige Frau, die dreißig Jahre lang keine Frau neben sich hatte, fühlt das vielleicht doch als Zurücksetzung, sagen alle. Ich glaube es ja nicht. Ich glaube, alle asiatischen Frauen sind in dieser Hinsicht nach dreißig Ehejahren ziemlich gleichgültig. Nun wird die Prinzessin von Djotja morgen als ihre erste „Rivalin“ einziehen; das stellen sich alle Europäer mit Genuß vor. Ich glaube, sie ist ganz erfreut über die Abwechslung, die das Fest und die Hochzeit in die alte Ehe bringen. Denn auch sie wird dadurch Vorteil haben. Sie wird zur tragischen Heldenfigur vor den Leuten, aber sie selbst fühlt es gar nicht tragisch, dazu sind diese Javanen zu edel, zu geduldig, zu nachgiebig erzogen. Der Europäer kann kaum nachfühlen, wie edel und einfach diese javanischen Menschen im Innern alle fühlen. O, wie herrlich edel gab mir der Prinz vorher die Hand. Und als Herr L. an ihm vorbei zu der Illumination deutete (gerade wie eine komische Figur in einem Ausstattungsstück), da wendete uns der Prinz kurz entschlossen den Rücken und ließ uns am Eingang seines Hauses stehen. Denn es war eigentlich eine Dummheit von L. gewesen, uns ganz überflüssigerweise hier bei der Illuminationsprobe einem königlichen Prinzen und Regenten vorzustellen. Wir fuhren dann im Auto die Kratonstraßen ab und sahen uns die Beleuchtung an, die in den Haupteingängen eben zum erstenmal leuchtete: und die Javanen standen auf langen Bambusleitern und befestigten die letzten Birnen und schalteten den Strom ein. Oft gingen immer acht Lämpchen auf einmal wieder aus.

L. erklärte uns, warum, ich verstand es aber nicht genau. Ich saß neben ihm auf dem Bock und dachte so viel Dinge. Er ist immer bei gutem Humor, immer mit der Zigarre im Munde, der wohlbeleibte, vier- undvierzigjährige L. Als er sich einen alten Knaben nannte, sagte ich ihm, daß ich achtundvierzig Jahre bin. Da lachte er ungestört weiter und sagte, verlegen lachend: „Der eine so, der andere so, nicht wahr?“ — „Jawohl,“ sagte ich und denke immer noch nach, was das „so und so“ bedeuten soll. —

### Sonntag, abends 11 Uhr

Ich komme eben von der Beleuchtungsprobe am Aloen-Aloen nach Hause. Um acht Uhr war ich zuerst allein da. Aber es begann einige Tropfen zu regnen, nur Tropfen, und ein leichter Südwind blies über den Platz. Wie Gespenster huschten einige Staubwölkchen von dem Platz auf. Die Beleuchtung wirkte zuerst spärlich. Dann erst gewöhnte man sich daran, entdeckte schöne Einzelheiten, sah die Lichtkasten mit erstaunten Javanenaugen an und freute sich. Ganz mit Glühlicht punktierte Häuserfronten waren einige da. Aber sie wirkten nicht anders als illuminierte Jahrmarktsbuden. Das kommt daher, daß die Häuser eigentlich nur Hallen zu ebener Erde sind, kaum eine bis zwei Stufen über den Boden erhöhte kleine und größere offene Hallen. Im Hintergrund, von weiß-roten Schärpen geschmückt, stand in manchen Hallen, umgeben von chinesischen Blumenvasen voll Blattpflanzen, das Porträt (meist eine Photographie) des Sultans auf einer Staffelei, ganz wie in Europa. Und ich fragte Herrn L. zum Scherz später am Abend, als er uns herumfuhr, ob er das auch angeordnet habe, die Staffeleibilder.

Um halb neun Uhr aß ich Abendbrot, und um halb zehn fuhren wir im Auto des Herrn L. zur Besichtigung. Wir begegneten dem Sultan mit Gefolge, die in fünf bis sechs Autos hintereinander die Rundfahrt um den weiten Platz machten. Wir mußten anhaltend grüßen. Dann stiegen Herr Z. und ich

aus und ließen Herrn L. allein zum Sultan an dessen Auto heranfahren, um ihn zu begrüßen.

Als L. wiederkam, erzählte er ganz belustigt erregt, der Sultan habe ihm außergewöhnlich herzlich gedankt. Er habe ihm die Hand gedrückt und gesagt: „Bulgarien geht ja jetzt auch mit. Die Deutschen siegen. Jetzt brauchen sie keine Sorge mehr zu haben. Sie werden siegen.“ Das finde ich sehr nett vom Sultan, daß er das mitten in der Illuminationsbesichtigung so lebhaft gesagt hat. Dann sahen wir in der Ferne die Autoreihe an der erleuchteten Moschee vorbeikommen, umgeben von einem Hundert Menschen zu Fuß. „Sehen Sie die Menschen zu Fuß um die Autos dort,“ sagte Herr L. lebhaft zu mir. „Das sind alles Blinde; die gehören zum Hofstaat und müssen dem Sultan nachher erzählen, was sie von der Beleuchtung gesehen haben. Das belustigt ihn. Darin ist er doch noch ganz östlicher Herrscher. Die Blinden bilden so eine Art Hofnarren für den Sultan. Sie müssen für ihn tanzen und müssen fechten mit Säbeln oder Speeren, und da sie nicht sehen, sieht das komisch aus, wenn sie nichts treffen und in die Luft schlagen. Der Sultan lacht unbändig, wenn einer der Blinden eine Treppenstufe nicht sieht und hinfällt. Sie werden alle vom Sultan ernährt, gehören zum Kraton und müssen einige Stunden am Tag Dienst tun; sie tragen karierte Sarongs und weiße Topfmützen.“ Wie seltsam das klang, eine Schar Blinde zur „Belustigung“ des Sultans und des Hofes. Ich wurde ganz nachdenklich. Und daß sie ihm heute abend nach der Rundfahrt erzählen müssen, was sie gesehen haben von den Kerzen, den elektrischen! Es klingt gräßlich grausam und ist für einen Europäer kaum verständlich. „Der Sultan hat mir so herzlich die Hand gedrückt,“ wiederholte Herr L. Nun darf ich mir die Hände eigentlich vierzehn Tage nicht waschen,“ scherzte er. „Das verlangte nämlich eine Mutter von ihrem Töchterchen, als der Herzog von Mecklenburg sie auf die Stirn geküßt hatte: daß sie sich nicht waschen sollte, um den Kuß nicht zu verwischen,“ fuhr Herr L. lachend fort. — Er führte

uns dann noch rechts von der großen Empfangshalle des Sultans in eine besondere Halle, darin Javanen am Boden saßen und wachten. Sie hatten die heiligen Musikinstrumente, hundertjährige — Herr L. sagte, vieltausendjährige —, zu bewachen. Es waren eine ganze Anzahl Gamelang-Metalltöpfe da und viele seltsame Streichgeigen usw. Aber in der Mitte, von Sackleinwandvorhängen verhüllt, war noch ein verborgener Raum. In den durften wir nicht hineinschauen, da drinnen waren die heiligsten Instrumente. — Auf dem Turm im Kraton spielte die Musik europäische Stücke. Der Sultan war heimgekehrt. Und L. fuhr im Auto mit uns herum und befahl überall seinen Leuten, die Lichterbogen an den Toren und rund um den Atoen auszdrehen. Die Probebeleuchtung war vorbei.

Der gute Gecko ruft wieder siebenmal unten über der Straße in die Nacht. Er ist mein Nachtkamerad, daß heißt, nur seine gemütlichen Rufe sind es. — Gute Nacht, Gecko!

Solo. Montag, 25. Oktober

Eben morgens um sechs Uhr werde ich durch das „Wecken“ der holländischen Leibwache des Sultans aus dem Bett und dem Zimmer auf die Veranda gelockt. Fünfzig Mann in schilfgrüner Leinwand, mit Gamaschen und braunem, breitrandigem, lackiertem Strohhut, der auf einer Seite hochgeschlagen ist, marschieren vom Ende einer breiten Baumstraße auf das Hotel zu. Ich setzte mich in meinen Liegestuhl, wo mein Kaffee schon auf dem Tische stand, und erwartete die trompetende und trommelnde Truppe. Es floß etwas von Heimatgenuß bei der soldatischen Musik durch mich. Ich mußte an die ühenden Trompeter auf den Wällen der alten, toten Festung Marienburg in Würzburg denken. Beim Hotel schwenkten sie alle recht hübsch links und marschierten die Hauptstraße gegen den Bahnhof hinunter. Jetzt höre ich sie wieder in der Ferne. Das holländische Wecksignal ist dem deutschen ganz gleich. Nur der Trommelwirbel klingt anders. Drüben unter den Bäumen



des grünen Platzes, wo nur ein Eckhaus im Grünen bei dem schön lila blühenden Baum steht, sehe ich Reihen von Soldaten, die ihre Übungsstunde so früh schon begonnen haben. Ich höre die Stimmen der Unteroffiziere. Die grüngekleidete Mannschaft mit den braunen Strohhüten hebt sich aber kaum vom Rasengrund und von den tiefhängenden Baumzweigen ab. Die Kommandos der Offiziere klingen so gesund wie bei uns. —

Es war gestern am Aloen=Aloen rührend, zu sehen, wie die Leute neben einem Regentenhaus noch eine Gartenmauer rasch fertig mauerten und aufbauten, damit sie zum Fest schön dastehe. Und der Hofgärtner hatte den Titel „Nagel des Weltalls“ aus grauen, runden Flußsteinchen in einem langen Beet schön zusammengestellt. Eine Dampfswalze und Erdarbeiter ebneten die Straße zwischen den hohen, weißen Mauern dicht vor der Eingangstorhalle des Kratons. Überall war man noch eifrig und lautlos in letzter Minute geschäftig. Aber ohne Übereilung, man nahm sich echt asiatisch Zeit und Ruhe auch im Eifer.

Trotzdem war ich erstaunt, daß verhältnismäßig nicht so große Volksmassen auf dem Aloen=Aloen zur Abendbeleuchtung erschienen waren, wie ich erwartet hatte. Wir dachten schon, daß vielleicht die Pestfurcht viele Landleute von der Stadt Solo zurückhalten mag. Aber die Festtage beginnen morgen erst, und da werden wir sehen, ob mehr kommen, oder ob die Pestfurcht wirklich vorhanden ist. —

Herr L. erzählte gestern noch, daß sich auch Sehende unter die Blinden des Hofes mischen, — sie stellen sich blind, um ein freies Leben führen und am Hof leben zu können. Ich finde das köstlich. Es sind das Figuren für ein Drama. Auch hat der Sultan Hofzwerge, die ihn im Gefolge immer begleiten. Auch sie dienen, wie im Mittelalter bei uns, zur Belustigung Seiner Hoheit. —

Es ist jetzt halb neun Uhr, ich bereite mich vor, den Residenten zu besuchen. —

Gestern abend um sieben Uhr machte Herr Z. Besuch beim Reichskanzler von Solo. Der empfing ihn



in weiten, mit vielen Lampen erleuchteten offenen Hallen. Er selbst setzte sich dann mit seinem Gast in der Flucht der leeren, hellen Hallen an ein einziges, winziges Tischchen, das da stand. Er war im Smoking mit Sarong. Herr Z. war im Gehrock. Der Reichskanzler hat eine starke Gegenpartei, die gegen den Sultan arbeitet. Unter anderem erzählte er Herrn Z., daß er einen deutschen Stallmeister hätte, dem er für ein Jahr Urlaub nach Europa gegeben habe. Der wurde aber in Singapore von den Engländern vom Schiff geholt und gefangen gesetzt. Kriegszeit! — Der Kanzler erzählte auch, daß die heilige Lanze aus dem fünfzehnten Jahrhundert stamme. Sie ist also schon sehr alt, denn die javanische Geschichte reicht nicht weit zurück. Von der Hinduzeit, aus der der Burubudur bei Djokja stammt, weiß man nichts Besonderes und gar nichts bestimmt Geschichtliches. Die später kommenden Mohammedaner haben in ihrem Religionsübereifer alle Bücher und alle Dokumente verbrannt. Und hätten die Hindu damals ihre Heiligtümer nicht mit Erde zugeschüttet und so begraben, um sie vor den Mohammedanern zu retten, die Mohammedaner hätten auch den Burubudur zerstört und die Tempel von Prambanan. Erst die Europäer haben diese Tempel wieder ausgegraben und haben sie so wieder dem Licht der Welt zurückgegeben. Es sind kaum fünfzig Jahre, daß der Burubudur, der unter einem Hügel voll Bäumen lag, gefunden und von der holländischen Regierung aufgedeckt wurde.

10 Uhr morgens

Wir kommen eben, Herr Z. und ich, vom Residenten-Besuch zurück. Das Residentenhaus liegt dicht neben der Javabank, also kaum hundert Schritt zu Fuß vom Hotel Elter. Wir gingen zu Fuß. Aber wie enttäuscht bin ich von dem Besuch! Der Resident ist ganz Beamter. Er ist freundlich höflich, aber nicht so gefällig, irgend etwas anders zu tun, als uns nur eine Einladung zum 27. Oktober, dem Trauungstag, zu geben, und das ist herzlich wenig. Im Kraton dürfen wir gar nichts ansehen. Wir dürfen keine

Tänze abends sehen, da sich alles in den inneren Gemächern unter den Verwandten des Sultans abspielt. Ich seufze sehr und finde, meine Reise hierher wird dann gar keinen Sinn haben, wenn ich nur eine große, höfische Zeremonie sehen werde und sonst nichts. Aber Herr Z. tröstet mich, — er meint, es wird vielleicht doch mehr zu sehen geben. — Ich fühle aber, daß der Resident gar nichts tun wird, trotzdem es in dem Regierungsbrief aus Buitenzorg vom Generalgouverneur heißt, daß mir der Resident ganz besonders viel zu sehen Gelegenheit geben soll. Ich bin vorläufig recht enttäuscht. Die Unterhaltung fand in einem großen, lustigen Schreibzimmer des Residenten statt. Er saß hinter einem langen, grünen Tisch, und außer Lehnstühlen rundum, zwei Schränken und einem silbernen, großen Tintenfaß und einem Glas mit Zigarren, von denen er uns anbot, war nichts im Zimmer als das Schablonenmuster, das schwarze, auf gelblicher, butterfarbener Kalkfarbe an den Wänden rundum, zwei riesige, hohe Fenster und wir drei Herren, die höflich und scheinbar freundschaftlich, aber ganz nutzlos, zusammen deutsch und holländisch sprachen. Die Tür stand nach der langen, weißen Säulengalerie offen, die zur Straße, das heißt zum Vorgarten an der Straße, hinsieht. An den Gittereingängen des Vorgartens standen Schildwachen, und draußen, nahebei, war auch ein Polizeistationshäuschen in Turmform gebaut. Gegenüber, auf der anderen Straße, liegen Reihen von Chinesenhäusern. Nun bin ich von diesem Besuch zurück. Die Einladungskarten werden uns zugeschickt ins Hotel. Das ist nun alles. Herzlich wenig.

### 3 Uhr nachmittags

Ich habe eben eine Stunde gut geschlafen. Dann wachte ich auf. Es ist glühend heiß. Es ist, als ob die Wände geheizt wären. Und zu dem Fenster und zur Tür kommt Glutluft herein. Trotzdem bewegt eine leichte Luft den großen Leinwandrollvorhang, der von der ganzen Galerie herunterhängt. Aber es ist nicht Wind, es ist die Bewegung einer Flamme, die sich

spielend bewegt, — die Flammen der Sonne, die durch die Straße wogen. Meine Kopfhaut ist gespannt, als ob ich eine zu enge Mütze aufhätte; so drängt der Kopf auseinander unter der Umklammerung der Hitze.

Und da unten sehe ich javanische Frauen mit glänzend schwarzem Haarknoten, ohne Hut, rotbraun im Gesicht und barfuß wie immer über das heiße, sonnenbelastete Asphaltpflaster gehen.

Dann verstehe ich. Die Erde kann nicht atmen, der Asphalt erstickt sie, darum diese Blut in der Luft über der Erde in diesem Haus. Das Asphaltpflaster ist schuld daran. Ach, auch noch das ewige Gebimmel der Dampfstraßenbahn! — Mich wundert, daß die Spazier auf der Veranda bei der Wärme noch den Schnabel zum Zwitschern öffnen mögen. —

Ich habe zu Mittag Reistafel mit rotem Pfeffer gegessen und dazu helles Bier getrunken. Das erhitzt auch das Blut ganz fürchterlich. Wenn ich nur nicht auseinandereschmelze! —

Der Widhoddhareni, erklärt mir Herr Z. aus einem alten Buch, ist der Tag der guten Himmelsnymphen. An diesem Tag, das heißt vom Abend bis zum nächsten Tag, darf weder der Bräutigam noch die Braut einschlafen. Jedes sitzt in seinem Hause, die ganze Nacht von Gesellschaft umgeben, die ihnen den Schlaf fernhält. Denn in dieser Nacht versuchen böse Geister alles, um ein Unheil zu stiften und die Trauung zu hintertreiben. Aber zugleich kehren in dieser Nacht auch die guten Himmelsnymphen bei dem Bräutigam und im Hause der Braut ein. Diese zu empfangen und gegen die Anfälle böser Geister auf der Hut zu sein, wachen beide die ganze Nacht.

Und in der Hochzeitsnacht, die in der darauf folgenden Nacht ist, glaubt man auch, daß böse Geister sie stören könnten. Und es ist Sitte, daß, während das Brautpaar den Weischlaf der Hochzeitsnacht pflegt, dreimal in bestimmten Zwischenräumen Freunde und nächste Familienglieder mit Fackeln in der Hand in das Brautzimmer kommen, — sie tun dann, als ob sie etwas suchten; und ohne von dem Brautbett Notiz

zu nehmen, leuchten sie mit ihren Fackeln durch das Zimmer, um die bösen Geister zu vertreiben.

Der Bräutigam geht meistens in der Brautnacht erst um ein Uhr in die Brautkammer, in die sich die Braut kurz vorher, von Familienmitgliedern begleitet, zurückgezogen hat.

Die Javanen glauben an die Geister der Hindu-religion, an die Geister der Mohammedaner und an die Naturgeister ihrer Väter. Deshalb sind sie nach ihren Begriffen unausgesetzt von den verschiedensten Geistern umgeben.

### 5 Uhr nachmittags

Ich stand vor zwei Stunden vom Schreiben auf, aufmerksam gemacht durch mehrere Stimmen, die eigentümlich gedämpft im Chor sangen. Als ich auf die Veranda trat, sah ich einen Leichenzug, einen javanischen. Heute trugen einen Sarg, der war in hellblaue Seide gewickelt, und darüber war eine mit Musselin überspannte Hülse wie ein Moskito-netz-bettthimmel gestellt. Die Männer trugen den hellblauen Sarg mit der weißen Hülse aus Flor auf den Schultern. Und viele gingen nebenher und rund herum, und einige Wagen voll javanischer Frauen und Kinder folgten. Man sang halblaut, aber in leicht übersinnlich gehobener Stimmung klang das verhaltene Lied der vereinten gesenkten Stimmen. Die Schritte der den Sarg Tragenden und der Begleiter gingen auch leicht und wie in halb lebhafter Begeisterung, als würden sie vom Geist und Gott des übersinnlichen Totenreichs angetrieben, mit der Leiche zu ihm zu eilen und mit der verführten Seele des Toten. Dann sah und hörte ich von der Veranda den exerzierenden Soldaten zu, die auf dem abgebrannten Rasen drüben über der Straße unter den heißen Bäumen Gewehrübungen, Marschtritte und Bajonettangriffe übten, — bei dieser Nachmittagsglut. Aber es waren eingeborene Soldaten, und sie waren ebenso wie die Holländer in grüne Leinwanduniformen gekleidet und trugen ebensolche grüne Mützen. Jetzt ist das Exerzieren vorbei, und

seit einer halben Stunde spielt die Musikkapelle drüben im Kiosk unter denselben Bäumen.

Ich lag in all dieser Zeit im Liegestuhl und sah durch das weißgestrichene Eisengitter der Veranda hinunter auf die lebhafteste, breite Straße. Ich sah die Javanen, Volk, Arbeiter, Händler, Droschken, Prinzen, Offiziere, Radfahrer, Lastträger, Straßenbesprenger, wenig Europäer, wenig Kinder, viele Frauen aus dem Volk, Lasten in Tücher gewickelt auf dem Rücken tragend; und allmählich wuchsen die Schatten der Bäume über die Straße, Stallburschen kamen und ließen am Rand des Grasplatzes Reitpferde weiden. Fahnen wurden vorbeigetragen, und viele Javanenfrauen fuhren trotz der Hitze in Droschken spazieren in ganzen Familien, schlicht und einfach in blau und braune Tücher gekleidet, aber von ihrem prächtigen, schwarzglänzenden Haarknoten geschmückt.

Die Bimmelbahn himmelt wieder. Die Musik schweigt jetzt, und der Zapfenstreich bläst eben drüben jetzt schon von der Kaserne, abends um halb sechs Uhr. Ich will baden und dann spazieren gehen. —

Als ich badete, rief bereits der Gecko draußen in der Sonnenuntergangsdämmerung des Hotelgartens. Dieser Garten hinter dem Haus vor den Bädern und Hintergebäuden ist reich an blühenden Pflanzen. In weißgefaltten irdenen Vasen blühen verschiedene rosa und gelbe Nelken. In einem Kranz anderer Vasen blühen rote Rosenbüsche und Büsche mit gelbroten, fremden Blüten, weißer, blühender Oleander und schöne Bambusstauden; hohe Hecken schließen den Garten gegen die Stallungen und Wagenschuppen hin ab. Es ist ein so gemütlicher großer asiatischer Hinterhausgarten voll sonderbarster Zusammenstellungen. Und ein überdachter Gang, der offen ist und nur auf Holzpfeilern ruht, teilt den Garten und läuft im Winkel zu den Badestuben. Darinnen kann man sich aber nur kalt abgießen oder kalt duschen. Warme Bäder wie im Hotel Papandajan in Garoet gibt es nicht. Im Garten sitzen die Diener unterm überdachten Gang, der in den offenen Speisehallenflur führt. Sie putzen Messer. Sie schälen Kartoffeln. Sie treiben allerlei



Hausarbeiten. Der Gärtner halbnackt, ein Javane, gießt die Blumen. Alles ist tätig.

Abends 11 Uhr

Ich bin zu müde, um viel zu schreiben. Ich machte Besorgungen. Zum erstenmal in meinem Leben mußte ich mir falsches Gold kaufen. Ich schäme mich entsetzlich. Aber ich kann doch den Frackanzug nicht ohne Uhrkette tragen, und das Frackhemd nicht ohne einen verzierten Hemdknopf. Ein einfacher Perlmutterknopf, wie ich ihn sonst trage, geht nicht. Meine beiden echten Birma-Rubinknöpfe habe ich in einer Anwendung von Asfese, als ich glaubte niemals im Leben mehr Gesellschaften zu besuchen, sondern nur noch der Natur und Dichtung zu leben, vor Jahren meinem Schwager Axel in Schweden geschenkt. Also, ich kaufte eine Uhrkette für fünf Gulden und drei Brillantgoldknöpfe für zwei Gulden fünfzig Cents. Es gab echte Ketten für hundertvierzig Gulden die billigsten, und echte Knöpfe gab es gar keine. Ach, wie schämte ich mich! Immer wieder wies ich die Kette fort und legte die Knöpfe hin. Aber zuletzt sagte ich mir: „Wenn du dich dann anziehst, am Tage des Festes, dann ärgerst du dich nur, wenn dir alles fehlt.“ Schweren Herzens entschloß ich mich zu dem Schundkauf. Ach, das hätte ich nie von mir gedacht, daß ich so armselig feig und dumm sein könnte. Und am meisten schäme ich mich, weil ich dieses Pechgold in einem Land und an einem Hof tragen will, der durch und durch edel ist und dem edelsten Volk gehört. Was sagte doch heute abend der Stiefbruder des Sultans, als Herr Z. ihn besuchte, der ihn von früher kannte: „Ein Mensch muß so klug und so gut sein können, daß er sich gar keine Feinde macht. Und wenn er so klug ist, dann ist er auch gut.“

Das ist ein so wundervoller Ausspruch, wie ihn nur ein sehr edler und reifer Mensch aus einem edlen und reifen Volk tun kann. Herr Z. erzählte es mir vorhin im Wagen, als wir unterm javanischen Vollmondhimmel durch die Kratonmauerstraßen fuhren, wo viele lebende Rembrandtbeleuchtungen zu sehen



waren. Menschengruppen unter Türen, doppelt beleuchtet, von innen durch brennrotes Lampenlicht und von der Straße durch bläulichen Mondschein. Und dieses doppelte Licht auf nackten braunen Oberkörpern und in leidenschaftlichen Gesichtern, die wie aus Goldbronze getrieben wirkten. Der Prinz erzählte Z. noch, daß sein Vater ihm gesagt hätte, er solle javanisch bleiben und gar kein Holländisch lernen. „Denn wenn ich tot bin, will ich, daß mein Sohn javanisch leben und denken soll. Laß dich nur auslachen; und wenn die Leute dich dumm finden, dann sage ihnen nur, dein Vater habe es dir aufgetragen, kein Holländisch zu lernen und javanisch zu bleiben.“ Und weiter sagte er: „Die heutigen Javanen müssen viel mehr lernen, als wir lernten. Sie lernen auch viele Sprachen, aber dabei müssen sie doch javanisch bleiben. Sonst ist alles an ihnen nichts wert. Es geht auch gar nicht anders. Ein Fisch, der nicht im Salzwasser geboren ist, kann nur im Süßwasser leben, und umgekehrt. Beides kann er nicht. Wir sind in Java geboren und können nie Holländer, nie Europäer werden. Wir müssen immer Javanen bleiben.“

Herr Z. sagte zu mir, es wäre schade, daß ich nicht mit dabei sein und zuhören konnte. Der Prinz beschrieb ihm auch, wie ein Mann leben muß, vom Tage, wo er seine Frau nimmt, bis zum Tode. Mann und Frau sollen sich nicht gleich sein. Aber Herr Z. verstand, trotzdem er gut malayisch spricht, nur die Hälfte. Ich aber hätte gar nichts verstanden. So ist es mir lieber, daß ich es von Herrn Z. höre, was der feine Javane sagte. Er hat auch zwei Bücher, javanische Kinderlieder, gesammelt und herausgegeben, derselbe Prinz. Er ist der Sohn einer unfürstlichen Nebenfrau des Vaters vom jetzigen Sultan. Es war sehr ärmlich bei ihm. Aber es war innerlicher Reichtum in Masse da. Ärmlicher, als ich mit den falschen Brillantknöpfen und der falschen Golduhrkette aussehn werde, kann es aber bei dem armen Prinzen nicht gewesen sein. Während Herr Z. echtes Gold fürs Leben einsammeln ging, lief ich in öden Päden herum und kaufte dieses Schundgold.

Ich bin ganz erquickt und fühle mich reich beschenkt, seit ich gehört habe, man soll so klug sein, daß man keine Feinde hat. Das war nämlich immer mein Bestreben. Aber ich glaubte, es wäre eine Schwäche von mir, so klug zu sein und keine Feinde zu haben. Ich glaube, ich habe auf der Welt keine Feinde. Ich glaube, selbst meine Feinde, wenn ich welche habe, finden mich gut. Aber ich glaube, keiner findet mich deshalb klug. Das kann nur ein solch edler Javane finden und — Annie, meine Frau Annie Dauthendey, das Barbarenweib, wie ich sie nach der Hochzeitsnacht nannte. In meiner Hochzeitsnacht in Granville, in Nordfrankreich, war auch ein Brand ausgebrochen; um die bösen Geister zu vertreiben aus unseren Liebesstunden, brannte die ganze Nacht ein Haus lichterloh, und ganz Granville war unter unseren Hotelfenstern mit der Feuerwehr auf den Beinen. Es ist sonderbar, daß zur javanischen Hochzeitsnacht das Feuer der Fackel gehört, um die bösen Geister zu vertreiben. —

Der Resident erzählte heute morgen, der Sultan hätte so gern ein Volksfest zu seiner Hochzeit auf dem Aoen-Aoen gehabt, aber der Resident konnte es nicht erlauben. Darauf fragte der Resident an, ob es dem Sultan angenehm wäre, daß Europäer zum Fest eingeführt würden. Da ließ der Hof zurücksagen, wenn das javanische Volk kein Fest haben dürfe, dann wolle der Hof auch keine Europäer einladen. — Darum bekommen wir nichts zu sehen von den Tänzen. Und schuld hat die Pest.

Es ist sonderbar, die Zahl dreizehn, die mich seit April 1914, seit Antritt der Asienreise, unterwegs und hauptsächlich in Java überall verfolgt, war die erste Zahl, die mir am Bahnhof von Solo den Willkommengruß brachte. Der Kuli, der Herrn Z.s Handtasche zum Auto trug, hatte die Nummer „Dreizehn“ am Arm, und ich sah sie mit Schrecken, aber schon halb gewöhnt daran. Ich glaube an so viele Beziehungen, von denen die Menschen sonst nichts wissen wollen, wie es auch die Javanen und Asiaten alle im stillen tun. Es ist mir so erhebend, abergläubisch

zu sein, wie es mir gruselig erhebend ist, den Blicken eines Gewitters zuzusehen oder ein Gewitter in der Ferne aufziehen zu sehen. Und der Donner ist mir immer so großartig feierlich, er entrückt mich im Ohr in die Ewigkeit, wie es den Augen nachts die Sterne tun. Ich bin abergläubisch aus Gottesfurcht, nicht aus kleinlicher Angst, sondern aus Lust, dem Unerklärlichen, dem Unendlichen, dem Übermenschlichen Raum in meinen Lebenstagen und in meinem Bewußtsein zu geben. Und ich finde, so abergläubisch, um dabei Gott und dem Übersinnlichen, Göttlichen näher zu kommen, so abergläubisch müßten alle lebensandächtigen Menschen sein; so sind es auch die meisten Frauen und Feldherrn immer gewesen und alle Könige.

Die Einladungskarten vom Residenten sind uns noch nicht ausgehändigt worden. Ich glaube, wir werden herzlich wenig zu sehen bekommen. Morgen heben die großen Festeszeiten an. — Ich will schlafen gehen. — Auf der Straße fahren jetzt, nachts um zwölf Uhr, immer noch Wagen; wie auf der Potsdamer Straße in Berlin, ein solches ewig bewegtes Nachtleben ist es in Solo, im tiefsten Innern von Java.

Der Geko ruft ganz schüchtern heute in der Ferne der Nacht. Aber ein Gamelang tönt irgendwo, und irgendwo donnert es im Nachthimmel zur Traummusik des alten, heiligen javanischen Gamelangs. — Gute Nacht, guter, schöner Gamelang! Heute ist deine Stimme meine Geliebte für diese Nacht.

Dienstag, 26. Oktober 1915

Vin um sieben Uhr aufgestanden, habe an Annie geschrieben. Dann war ich von halb neun bis halb zehn Uhr auf einem Spaziergang, sah auf dem staubigen Aoen-Aoen im heißen Morgenlicht Soldaten in grüner Uniform exerzieren, ging durch den Basar, stand lange vor Messing- und Kupfergeräten. Sah ein echtes, altes arabisches Haus aus braunem Holz mit Holzgitterfenstern, so braun wie das Haus. Dachziegel und Holzwand waren vor Alter gleich braun. Dann sah ich wieder einen Leichenzug, der Sarg in

weißen Stoff gehüllt, mit dünnen Blumenkränzen bekränzt.

Dann, um ein halb zehn Uhr, fuhr ich mit Herrn Z. zu dem Stadtgarten; das ist ein Tiergarten und ein javanisches Museum dabei. Ich hörte einen Siemangaffen brüllen, er erinnerte mich an Sumatra. Der Affe hatte einen Kropf. Wenn er Hu-hu-hu brüllte, sog er die Luft ein, wenn er freischte und Hu-da brüllte, stieß er die Luft aus. Er konnte zwei Stimmen zugleich machen. Er hatte schönes schwarzes Fell, die Arme waren länger als die Beine. Man glaubte erst, zwei Affen brüllen zu hören. Einen, der lockte, und einen, der antwortete. Es war aber immer ein und derselbe.

Ein pechschwarzer Panther war eben erst aus dem Wald angekommen. Er hatte noch ganz weltentrückte, fürchterliche Urwaldaugen. Er brüllte und pfauchte jeden an, der sich dem Käfig, der frei stand, näherte. Aber er hatte auch unermesslichen Durst. Die Aufregung und die Gefangenschaft und die Nervenerschütterung machten ihn durstig. — Der Indier, sein Wärter, goß ihm immer frisches Wasser in die Trinkgefäße, und er lag da, der Panther, und sog alle leer. — Es waren auch mehrere prachtvolle Tiger da. Ein Käfig war leer, einer war vor einigen Tagen entlaufen, war aber im Garten dann erschossen worden. Die Tiger waren herrlich geflammt gezeichnet. Ihre Augen funkelten phosphorn wie aus grüner Seide, oder wie ein Wasser im Vollmondschein.

Um halb zwölf Uhr fuhren wir zu Herrn L. in die Elektrizitätswerke. Er war aber nicht da. Wir gingen in die Maschinenhalle, wo Solo durch zwei Dieselmotoren mit 320 Kilowatt versorgt werden kann.

Die schönen Motoren waren Bayern und stammten aus der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg. Es freute mich, diese tüchtigen Landsleute zu sehen.

Herr Z. hatte von Herrn L. neulich schon einen großen Plan des Kraton bekommen. Diesen Plan hatte er bei sich, und im Museumsgarten traf er verabredetermaßen den jungen Bibliothekar, einen Javanen, einen Sohn des Hofbarbiers. Der konnte ihm alle

eingezeichneten Gebäude im Kraton in einem Saal des Museums erklären.

Herr Z. erzählte mir, es gäbe dort Räume für Frauen, die nur Siri bereiten, Räume, wo eine Frau für die Frauen kocht, Räume, wo eine der Küche für die Männer vorsteht, Frauen, die nur Tee bereiten. Es lebt auch noch eine ganz alte Fürstin von zwei- undneunzig Jahren im Kraton. Die ist unverheiratet. Sie hat jetzt alle ihre Kleinodien im Werte von dreihunderttausend Gulden dem Sultan geschenkt, daß er sie seiner neuen jungen Frau als Brautgeschenk gebe. Sie ist blind, die Alte. — Sie hat noch den Aufstand und die Zeit des Diponagoro, des javanischen Hamlet, miterlebt. So alt ist sie. —

Der Vater des jungen Bibliothekars, des Javanen, ist nicht bloß Hofbarbier, er ist auch Hofpoet. Er hat im Auftrag des Sultans die ganzen Hochzeitsfestlichkeiten als poetische Urkunde in Reimen niederschreiben, und der Sohn war sehr stolz auf das poetische Werk des Vaters. —

Auf dem Heimweg sah ich javanische gedruckte Bilder in einer Verkaufsbude an der Straße hängen. Da erzählte mir Herr Z., er habe auch Handoriginale eines javanischen Künstlers, der sein Schützling gewesen sei. Dieser Mann hatte, als er noch nicht Maler war, einen andern Mann ermordet. Im Gefängnis entdeckte der Gefängnisbuchbinder, daß der Gefangene sehr gut zeichnen und malen konnte, vor allem machte er sehr schöne Buddhabilder. Als er seine Strafe abgehüßt hatte, kam er ganz plötzlich in Mode. Jedermann wollte etwas von ihm gemalt haben. Und er bemalte Fächer und Vasen und Elfenbein usw. Aber immer malte er Buddhabilder. Als ihm Herr Z. einmal aus der Schweiz einen holzgeschnitten Ochsen mitbrachte und ihm sagte, er solle doch einmal einen Wasserbüffel malen, da verstand er das gar nicht. Denn ein Büffel war doch nicht so heilig und so schön wie Buddha, meinte er. Dann, da er bei kleiner Lampe abends viel Miniaturen gemalt hatte, wurde er blind und kam in eine Blindenanstalt in Semarang.

Vorhin — nachmittags um halb vier Uhr — kamen



unten auf der Straße Musik und Soldaten und ein langer Zug Edelleute, Prinzen und Prinzessinnen zu Wagen und zu Fuß mit vielen Schirmträgern vorüber. Die Soldaten hatten feuerblaue Jacken, auf der Brust weiß verschnürt, und um die nackten Beine braune Sarongs. Sie gingen barfuß und trugen einen schwarzen, umgestülpten Blumentopfhut auf dem Kopf. Sie hatten langes, schwarzes Haar, im Nacken in Knoten gebunden. Sie trugen jeder eine lange Lanze. Voraus ging eine holländische Musikbande in dunkler Uniform. Dann kamen immer Gruppen zu je drei Prinzen mit drei Sonnenschirmträgern hinter ihnen und Dienern, die Handköffchen und Tücher trugen. Dann kamen Wagen und hinten darauf Diener und Schirmträger. Und drinnen Prinzen in schwarzen Jacken und braunen Sarongs. Auch gab es Wagen mit Dienstfrauen. In einem Wagen saß eine, die hielt eine dicksilberne Waschschüssel auf dem Schoß. Auch kamen Frauen wie in Bali, die nackte Brüste zeigten und den Sarong unter den Brüsten gebunden hatten. Sie waren sehr schön und kräftig gebaut. Auch ein Auto kam, mit einem Schirmträger vorn neben dem Lenker, und ein großer, goldener, geschlossener Papierschirm glänzte in der Luft. Ein Schirm wird auch bei Begräbnissen an langem Stiel über den Sarg gehalten, der auf den Schultern von Männern getragen wird. Der goldgrüne oder ganz goldene flachrunde Schirm an sehr langem Stiel gilt als Zeichen der Würde für den, über den er gehalten wird.

Heute mittag aßen auch fünf javanische Prinzen an einem Tisch im Hotel. Sie kamen in einem sehr vornehmen Auto an. Sie trugen Schildpattkämme, runde, wie Kronen auf dem Kopf und hatten dunkle Seidenjacken und braune Sarongs, und es war nur komisch, daß ein Diener in grünem Leinwandanzug hinter ihnen aus dem Auto kam und eine zusammengerollte grüne Strohmatte hinter ihnen nachtrug. Denn sie sitzen gern an der Erde. Wenn sie auch bei Tisch auf Stühlen im Speisesaal saßen, so saßen sie später sicher gleich in ihrem Zimmer auf der grünen Strohmatte und rauchten. Aller Tabak hier ist

mit Ambra und Opium durchsezt. Deshalb riecht die ganze Luft in den Fürstenthümern Solo und Djotja von Maos ab nach Weihrauch. Mir sehr angenehm, da es nicht sehr aufdringlich, sondern ganz geheimnißvoll süß und alt riecht, wie Lavendel in alten Schränken so wehmütig. Der Geruch ist träumerisch, und ich werde ihn sehr vermissen, wenn ich Solo wieder verlassen habe. Es roch ebenso süß, fromm, träumerisch in Britisch-Indien in Seipore. Es riecht hier recht indisch, und die Luft erinnert auch an süße getrocknete Rosenblätter. —

In der Halle, wo die heiligen Gamelang-Instrumente aufbewahrt werden, in der ich neulich am Abend war, da war auch ein Vorhang, hinter den ich nicht schauen durfte. Dort hängen, sagt die Zeitung heute, die ältesten javanischen Gongs. Bei ihrer Stimme fühlen sich die Javanen in das alte javanische Reich Mataram versetzt. Diese Gongstimmen kann man heute keinem Gong mehr geben. Die Metallzusammensetzung war ein Geheimniß, das verloren gegangen ist.

Sicher hätten diese alten Gongs ganz von selbst gesungen und gerufen, wenn ein Unberufener in frevelnder Neugier den verbotenen Vorhang aufgeschoben hätte. — Herr Z. erzählte mir auch: der Kraton mußte früher immer alle hundert Jahre abgerissen und an anderem Plaz wieder aufgebaut werden. Dieses geschah sicher aus Gesundheitsrücksichten. Heute kommt man davon ab, und — die Pest ist ausgebrochen. Der jetzige Kraton ist schon 1770 gebaut.

Heute begegnete ich wieder in der kurzen Zeit meines Straßenaufenthalts zwei Beerdigungszügen.

Dienstag, den 26. Oktober, nachmittags

Eben erhalte ich die Einladung des Residenten. Sie lautet auf drei Besuche im Kraton. Erster morgen früh um sieben Uhr. Zweiter morgen nachmittag halb sechs Uhr. Dritter am 1. November morgens um zehn Uhr. Das ist sehr wenig.

Viele Prinzen von Djokja wohnen hier. Ich habe nie etwas Vornehmeres in meinem Leben gesehen als diese Prinzen aus javanischem Königshaus.

Sie haben prächtige goldbronzene Stoffe eng um die Füße und gebauscht um die Hüften gerafft. Schwarzseidene Jacken. Und um den Hals ganz wunderbare, einfache, schlichte, schlanke Goldketten. Ich kann nicht alles auf einmal an ihnen sehen. Sie tragen himmelblaue Blumentopfhüte auf dem Kopf. Nichts legen sie ab, sie essen im vollen Schmuck, mit dem Hut auf dem Kopf. Es tat mir leid, daß das Hotel nicht so würdig zeitgemäß ist wie Hotel des Indes in Batavia, wo sie besser gewirkt hätten, da der Hintergrund sich mehr von ihnen getrennt hätte. Prächtige diamantenbesetzte Krise stecken auf dem Rücken in den seidenfarbenen Gürteln.

Ich ging am Abend um sieben Uhr zum Aloen=Aloen. Das Auto kam mit Herrn L. hinter mir hergefahren, und er bat mich, einzusteigen. Er fuhr mich wieder zu seiner illuminierten Haupttür vor dem Kraton, wo die Leute auf Wunsch des Hofes eine Unterschrift beifügen müssen. „Huldigung an S. H. Soesoehuan X.“ steht oben an der Tür in Glühbirnenschrift. Nun soll noch darunter in schwarzer Schrift kommen: „Dargestboten von der E. G.“ (Elektrizitäts-Gesellschaft). Denn sonst sieht es aus, als habe sich der Sultan selbst geehrt, — sagte man zu L. Er fügt die Unterschrift nur ungern bei und flucht auf holländisch: „Gott verdamme mich!“ Den beliebten Fünfminutenfluch aller Holländer. Man kann keine fünf Minuten mit einem Holländer sprechen, ohne daß er sagt: „Gott verdamme mich!“ —

Wir gingen zur Kraftstation im Kraton, wo L. auf einem isolierten Schemel stand und die Maschinen untersuchte. Da war die Maschine fast zu heiß, also zu sehr überlastet von Strom. Er hatte Angst, daß etwas schmelzen könnte. —

Der Gecko ruft wieder von drüben über die lebhafteste Abendstraße, trotz des Straßenlärms ruft er. —

L. fuhr mich dann auch zur Moschee, wir gingen in den Moscheehof hinein. Da floß rund um die Moschee ein Wasserkanal, wenn man den Hof überschritten hatte. Jeder, der in die Moschee will, muß barfuß durch das Wasser zu der Treppe waten. Links und rechts ist ein Gitter, dahinter wohnt ein Krokodil, der Ahnherr der Javanen. Im Moscheehof, der hell erleuchtet ist wie die offene Moscheehalle, war viel Volk. Sie hockten plaudernd in Gruppen auf dem Boden zusammen. Nur der Sultan hat eine Freitreppe in der Moschee und muß nicht erst durchs Wasser waten.

Um acht Uhr abends singen alle Gamelangs rund auf dem Aloen=Aloen zu spielen an. Jedes Regentenshaus dort hat eine Gamelanhalle, eine Art Musikpavillon, neben dem Haus beim Eingang. — Jetzt spielen all diese Musikanten ununterbrochen Tag und Nacht bis zum 2. November. Der Aloen=Aloen war voll Menschen, die an den Regentenhäusern vorüberzogen. Es ist aber sehr staubig warm, und es blizt lebhaft, aber es regnet nicht. Jetzt zieht der Zapfenstreich durch die Straße, holländisches Militär, sie blasen schön, zwei Fackelträger gehen voraus, sie ziehen in die Festung Friedensborg ein.

Morgen früh um dreiviertel auf sieben Uhr holt uns Herr L. im Auto ab. L. ist Berliner, der sich einen Ast lacht usw., in allem Berlin aus der Brückenstraße.

Er stellte mir einen Deutschen vor, Herrn W., aus Westfalen, der bei der Agrarischen Kommission im holländischen Regierungsdienst ist. Wir saßen dann einen Augenblick bei Whisky=Soda im Klub.

Wir sahen auch die Kratonhalle der Staatskarossen. Ich sah eine alte goldene Galakutsche aus dem 18. Jahrhundert dort. Diese alten Wagen sind heilig gesprochen, so wie die alten Gongs und die alten Gamelangs als heilig angeredet werden.

Während wir bei der Beleuchtung vor dem Eingang des Kraton standen, wo Herr L. seine Leute auf den Leitern bei ihrer Arbeit anleitete, kamen unausgeseht Wagen und Deputationen vorgefahren.

Prinzen und Regenten und Prinzessinnen. Herr P. grüßte viele gemächlich und mußte von jedem etwas: der eine hatte so viele Schulden wie Haare auf dem Kopf, der andere war Günstling, der dritte war Pestprinz und hatte die Aufsicht über die Pestbaracken usw. Alle waren etwas anderes. Er begrüßte sie lustig, als ob es kleinere Schulkameraden von ihm wären, aus niedrigeren Klassen. Sie lachten auch, winkten ihm zu, reichten ihm die Hand wie Kollegen. Scharen von Dienern mit großen Tüchern in Schleifen am Kopf, wie Elsässerinnen, kamen und Musikanten in langen Hemden, aus indischen roten Schals gefertigt. Und Menschenmassen standen zu beiden Seiten eines weißen Tores. Oben bei einer Glocke rief ein Muezzin die Zeit aus. Es war taghell erleuchtet, und die Menschen waren lautlos und leicht erregt, aber alle sehr gesittet. Ein so gesittetes Volk sieht man nirgends wieder auf der Welt, wie das Javanenvolk es ist.

Morgen muß ich früh aufstehen. Morgen ist der große Tag mit den zwei Empfängen. Ich werde früh schlafen gehen. —

28. Oktober 1915

Gestern konnte ich nichts schreiben, es war zu viel Empfangstätigkeit im Gange. Heute will ich alles nachholen. Heute ist ein Ruhetag. Morgen wollen Herr Z. und ich nach dem südlichen Indischen Ozean an die Brandungsstelle Parangtritis fahren. Ob ich dann übermorgen nach Soerabaja und Tosari weiterreise, weiß ich noch nicht genau. Ich will sehen, was ich tue denn ich habe nach allem, was ich gestern sah, doch Lust bekommen, zum 2. November noch hier zu sein, wo die Prinzessin von Djokja zur Kaiserin erhoben wird. —

Also gestern morgen hörte ich schon um fünf Uhr die Gamelangmusik vom Aloen=Aloen her. Ein frischer Wind trieb in der Morgenstille die Töne in mein Schlafzimmer, bis unter das Moskitoneß meines Bettes. Der Diener klopfte dann um fünf Uhr, als ich schon lange von der Himmelsmusik der wunder-



vollen alten Gamelangs geweckt war. Ich hatte am Abend vorher schon alles vorbereitet, Wäsche und Kleidung usw., so daß ich nur badete und mich rasierte und schon bald fertig war. Ich traf unterwegs auf dem Gang zu den Bädern in Morgenjacket die Djokjaprinzen, die auch zu den Badestuben gingen, von ihren Dienern begleitet. Viele waren auch schon fertig angekleidet und hockten auf ihren Strohmatte auf den Veranden, und vor ihnen hockte ihr Gefolge, und auch der Schirmträger war schon da und hockte in Ehrerbietung an der Spitze des Gefolges.

Um ein Viertel vor neun holte uns in seinem Auto Herr L. ab. Ich traf ihn auf der Treppe, wo er mir einen schwarzen steifen Filzhut überreichte, den er mir mitbrachte und lieh. Meine weißen Glacéhandschuhe aus Soerabaja vom „Kaufhaus Prinz von Wales“ frachten sogleich zwischen den Fingern auseinander, als ich mich ihnen nur näherte. Es ist alles Schund, was einem diese Händler hier im Osten teuer verkaufen.

Beim Residenten war schon die ganze breite, weiße Borgalerie schwarz von europäischen Herren in Gala. Wir gingen, nachdem wir das Auto verlassen hatten, zu Fuß durch eine Menschengasse in der Vorhalle, um dem Residenten die Hand zu drücken. Da bemerkte ich erst, daß Herr Z. zwei Orden am Frack trug. Herr L. nahm mich auf die Seite und sagte: „Herr Z. trägt einen belgischen Orden neben seinem Dranien-Nassau-Orden; das darf er doch nicht jetzt in Kriegszeiten.“ Dabei lachte der lustige Berliner aus der Brückenstraße sich wieder einen Aft. „Sie haben ja noch viel leeren Platz an Ihrer Brust,“ sagte er und deutete auf meinen fahlen Frack. „Ja,“ sagte ich, „seit wann bekommen denn Dichter Orden in jungen Jahren? Vielleicht, wenn man mal über fünfzig ist, erinnert sich der Herr Staat auch mal an die Verdienste eines Dichters. Heute gilt hauptsächlich geschäftliches Verdienst, ein ganz geistiger, ungeschäftlicher und unpolitischer Dichter, der nur mit dem Herzen arbeitet — und gar ein Liebesdichter —, hat im modernen Staat keine Ehren-

beredhtigung. Dazu stehen unsere Staatsbegriffe von Ehre noch auf einer zu niederen Stufe.“

Der Nebensultan stand in holländischer Offiziersuniform an der Freitreppe und forderte den in Gala gekleideten Residenten auf, in die Galakutsche zu steigen. Sie wurde von vier schweren Schimmeln gezogen. Innen ist der Staatswagen mit goldgelber Seide ausgeschlagen.

Dem Staatswagen schlossen sich alle andern Wagen und Autos voll von Beamten in gold- und silberbesetzten Fracks, und alle Offiziere in Galauniformen, an, und auch unser Auto floß mit dem Strom die breite Straße unter den hohen grünen Mimosenbäumen zum Aoen=Aoen-Platz und zum Kraton. Der Zug sah dunkel aus, und graue Staubwolken und blaue Benzindämpfe hüllten die Wagen ein, und sie sahen gar nicht prunkvoll aus, diese Masse von Eisenautos und die Masse schwarz befrachter Herren, von denen nur einige den Zylinder trugen, andere den runden, steifen Hut, wie ich, und auch Strohhüte und Köpfe ohne Hut sah man in Massen.

Auf dem Aoen standen zwei Reihen der Sultansleibwache in ganzer Länge über den Platz aufgestellt. Dunkelblaue Jacken mit rot-weißen Husarenschnüren, braune, hellgemusterte Sarongs und nackte Füße; als Kopfbedeckung schwarze Blumentopfhüte, und das Haar hinten im Nacken zu einem Frauenknoten gebunden. Am Gürtel den Säbel umgehängt und einen Kris eingesteckt, außerdem noch im Arm ein Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr.

Vor der großen Halle im Hintergrund des Aoen=Aoen hielten alle Wagen und Autos. Es war ein allgemeines Getümmel von Gefährten und Menschen, die ausstiegen. Man versammelte sich in der einige Stufen höher als der Aoen-Platz gelegenen offenen Riesenhalle, die auf ungefähr fünfzig breiten, viereckigen, weißen gemauerten Pfeilern ruht. Auch die Decke ist weiß lackiert, und das Ganze macht einen weiten, lustigen Eindruck. — Die Sonne brannte heftig über dem staubigen Aoen-Platz, alle Gamelangs mußigten rundum in allen Regentenhäusern, und

zugleich spielte eine europäische Militärkapelle, als der Zug, mit dem Regenten und dem Nebensultan an der Spitze, sich in der Halle in Bewegung setzte und durch die weiteren Hallen und Freitreppen in den Kraton einzog. Die Gamelangs klangen wie ein großes Glockengeläute, die Musikkapelle, die militärische, brauste die holländische Nationalhymne. Die breite schwarzbefractete Masse der Europäer schob sich wie ein finsterner Keil, ein grober, in die wundervollen Hallen. Und die Gamelangtöne, die unschuldigen, jubelten: „Wer flug ist, hat keine Feinde, und wer so flug ist, daß er keine Feinde hat, der ist gut.“ Und dieses sangen immer wieder alle Gamelangtöne, bei denen wir, in der Europäermasse eingefeilt, vorwärts schritten, langsam und Schritt um Schritt, ohne Eile, wie es javanische Sitte gebietet. Nachdem wir die zweite große Empfangshalle auf breiter Freitreppe erstiegen hatten, kamen wir an den ganz heiligen Gamelangs vorbei. Diese Halle der Gamelangs war an den Pfeilern mit abgeschnittenen frischen Fruchtstauden der Bananenpalme geschmückt. Die Bananenbündel bedeuten Fruchtbarkeit.

Dann stiegen wir wieder eine Treppe hinunter und kamen an der rotgekleideten, feuerroten Lanzenwache vorbei, die zu beiden Seiten das Volk in der Kratongasse abhielt. Dann kamen wir an den Haupteingang, und endlich in den Kraton selbst. Hier in den großen Vorhöfen, wo große immergrüne Bäume Schatten geben, und wo hohe Mauern, glänzende Nebenhallen und Haupthallen, Sonnenschein und Schatten, blizende Säulenfluchten, weiße Freitreppen, blendende langgestreckte Gesimse und eine unendliche Weite von Gartenflächen und Hallengebäuden sich verwirren und unentwirrbar hinziehen, — hier saßen, ebenso reich wie die Flucht der Gartenflächen, die Flucht der Hallen und Säulen, Scharen von halbnackten, gelbbraunen Javanenhofdienern; wie ebengeschnittene, regelmäßige Blumenbeete hockten die Scharen der Menschenteppiche auf dem Boden. Keine nackte Schulter höher als die Schultern der anderen, kein Kopf höher, alles ebenmäßig, als wären die Köpfe Scharen von Erbsen, gelben, ausgeschüttet in breiten Gruppen, tief

in den Garten unter die Bäume, unter die Hallen, an den Freitreppen entlang ins Unendliche. Es waren Meere von Dienern, Kopf an Kopf, und Vasallen, Meere von Adligen und Meere von Prinzen, die da vor dem Auge Kopf an Kopf in lautloser Stille, wie Engelscharen, die den Anblick Gottes erwarteten, so weit das Auge reichte, die Hallen, Gärten und Vorhallen füllten. Dazu brausten immer noch die Huldigungsmärsche vom Turm des Kratons, wo die Militärmusik ihren Platz hatte, und alle Gamelangs läuteten und träumten, als wäre die Luft über allen Köpfen mit allen Glocken der Erde und des Himmels herangekommen, uns befreundet zu begrüßen.

Diese Gamelanglaute in solchem Getümmel und überbraust von der Militärmusik, und dieser Weihrauchduft, die heiligen Düfte von Blumen, Wohlgerüchen und Salben, die Blitze der smaragdnen Seidengürtel an den braunen Gestalten, der kupferroten Seiden, der scharlachroten Seidensarongs, die Blitze der diamantenbesetzten Krise, die Blitze der schlichten, schlanken Goldketten auf den goldbraunen, nackten Oberkörpern der Männer und Frauen, die göttliche, schöne, schlanke Nacktheit, die, in der Goldbräune ihrer Haut gleich Bildwerken aus Goldbronze, die Bodenflächen überall, wohin das Auge sah, Schulter an Schulter bedeckte, die vielen tausend stillen, schwarzen Augen unter edel geschweiften Augenbrauen, die Einheit der schwarzglänzenden Haarfarbe bei all den tausend Köpfen, sowie die Einheit der schwarzen Augen und die Einheit der unschuldig demütigen Haltung der Körper, — alles berührte mich mit einer so innerlichen Freude, einer Freude, die fast schon schmerzhaft weh war und mir beinah vor Glück die hellen Tränen in die Augen getrieben hätte. Es war mir, als wäre ich gestorben und zöge nun als Seele, im Frack und unter Musik, mit einer Schar außerlesener, befrachter Europäer in den Himmel ein, in den Himmel, an den niemand mehr von uns im Leben der Autos und der Ehrgeizorden, im Leben der elektrischen Glühbirnen und der Eisenbahnfahrten, im Leben des vernichtenden Europadunkels hatte glauben können.

Hier aber war er nun, der Himmel der Phantasie, der Himmel, der im Koran und in der Bibel lebte, der Himmel alles Edeln, alles Unschuldigen, aller reinen Töne, aller reinen Farben, aller klaren Seelen, — hier war er vor mir ausgebreitet. Und mir wurde weh, weil ich mit dem ersten Schritt beim Eintritt schon den Abschiedsschmerz des Hier-nicht-bleiben-dürfens fühlte. — Denn da der Strom der Europäer, lebhaft plaudernd und angeregt, in diese feierliche, unschuldige und herrliche Umgebung kam, sah man den Europäern mehr Schuld, mehr Dummheit und mehr Leere an als jemals draußen in der Welt, wo sie in ihren Häusern zwischen ihren Apparaten und Maschinen wie Zauberer hantieren und mächtig und fürchterlich wirken.

Alle suchten hastig die Stühle auf, die rund um den Saal gestellt waren. Ich wußte aber nicht, daß die Stuhlreihen links und rechts nahe beim Sultan für die holländischen Regierungsbeamten, für die königlichen Djokjaprinzen, für die Residenten, Kontrolleure und Landräte bestimmt waren. Herr Z. sagte: „Dort ist noch ein einzelner Stuhl in der vordersten Reihe frei. Gehen Sie rasch und nehmen Sie dort Platz.“ Ich war, da ich unbekannt war, so einfältig, dem Vorschlag zu folgen. Aber als ich mich eben setzen will, sagt ein Herr neben mir, ein Holländer: „Diese Stühle sind für holländische Regierungsbeamte bestimmt.“ So mußte ich flüchten und zog mich, um nicht wieder anzustoßen, sehr beschämt und gequält in eine letzte, allerletzte Stuhlreihe zurück.

So sah ich wenig, wenn ich saß, und nur wenn ich aufstand, konnte ich Reihen von Prinzen sehen, die auf dem Fußboden in der Mitte des Saales in vier Reihen kauerten. Javanische Beamte hatten Messinggefäße, Sirispucknapfe, vor sich stehen. Die Prinzen aber hatten silberne Spucknapfe. Der Sultan hatte einen großen goldenen Spucknapf vor sich.

Draußen im Garten sah ich nun in langen Reihen die Leibwache unter den Bäumen aufgestellt. Reihen von Beamten kauerten dort in unabsehbarer Zahl.



Hinter mir, in einer tiefer gelegenen Zwischenhalle, die wieder zu einer höher gelegenen Speisesaalhalle führte, die durch Mattglaswände abgetrennt war, saßen an dreißig halbnackte, schön gepuzte javanische Sängern und stand der rot und goldene Game- lang mit vielen Messinggefäßen und mit vielen rot- gekleideten Musikanten. Im weiten Eßsaal sah ich lange, niedere, nur fußhohe gedeckte Tafeln stehen.

In der Ferne verloren sich die Säle in Glas, Säulen, Spiegeln, Gartenblicken und offenen Gemächern ohne Ende, alles war nur einige Treppen- stufen über die Gartenflächen erhöht und wirkte un- endlich ausgedehnt, Halle bei Halle, so wie der Garten Rasen bei Rasen zeigte.

Ich sah manchmal das dicke, volle Sultangesicht zwischen den Köpfen der holländischen Beamten, die vor mir saßen. Auch sah ich die karmoisinfarbene Lehne des Seidensessels, auf dem der holländische Resident neben dem Sultan saß. Über die Art, wie die beiden Sitze der beiden Mächte stehen sollen, ist schon viel Streit entstanden. Immer versuchten die Hofleute, den Stuhl des Sultans ein wenig vor den Residentenstuhl vorzuschieben, und wenn es nur ein Zoll wäre, damit der Sultan ausgezeichnet sei. Immer muß die holländische Regierung sich das verbitten. Ebenso versuchen die Javanen, durch Kissenunterlagen den Sitz des Sultans ein wenig nur zu erhöhen, damit ihr Herr ein wenig über dem holländischen Herrn des Landes sitze. Aber es gelingt ihnen nicht. Sie werden immer wieder zurechtgewiesen. Der Hol- länder läßt sich nichts gefallen. Einmal soll der Sultan den Residenten sogar haben warten lassen. Da war aber der Resident sehr ungehalten darüber. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen beiden Regierungen. Der Sultan entschuldigte sich damit, daß der Diener, der ihm den Sarongsaltenwurf legen mußte, plötzlich mitten in der Arbeit einmal hinaus- gegangen wäre — „nach hinten“ —, deshalb habe sich der Empfang verzögert. Das war natürlich Schwindel. Man hatte versuchen wollen, den Re- sidenten einmal warten zu lassen. Später ist es nie

mehr vorgekommen. Die Toilette des Sultans nimmt immer Stunden in Anspruch. Ihm den Haarknoten zu machen, dauert allein täglich mehrere Stunden. Wenn er sein Haar schneiden lassen würde, so würde er täglich viele Stunden Zeitersparnis haben. Aber sich zu eilen, ist gar nicht javanisch. Es ist unvornehm; und sich zu allem reichlich Zeit nehmen, das nennt der Javane und nenne auch ich vornehm sein. — Den Europäer, den er immer so hastig und eilig sieht, hat er jetzt erst verstehen lernen, seit öfter einmal einige Prinzen in Europa waren, wo sie sahen, daß es dort eine andere Welt gibt, die ganz unjavanisch ist. Jetzt, seit sie das wissen, schätzen sie auch den Europäer höher, da sie die Umgebung verstehen lernten, aus der jeder Europäer hervorgeht, der zu ihnen kommt. Auch der Bioskop und die Maschinen haben sie mit Europa bekannt gemacht.

Im Saal kamen jetzt der Reichskanzler, dann Prinzen, dann mohammedanische Priester über den Teppich auf den Knien herangefrochen, wobei sie hockend, auf die Hände gestützt, in sitzender Stellung auf den Fußsohlen umständlich vorwärts frochen, wie Leute, die keine Beine mehr haben, wie Krüppel, die sich auf Beinstummeln und Händen vorwärts drehen. Zehn Schritte vor dem Sultan blieben sie hocken. Der Reichskanzler ist sehr dick. Er ist ein zweiundsiebzigjähriger Herr. Er sieht sehr gut und sehr fett aus. Aber sein Gesicht ist „zementiert“, wie Herr L. sich ausdrückte. Er meinte emalliert. Er war wie ein gemästeter Kapaun, so schwer sah er aus, der Reichskanzler, und ihm war der Weg in hockender Stellung durch den ganzen Saal bis zum Sultan sehr mühsam und schweißeregend.

Der Reichskanzler sprach etwas, dann antwortete der Sultan, dann sprachen die Priester, dann rutschten alle Herren wieder zurück. Und dann begannen alle Anwesenden, siebenundsiebzigmal Amen zu singen. Es klang wie das Geblöf einer Herde. A-môn — A-môn — usw. Und dieses A-môn wurde von allen Tausenden in der Halle, in allen Hallen, im Garten und in allen Gärten und Höfen wiederholt. Nur wir Europäer schwiegen. Viele lachten belustigt, viele plauderten,

andere fächelten sich mit javanischen Papierfächern. In der Mitte der Halle sind vier holzgeschnitzte, vergoldete und wunderbar in Edelsteinfarben bemalte Säulen, und die Decke ist in Kassettenform ebenso vergoldet, geschnitzt und bemalt. Oben in den Ornamenten nisteten zwei Schwalben, die jetzt, von den sieben- und siebenzig Amenrufen aufgeschreckt, im Saal unter der Decke um die Kronleuchter hin und her schossen.

Ungefähr fünfzig venezianische Glas Kronleuchter hängen in einem Saal, alle mit elektrischen Birnen versehen. Aber am Morgen brannten sie noch nicht, erst am Nachmittag. Auf allen Treppenstufen standen altmodische, über und über vergoldete griechische Jungfrauen aus Bronze, die jede ein Duzend Petroleumlampen mit Milchglaskugeln, ähnlich wie einen Haufen Kinderluftballons hielten.

Als das letzte Amen verklungen war, spielten die Musikkorps und alle Gamelangs, und die langen Reihen Leibwache schossen krachende Salven ab, die mir fast das eine Ohr taub schossen. Die Luft roch nach Pulver, und es war viel Lärm, und die Salven wiederholten sich oft. Ich wunderte mich, daß die Leibwache nicht scharf schoß und uns versammelte Europäer alle niedermähte. Es war die schönste Gelegenheit. Herr L. sagte mir, er habe seinen scharf geladenen Revolver in der Tasche, und ehe man ihn niederstrecke, müßten erst ein Duzend Javanen daran glauben. Und so hätten die meisten Herren hier ihren Revolver im Frack. Ach, daran hatte ich gar nicht gedacht: diese Herren wären also meistens mit dem Revolver bewaffnet in den Himmel eingezogen.

Der Sultan und alle javanischen Hofherren im Saal trugen durchsichtige Kopfbedeckungen. Aus einer Art Stärkemasse, die wie Milchglas oder matte Gelatine wirkt, sind diese Topfhüte gemacht. Man sieht die Kopfhälfte, die im Hut ist, dunkel durch den durchsichtigen, glasigen Hut. Wie wenn man eine Geldbörse mit Röntgenstrahlen beleuchtet und dann das Geld im Geldbeutel sehen kann, so sah man in den weißbläulichen Gelatinekopfhüllen die Köpfe stecken. Das ist deshalb eingeführt, weil es früher vorkam,

daß Höflinge unterm Hut im Haarknoten versteckt einen kleinen Dolch trugen, den sie beim Fußfuß herauszogen, um dann mit einem Stoß von unten dem Sultan die Gedärme durchzuschneiden. Auch das ist früher im Himmel geschehen. Deshalb tragen auch alle den Oberkörper nackt, um sich waffenlos zu zeigen und bereit, vom Sultan getötet zu werden, wenn es ihm gefallen sollte, das zu wollen.

Noch während vom Garten die Salven ohrenvernehmend frachten, kam eine Schar Diener mit nackten Oberkörpern, die trugen silberne Platten in den Händen, darauf gefüllte gläserne Champagnerschalen standen, die sie uns reichten. Aber zuerst zogen alle vor den Sultan. An der Spitze der halbnackten Javanendiener schritt ein einziger europäischer Diener in dunkler Kleidung; dieser Europäer war der einzige unter allen Dienern, der vor dem Sultan nicht niederzufallen brauchte. Er bediente aber nur, wenn der holländische Resident zu Besuch war. Die beiden Champagnerschalen, die er auf goldener Platte trug, waren jede mit einem goldenen, schön getriebenen Deckel zugedeckt. Er schritt vor die javanische und die holländische Macht, und nachdem er sie bedient hatte, wurden auch wir von den andern Dienern bedient. Diese Javanen, diese Mundschenken, trugen smaragdgrüne Gürtel, braune Sarongs, im Rücken den Kris und um den Kopf seltsame Binden aus braun und weißem Sarongstoff, die im Nacken als Schleifen wie zwei Fledermausflügel ausgespannt waren. Ihr Haar war, wie bei allen Javanern, im Nacken zum Knoten gebunden.

Es sind lauter schöne, schlanke Gestalten. Sie wirken gar nicht nackt, diese gelbbraunen Oberkörper, die die Farbe irdener gelber Krüge haben; schön und unaufdringlich und glatt, wie mit gut anliegender Handschuhhaut, so sind ihre Körper mit der schönen, dunkeln Haut am besten und aufs vornehmste bekleidet. Sie gehen alle barfuß und lautlos.

Der Sultan wird während des Empfangs von einer Frau bedient. Und eine Frau hält auch den goldenen Sonnenschirm über ihn. Links und rechts



von den Söhnen des Sultans und des Residenten standen große Blumenaufbauten. Alle Blumen waren weiß, alles Grün dazwischen war silbergrün, die ungeheuren breiten Vasen mattsilbern, und über die mannsgroßen Blumenaufbaue waren silberne Gaze-schleier gespannt. Die Blumen der Sträuße waren weiße Kallablüten, weiße Lotosblüten, weiße Orangenblüten, weiße Engelstrompeten, weiße Tuberosen und weiße Myrten, weiße Seeblüten und weiße Rosen. Die Sträuße wirkten wie weiße dampfende Wolken, deren Formen sich in weiße Blüten verwandelt hatten, starkduftende Blumenwolken.

Sicher kann der Sultan den zigarrenstinkenden holländischen Residenten nicht riechen, darum hatte er sich und ihn mit der Unmasse von betäubenden Blütenmassen umgeben lassen. Mit dem siebenundsiebzigfachen Amen und dem Glas Champagner, den Salven und einer Tasse Kaffee war die Frühzeremonie beendet. Der Sultan war nun kirchlich getraut. Er stand auf, geleitete am Arm des Residenten diesen bis zur Treppe der Halle; alle Prinzen waren auf der Erde über den wassergrünen Teppich, der mit kleinen Blütenblättern ernst bestreut war, zur Halle hinausgefrochen und erwarteten uns stehend am Fuß der Ausgangstreppe.

Die Europäer drängten sich nun alle so rasch hinaus, wie sie sich hereingedrängt hatten; überall hockten noch die Scharen des javanischen Hofstaates in allen Höfen zu beiden Seiten des Weges.

Um halb acht Uhr hatte die Zeremonie begonnen, um neun Uhr war sie beendet, um halb zehn Uhr waren wir wieder im Hotel.

Herr W. war mit Herrn Z. und mir ins Hotel gegangen, ich hatte ihn zum Mittagessen eingeladen. Wir saßen noch auf der breiten, hellen, glänzenden Veranda, die von Fremden wimmelte, da fuhren auch die Wagen der javanischen Prinzen vor, die kamen, sich in ihren Hotelzimmern auszuruhen.

Um halb zwölf Uhr sollte die kaiserliche Braut aus Djokja am Bahnhof in festlichem Zug vom ganzen javanischen Hof von Solo abgeholt werden. Und das war eine neue Anstrengung für die edlen Fürsten. —



Wir saßen noch in der Vorhalle des Hotels und überlegten, ob wir zum Empfang auf den Bahnhof fahren oder oben auf meiner Veranda den Zug abwarten sollten, wenn er vom Bahnhof käme. Da zwitscherten Sperlinge, und wie immer flogen sie uns in der Halle über die Köpfe, flogen durch die Zimmer, und ehe ich mich's versah, fühlte ich, daß mir etwas an das Herz geflogen war. Ein kleines graues, ganz winziges Sperlingskind hing an meinem Frack, dort, wo mir ein Orden des deutschen Reiches sitzen sollte. Das heilige Leben ehrte mich und heftete mir ein junges, pochendes Vogelherz an die linke Frackbrust. Nur eine Sekunde, dann griff ich vorsichtig mit der Hand hin und nahm den lebenden Orden ab, und er flog mir aus der hohlen Hand auf den glatten, spiegelnden Flur unter einen Tisch. Vater Spas und die Mutter flogen lebhaft erregt, lachend und plaudernd hinter ihrem Kind her. Dieser kleine Scherz der Vogelwelt freute mich sehr, und bis zum Nachmittag, wo ich die junge javanische Braut sah, hielt ich dieses winzige, überraschende Erlebnis höher als den Morgenempfang im Himmel des Kratons. Noch am Nachmittag, als ich unter meinem Betthimmel lag und die zehn ganzen und die vier halben, also die zwölf gestickten weißen Löwen auf dem weißen Mouffelinnetz meines Betthimmels zählte, war ich angenehm bewegt von dem zutraulichen kleinen Vogelkind, das sich in so treuherziger Zuflucht bei seinen ersten Flugversuchen geradeaus an mein Herz verloren hatte. Ich wünschte dem Vögelchen Glück und Segen für sein ferneres fliegendes Leben.

Dann fuhren wir, in frische weiße Leinwandanzüge umgekleidet, alle drei im Wagen um elf Uhr zum Bahnhof. Da sahen wir erst die Erwartung des Volkes in allen Eingeborenenstraßen auf dem Weg zur Station. Kopf an Kopf standen die Leute geduldig, freundlich und lautlos beieinander. Von Zeit zu Zeit waren kleine Hallen am Wege errichtet, darinnen ein Gamelangorchester seine rührenden Glockenträume in die Ohren der horchenden Menge streute. Auch kleine Fähnchen, rot und weiße, an Lanzen-

stangen, dicht gereiht, schmückten alle Straßenränder der ganzen Stadt. In der Nähe des Bahnhofes, an der linken Seite des Weges, stand im Gedräng ein Mann, der hatte sich gebückt, strich über seine Wade und machte den Eindruck, als wolle er zusammenbrechen. Wir dachten aber nicht daran, daß das ein Pestkranker sein könnte. Dann standen schon eine Viertelstunde vor dem Bahnhof die Straßen voll von Abgeordneten des Hofes, einer Unmasse von japanischen Staatsbeamten. Und eine Unmasse heilige Würdensonnenschirme, Gold mit Dunkelgrün umrandert, oder Gold mit Rot, oder Gold mit Blau, füllten die Luft der Straße über den Häuption der Menschen wie schwimmende Fotsblätter an.

Wir mußten den Wagen verlassen, er konnte im Gedränge nicht mehr weiter. Zehn Minuten mußten wir uns durch dicht gedrängte Straßen, unter Bäumen, zwischen Reitern auf arabischen kleinen Pferden, vorbei an den papageifarbig bunten Hunderten von kaiserlichen Bogenschützen zum Bahnhof winden. Wir drängten gemächlich auf den Bahnsteig. Ein Assistent-Resident, den Herr W. kannte, erlaubte uns, am Teppichrand stehen zu bleiben, wo die Prinzessin zum Ausgang des Bahnhofes geführt werden sollte. Die Säulen des Bahnhofes waren schlicht mit olivgrünen Papiergirlanden geschmückt. Alle Ketten dünn, untermischt mit einigen wenigen unscheinbaren Papierblumen. Am Ende des Bahnsteigs stand ein grüngedeckter Tisch mit Erfrischungen. Ein roter Läufer lief den Bahnsteig entlang, aber sonst war kein Schmuck da als gepuzte Offiziere und japanische Staatsbeamte in voller Pracht. Der Reichskanzler kam und führte an seiner linken Seite seine Frau, die in ein langes tief enzianblaues dünnes Übergewand gekleidet war. Sie schritt sehr vornehm und ruhig neben ihrem mit bauschigem Sarong hoch aufgepuzten Gemahl an dessen Arm. Aber das Gedräng von Halbkastleuten wurde nun groß um uns. Wir fanden den Geruch von all den schwitzenden Menschenkörpern unerträglich und dachten daran, zum Hotel auf meine Veranda im ersten Stock des Hauses zu gehen.

Draußen vor dem Bahnhofsausgang trafen wir bereits alle Staatskarossen und dicht vor der Treppe die prächtigste goldene Krönungskarosse der Welt. Sie war ungeheuerlich goldstrozend, auf ihrem Dach hob sich ein rotes Samtkissen mit den Reichsinsignien, den goldenen, geschmückt, und darüber lag die ungeheuerlichste Riesenkrone aus Gold, die ich je gesehen. Ein in Rot und Weiß gekleideter, silberbetrefter Kutscher saß auf dem hohen Bock. Innen war die Kutsche mit schwerem Golddamast ausgeschlagen und mit elektrischen Lampen erleuchtet. Zwischen den zwei goldenen Hinterrädern hoben sich vier große goldene Füllhörner, mit goldenen Bananen angefüllt, die sich in goldenen Bündeln aufbauschten. Die zwölf schwarzen australischen Pferde am Wagen waren auf Kopf und Rücken mit Straußen von falben Kakadufedern geschmückt. Diese leuchteten prächtig aprikosfarben auf den blankglänzenden, finstern Kappen. Wir kamen mit unserem Wagen dann kaum zurück, da wir gegen eine Wagen- und Autoflut anfahren mußten. Plötzlich stockte alles. Ein Auto drängte sich durch alle durch. Ich erkannte in dem Augenblick, daß unsere Wagennummer „Dreizehn“ war, die unangenehme Zahl, die mich auf dieser ganzen Asienreise, besonders aber in Java, seit 1914 verfolgt hat. Da sehe ich auch, wie der Herr W. neben mir mit zwei Herren in dem Auto spricht, das sich uns so entgegendrängt und den ganzen Verkehr verwirrt. Er sagt dann kurz und knapp: „Ein Pestfall auf dem Bahnhof! Der Herr da drüben im Auto ist einer der Herren von der Kommission zur Pestbekämpfung, er sagt es mir eben, ich kenne den Herrn aus meiner Pension.“ Da, — das war das Gesicht der Zahl Dreizehn! dachte ich rasch. Und im Geist sah ich jenen Mann von vorhin auf der Station tot liegen, der am Wege halb- zusammengebrochen seine Wade gerieben hatte, die blau angelaufen war.

Wir fuhren dann, um das Abenteuer zu vervollständigen und den Weg abzukürzen, durch ein Eingeborenenhüttenviertel, wo die Pest schlimm hauste und viele, viele Häuser abgedeckt und ausgestorben

waren. Ich zählte einmal sechs pesttote Häuser nebeneinander. —

Dann saßen wir im Hotel auf der Veranda, unten und oben war alles voll von Besuchern und Gästen des Hotels, die den Festzug erwarteten. Er kam dann mit Musik, Gonggeläute der Gamelangs, die mitgetragen wurden, bunt und farbig, mit Leibwachen und Reitern, mit den Bogenschützen, die gelb-grün-blau-rote Gewänder trugen und bunte Papageienfedern im Haar und federgeschmückte Köcher und lange Federn als Ohrgehänge; endlich kamen auch die Staatskarossen, in einer zuerst die Frau des Reichskanzlers, dann in der ganz goldstrotzenden, einem ungeheuren Goldschmuckkasten ähnlichen kaiserlichen Brautkarosse saß die Braut; aber man sah von meiner Veranda nur dunkelblaue Seidengestalten und nichts Bestimmtes hinter den Glasscheiben. Erst am Nachmittag sah ich die Braut halbnackt beim Empfang im Kraton. — Der Sultan, als Herr nicht nur der Menschen, sondern auch der Tiere seines Reiches, soll, so erzählte Herr W., die Ratten in seinem Kraton in Scharen füttern lassen. Es gibt einen Hofrattenfütterer, wie es einen Hofhenker gibt. Trotzdem der Sultan öffentlich kein Recht mehr über Leben und Tod hat, so hat er es doch noch im geheimen in der Tiefe des himmlischen Kratons, wo so manches vorgeht, was nie bekannt wird. Auch einen Hofgiftmischer gibt es. Im Kraton sind tiefe, stille, unterirdische Gänge und geheime Verließe, wo Ratten und Menschen verschwinden können. Übrigens sind auch Pestfälle im Kraton gewesen. Auch im Hause eines Prinzen sieben Fälle, er mußte danach sein Haus verlassen, und es wurde eingerissen. Das sollte man mit dem ganzen Kraton tun und ihn an neuer Stelle frisch aufbauen. —

Von halb zwölf bis halb zwei Uhr hatten wir und alle Menschenmassen auf der Straße und im Hotel auf den Festzug gewartet. — Eine japanische buntegekleidete, grell gelb und rot maskierte Reklamegesellschaft für japanische Allerweltspillen stand in der Zeit mit Musik und Fahnen unten und ließ zum Gaudium des japanischen Volkes bunte Reklameluftballons in

den heißen Mittagshimmel steigen. Dann, am Nachmittag, als ich erschöpft auf meinem Bett nach Tisch um drei Uhr einen Augenblick eingeschlafen war, weckte mich ein krachender Donnerschlag. Ein Wind jagte klappernd durchs ganze Haus. Blitze blendeten, Regen stürzte, und in den Glutofen kam für eine Stunde etwas Himmelsmilcherquickung.

Um halb vier Uhr mußte ich baden und mich anziehen, wieder in Gala und Frack, wie am Morgen.

Freitag, 29. Oktober

Heute morgen um drei Viertel auf sechs Uhr fuhren Herr Z. und ich nach Parangtritis, einem kleinen Platz am südlichen Indischen Ozean. Wir kamen um drei Viertel auf acht Uhr, also nach zwei Stunden, in Djokja an, und um drei Viertel auf neun Uhr in Parangtritis. Es ist dort große, rollende Brandung, graue Sanddünen. Ein schmutziger, fast schwarzer Magneteisenstaub fliegt in der Luft und bildet hohe graue, kaum von Mangrovenstauden bewachsene Dünenhügel. Aber teilweise fällt die Küste, weiter fort von Parangtritis, steil von Vergeshöhe senkrecht felsig in die Brandung ab. Es ist dort auch ein Häuschen unter Palmen auf einem Berg der Küste, darin wird eine javanische Göttin verehrt, die wird Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans genannt. Sie hat ihre Kleider und ihren Altar dort in der Hütte, und es wird ihr noch immer geopfert. Der Kutscher zeigte uns von der Landstraße aus das hübsche, geheimnisvolle Häuschen auf einem bewachsenen Hügel, der nach dem Meer sieht.

Wir badeten unter Schwierigkeiten in rollenden Wellen, die man abwarten mußte.

Wir aßen dort im Strandhotel, — eine lange Hütte, aber kein Hotel. Nur Malaienbedienung, kein Wirt, kein Gast und kein Europäer war da. Auf der Hinfahrt mußten wir eine halbe Stunde vor Parangtritis bei einem breiten Fluß das Auto verlassen und einen zweispännigen, armseligen Karren besteigen. Wir mußten, da es keine Brücke gibt, mit dem Wagen durch den breiten Fluß fahren. Es war sehr sandiger



Grund und sehr schweres Ziehen für die kleinen Gänge. Ein Haufen Kulis half schieben, und es ging ohne Unfall.

Um zwei Uhr kehrten wir um, um fünf Uhr waren wir wieder in Solo im Hotel Slier.

Samstag, 30. Oktober 1915.  
Morgens elf Uhr

Heute ist mein letzter Tag hier. Morgen will ich zum Burubudur reisen und dort übernachten. Und dann übermorgen nach Garoet zurückreisen. Ich bekomme kein Zimmer in Tosari. Den ganzen November ist alles besetzt. Vielleicht wird im Dezember ein Zimmer frei. Deshalb reise ich. Ich bin zu müde, um heute nochmals einen Abendempfang beim Sultan, zu dem ich eingeladen bin, zu besuchen. Und bis zum 2. November auf die Krönung der Kaiserin zu warten, das dauert mir auch zu lang, und es wird eben auch wieder ein offizieller Empfang sein, von denen ich jetzt drei mitgemacht habe. Davon habe ich reichlich genug. Im Gegenteil, wenn ich zu oft dabei bin, dann wird das Ganze gewöhnlich, und der künstlerische Reiz stumpft ab. Darum will ich auf die zwei Einladungen zum Hof verzichten.

Gestern abend war es am schönsten. Da sah ich endlich Frauentänze und Theatertänze.

Ich hörte erst am Abend um sieben Uhr von Herrn Z., daß wir zusammen mit dem Offizierkorps, dem holländischen, eingeladen waren. Wir fuhren im Frack gegen neun Uhr vom Hotel zum Kraton. Es hatte furchtbar geregnet. Herr Z. hatte einen Gummimantel, ich nur den Schirm; beim Einsteigen in den Wagen regnete es noch. Als wir zum Aloen-Aloen kamen, leuchteten nur die illuminierten Regentenhäuser, aber der nasse, aufgeweichte weite Platz glänzte von schwarzen Pfützen und war wie ein weicher Sumpf. Der dicke Staub der Trockenzeit hatte sich in dunklen Brei verwandelt. Keine Menschen auf dem weiten Aloen. Nur in den Kratonstraßen war es lebendig, und dicht vor dem illuminierten Kraton-tor standen Menschenmengen. Wir fuhren in dem erbärmlichen Mietz-

farren mit den schäbigen Säulen und dem schmutzigen Kutscher vor.

Im Kraton hockten draußen unter Hallen und an geschützten Mauern wieder Hunderte von Mitgliedern der entfernteren Familie des Sultans, — die kaiserliche Sippschaft. Die Haupthalle, als wir ihr uns von weitem näherten, war ganz leer. Nur viele hundert Glaskronen leuchteten mit vielen elektrischen Glasbirnen an allen Enden unter der Decke. Und die Stühle, die weißen, in der Sultanshalle, der grünblaue Fußteppich und die rotgoldenen geschnittenen Säulen und der spiegelblanke, weiße Marmorfußboden und die weißen Marmorstufen leuchteten und glänzten, als sähe man unter Wasser in ein erleuchtetes, sonnendurchglitzertes großes Fischglas. Die Hallen sind nicht sehr hoch, aber sehr ausgedehnt.

Der Sultan saß allein auf seinem weißgoldenen Stuhl neben zwei Tischen. Je eines an jeder Seite. Er trug eine dunkellila seidene Jacke, die war schräg über der Brust geknöpft. Sein gebauschter Sarong war braun und weißlich gemustert. Maigrüne seidene Strümpfe und Pantoffeln. An seiner Brust diamantene Orden. Ein breiter, lockerer Brillantengürtel hielt die Sarongfalten um die Hüften zusammen. Auch die Jacke war am Rande mit einer handbreiten diamantgestickten Vorte besetzt. Die Finger bligten, wenn er beim Sprechen eine Hand hob, als hingen diamantene Eiszapfen an den Fingergliedern. Er trug auch unterhalb des schwarzen, goldgestickten Blumentopfhutes, der die sonnenbestrahlte Erde bedeuten soll, reichen diamantenen Haarschmuck am Haarknoten. Er war etwas bleich im aufgeschwemmten Gesicht, sah aber fröhlicher als sonst beim Anblick der Offiziere aus. Auch eine große, schlanke goldene Kette hing um seinen Hals, und ein glasgrünes Ordensband aus Seide hing als Schärpe über der lilaseidenen Jacke. Ich selbst fühlte mich erst bedrückt von den holländischen, deutschfeindlichen Offizieren, dann aber, als wir uns vorher alle einander, beim Major angefangen, vorgestellt hatten, fühlte ich mich angenehmer. Auf zwei Reihen Stühlen, die neben-

einander liefen und eine breite Gasse auf dem dicken, grünen Teppich zum Sultan ließen, saßen wir nieder.

In der Halle rutschten die Prinzen herbei, am Boden humpelnd und krabbelnd, als ob sie Stummel unterm Leib statt Beine hätten. So rutschte jeder bis zu seinem Stuhl, wo er sich gebückt ein wenig hob und sich dann hinsetzte.

Wir begrüßten sie, als wir aufstanden und an ihnen vorüber in den rückwärts liegenden Saal geführt wurden, um der Kaiserin vorgestellt zu werden.

Dort stand die Mutter der Sultanin links vom Kaiser — wenn man vor ihm stand, links — und rechts die Kaiserin, die junge, eben verheiratete. Wir zogen vorüber, fünf Schritte vor ihr eine Verbeugung dann drei Schritte näher eine zweite Verbeugung, und Handdruck. Das heißt Fingerspizendruck. Ich werde die Sekunde nie vergessen, wo ich das kühle Händchen, ein wie ein Elfenbeingliederpüppchen zerbrechliches und doch sehr geschmeidig schlankes Händchen in meiner Hand fühlte und den Druck der glatten Knöchel, der blanken, polierten Haut genoß. Ich erinnere mich, als Junge in der Küche ein abgerupfted junges Läubchen in die Hand genommen zu haben. Wie ein junges Läubchen oder ein junges Hühnchen, ein glattgerupfted, dessen dünne Haut so verschiebbar an dem glatten, dünnen Gebein ist, so fühlte sich diese junge, schlankte, langgliedrige, kleine Hand der javanischen Kaiserin von Soerakarta an. Diese Hand hatte die Kühle von Waldblättern und die feine, glatte Haut der wilden Kirschenzweige, die so süß und flugduftet. Diese Hand war wie ein feiner Luftzug in blauer, durchleuchteter Sternennacht, die auf den Ausgang des Mondes um Mitternacht wartet und schweigt und horcht, denn sie hört den Mond aufgehen, diese Nacht. Diese Hand, die bisher ihr Leben lang nur feinste Batiststoffe am Hofe ihres Vaters gemalt hatte, die nur ihren Vater und ihre Geschwister bisher geliebkost hatte, war in der Liebesblüte noch so keusch; nach den ersten Nächten der Erschließung ihrer Blüte war sie noch nicht lebendig, noch nicht voll zum Liebesgenuß erwacht; wenn ich die Seele der Hand gesehen

hätte, so wäre ein Licht der ersten Frühdämmerung über ihr gewesen, kein Tag noch, kein klares Liebesbewußtsein.

Die Prinzessin, wie sie da nackt mit ihrem glänzenden hohen, tiefgrünen Seidengürtel vor mir stand, nackt bis unter die Brüste, sah nackt und schmal aus wie eine Weidenrute zu Ostern, wenn die silbernen Rätzchen dran blinken, aber noch kein grünes Blatt schattet, — so nackt und keusch sah sie aus. Ihre Schultern standen, wie bei den Weiang-Tanzfiguren, schmal und doch energisch vom Körper weg. Ich sah magere Gruben unter den Sehnen des Halses und Einsenkungen von Magerkeit unter dem Schlüsselbein. Es war, als habe man eine Elfenbeingestalt in eine goldgelbe Gaze straff eingespannt. Die Haut war mit schwefelgelbem Puder, gefärbtem Reispudder, hellgelb eingerieben. Der an den Hüften und Brüsten schmale nackte Leib war so gelb leuchtend von diesem Puder, daß er wie aus sich selbst leuchtete, als sei in den gelben Puder ein grünliches Phosphorpulver hineingemischt. Das Wesen dieses Leibes schien durch diese giftige Leichenfarbe, die dem nackten Körper künstlich beigelegt war, von jeder Sinnlichkeit entkräftet zu sein. Der Körper sah aus, als leuchte der Astralleib aus ihm, und als sei er von einem gelben Licht beschienen, das nirgends im Raume sichtbar brannte; nur auf diesem Leibe lag ein fremder Schein und gab Kunde von dem geheimnisvollen Licht. Das bewirkte dieser Schein, dieser goldgelbe, unirdische, der von dem schmalen Oberkörper, von den schmalen Armen, von dem schmalen, mageren Gesicht in den Saal leuchtete; es war verwirrend und entgeisterte den fernen, harmlosen Beschauer.

Es war, als stehe dort, aller Vernunft zum Hohn, ein Leben und Wirklichkeit gewordener Schwindel.

Man fand das Wesen, das so seltsam mit Entzündungspulver bestreut war, zuerst verrückt. Man haderte mit seinem gesunden Menschenverstand, ob das schön oder häßlich, wirklich oder unwirklich, bleibend oder spukhaft verschwindend wäre. Es wurde einem unheimlich, alle Begriffe von Lebensverständnis

nis, die sichersten und gewohntesten gaben ihren Dienst auf und versagten, man stand hier vor einer geheiligten Überlieferung, vor tausendjährigen Schönheitsbegriffen der Javanen, die verstanden sein wollten und nicht nur mit einer inneren Abneigung widerlegt werden durften.

Und man vertiefte sich, fing an zu verstehen, lernte neue Empfindungsreize kennen, freute sich, bewunderte den Reichtum der Sinnenwelt und sagte sich, man habe ja deshalb Asien und das ferne Reich Insulinde im Rosengarten aufgesucht, um neue Eindrücke, fremde Genüsse und neue Erkenntnisse aufzunehmen.

So entstand dann, nach dem ersten Anprall des Erstaunens, nach dem Erschrecken vor so fremdartigen Erscheinungen eine Zuneigung, eine Begeisterung, eine Fähigkeit, diese gelbgepuderte magere Gestalt poetisch und genießerisch sehen zu können. Ich sah über das weite Frauengemach der Kaiserin hin, sah die nackten, halbbedeckten Hofdamen. Und das Märchen aus Fleisch und Leben, die Märchenwelt des Sultanpalastes, aus reicher Vergangenheit, alter Macht und altem Glanz vereinigt, stand vor mir. Und ich mußte sie künstlerisch anbeten, diese geheiligte Welt der Javanen, die uns nur als ein Märchen erscheint und als Märchen verständlich wird, während sie dem Javanen Alltag, Gewohnheit und täglichen Lebensdienst, ernst und vertieft, bedeutet.

Es war mir nun zum drittenmal in einer Woche die Stimmung von einem großen Weihnachtsfest unter einem großen Lichterbaum, mit einer großen, geheiligten Bescherung, in mein Blut eingezogen. Die Gamelangs spielten wie hundert Weihnachtsglocken, die vielen hundert sanften Gesichter, die sanfte Sitte, die heilige Pracht, — es erinnerte mich an die Christnacht: aber statt in der Krippe lag hier das heilige Leben entfaltet in einem Palast, in aller Pracht, die das Leben zu spenden hat.

Weihnachten! Ich mußte an ein Weihnachtsfest im Jahre 1883 denken. Ich hatte damals von den Sonnenuntergängen, den roten, die stundenlang noch die Winternacht feurig erhellten, gehört und war ange-



regt, da ich wochenlang hatte von Java sprechen hören, wo der Vulkan Krakatau auseinander gesprengt war, wo ein Berg dreißigtausend Menschen vernichtet hatte, wo Feuer und Nacktheit lebten und Tropenwelt und Pracht der Natur, vereinigt mit der Herrlichkeit der nackten Menschenkörper. Ich war so von Java angezogen, daß ich mich, als ich von einem jungen Mann hörte, der dorthin ausgewandert war, um holländischer Soldat zu werden, heftig von diesem Gedanken angezogen fühlte, nach Java zu reisen und dort aus meinem Leben ein javanisches Märchen zu machen. Denn die deutsche Schulbank ernüchterte meine lebhafteste junge dichterische Vorstellung vom Leben zu sehr. — Zu jenen Weihnachten 1883 wollte ich von meinem Vater kein anderes Geschenk haben als ein Buch über Java. Man erstaunte über den Wunsch. Ich aber sagte und beharrte fest darauf, daß ich kein anderes Geschenk wolle als nur dieses Buch. Und da mein Vater leidend war, sollten wir auch keinen hellen Weihnachtsbaum haben. Erst in der letzten Minute grämte sich meine alte Cousine Emilie, die den Haushalt führte, so sehr, weil kein Baum brennen sollte, daß sie doch noch ganz heimlich einen kleinen Baum anpflanzte, der am heiligen Abend brannte. Und ich bekam, wie ich es gewollt, nichts als das Buch über Java. Es lag auf einem Spiegeltisch neben dem Tisch, auf dem das Bäumchen brannte. Ich war sechzehn Jahre alt. Und ich las in den Weihnachtstagen das Buch durch, immer wieder saß ich am Ofen und genoß aus den Zeilen des Buches die Wärme der heißen javanischen Luft, und dazu knabberte ich Weihnachtsgebäck. Am Weihnachtsabend hatte ich mich meinem Vater zutraulich genähert und ihm meinen Plan gesagt, nach Java zu gehen, als Kaufmann oder als Soldat, nur fort von der häßlichen Schulbank, und am liebsten fort nach einem Land, wo alles harmlos, einfach, glücklich und bescheiden zufrieden lebt. Ich kämpfte für diesen Plan nachher noch Wochen und Monate, bis ich ihm ganz entsagen mußte. Als ich ihn sehr spät im Sommer des nächsten Jahres aufgab, war es zu Hause in

Würzburg so heiß und gemüthlich in Wald und Flur, als läge Java mitten in Deutschland und Franken. Und nur darum verzichtete ich ein wenig schmerzloser auf den Lieblingsplan, Javaner werden zu wollen, überredet vom Vater, den Geschwistern und von dem Sommer in der Heimat.

An diese Weihnachten von damals, wo ich Java zum erstenmal in Buch und Bild zu sehen bekam und mir seinethalben alle andern Weihnachtsfreuden verboten und versagt hatte, an diese Weihnachten mußte ich jetzt denken. Da ich gestern zum drittenmal den Kraton besuchte, kam eine mir unerklärliche Weihnachtsstimmung über mich, als alle Gamelangs sangen und läuteten wie die Würzburger Weihnachtsglocken, als alle Hofdamen, die halbnackten, wie Engelscharen sangen, ähnlich den Engeln der Weihnachtsnacht, ähnlich den Mettegesängen beim Duft der Wachslichter und der Tannenzweige um Mitternacht im erleuchteten Dom von Würzburg zur heiligen Mettestunde.

Aber diese Hochzeitsmette hier im javanischen Palast war unbedrückter als die der christlichen Feier. Es war nicht mehr nur Erfüllung des geborenen Kindes, es war Lebenserfüllung des Erwachsenen in mir, — eines Erwachsenen, der dankbar den heiligen Duft von Weihrauch, von Blumen, von geweihten Menschen und geweihten Gedanken einatmete.

In dem Frauensaal saßen auf um ein paar Stufen erhöhtem Fußboden auf rotem Teppich des Hintergrundes Hunderte von Hofdamen mit hohen, glatten grünen und rosa Seidengürteln und braunen Sarongs nur bis hoch an die Hüften bekleidet, die Oberkörper alle nackt. Aber welche schmalen, unsinnlich anziehenden Oberkörper. Nackte Körper veredeltster Menschen, die die Sinnlichkeit so hoch gesteigert und veredelt haben, daß sie äußerlich vom Körper verschwand, aber in den heißen Adern wie Eis brennt.

Der rote Teppich, die bräunliche, gelbgepuderte, goldbronzene Nacktheit aller der Frauengestalten und Frauengruppen, die sitzend dem Europäer kaum bis ans Knie reichten, die roten Lack- und Goldsäulen,

der Glanz der elektrischen Birnen, die gläsernen Kandelaber und die unentwirrbare Flucht geheimnisvoller, nie endenwollender erleuchteter Hallen rundum, und der offene Mondscheinhimmel daneben über der endlosen Länge der Stufen, die zu dem Gartenhof führten, — alles zusammen war vereinigt, mich reich zu beschenken, und die Nähe der heiligen Kaiserin, einer blutreinen Javanin, vervollkommnete den Eindruck, daß es Weihnachten sei. Weihnachten im Himmel, wo für den Mann ein Weib am heiligen Abend beschert wird, Weihnachten unter goldenen Engeln und weit über der Erde, im Märchenlande der Wolken und der Sonne.

Und auf der andern Erdhälfte wütete in der gleichen Sekunde der Kriegstod viel schlimmer, als die Pest in Solo wüten kann.

Und ich mußte wieder an den Prinzen denken, der gesagt hatte: „Kluger Menschen machen sich keine Feinde, kluge Menschen sind gute Menschen.“

Und ich mußte der alten zweiundneunzigjährigen Fürstin, die in ein langes, tiefblaues Seidengewand gehüllt war, die Hand reichen. Und den andern Damen meine Verbeugung machen. Und dann wanderte ich weiter. Immer mich verbeugend, wie die anderen Herren. Es war, als wollte jede meiner Verbeugungen den Damen sagen: „Ich huldige euch und eurem Lande tief.“ Ich wollte noch viel mit den Augen sagen, aber meine Augen wollten mich immer stören und gehorchten nicht, sie sahen zu viel und waren, wie Kinder unterm Weihnachtsbaum, stumm gemacht von zu reichem Beschenktsein.

Dann wurde Spielabend gemacht, die Frauen und die Kaiserin blieben in ihrer Halle, von wo sie in die andern Hallen, in denen wir uns befanden, hinübersehen konnten. Und in den Saal des Sultans wurden dann die Spieltische und die Sessel von den Dienern gebracht. Man hatte sich einen Augenblick gesetzt. Dann erhob man sich, und alles zerstreute sich in den Säulengang, der die Halle an einer Seite gegen den Garten abschloß. Hier konnte man in zwei Säle sehen, in den Prinzensaal und in den Sultan-

saal, der Frauensaal lag entlegener und war nicht mehr sichtbar. Hier stand eine lange Reihe grüner Kartentische. Es wurde L'hombre gespielt. Die obersten Soerakarta- und Djokja-Prinzen setzten sich, je drei Prinzen mit einem Offizier, an die grünen Tische zu den Karten.

Der Sultan saß in seinem Saal mit dem obersten Offizier, mit dem Reichskanzler und dem ältesten Prinzen zusammen am Kartentisch.

Im Hintergrunde, einige Stufen tiefer, saßen Scharen halbnackter Sängerinnen und Gamelangspieler. Die Gamelangs spielten immer in einiger Entfernung in einem offenen Zwischengang, der einige Stufen tiefer zwischen dem großen Prinzenempfangsaal und dem heute abend mit Gläscheiben und weißen Vorhängen geschlossenen Speisesaal lag. Dort waren die purpurnen und mit goldenen Drachenschlangen vergoldeten und geschnitzten Gestelle aufgebaut, an welchen die alten, heiligen Gongs sangen, die noch im alten Reich Mataram den Ton der Festlichkeit angestimmt hatten, im alten javanischen, freien Sultansreich.

Die Hallen hier, die verschieden verteilt sind, sich vergrößern und verkleinern lassen und alle reich beleuchtet sind, erinnern, da sie offen in die Gartenhöfe und in weitere Hallen sich fortsetzen, an das Innere eines sonnenerleuchteten, glitzernden Waldes, wo es Lichtungen und Waldplätze und Wiesen gibt und wieder Waldhallen, in denen die Baumsäulen zum Himmelslicht streben. Aber es war nicht die Höhe, sondern die Mannigfaltigkeit der Räumlichkeiten, die doch im letzten Gefühl sehr einfach und natürlich im Gedanken war.

Die L'hombretische waren besetzt, und alles arbeitete dort leise plaudernd und sich gut unterhaltend mit Spiel und Wort. Nebentischen trugen die Trinkgläser, Feuerzeuge und Aschenbecher. Es waren vorher schon, bei der Sitzung vor dem Sultan, an uns alle Zigarren von Dienern gereicht worden und Kaffee und Tee.

Ich hatte vorher Tee genommen. Ich habe nie

zuvor im Leben solch einen aromatischen Tee getrunken. Er war vermischt mit den getrockneten Blüten des Mellattibaumes, der in den Tempelhöfen und auf javanischen Begräbnisplätzen wegen seines starken, tuberosenähnlichen Geruchs angepflanzt wird. Dieser Tee war ein ebensolches Märchen von Duft, wie es der Frauensaal vorher an Festlichkeit gewesen war.

Nun ließ ich mir nur Eiswasser geben, Apollinariiswasser, deutsches, mit Eis, ohne Whisky.

Wir saßen eine lange Weile, dann kamen vor den Sultansaal in einen offenen Flur zwischen zwei Hallen auf dem glatten, spiegelnden, weißen Marmorboden neun Bagonjas gezogen. Neun dürfen vor dem Sultan tanzen, aber nur sieben, wenn Fest ist im Hause des Kanzlers. Die Frauen wandelten wie Vestalinnen oder griechische Priesterinnen herein. Sie trugen ebenfalls den Oberkörper nackt, die Brüste nackt, hohe, dunkelgrüne Samtgürtel, von weißem, breitem Band gehalten, und darunter eng um ihre Beine rehfarbene, gelbbraun und weiß gemusterte Sarongs, deren eines langes Ende als eine schlanke Schleppe beim Tanzen mit der nackten Ferse bald links, bald rechts im Tanztakt nach der Seite geschleudert wurde. Sie tanzten mit weit vorgestreckten, immer sich im Takt gefühlvoll windenden Armen, die Hände hielten zwei weiße Schärpenenden, die sie wie Libellenflügel hoben und senkten. Es tanzten nicht bloß die Glieder, — es tanzte die geschmeidige Kleidung, beweglich wie die geschmeidigen Glieder, geschmeidig wie der gelbgepuderte schmale nackte Oberkörper der kleinen neun Frauengestalten. Eine Frau saß am Boden daneben, die ordnete manchmal einer Tanzenden einen Schärpenteil oder einen Haarschmuck, ohne daß die Tänzerin im Tanze inne hielt. Nachdem die neun eine Stunde rhythmisch getanzt hatten, setzten sie sich in drei Reihen, mit dem Gesicht gegen den Sultan hin.

Sie kamen auch nicht wie sonst die Tänzerinnen und die Frauen und Männer kriechend herein. Sie durften im Takte der Musik aufrecht gehend langsam



heranwandeln. Sie gingen, als trügen sie unsichtbare Krüge, gefüllt mit allen innerlich geweinten Freudenstränen der Erde, auf ihren schmalen Schultern. Die Musik und der Tanz der neun Feierlichen war wie ein wunderbarer Gottesdienstanz aus den heiligsten Tempeln, getanzt zu Ehren eines unbekannten Gottes. Ich hätte ohne Langeweile bis an mein Lebensende diesem Tanz und dem begleitenden Gonggelaute und den Gamelangwohlklängen zuhören können.

Ich weiß nicht, ob der Sultan oft hinsah zu den Tänzerinnen. Herr Z. sagte mir einmal, er schaue oft auf vom Spiel. Ich sah seinen Kopf nur halb, verdeckt vom Hut und Kopf eines Prinzen.

Während getanzt wurde, rutschten immer verschiedene zu ihm befohlene Prinzen auf den Stummeln ihrer Beine bäuchlings zu dem Spieltisch des Sultans.

Später kam noch die halbnackte hundertköpfige Schar der Sultans-Sippschaft zu uns, die vorher in den Vorhallen gefessen hatte. Sie saßen dichtgedrängt beieinander, auf dem glatten, kühlen Marmorboden des Säulenganges, wo wir und die Lombertische standen.

Es wurde dann Essen gereicht. Alle halbe Stunde ein anderes Gericht, für jeden auf einen Teller gelegt, den man während des Essens in der Hand halten mußte. Indessen tanzten die neun zwei Stunden weiter, bis gegen zwölf Uhr. Dann gingen sie. Und nun kamen sechzehn maskierte Tänzer an. Sie krabbelten auf dem Bauch in den Saal und durften nicht so edel aufrecht gehen wie die neun Frauen, die mir wie die neun Musen erschienen waren.

Die Maskierten stellten sich zu je acht auf zwei Seiten des Saales vor dem Sultan auf, so daß sie gegen ihn hin einen breiten Weg bildeten. Sie stellten in jeder der zwei Gruppen zwei Hähne vor, zwei Hahnenbesitzer, zwei Diener und zwei Spaßmacher.

Das Spiel sollte einen vom Spaß der Spaßmacher begleiteten Hahnenkampf in Sang und Tanz vorstellen.

Die Hähne hatten grüne Papageienfederhauben auf dem Kopf. Hatten grünsamtne und mit Goldband

verzierte große Niedergürtel und darunter bunte Saronghosen, geblümte, seidene, und rosa geblümte lange Frackschöße, die sie wie Flügel mit den Fingerspitzen an den Enden aufnahmen und rhythmisch bewegten.

Die Tänzer wirkten mit ihrer gelbgepuderten, dunkeln Haut wie Weiangfiguren javanischer Schattentheater, sie tanzten auch, als wollten sie ihre Glieder verlängern, wie es die Schattenfiguren tun. Der pantomimische Hahnenkampf dauerte bis gegen ein Uhr.

Um halb zwei Uhr, nachdem wir alle Gerichte eines langen Soupers bis zu Eis und Kuchen durchgegessen hatten, erhob sich der Sultan. Diener trugen den Spieltisch fort. Auch die Herren und Prinzen an den Lombertischen erhoben sich. Man setzte sich zum Sultan in die Stuhlreihen, die dort standen, und deren weißgeblümte Seide und weißgoldene Lackfüße den hellen Saal mit dem weißen Marmorboden noch heller machten. Immer noch spielten die Gamelangs und Gongs, immer noch sangen die Chöre der am Boden hockenden halbnackten javanischen Sängerinnen. Zwischen den Tänzen, in den Tanzpausen, hatte vorher schon ein europäisches Orchester europäische Melodien gespielt. Ich erkannte die Ouverture der Oper „Zampa“ und ein Lied aus der „Dollarpinzessin“.

Jetzt gab es noch ein wenig feierliches Zusammen sitzen. Der Sultan sprach mit seiner Füstelstimme, der Stimme eines plötzlich zum Sprechen angereizten Papageis, schnell, scharf und krächzend, etwas Kindlich-Unerwachsenes im Laut der überverfeinerten Kehle.

Dann standen wir auf, als er sich erhob, jeder trat einzeln zu ihm hin, jeder verbeugte sich, reichte ihm die Hand, und der Abend war beendet. Die Halle leerte sich, die Prinzen gingen mit uns zu den Treppenstufen, dann verließen alle Europäer die erleuchtete Halle. In den zwei Zwischenhöfen saßen noch viele Höflingscharen, Leibwachen, Dienerscharen, nackte und bekleidete, bunt zerstreut in reicher Zahl in den Hallen aufgereiht und versammelt. Bis zum letzten Tor sah man die am Boden hockenden ehr-

erbietigen Reihen der Javanen sitzen, die zur Hofhaltung des Sultans gehörten. Draußen vor dem illuminierten Eingang in den Kraton stand ein Haufe dichtgedrängter Autos und Wagen zusammen. Denn auch viele Prinzen fuhren mit ihren Frauen fort und hatten ihre Häuser in der Stadt und nicht im Kraton. Wir kamen mit unserem Wagen um zwei Uhr im Hotel an. Ich war todmüde. Denn am Morgen war ich um halb fünf Uhr aufgestanden, hatte sechs Stunden Autofahrt und das anstrengende Seebad in der Brandung des Indischen Ozeans erlebt.

Es ist jetzt zehn Uhr abends, und ich will noch ein wenig frische Luft einnehmen und dann früh schlafen gehen. Es ist erquickend draußen, da heute nachmittag wieder ein Sturzregen die Stadt gebadet hat. —

Nun war ich noch in der Nacht auf dem Aloen-Aloen. Es ist jetzt zwölf Uhr. Es war viel Leben heute und ist es noch. Die Gamelangs tönen ununterbrochen bis in mein Zimmer, als ob Chorgesänge, Orgeln und Glocken und viele Orchester spielten. Es klingt so fromm und innig durch die Nacht.

Ich fuhr in einem Wagen durch das Gedränge, der Knabe des Kutschers, der sonst immer auf dem Trittbrett des Rücksitzes stehen muß, ging neben den Pferden und trillerte erbarmungslos auf einer Pfeife, um die Leute vor den Pferden zu warnen. Wir kamen schwer durch das Gedräng.

In den verschiedenen Hallen der Regenten, die rund um den Platz mit Glühbirnenillumination prunken, sah ich in den vom Volk dicht umlagerten Hallen heute Weiangspieler, das sind Maskenspieler, und auch Waffenkämpfer. Statt der Frauen spielten und tanzten heute meistens Männer, zum Teil als Ritter oder Wilde herausgeputzt, mit Waffen und Federschmuck. Die Waffenträger bei drei Regentenhäusern waren ganz vorzüglich. In einem Haus waren sie gekleidet wie römische Gladiatoren. Im anderen waren sie mit Federn reich geschmückt wie wilde Indianer. Im dritten, beim Reichskanzler,

tanzen zwei fast nackte Gestalten im Helmschmuck und mit kurzem Schwert. Diese legten beiden Männer tanzen am vornehmsten und einfachsten. Es war ganz herrlich erquickend, den prachtvollen rhythmischen Bewegungen, den ruckweise ausgeführten und den langgedehnten, zuzusehen. —

Mein Gecko von drüben rief eben wieder aus der Dunkelheit über die Straße herüber, die noch voll Wagen und Menschen lebt. Der Gecko ladet mich zum Schlafen ein; gesehen habe ich diesen Nachtrufer noch nie. Aber seine Stimme besucht mich nachts oft.

31. Oktober 1915. Sonntagmorgen

Es ist ein wunderschöner klarer Morgen. Vor meiner Veranda ist eben die Sonne in das Laubwerk der großen Regenbäume hochgestiegen.

Schwalben wecken mich, so wie gestern. Sie kamen zu zweien in mein Schlafzimmer durchs offene Fenster, das hinüber in den Garten der Javabank steht. Sie zwitschern so laut und fangen die Fliegen von den weißgetünchten Vallen der Zimmerdecke, bis ich die Vorhänge meines Moskitonez-Gehäuses öffne und heraussteige; da kreisen sie noch ein paarmal über mir und sind dann blitzschnell durchs Fenster verschwunden.

Die Bimmelbahn beginnt eben wieder ihr langes Klingeln. Es ist sechs Uhr morgens. Die Straße hallt, und viele Wagen fahren schon, und lautlose Beine der Javanen gehen wie die Beine von Schattenfiguren auf der frischen, sonnenbeschienenen Straße.

Es riecht aber stark nach Teer-Desinfektion. Die Pest lauert irgendwo. Gestern nachmittag sah ich wieder einen weißeingehüllten Sarg vorbeitragen. Viele Menschen folgten, eine Frau trug dabei einen europäischen weißgeränderten rosa Sonnenschirm über sich, aber nicht über den Sarg.

Es ist wie ein Sonntagmorgen in Würzburg, wo mein Vater und meine Mutter uns um sechs Uhr morgens durch die Stadtpark-Anlagen zu einem im Grünen gelegenen Kaffeegarten führten, wo Kaffee getrunken, friedlich geplaudert und Zeitung gelesen

wurde. Solch ein taufrischer, reiner Morgen ist es heute hier in Solo im heiligen Java.

Sonntag, 31. Oktober. Morgens neun Uhr

Herr Z., den ich vorhin nach dem Frühstück traf, erzählte mir, daß gestern abend beim Sultan im Kraton der Tanz noch schöner gewesen sei als vorher. Erst haben, nachdem der Empfang der Beamten sowohl beim Sultan als bei der Kaiserin stattgefunden hatte die vier „Srimpiß“ getanzt, dann Waffenträger, männliche, dann wieder die Wagonjas, die neun, die ich am Tage vorher gesehen.

Ich wollte heute zum Burubudur fahren, aber man kann den Ausflug nicht an einem Tag unternehmen. Ich will nämlich morgen früh hier sein, weil ich doch den Morgenempfang um zehn Uhr im Kraton zur Erhebung der Prinzessin von Djokja zur Kaiserin von Soerakarta mitmachen möchte. Morgen sind es schon neun Tage, daß ich hier in Solo bin. — Übermorgen werde ich wohl wieder nach Garoet zurückkehren müssen, da in Tosari alles besetzt ist. —

Es ist jetzt am Nachmittag wieder schwül, und es wird wohl bald ein Gewitter donnern. Morgen, am 1. November, ist der Geburtstag meines verstorbenen Vaters. Er ist 1819 geboren und 1896 gestorben, er würde jetzt sechsundneunzig Jahre alt werden. Er könnte eigentlich noch gut leben. Und meine Mutter, die 1837 geboren und 1873 gestorben ist, wäre jetzt erst achtundsiebzig Jahre alt; sie könnte erst recht noch gut leben und wäre gar nicht zu alt. Morgen, am 1. November, geht alles in Bayern zu den Gräbern. Ach, es werden zu viel Trauernde sein und zu viel junge Gräber dieses Jahr besucht werden, und der morgige Tag wird ein Tränentag für Millionen Herzen in Europa sein. —

Morgen früh um zehn Uhr gehe ich nochmals, zum letztenmal, in den Kraton. Die Sultanin wird eingesetzt. Der Sultan erhebt seine junge Frau zur Kaiserin. Ich freue mich, beide, und besonders sie, noch einmal zu sehen. Wir werden uns wohl nie mehr im Leben wiedersehen.



Den Nachmittagempfang neulich im Kraton, den habe ich noch nicht beschrieben, ich hatte zu viel zu beschreiben.

Aber er war eigentlich der märchenhafteste Augenblick von allen im Kraton.

Es war kurz nach sechs Uhr, als wir Europäer mit dem holländischen Residenten in den Kraton einzogen. Alle Glühbirnen brannten an den Glaskronen aller Hallen. Die roten, mit Goldschnitzwerk bedeckten Säulen, die weiße Decke und der weiße Marmorboden, die weißen Säulen und die weißseidenen Stühle, alles glänzte uns unter den Klängen der Gamelangs festlich entgegen. Wir saßen in Reihen, und der Sultan empfing auf seinem Sessel eine auf den Knien hereinrutschende Frau, eine Botin aus dem Frauengemach, die mittheilte, daß alles bereit sei. Er erhob sich und schritt mit dem Residenten in die hinteren offenen Hallen, die ein wenig dämmeriger beleuchtet sind. Das viele goldbronzene Fleisch von hundert und hundert Frauen dort, die mit nacktem Oberkörper am Boden hockten, beleuchtete wie mit rötlicher Dämmerung die Tiefe der weiten Halle. Auch der rote Teppich am Boden und das rote und goldne Lackschnitzwerk verbreiteten ein wie von Abendrot getränktes Licht, das warm und einladend uns entgegenzublühen schien wie eine rote Rose in dunkeln Strauchwerk, oder wie die Farben von rosigen Muscheln und roten Korallen, die man durchs Wasser leuchten sieht in roter Dämmerung der Tiefe des Meeres.

Als der Sultan aufgestanden war, drängten alle Europäer nach. Vergebens schaute ein prinziplicher Zeremonienmeister flehend und entsetzt umher, er mußte ausweichen, und in einem Zwischensaal vor dem Frauengemach fluteten die schwarzbefrackten, breiten Rücken der Europäer wie ein Tintenstrom schwarz hinein in die fremden Gemächer. Und die breiten, festbeschuhten europäischen Füße hätten unter den Sohlen beinah ganze Scharen von kleinen, halb-nackten Frauen zertreten, die da so schlicht und so feierlich in großen, langen Gruppen saßen und die ver-

schiedensten Geschenke der Braut im Arm hielten. Ich sah zwei mit zwei fußgroßen massiv goldenen Elefanten im Schoß. Andere hatten Schmuckkästchen, goldene. Einige hatten goldene Speere mit Seidenfähnchen daran.

Im Hintergrund, hinter dem schwarzen Schwarm der neugierig zusammengedrängten Europäer ging inzwischen die Fußwaschungszeremonie vor sich. Der Sultan war in den erhöhten Teil des Frauengemaches getreten. Er hatte seine Braut schon vorher begrüßt.

Jetzt ließen sich Frauen mit silberner Waschschüssel vor ihm nieder, er hielt seinen rechten Fuß hin, den sie befeuchteten. Die junge Braut kam auch auf den Knien näher und beugte sich mit der Stirn zu dem silbernen Gefäß. Und die Frauen neigten ihr die Stirn ein wenig, und sie berührte den Fuß des Sultans. Die kleinen jüngsten Prinzen brachten dann die Pantoffeln des Sultans, in die er hineinschlüpfte. Er erhob sich, stand auf einer kleinen Erhöhung, die Braut stand neben ihm. Er hielt ihre Hand, und nun nahmen beide die Glückwünsche der vornehmsten Europäer, Verbeugung und Händedruck, entgegen. Dann zog sich die Braut in die Tiefe des Gemaches, in den Kreis der andern Frauen zurück, wo sie allein an einem niedern, grünen Tischchen saß, nahebei in einiger Entfernung die Frau des Reichskanzlers.

Der Sultan ging mit dem Residenten zu seinem Empfangssaal zurück, wo man niedersaß. Es wurde Champagner gereicht, und der Resident und alle Europäer tranken ihre Gläser auf das Wohl des Brautpaares. Die Gamelangs läuteten, Salven der Leibwache frachten im Garten. Pulverrauch kroch von draußen herein über alle Köpfe und um die Glaskronen und trübte die Luft. Zwei Schwalben, die oben im goldenen Schnitzwerk des roten Gebälkes der Decke nisteten, flatterten beim Schießen in großen Kreisen durch den Saal und wußten nicht Schutz zu finden vor dem Pulverlärm, der an der Decke doppelt widerhallte. Ich war ganz schwindlig, als ich beim Fortgehen später von der großen Empfangshalle zurück zur Frauenhalle sah, wo die Braut wie ein Bildwerk aus

Wein mit gelbgepudertem Oberkörper, nur einen Schmuck am Haupt, ähnlich dem Federputz der Krontauben, still und allein in dem weiten Kreis der halbnackten Frauen, selbst bis zum Gürtel entblößt, still saß und ein wenig vorgeneigt war, als müsse sie in den Hüften abbrechen wie eine Teerose vom Stiel. Teerosenfarbig war auch ihr Gesicht, gelb gepudert, und wirkte gespenstisch leuchtend im rötlichen Licht des Frauengemaches.

1. November 1915

Heute morgen — eben um sechs Uhr — war wieder ein militärisches Wecken, als ich zum Bad ging. Bei den Badekammern war kaum Platz, so viel Prinzen badeten dort.

Heute um zehn Uhr soll der Empfang im Kraton sein. Es wird wieder ein sonnenheißer Tag werden. Schon jetzt brennt die frühe Morgensonne auf die Veranda.

Drüben unter den Bäumen üben wieder die schilfgrünen Soldaten schon in aller Herrgottsfrühe.

Gestern abend fuhr ich nur einmal im Wagen rund um den Aoen. Es hatte stark geregnet. Das Javanenvolk geht so gut und wohlgesittet wie die Berliner und die Münchner, wenn zum Beispiel der Kaiser erwartet wird. Es war ein stilles, vornehmes Lustwandeln.

Ich hatte einen sonderbaren Traum heute nacht. Er fällt mir eben ein. Ich habe mitten im Schlaf weinen müssen.

Erst war ich in Sälen, wo auch javanische Prinzen unter Europäern herumgingen. Dann kam ich in ein ganz dämmeriges, fast verdunkeltes Zimmer, ganz allein. Da sah ich, dicht gedrängt, einen langen Hofzug von Prinzen und Gefolge und javanischen Beamten, alle aus den höchsten Kreisen des Landes, und auch Kinder in schwarzem Zug an mir vorüber durch den Saal kommen. Ich war erstaunt, so viele vornehme Javanen in meiner Nähe zu sehen. Ich nickte ihnen freundlich zu. Da kamen alle zu mir. Und ein ganz junger Mann nahm meinen Kopf zwischen die Hände, es war, als sei er der zukünftige

Kronprinz, der aus dieser Ehe geboren werden soll, die eben im Kraton geschlossen wurde. Ich war plötzlich von allem Leid des Heimwehs nach Annie und nach Deutschland erlöst. Und in der Befreiung weinte ich laut und überwältigt von Freude. Da sagte der japanische Prinz: „Wir werden dich gegen alle Welt in Schutz nehmen. Gegen alles, was man dir antun will. Sei ruhig, wir schützen dich!“

Dann weinte er auch, und ich hörte mein eigenes Schluchzen und erwachte. — Ich war noch ganz gerührt und erschüttert, als ich aufwachte, über den schönen, beruhigenden Traum.

Montag, 1. November 1915

Jetzt ist es morgens acht Uhr in Europa. Erster November. Der Geburtstag meines guten Vaters. Nun denkt Annie an mich. Immer um zwei Uhr nachmittags hier und um acht Uhr morgens zu gleicher Zeit dort denken wir beiden armen getrennten Eheleute und ewigen Liebesleute aneinander.

Ob sie in Berlin ist? Oder in Stockholm bei ihrer Mutter, die arme, gattenlose, herumirrende Frau, die so nah dem Krieg lebt. Ach, wird es ein Wiedersehen geben? Ich möchte immer weinen und mich über gar nichts mehr freuen; nur wenn ich meine Annie wieder habe, kann ich mich echt und wirklich freuen. Alles andere ist wie Medizinen, damit ich nicht vor Gram vergehe. Annie am nächsten fühle ich mich in der menschenleeren Natur.

Warum nur alles um mich immer eine „Dreizehn“ zeigt? Das Kontobuch, das der Besitzer des Hotels soeben im Kontor vom Tisch nahm, um meine Rechnung herauszuschreiben, hatte Nr. 113. Heute morgen beim Regentenempfang sah ich überall die Dreizehn.

Es machte mich kopfschmerzhaft, diese ewige Unglückszahl rund um mich her zu sehen.

Also heute morgen um dreiviertel auf zehn Uhr holte Herr L. uns zum letztenmal in seinem Auto ab, um zum Residenten und von da in den Kraton zu fahren.

Heute sah ich alles viel deutlicher, weil ich es schon gewohnter war.

Die Höfe voll blau und rot und purpurn gekleideter Wachen, Soldaten und Diener, alles Javanen, waren in der Sonne wie lebende Regenbogen, die feurig unter den Bäumen leuchteten. Das Laub der Bäume war ganz graugrün im Gegensatz zu den bunten, feurigen Gewändern der Menschengruppen, die bunt verteilt unter den Bäumen im matten Schatten hockten. Die Halle auf weißen und goldroten Säulen bligte wieder mit ihren Glasleuchtern, und Gamelangs und Gewehrsalven wechselten wie neulich.

Die Frackherren füllten in schwarzen Reihen die Empfangshalle, und es kamen vier Frauen hockend am Boden angerutscht. Hochadelige Damen, halbnackt, mit schönen braun und weiß gemusterten Sarongs und karmoisinfarbenen Gürtelschnüren geschmückt.

Als sie zwanzig Schritte vor dem Sultan waren, begannen sie in anbetendem, halb klagendem, halb flehendem, halblaute Chor dem Sultan vorzutragen, daß alles bereitet sei. Nie dürfen sie anders als in diesem flehenden anbetenden Ton zum Sultan reden. Es waren zwei alte Regentenfrauen. Und es waren zwei jüngere Frauen hinter ihnen. Alle vier adelige Damen, die sich, halbnackt, vor den europäischen Herren nicht erniedrigt fühlten, als sie auf dem nackten Marmorboden wie Enten am Boden hockend heranwatschelten, langsam und feierlich. Diese Frauen machten heute den größten Eindruck auf mich.

Wenn der Sultan von Frauen bedient wird, so sind das nie gemeine Dienerinnen, sondern immer Lieblingsfrauen und adelige Verwandte. Zwei Prinzen wurden mir gezeigt. Einer trug ein Augenglas, einen Zwickel. Der eine von ihnen war der Thronfolger gewesen, weil er früher geboren, der andere aber nur im Mutterleib früher empfangen worden war als der erste. Darüber entstand nun ein Streit, und der zuerst Geborene wollte der Kronprinz werden, und der zuerst im Mutterleib Empfangene von einer andern Nebenfrau wollte der echtere sein. Darob ein Streit. Und deshalb schlugen die Räte dem Sultan vor:



„Heirate noch einmal, damit du vielleicht einen männlichen Erben von einer Hauptfrau bekommst.“ Denn beide Kronprinzen waren nur von Nebenfrauen geboren. Die Hauptfrau, die erste, hatte kein Kind. Und nun entsteht die große Frage: wird aus der in dieser Woche geschlossenen Hochzeit heute über ein Jahr ein Sohn geboren werden? Denn einen andern Zweck hat die späte Ehe des vierundfünfzigjährigen Regenten nicht.

Um elf Uhr war die Erklärung der Prinzessin zur Sultanin vorüber. Die Zeremonie bestand nur darin, daß der Sultan den Residenten zu dem Frauengesmach führte und ihm dort die neuerklärte Sultanin, wie an den andern Tagen von ihrem weiblichen Hofstaat umgeben, vorstellte.

Die anderen Herren mußten in der Empfangshalle zurückbleiben, nur einige höchste Beamte und höchste Offiziere durften dem Residenten folgen.

Ich sah vor dunkeln Rücken nur dunkle Frauengestalten in dem weiten, dämmerigen Gemach. Im Vorsaal die hockenden hundert halbnackten Hofdamen saßen in strahlenförmig verteilten Gruppen vor der Empfangshalle der Kaiserin am Fußboden. Alle trugen goldene Abzeichen der Kaiserinnenwürde in ihren Händen. Die einen goldene Pfeile, die andern goldene Bogen. Goldene Lanzen. Goldene Siridosen. Fußgroße goldene Elefanten. Goldenen Kopfschmuck auf Rissen und goldene Wasserpfeifen. Und viele goldene Dinge noch, die ich mir nicht erklären konnte.

Nach der Vorstellung des Residenten kehrte man in die erste große Empfangshalle zurück und setzte sich und nahm Kaffee oder Tee ein. Dann stand man auf und verabschiedete sich. Draußen im Gartenhof war in langem Zug von blaubekleideten Dienern der Glamat, das Opferessen für das Volk, in verdeckten, rot und weiß bemalten Tischen auf blauen Tragbahren und in schwarzen geschlossenen Riesenkörben von mehreren Männern auf den Schultern vorbeigetragen worden.

Diese Truhen und Körbe voll Speisen werden in die Regentenhäuser auf den Aoen getragen, wo

das Essen unter das Gefolge der Regenten verteilt wird.

Die Gamelangs läuteten wieder so himmelsglücklich und festlich, die Luft war erfüllt von Seligkeit, und trotzdem mir das sich zum viertenmal wiederholende Bild eines Empfanges gewohnt geworden war, konnte ich das süße, glückliche und doch so welt-schmerzliche Seligkeitsgefühl, das mich immer im Kraton begleitete, nicht in meiner Ernüchterung ablehnen. Ich war wie ein Kind, dem man zum viertenmal den Weihnachtsbaum im Lauf von neun Tagen anzündet, und das doch nicht überdrüssig davon geworden ist.

Heute nachmittag reise ich um fünf Uhr vierundzwanzig Minuten nach Djokja. Ich will dort einige Photographien kaufen von Kratonpersonen in Hof-trachten. Vielleicht kann ich in Berlin einmal im Deutschen Theater eine javanische Pantomime auf-führen lassen. Herr Z. will mir dazu durch seine Firma die Sarongs, Helme und Krise besorgen, mir Muster schicken und die Bestellung im großen für tausend Personen vielleicht übernehmen. Man sollte aber auch einen Gamelang haben und Gamelang-spieler dazu.

Um sechs Uhr vierzig Minuten heute abend treffe ich in Djokja ein. Morgen oder übermorgen will ich dann weiterreisen nach Garoet. Ich freue mich sehr auf Briefe von Annie, die mich wahrscheinlich in Garoet erwarten werden. Das ist dann der schönste Abschluß der Hochzeit, wenn ich Briefe bekomme. —

Der Essenverkäufer, der unten immer mit einer Klingel vorbeigeht und seine zwei Kochtischchen an einer Stange über der Schulter trägt, wird mich mit seinem Geflingel nicht mehr lange plagen. Aber es tut mir doch leid, das echt javanische Solo für immer verlassen zu müssen. Ich werde es nicht ver-gessen, so wie man im Alter seine Jugend nicht ver-gessen kann.

## Meine Smeroe-Besteigung

20. Mai 1917, Sanatorium Tosari

In der Nacht vom sechsten zum siebenten Mai sollte Vollmond sein. Herr und Frau S., die Ende April von Batavia zur dreiwöchigen Erholung in die Gebirgsluft von Tosari kamen, überraschten mich gleich am ersten Tag mit dem Vorhaben, den Smeroe, den höchsten Vulkan Javas — zwölftausend Fuß —, besteigen zu wollen. Ich staunte und lächelte über den Wunsch, den sie so kindlich aussprachen, als handle es sich um einen Spaziergang. Aber Frau S. war schon mal auf dem Vulkan Gedeh in Ost-Java vor Jahren gewesen. Und ihr Mann wiederholte, daß seine Frau so gern auf den Smeroe möchte. Ich wies darauf hin, daß eine Besteigung des Smeroe eine außergewöhnliche Sache sei. Sehr wenige Menschen auf Java haben diesen höchsten Punkt der Tropeninsel „Insulinde“ erklommen. Aber es fiel mir dabei ein, daß neulich eine englische Gesellschaft dorthin gegangen sei, und daß Herr B., ein Deutscher, der auch hier in Tosari weilt, mir erzählt hatte, es habe großartig ausgesehen, als der lange Zug von dreißig Kulis mit den englischen Bergbesteigern zurückgekommen war. Wenn Engländer den Smeroe besteigen, warum sollten es nicht auch Deutsche tun. Es ist von Tosari aus ein Ausflug von vier Tagen, so steht im Touristenführer, und man muß ein Zelt mitnehmen, Nahrungsmittel, Pferde, warme Kleidung usw. Es war also keine Kleinigkeit, diese Bergbesteigung, und ich bedachte den Plan hin und her.

Am dritten Mai öffnete ich abends zufällig die Tür meiner verglasten Veranda. Da wurde ich überrascht von dem glasklaren Mondspiegel, der da in der blauklaren Nacht im reinsten Äther über den Abgründen von Tosari hing. Der werdende Vollmond brachte herrliches Wetter. „Das schönste Wetter, um den Smeroe zu besteigen,“ dachte ich bei mir, sagte aber noch nichts. Am Abend vor dem Schlafengehen überlegte ich: „Du kannst ja um-

kehren, wenn es dir zu schwer wird! Du brauchst dich zu nichts zu verpflichten," sagte ich zu mir vor dem Einschlafen. „Aber morgen wollen wir darüber sprechen.“

Der Mond draußen zog mich gleichsam in die Höhe. Ich wachte ganz früh morgens auf, früher als sonst, schon um vier Uhr. „Auf, auf den Smeroe!“ sagte mein Herz begeistert. „Auf, auf den Smeroe!“ Ich war jetzt drei Monate in Tosari auf sechstausend Fuß Höhe gewesen und hatte noch kein Pferd bestiegen, da ich meine Malaria ausheilen sollte und mir der Arzt jede Anstrengung verboten hatte. Aber ich wollte es wagen. Es zog mich auch im hellen Morgen, der klarblau vor der Tür stand, hinauf auf die Berghöhe, als wäre der Mond noch am Himmel, dessen große, klare Scheibe in mir den Entschluß gefestigt hatte.

Herr und Frau S. waren gleich dabei. Und so besprachen wir mit der Hoteladministration am Morgen des 4. Mai das Nötige. Eine lange Liste von Nahrungsmitteln und Gebrauchsgegenständen wurde aufgestellt. Der Administrator war aufs liebenswürdigste bereit, für alles zu sorgen, und würde nichts vergessen. Der zweite Administrator sorgte aufs Beste für Pferde und Kulis. Mit einem Mandur zusammen wurden einunddreißig Kulis bestellt und drei Pferde. Das Zelt mit eisernen Zeltstangen, welches das Hotel stellt, wird von acht Kulis zerteilt getragen.

Gegen Abend war schon großer Betrieb auf der Gartenterrasse vor dem Kontor des Sanatoriums. Die dreißig Kulis mit dem Mandur hatten sich eingefunden. Sie sollten am selben Abend voraus aufbrechen, um vor uns, einige Stunden früher, beim ersten Schlafplatz am Bergsee „Ranoë Roembala“, einzutreffen und das Zelt zum Nachtlager aufzuschlagen. Wir selbst sollten ihnen zu Pferd in gleicher Nacht, um halb vier Uhr von Tosari aufbrechend, nachfolgen. Aber ich will nicht vorgreifen, sondern die Gedanken langsam die Ereignisse begleiten lassen.

Ich ging diesen Abend nicht zu Tisch, ich packte. Wir nahmen jeder einen Wäschesack voll warmer Flanellkleider, Handtücher, Schuhwerk, wollenen Anzug und Wintermantel mit. Außerdem hatte jeder noch eine Lederhandtasche gepackt mit Toilettengegenständen, Medizin und Verbandzeug. Ich hatte Zeichenpapier, Aquarellfarben und Farbstifte mitgenommen. Außerdem wurde mir noch ein wasserdichter, dünner Regenmantel mit Stock von einem kleinen Javaniendiener nachgetragen und ein Feldstuhl. Das große Gepäck, die Wäschesäcke, wurde noch am selben Abend von den Zeltkulis vorausgetragen. Die Handtaschen nahmen unsere Pferdejungen an Bambusstangen mit.

Ali hieß mein kleiner Diener. Tumbull hieß mein Pferdejunge. Und Balling hieß mein kleines gelbes Kampong-Pferdchen. Mit diesem Pferdchen bin ich in den sechs Tagen ganz zusammengewachsen.

In der Nacht vor dem Aufbruch schlief ich fast gar nicht. In jeder Stunde mußte ich, von zwölf Uhr ab, wo ich zu Bett gegangen war, auf die Uhr schauen. Ich war wacher als ein Junge, der sich auf Weihnachten oder auf Ferien freut. Da ich in diesem Jahre fünfzig Jahre alt werde, erstaunte mich dieser Eifer, diese Ungeduld, die ich sonst selten an mir kenne. Aber es beschäftigte mich die Lust, aus dem Stalle zu kommen. Wie ein überfüttertes Pferd hatte ich drei Monate in Tosari vor den Berggipfeln stillgestanden. „Hinaus!“ Und der Gedanke, gegen Anstrengungen und Entbehrungen kämpfen zu müssen, gab meinem Blut einen gesunden Wagemut.

Herr S. war noch ungeduldiger als ich. Er tanzte von dem Augenblick des Entschlusses an wie ein Ballettänzer auf und ab vor seiner Frau. Er ist aber auch erst dreißig Jahre alt und hat noch nicht soviel Reiseleben hinter sich wie ich. Seine Vorfreude war kostbar, und ich lachte über seine Sprünge, die er immer machte, sobald das Wort „Smeroe“ fiel. „Smeroe!“ jubelte er in allen Tonarten und warf die Beine nach dem gleichfalls lachenden Vollmond. Das Wort „Smeroe“ schien auf uns alle, seit die Besteigung als Entschluß feststand, wie ein geheimes



Elirier zu wirken. Und diese Wirkung blieb bis zum letzten, sechsten Tage köstlich in unserer Seele, und das Wort „Smeroe“ stumpfte sich nicht ab, auch nicht während der größten Anstrengungen.

Ich war um drei Uhr morgens am 5. Mai noch nicht fertig angekleidet, da stand schon Herr S. tanzend unter meiner Tür und atemlos, als ob er schon vom Smeroe zurückkäme. Ich hörte, daß auch er und seine Frau vor Aufregung kein Auge geschlossen hatten. Vor meiner Tür saßen Ali und Zumbull und einige Kulis, die bereits Zigaretten rauchten, um sich, wie es schien, gegen die Nachtluft an dem Feuerfunken vor ihrem Mund zu wärmen.

Punkt halb vier Uhr stiegen wir auf der zweiten Hotelterrasse vor den Zimmern des „Homes“, wo S. S. wohnten, auf die Pferde. In letzter Stunde hatte ich mich noch daran erinnert, eine helleuchtende Benzinlaterne vom Hotel mitzunehmen. Die Pferde standen, halb beleuchtet vom grellen Schein des weißen Laternenlichtes und vom Mond auf den Mähnen mattblau beschienen. Und die Kulis, in ihre Leinwandtücher eingewickelt, von Schatten und Licht grell zerrissen, wirkten wie einem Rembrandtgemälde entstiegene Gestalten.

Der Laternenmann schritt an der Spitze, dann folgten die drei Reiter, umgeben von Pferdejugen und ein paar Trägern.

Es war eine frische, totstille Nacht. Der Mond verschwand bereits. Die Laterne schnitt ein schneeiges Loch in den finsternen Weg, der auf den Bergkamm von Tosari hinauf in die Höhenlandschaft führt. Als die ersten Bambustreppen kamen, die zu dem nächsten Bergdorf steil hinaufführten, begann mein Pferdchen Balling derart herzerbrechend zu keuchen, daß ich abstieg. Ich war recht bestürzt. Ich glaubte, ein schlechtes Pferd bekommen zu haben. Und ich ging eine lange Weile nebenher und kletterte zu Fuß dem Pferd voraus. Später aber merkte ich, daß das eine Eigentümlichkeit Ballings war. Morgens keuchte er immer, bis er sich warm gelaufen hatte. Dann keuchte er nicht mehr und stolperte nicht mehr. Dann war er

den ganzen Tag mutig und fest und stark und war den andern beiden Pferden immer voraus. Das kleine halbe Bergpferdchen war ein unermüdlicher Renner und Kletterer. Ich war entzückt und genoß das liebe Tier und gewann es von Tag zu Tag lieber. Unterwegs kauften wir javanischen Zucker und taten ihm davon in das Wasser, was Balling sehr zu schätzen mußte. Das Pferd wurde mir so lieb wie ein guter Reisegefährte.

Der Mond war hinter den Bergen untergegangen. Vom Tag war im Osten noch keine Spur. Und ich war recht froh, daß wir als Wegweiser das blendend-weiße Laternenlicht vor uns wandernd hatten. Ali trug es voraus und stritt sich dabei mit einem andern Träger, der ihm seinen Vorrat Reis nicht tragen wollte. Denn jeder Kuli hatte seine Reiskahrung für vier Tage mitgenommen. Sie kochten ihn dann gemeinschaftlich in einem Topf und teilten und aßen ihn auch gemeinschaftlich ohne Streit auf. — Ich sprach ein kleines Machtwort, und Ali trug die Laterne, und der Kuli trug Alis Reisbündel. Plaudernd und angeregt ritten wir hintereinander im Schlagschatten der Pferde, denen das Laternenlicht in den Augen schmerzte.

Allmählich, immer höher von Tosari fort, kamen wir durch das letzte hochgelegene Dorf. Es war da alles in den dunkeln Holzhütten noch tief im Schlaf, und nur die Dorfhunde keiften. Auf den von der eben beendeten Regenzeit noch aufgewaschenen und zerrissenen schmalen Erdpfaden ging es an den tiefen Schluchten entlang, wie am Rande der Erdkugel. Es gähnte neben den Pferdehufen das unendliche finstere Nichts am Wegrand.

Bald kamen wir in eine letzte Bergbucht, ehe wir die Höhe des Bromobusches erklimmen hatten. Der Tag dämmerte schwach. Zum Abschied von der Heimat wendeten sich die Kulis noch einmal gegen die Richtung von Tosari und riefen das malayische Wort für „Glück!“ über den Abgrund hinunter in die Bergdörfer. Wir riefen auch mit. Und der Himmel färbte sich sacht grünlich und rosa im Osten, und das Berg-

Echo rief „Glück!“ Immer weiter ging es Bambusleiterwege hoch zum Bromobusch. Das ist ein Tannenwald von indischen langnadeligen, seidenen Tannen, die viel zarter und silbergrauer als unsere deutschen Tannen sind. Sie sind auch schlanker und beweglicher und glänzen wie Seide in der Sonne. Der Frühlhimmel war perlmutterfarben; wie eine riesige Austerschale, so leuchtete er in sanften Irisfarben durch die ersten Tannen des Bromobusches, als wir in den Waldweg einritten. Die Wege waren, wie die Bäume, triefend naß vom Nachttau. Und Büsche mit gelben Azaleenblüten leuchteten am Weg, und alles Kraut und alle Baumstämme rochen erquickend nach frischgewaschenem Grün und frischgewaschenem Holz. Der nasse Morgenwald wirkte wie ein Bad auf uns, das wir nahmen, ohne die Kleider ausziehen, im Vorüberreiten, und das uns inwendig mehr reinigte als auswendig. Der Waldhahn schrie im Dickicht. Wir hielten die Pferde an, lauschten und sahen auf die sich aufhellende blanke Scheibe des Meeres, die siebentausend Fuß tief vor dem Zenggergebirge im Osten ausgebreitet lag, wie eine Platte aus gegossenem Glas und in der Unendlichkeit im rosigen Morgennebel gen Osten zerfließend. — Der Waldhahn schrie öfter, wie einer, der im Wald jodelte, und der graue, nasse Wald rauschte leise in der Zugluft des Morgens, und seine Stimme drang tief ins Blut, war heilig wie das Blutrauschen im Menschenkörper.

Nun wurde es taghell. Es war rasch Tag geworden, — unser erster Reisetag auf dem Weg zum Smeroe! Der 5. Mai 1917.

Wir sahen, als wir auf die Berghöhe aus dem Wald ein wenig bergab ritten, über ein schattiges Tal fort zum erstenmal den Smeroe dunkelblau im reinen Ather der Morgenstunde scharf ausgeschnitten als mächtigen fernen Kegel im Süden stehen, und vor ihm einen niederen runden Berg, den die Kulis uns als den Berg Koembala nannten. Aber die beiden mächtigen Erdhäupter lagen viele Meilen in der Luftlinie über die nächsten Höhen fort. Sie schienen in

einer Einsamkeit versunken, in die es schwerer einzudringen schien, als es war, die Berghöhe zu erreichen.

Bis zum Mimgolpaß am Ufer der gewaltigen Sandsee ging es auf bekanntem Weg. Ich war im Vorjahr, im März 1916, dort gewesen. Als ich damals in die Sandsee hinuntergeritten und auf den Bromo gestiegen war, hat dieser Vulkan noch grimmig geraucht. Aber nun waren alle Vulkane feierlich stumm und tot und standen rauchlos hinter den äußersten Erdwällen von Tosari. Es konnte zwar in jedem Augenblick eine mächtige Explosion erfolgen, denn die Vulkane ruhen nur zeitweise aus und beginnen hier immer bald von neuem zu arbeiten. Regel ist, daß entweder der Bromo oder der Smeroe Rauch ausstoßen. Daß beide zu gleicher Zeit tot scheinen und ruhen, so wie in diesem Jahr, das ist etwas Außergewöhnliches. Es gab vor einigen Jahren eine Zeit, da beide Krater zugleich spuckten, und mit einem Zwischenraum von fünf Minuten warfen sie immer abwechselnd Rauch und Steine aus.

Der Bromo liegt in der Sandsee. Diese ist ein riesiger ausgestorbener Kraterring, in welchem sich drei Vulkane erheben: der tätige Bromo, der tote Batok und der größte, der tote Widodaren. Hinter den drei Vulkanen steht, außerhalb der Sandsee, verbunden mit ihr durch eine lange Höhenkette, der höchste Vulkan Javas, der Smeroe, zugespitzt wie ein steiler, riesiger Zuckerhut.

Die Administratoren des Hotels hatten Frau S. abgeredet, diesen Smeroeritt mitzumachen. Sie meinten, dieser Ausflug von vier Tagen, den wir aber zu sechs Tagen ausdehnten, sei zu schwer für eine Dame. Sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Und wie sie jetzt im Morgen so mutig mit uns auf den Bergwegen weiterritt, da freute es mich, daß eine Frau bei uns war, die mir alle Namen der Blumen nennen konnte, und die auf die Kulis einen guten Eindruck machte, weil sie ihre Sprache sprach, und da von einer Frau immer eine Befähigung ausgeht über alle rohen Männer. Die Leute, die javanischen, be-

mühten sich auch auf dem ganzen Weg, ihr zu dienen und ihr behilflich zu sein. Und da sie ihre Sprache ausgezeichnet sprach, und, wenn es nottat, von ihrem reichlichen Vorrat an Medizin unter die Javanen austeilte, so war es ein wahrer Segen, daß wir eine mutige Frau bei uns sahen.

Die fahlen Felsen am Weg, Basalt und alterthümliches Lavagestein, waren dicht bedeckt von einer Art buschigem Edelweiß, das jetzt gerade in schönster Blüte stand nach überwundener Regenzeit. Auch die bekannten rotblättrigen Büsche von Heidelbeerkraut leuchteten prächtig blutrot unterm glasblauen Morgenhimmel, und die wunderlichen Formen erstorbener, uralter Tannen standen schwarz wie Gebilde aus Kohle in der Luft.

Um sieben Uhr kamen wir am Mimgolpaß an. Wir hatten nur eine Frühstücksbleckkiste bei uns, in welche belegte Butterbrote, harte Eier, Pfirsich und Orangen, Selterwasser und eine Flasche Portwein von der Sanatoriumküche eingepackt worden waren. Dieses Essen mußte den ganzen Tag reichen, denn wir sollten erst gegen Abend zu unseren weiteren Vorräten, die mit dem Zelt und mit den siebenundzwanzig Kulis vorausgeschickt waren, kommen. Wir waren deshalb etwas geärgert, als wir bei den belegten Broten fast lauter Marmeladebrote und nur ganz wenig Fleischbelag entdeckten. Die Köchin hatte sich geirrt und kein Tagesessen, sondern nur ein einmaliges Frühstückessen mitgegeben. — Aber es ging uns trotzdem nicht schlecht. Wir frühstückten etwas, und ich ließ mir von meinem Diener Ali ein Brett halten, auf das ich mein Zeichenpapier legte und in aller Eile eine Bleistiftskizze vom Vulkan Batok und der Sandsee machte.

Nach zwanzig Minuten Rast ging es weiter. Die letzten Nebel, die immer morgens die Sandsee wie eine Lage hohen Seifenschaums füllen, begannen sich zu bewegen und in der Sonne hinzuströmen und in Flocken fortzuwallen. Die Sandsee liegt tausend Fuß tiefer als der Mimgolpaß. Ihr Sand ist dunkler, eisengrauer Aschenboden, nur von ganz dünnen Gras-



streifen hie und da durchzogen. Auch die Krater des Batok, des Widodaren und des Bromo liegen wie finstere Kohlenkegel in der Sandsee, und nur ihre schwarzen Rillen schillern ein wenig grünlich. Die Rillen haben die Farbe von Leibern von Salamandern, die schwarz, rötlich und grün funkeln, und die wir als Kinder in den einsamen Morastflächen der alten Würzburger Stadtgräben an schulfreien Nachmittagen mit Eiser suchten.

Vom Mingolpaß sieht man wie von einem Festungswall in einen riesenhaften ovalen, meilengroßen Hof. So wirkt die Sandsee. Flach und schwarz liegt sie wie der ausgetrocknete, flache Boden eines verschwundenen Sees da, umringt von tausend Fuß hohen, schroffen Gebirgsufern. In ihrer Mitte, zusammengedrängt, liegen die drei Vulkane Bromo, Batok und Widodaren. Der Smeroe, den wir besteigen wollen, liegt außerhalb der Sandsee im Südosten. Diese ganz in schwarze Asche gehüllte, weite, tote Ansicht der Sandsee und ihrer Krater wirkt wie ein Stück Mondkraterlandschaft, wie ein Mond-Ringgebirge, so wie man es oft deutlich bei Vollmond im Fernrohr erkennen kann; mit scharfen Schlagschatten am Rand und mit trostloser Leere, ausgestorben und hohl und aschengrau hingestreckt, so ist das Sandmeer wie ein meilengroßes, offenes, dunkles Grab. Man wandert ungefähr eine kleine halbe Stunde den Mingolpaß steil bergab. Von der letzten Regenzeit waren in dem Engpaß Blöcke abgestürzt und lagen zerspalten über dem schmalen Hohlweg. Die zersplitterten Felsen zeigten feuerrote Farbe und waren wie versteinerte Flammenglut. Wir fanden auch am Begrand einen in verhärteter Lava eingekrusteten Baumstamm, der gleichfalls versteinert war. Er schien vor Tausenden von Jahren, von brennender Lava überschwemmt und eingewickelt, nicht zum Brennen und Feuerfängen gekommen zu sein. Vielleicht erkaltete die Lava zu rasch oder bildete sie einen luftleeren Raum rund um den Baum. Er lag jetzt aus der Felswand gestürzt am Weg, versteinert und halbentblößt vom harten, rotversteinerten Lavamantel, im Engpaß. Gern hätten

wir das Naturwunder mitgenommen, aber das war ganz unmöglich.

Im Engpaß schien die Sonne durch die Tannen und Büsche, die am Rande wuchsen; und die Durchblicke auf die schwarzen Aschenstrecken unten, auf das sich fortwälzende silberweiße Nebelmeer über der Aschenfläche und auf den klaren, blauen Sonnenhimmel darüber, das war ein düster ernstes dreifarbiges Bild, wie es selten in dieser Zusammenstellung von Schwarz, Weiß und Himmelblau vorkommt, und ich war von diesem ernsten Dreiklang des Lichtes urweltlich berührt. Es kämpften Trauer und Leben, Alter und Jugend in den Farben des Aschenmeers und des Morgenhimmels und im beweglichen Wolkennebel.

Unten angekommen im Sandmeer, wendeten wir uns gen Westen. Es ritt sich gut auf dem weiten, samtenen, flach hingestreckten Aschenboden. Lautlos jagte mein Pferd voraus. Ich kannte den Weg auf der Ascheneinöde nicht. Aber ich sah vor mir die gligernden Fußspuren der siebenundzwanzig Kulis, die in der Nacht hier mit unserem Zelt und Gepäck das Sandmeer hintereinander durchschritten hatten. Den deutlichen Fußspuren, die schwarz vom weichen, eisen grauen Aschenboden leuchteten, folgte ich mit meinem Pferd im Galopp. Stellenweise, auf harten Lavasteinrippen, verlor ich die Kulispur, aber bald wieder entdeckte ich sie. Wie in einer meilengroßen, riesigen leeren Eisenpfanne ritt ich in der Sandsee hin. Düsterkeit ringsum. Nur der Himmel über mir leuchtete blau und voll Morgensonne. Es liegen manchmal weiße, leuchtende tote Äste auf der glatten schwarzen Aschenfläche, sie glänzen wie weiße Knochenreste im Sonnenschein. Dazwischen liegen krause Basaltsteinchen zerstreut, aber meist ist die Asche glatt wie ein dunkles Tuch und scheint straff gespannt, denn die Regenströme der Regenzeit haben den Aschenboden flachgedrückt und poliert.

Hinter mir hörte ich Geschrei und Gelächter. S.s Pferd war beim Galoppieren in einen Aschenhohraum getreten, war gestolpert, und S. flog in die Asche, aber der Fall ist hier weich wie der Sprung in ein

Plüschsofa, und er tat sich kein Leid an durch den jähen Sturz.

Es gibt einige breite, trockene Bachrillen im Sandmeer zu durchreiten, aber sonst ist nirgends ein Hindernis. Bis man am westlichen Ende zum Idjopaß kommt. Hier ist nicht ein breiter, steiler Weg, wie er zum Mimgolpaß führt, sondern nur ein ganz schmaler Pfad in scharfen Basaltrinnen; wie zwischen den Bretterwurzeln eines Gummibaumes, so eng und kändig geht dort der Pfad, der nur eine der vielen Gesteinrinnen ist, kletternd in vielen Windungen zur Idjopaß-Höhe. Ich stieg ab und lief zu Fuß, über die spröden Gesteinrunzeln springend.

Um neun Uhr waren wir oben am Idjopaß. Wir sahen nochmals zurück auf die Sandsee bis zum Mimgolpaß. Und ich staunte, wie ähnlich der Vulkan Batok einem Topfkuchen ist. Wie ein gerillter Topfkuchen von Riesengröße sah man den Batokberg frei in der Sandmeerfläche stehen; ihm nahe erhob sich der ausgebreitete Widodaren-Vulkan, den wir mit seiner dunklen Erdmasse dicht vor uns hatten. Um uns wuchsen auf dem Paß reiche Büsche von Rhododendren mit großen blaulila Blüten. Auch war überall wieder das lederne rote Heidelbeerkraut, das blutig leuchtete, und die großen, weißen, blühenden Büsche des Edelweiß, das am reichsten von allen Blumen blühte und so hoch wie die Bergpferdchen wuchs. Die Sonne hatte den letzten Wolkenschaum aus dem Sandmeer gefegt, die Aschenlandschaft mit ihren grünen Gebirgzufern und dem blauen Himmelsdeckel lag still und einsam. Selten zwitscherte im Gebüsch ein Vogel. Selten kam ein Käfer vorbeigesurrt, es war nur der Tod auf der weiten Aschenerde des Tales unten und nur Sonnenleben im Morgenhimmel oben.

Wir rasteten am Idjopaß oben zehn Minuten. Ließen die Pferde grasen. Tranken einen Schluck Selterwasser und ritten weiter. Unser Humor konnte nicht besser werden. Wir sahen nun wieder den Smeroe in der Ferne hinter den Höhenkugeln mit seinem blauen, breiten Kegel uns entgegenschauen. Eine

kleine Bangigkeit vor dem letzten Aufstieg am dritten Tage, die hastete in uns Dreien und erfüllte uns mit einer leichten Galgenlustigkeit. „Aber wenn es mir zu hoch wird, gehe ich einfach nicht weiter und lasse die anderen allein gehen, denn ich bin Malaria-patient,“ so sagte ich mir im stillen. Und darum ritt ich sorglos dem Smeroe auf den schmalen Bergpfaden entgegen. Der Weg jetzt im Vormittag, bis kurz vor zwölf Uhr mittags, ging zuerst immer noch auf dem schmalen Bergkamm in leichten Wellenlinien rund um die Sandsee, dicht am Widodaren vorbei. Dann lenkte er seitlich ab und ging durch die weite, gelbe Berggraslandschaft zur Höhe, zu dem ersten Bergsee hin.

Die Sandsee hinter dem Widodaren, an deren hohem Rand wir entlangritten, war hier freundlicher. Die Abhänge des Vulkanes sind hier umwaldet, und man sieht auf ein Meer von Baumkuppeln, die in den Vulkanfalten hinaufziehen. Der Reitweg geht durch dichtes, buschiges, hohes Berggras. Und ich freute mich über den blonden Glanz des schönen, glänzenden Grases, das in großen Büscheln wuchs, so weit das Auge sah, an allen Höhenabhängen. Dieses gelbe Gras auf den Hügelfeldern der Höhen leuchtete wie reife Weizenfelder. Ab und zu kam ein großer gesprenkelter Schmetterling über den Weg getaumelt. Und am Abhang, in die Sandsee-Schlucht hinunter, sah man uralte Wälder erstorbener Tannen, die von rostroten Bündeln dichter Orchideenblätterklumpen umwachsen waren. Die Sonne schien warm auf mein Pferd, warm ins Gras, warm in mein Gesicht, und doch kam uns ein eisiger Luftstrom durch die Sonnenwärme entgegen; wie Heilquellen, unsichtbare, gingen diese Eisströme durch die Morgensonne, und sie erfrischten gewaltig und setzten die Nerven in Aufregung, so daß vor lauter Lusterquickung keine Müdigkeit im Körper aufkam. Und dieses Gemisch von Kälte und Sonne erregte uns in allen den sechs Tagen so sehr, daß man fast keiner festen Nahrung bedurfte, und kein Essen schien so erquickend und so kräftigend zu sein wie das elektrisierende Gemisch von Eiskälte und Tropensonnenwärme. Ich verstand auf einmal, daß



die Götter von Nektar und Ambrosia leben konnten in ihren eisigen und sonnigen Ätherhöhen, denn nur ein Schluck Quellwasser, mehr schien dem Magen hier nicht nötig zu sein in den sechs Bergtagen. Und wenn ich aß, so aß ich mehr aus Gewohnheitshunger, aber ohne rechten großen Appetit. — Herr und Frau S. aßen in allen Tagen so gut wie nichts. Nur zwei Eier morgens und abends, roh, mit etwas Zucker und Brandy, in einem Glas angerührt. Alle feste Nahrung mußte Herr S. ausbrechen. Und seine Frau rührte gar keine Nahrung an. Dabei leisteten wir sechs Tage die größten Anstrengungen. Am ersten Tag waren wir an zwölf Stunden zu Pferd auf den schwersten Kletterwegen. Ich verstand es zuerst nicht, daß uns kein Hunger, kein richtiger Appetit kam. Und ich schrieb es der Überanstrengung zu. Aber nachher wurde mir bewußt, daß die Sonne, das Licht, die Wärme, die Höhenkälte, der reine, unberührte Äther der Berghöhe, die Würze aus Kräutern und die Totenstille der Natur, die Einsamkeit fern von allen Menschen den Körper so sehr kräftigten, daß er nur Feuchtigkeit, nur Getränke — um den Schweiß zu ersetzen — aber fast keine feste Nahrung bedurfte, da er elektrifiziert wurde von Kälte und Wärme des Äthers und der Sonne. Es war der begeisternde Atem des Smeroe, der uns immer reiner und stärkender entgegenkam, je weiter wir Meile um Meile zu dem Haupt Javäs heranritten. Dieser Atem aus der hohen Bergbrust des blauen Kegels in der Ferne machte uns jede Stunde stärker, mutiger, froher und rückte uns aus uns los, so daß wir die Seelen der Luftgeister der Smeroehöhe zu bekommen schienen und den Erdgeist, den schwerfälligen, unbewußt am Weg verloren.

Ich kann nicht genug von dieser körperlichen Verwandlung erzählen, da sie so auffallend bei uns allen war. Wie ein Zauber verwandelte der Smeroeatem unser Erdblut. Wir empfanden keine Müdigkeit mehr, keine Schwermut, keine Sehnsucht; nur Glückseligkeit ging wie eine saubere Trunkenheit in der kaltheißen Höhenluft, in der Lichtklarheit der Aquatorsonne und in der totenstillen, erquickenden Einsam-



keit durch unser Blut. Dieser Höhenrausch hielt alle sechs Tage an. Der Luftunterschied zwischen Tosari, das schon sechstausend Fuß hoch liegt, und den höhersteigenden Smeroe-Bergwegen war so groß, daß ich beim Rückweg deutlich den Luftwechsel empfand, und ich sagte beim Heimritt am sechsten Tage lachend: „Nun kehren wir in die schlechte Luft von Tosari zurück. Ich werde mir, wenn ich im Hotel zum Tennisplätze komme, meine Nase zuhalten müssen.“

Man kann wirklich nicht genug von der elektrisierenden Smeroe-Bergluft erzählen, sie war nächst der Aussicht oben auf dem Smeroe das größte körperliche und geistige Erlebnis der ganzen sechstägigen Bergfahrt. —

Ich habe nur wenige Notizen, meist nur Zeitangaben und kleine Bleistiftskizzen der Berglinien in mein Taschenbuch unterwegs gemacht. Aber manchesmal bei göttlich erquickendsten Landschaftsblicken mußte ich mein Pferdchen anhalten und, die Zügel zusammenfassend, schrieb ich auf dem Pferdehals in mein Buch. Ich finde von jenem ersten Morgen eine kleine Aufzeichnung, die ich machte, weit vorausgeritten, auf einem einsamen Graspfad, der, in verjüngender Morgeneinsamkeit vom blauen Sonnenhimmel überwölbt, zu mir sprach wie ein alter, bester Freund; es wurde mir so warm und freundschaftlich ums Herz, und ich hätte mir hier eine Hütte bauen mögen, um lebenslang der Freund dieses einsamsten Grasweges bleiben zu mögen. Ich schrieb:

„Es ist Sonnenschein. Ich stehe, allein vorausgeritten, mit meinem ‚Balling‘ still im hohen Grasweg oben auf dem Bergrand vom Sandmeer hinterm Widodaren. Die uralten Tannen sausen. Die Halme, die so hoch sind wie mein Pferd, wehen. Kleine Singvögel rufen sich zu. Der Himmel ist leuchtend blau. Es kommen Kugelwolken gezogen . . . Eben pfeift Herr S. und kommt hinter mir zu Pferd um den nächsten Hügel.“ Diese Notiz ist das allereinfachste von Beschreibung; aber für mich enthält sie aschgraue, ernste Farbe der Tannenstämme, dunkel gegen die Morgenhelle hingestellt den Abhang hinunter,

und dazwischen leuchtet das gelbblonde Gras freundlich auf. Ich sehe die bronzebraunen Blätterbündel von Schmarogerorchideen an den wildgerungenen und verrenkten Tannenzweigen, die in ihren Krümmungen mehr an die Äste gewaltiger Eichen erinnerten und die einfachen Linien der Tanne im hohen Alter aufgegeben hatten. Ich denke auch an meine argwöhnischen Blicke, die ich bei den Wegwinkeln ins hohe Berggras warf, das mit seinen Rispen so hoch reichte und meine Wange im Vorüberreiten streifte. Und ich dachte: Sollte es nicht doch in diesem warmen, reichen Gras Lager von Tigern, Leoparden oder Schlangen geben? — Aber die Javanenkulis versicherten später, daß es weder Raubtiere noch Schlangen auf diesen Höhen gab; den guten Tieren war die Luft zu kalt. Wenn ich ein Tiger wäre, würde ich aber doch gern hier in den hohen Berggrasbüscheln mit meiner Familie hausen. Es müßte herrlich sein, hier sich zu tummeln in den sonnigen Grasverstecken. Große stachelige Himbeerranken, mit roten, reifen Früchten daran, blieben einem im Vorbeistreifen an den Reithosen hängen. Manchmal wiegte ein hoher Farrenbaum seinen riesigen grünen, freisrunden Spizensächer in der Luft. Und seine ungeheuren feinen Farrenblätter sahen gegen den blauen Himmel wie Sprizarbeit aus. Es erschienen auch große Stauden großer Vergißmeinnichtblüten haufenweise am Wege, und manchmal ritt man durch soviel Vergißmeinnicht-Himmelblau, als wäre der Pfad bereits im Ather angekommen und nicht mehr auf Erden zu Hause. Nie werde ich diesen wundervollen Bergpfad vergessen, und die Vergißmeinnicht waren gar nicht nötig, um mich zu erinnern, daß ich diesen Weg nicht vergessen soll.

Dabei war die leichte Gefahr des Weges auch erregend und nahm der Landschaft das Einschläfernde weg, denn der Tod gehört auch als Genuß dicht neben das Leben. Der Pfad ging oft so knapp dicht am senkrechten Abgrund, der tausend Fuß in die Sandsee abfiel, und war oft ausgewaschen und nur fußbreit und mit Gräsern und Laub dicht verhangen. Ein Fehltritt des Pferdes, — und es rollten Mann

und Roß den Grasabhang zwischen den Tannen in die sonnige Tiefe! Der Pfad war noch taunass und glatt, zur Linken der Abgrund, zur Rechten die Anhöhe voll Dornen, Farrenbäumen, Gras und Tannen.

Wenn man den Weg vor und zurück sah, schien er aber sanft harmlos sich an den Wänden der Höhen hinwindend; wie ein großer Park, so vornehm schön und gesammelt wirkte diese stillstehende, wenig bewegte Tropenlandschaft. Die Kuppeln der Bäume am Widodaren drüben waren wie von Kunstgärtnern schön kugelig beschnitten. Die mächtigen Ausblicke zwischen dichtgedrängten Baumgruppen über die Sandsee unten und über die Hügelwellen erinnerten mich mit ihren riesigen Grassügelflächen an die gepflegten künstlichen Anlagen eines Gartens im englischen Stil, wie solche zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Mode kamen. Die große Höhenwelt, die sich bis zum Emeroe hinzog, behielt bis zum Fuß des Aschensegels auch in den nächsten beiden Tagen überall denselben Ausdruck von gefälliger Baumgruppierung und ausgedehnten Verggras-Rasen, und man verlor nirgends den Gedanken, daß große Künstler die Landschaftsblicke, die Baumgruppen und die Rasenflächen mit feinstem Verständnis für Naturschönheit angeordnet hätten. Auch dort, wo später umgestürzte Bäume, gewaltige Naturtrümmer vorkamen, schienen diese nur zur reizvollen Abwechslung mit Absicht eingefügt in das Landschaftsbild. Nirgends war der Riesennaturpark des Emeroe langweilig, nirgends verlor man die Geduld, sich von den Blicken über die Berge und Bäume unterhalten zu lassen. Jede Wecke brachte neue Anordnungen, neue Überraschungen, wie die unerschöpfliche Gedankenwelt eines Künstlers, der jedem seiner Bilder eine Abwechslung zu geben weiß. Genial hatte der Künstler Emeroe hier zu seinen Füßen die Bergbilder, die Grassfelder, die Baumgruppen in unendlicher verschiedener Schönheitsfülle hingestellt. Und hinter seinen Werken stand der dunkle gedankenvolle Kopf des Meisters am Himmel im Aether und zog uns Eindringlinge, uns immer neugieriger machend, näher in sein Reich und in den Kreis seiner Ge-

danke welt, seiner Bilderwelt, seiner göttlichen Einsamkeit. Um zehn Uhr morgens erreichten wir am Bergkamm der Sandsee einen großen Weg, der am Kamm fort nach Westen nach einer Bergterrasse führte, auf der man in weiter Ferne die Dächer eines javanischen Dorfes blinken sah. Die Kulis nannten das Dorf Nadas. Beim Rückweg später in der fünften Nacht blieben wir dort beim Wedono. Aber augenblicklich, am ersten Morgen, schien uns das Dorf gar nichts anzugehen. Es war aber die einzige größere Ansiedlung, die wir hier oben in den sechs Tagen zu Gesicht bekamen. Auf dem ganzen tagelangen Smeroe-Weg gibt es nur dieses eine Dorf, das aber immer noch eine Stunde von unserem eigentlichen Reitweg abseits lag. Wir sahen von unserem Weg jetzt auch wie einen dünnen bläulichgrünen Schleier die Ebene unten, auf der Malang liegt; und der Ardjoen-Vulkan und der Karwi-Vulkan standen am Ende des weiten Malangtales gezackt am Himmel. Wir schauten ungefähr siebentausend Fuß hinunter auf Reisfelder, Zuckerrohrfelder und viele Dörfer und Städtchen, die da so dünn im Licht der Tiefe lagen, als wären es auf dem Grunde eines Wassers halbwirkliche, verwischte, schwachhelle und mattgraue Flecken. Dieser Fernblick, so unendlich in die sonnige Tiefe, gab dem Geist das Gefühl von Allmacht, dem Körper das Gefühl von Flugkraft. Beide glaubten, dort hoch über alle Menschen erhoben zu sein, und dünkten sich, den Wolken ähnlich, schwebend über dem Erdstaub. Wie leicht täuscht sich doch die Menschenseele, und wie gern geht die im Leib gefangene Seele auf solche Täuschungen ein, die ihr die ursprüngliche Unfreiheit wiedergeben! Ein Blick von einigen tausend Fuß Höhe genügt der Menschenseele, sich erhoben zu fühlen! Ich finde, wir Menschen sind furchtbar kleine Kinderseelen, und es wird uns allzuleicht schwindelig, bei jeder kleinsten Erhöhung. Als Kind, wenn mein Vater mich plötzlich hochhob und mich, über ihn weg, auf den Fußboden sehen ließ (was vielleicht sieben Fuß Höhe war), wurde ich ähnlich begeistert und fühlte mich hochentrückt, wie jetzt, wo ich



als Mann von Pferdeshöhe und Bergeshöhe sieben-  
tausend Fuß auf die Malang-Ebene im hellen Mor-  
gen hinuntersehen durfte. — Hier am Zweigweg, der  
nach Nadasß führte, begegneten uns auch javanische  
Landleute zu Fuß und zu Pferd. Vorher waren wir  
in der Sandsee unten zwischen Mingolpaß und Idjo-  
paß nur zwei wandernden Savanen begegnet. Und  
nachher auf der Höhe nur einem Reiter im Grasweg  
und einem holzschleppenden alten Kuli. Es war also  
fast menschenleer gewesen. Aber von jenem fernen  
Nadasß, dem verlorenen höchsten Bergnest Javas, schien  
Leben auszugehen. Es kamen ein paar fliegende Händ-  
ler daher, die hatten an ihrer Schulterstange in den  
zwei Körben gekochtes Wurzelgemüse, in Pisangblät-  
ter eingewickelt. Unsere Pferdejungen kauften sich  
hier ihr Frühstück und hockten am Boden rund um  
die mit Nahrung gefüllten Körbe. Wir waren in-  
zwischen von den Pferden gestiegen und stampften uns  
die steifen, kaltgewordenen Füße warm. Es kamen  
auch noch ein paar vorübergehende javanische Land-  
leute, mit großen Kröpfen am Halse (wie sie hier im  
Gebirge überall vorkommen) hinzu, und Frau S.  
kaufte allen Essen aus den Körben der Händler, auch  
den vorbeiziehenden armen Fremden. Als alle ihr  
Teil hatten, lehrten unsere Pferdejungen die fremden  
Dorfleute lachend „Danke“ sagen: „Trima kassil!“  
riefen sie ihnen eindringlich zu, und diese mußten es,  
verlegen geworden, wiederholen: „Trima kassil!“

Dann wurden die Pferdeköpfe noch mit großen  
Bergisämeinnichtbüschen geschmückt, und wir ritten  
weiter.

Ich habe bis hierher die herrliche Landschaft aus-  
führlich beschrieben, weil sie außergewöhnlich künstle-  
risch, eindrucksvoll und unerwartet schön war. Sie  
blieb es auch noch weiter in gleicher Weise, als wir  
nach einer halben Stunde vom Sandmeerrand ab-  
bogen und fort von dem Sandseefessel über weite, sanft-  
geschwungene Höhentäler zogen, immer den Smeroe  
vor Augen, der immer gewaltiger, breiter und all-  
mächtiger zu werden schien. Bis wir zu nah unter  
die nächsten Vorberge kamen, und der ungeheueren, dem



Emeroe vorgelagerte Ajet-Ajet, der 9200 Fuß hoch ist, den Kopf des Emeroe verdeckte. Daß dieser Ajet-Ajet uns am gleichen Tage noch die größten Kletterqualen in einem dreistündigen Mimosenwald bereiten würde, davon hatten wir um elf Uhr morgens noch keine Ahnung. Wir glaubten schon, der prächtige Landschaftspfad würde bis an den Fuß des Emeroefegels in aller Gemütlichkeit zu Pferd immer in gleicher angenehmer Weise zurückgelegt werden. Aber das war Täuschung. Ein schwieriges Kletterwerk in halbverbranntem Urbusch sollte uns drei Stunden plagen. Und ich kam mir dabei vor wie der Ritter, der zum Dornröschen gelangen will und fast zerrissen wird von Dornen und Dickicht. Aber ehe wir an den quälenden Ajet-Ajet um Mittag herantraten, kamen wir noch zur letzten Menschenansiedlung. Sie liegt zwischen drei Seen. Von diesen drei Seen sah ich aber nur einen einzigen voll Wasser. Die andern schienen, ausgetrocknet, sich in Wolken verwandelt zu haben und hatten an alter Stelle große, gutgepflegte Gemüsebeete zurückgelassen.

Nachdem wir, um ein wenig zu wandern, in einem Graßtal vom Pferd gestiegen waren, schlenderten wir in einem breiten Graßgraben dahin. Zur Rechten war ein Hügelwall voll Gras, zur Linken ein Hügelwall voll Gras und Büschen und voll Gruppen indischer Tannenbäume. Herr S. erzählte mir gerade von einem chinesischen Begräbniß, wo die Frau eine Perle zwischen die Lippen mit ins Grab bekommen hat, als in der Ferne im Graben bläuliche Felder aufleuchteten, die wir erst lachend mit Kohlkopffeldern verglichen und die wahrhaftig Kohlköpfe waren, worüber wir nicht wenig erstaunten, denn wir wußten nichts von der chinesischen Gemüsezuucht in der Vergeinsamkeit hier, die wir nun erreichen sollten. Ein Schwein krabbelte auch im Kraut den Grabenabhang hinauf. Wir hielten es erst für ein Wildschwein, da es viel Wildschweine in javanischer Landschaft gibt; aber die Kulis sagten, es sei ein Zuchtschwein des Gemüse-Chinesen. Die große Gemüsefeldanlage, die am Ende des sonnigen Grabens (der

einem Festungsgraben gleich, umgeben von Glaciés) jetzt vor uns ausgebreitet war, gehörte einem Holländer. Dieser hatte einen Chinesen als Aufseher hierher gesetzt und ließ die Gemüsezuucht von Javanenmännern und -frauen betreiben. Er kam aus Soerabaia monatlich herauf und zahlte die Löhne aus. Sonst aber arbeitete der alte Chineser mit seinem Arbeiterstab für ihn hier ganz allein in dem verschollenen Graben. Die Gebäude sahen nicht einladend aus. Es waren einige düstere, wildaufgestellte Holzpfehlbauten da, mit Wellblech, verrostetem, gedeckt, mit alten Türen und seltsamen Fensterrahmen versehen, die vorher alten abgerissenen Häusern in Malang oder Soerabaia gedient haben mochten. Sie waren mehr Baracken zu nennen und verdienten nicht den Namen Häuser. Die Balken waren wildromantische Baumstämme, von denen die Rinde nicht abgeschält war. Die Hauptbude besaß ein paar höhlenartige graue Zimmer, die äußerlich von Schmutz starrten. Hineingehen durften wir nicht, weil der Holländer morgen erst erwartet wurde. So sagte uns die javanische Köchin, die aus einer Küche kam, die vor dem langen, düstern Schuppen hingepflanzt stand, zusammengenagelt aus Wellblechdeckeln, Dach und Wände, ohne Fenster, ein gerillter, liederlicher Blechkasten. Es war hier alles wie von Robinson Crusoe aus Abfällen und Strandgut gebaut. Aber es herrschte Gemütlichkeit. Im Hintergrund waren aus Atapgeflecht zwei dünne Strohhütten für die Javanenfamilien der Arbeiter errichtet. Und überall erschienen bei unserem Einzug in den mit Stacheldraht abgezaunten weiten Gemüsegacker Gesichter der einfachen Feldleute. Javaninnen drängten sich unter den Hütten Türen, verlegen vor so viel Besuch. Unsere Pferdejungen saßen bald alle im blauen, reizenden Rauch der Wellblechküche, wo der Herd aus ein paar Erdgruben im gestampften Boden bestand, darinnen offene Holzfeuer qualmten. Der Rauch zog zur Tür heraus. Ein schmaler Graben für Abfälle und Regenwasser ging am Hauptschuppen entlang, wo wir auf wackeligen Stühlen Platz nahmen. Hinter uns lagen Kasten

und Kisten in offenen Verschlägen aufgehäuft, altes Eisen und altes Werkzeug, und der Fußboden war unebene Walderde. Ein Küchentisch, viel billiges Geschirr, grau der Tisch, grau das Geschirr, stand unterm offenen Himmel als einziges Möbelstück vor uns. Am Graben an einem Rindenbaumstamm, der das Schuppendach stützte, war ein uralter echter europäischer Hühnerhund angebunden. Er schloß mit uns Freundschaft, theils aus Altersgram, theils aus Nahrungssorgen. Wir holten die letzten Marmeladenbrötchen aus unserer Frühstückskiste, und die Köchin brachte uns schweren schwarzen Kaffee heiß und dampfend aus ihrem Wellblechverschlag. Da saßen wir nun erstaunt und verlegen, weil wir eigentlich nicht saßen, sondern auf den alten Stuhlgerippen wackelten, und weil wir nicht wußten, wo wir hinsehen sollten, um den starrenden Schmutz und Abfall nicht bemerken zu müssen. Denn diese Robinsonade wirkte wie eine Kloake auf uns, die wir eben noch in der göttlich-reinlichen, taufrischen Morgenlandschaft seit Sonnenaufgang gewandert waren. Draußen hatten uns Sonne, Luft, Tau, Gras, Blumen und die ganze Welt angeschieden wie ein sauberer Festsaal, und nun wir zu der ersten Menschenwohnung kamen, war es, als müßten wir in einem Pfuhl einkehren bei Molchen und Blutegeln und ähnlichem Gewürm. Ich hatte wohl Lust, Raft und Mittag zu machen, aber nicht hier. „Fort, fort!“ drängte meine Lunge, die sich vor jedem Atemzug in dem wüsten Schuppen ekelte. Aber auch der Dreck kann einem vertraut werden. Es spielten da bei dem zum Sonnen ausgebreiteten Maiskörnerhaufen ein paar Chinesenkinder um einen Holzrahmen. Zwei Mädchen und ein Junge, und sie waren so unschuldig sauber inwendig, daß aller Dreck ringsum an ihnen abzugleiten schien. Die Pferdefuliz fühlten sich auch so wohl in der rauchdurchbeizten Küche bei der Wellblechköchin, und ihre Zuneigung zum weiblichen Teil der Küche schien ebenso geheiligt wie die Unschuld der Kinder, sie sahen vor Hingebung keinen Schmutz, diese Naturkinder. Die armen Arbeiterfrauen, die drüben unter den javanischen

Hüttentüren lauerten und uns ergeben und andächtig ansahen, wie die stillen Veter ein paar allmächtige Gottheiten betrachteten, sie alle waren unschuldvoll rein im Gemüt, naturaufrichtig, und kein inwendiger Schmutz haftete an der Natürlichkeit der armen Erfinder. Auch der alt und grau gewordene Jagdhund, der einzige Europäer, der hier unter Inländern alt geworden war, auch er, dessen triefende alte Augen nur noch Blicke lassen konnten, auch er hatte keinen Teil am Schmutz der alten Robinsonhuden. So wurde mir allmählich beim Trinken des heißen, starken Kaffees der Schmutz rundum ungefährlich und schien sich unterm Mitleid unserer Augen zu reinigen und Einkehr in sich selbst zu machen, und der starrende Dreck rebete mich mit „Du“ an, wie das aller Dreck tut, und sagte zu mir: „Was willst du eigentlich hier, du Undankbarer? Vernichte nicht mit deinen aburteilenden Augen unsere innere jahrealte, heilige Gemütlichkeit hier! Auch du wirst auf dieser Reise noch den Dreck heilig finden und dich öfters in der Wildnis nicht waschen. Laß uns miteinander reden, wenn du vom Emeroe zurückkommst. Hast du nicht guten, heißen Kaffee hier bei uns bekommen? Nimm uns, wie wir sind! Wir haben dich nicht hergerufen. Wer zu uns kommt, soll unser Herz sehen und nicht unsere Lumpen, die uns gut gefallen, weil wir mit ihnen alt und heilig geworden sind!“ So sprach strafend die alte Baracke, und ich betrachtete sie nachsichtiger. Denn der Kaffee hatte mir wirklich gut getan, da wir nun bereits seit morgens vier Uhr acht Stunden unterwegs waren und noch kein warmes Getränk bekommen hatten. — Es war nun mittags zwölf Uhr. Ich begann sogar beim Abschied vom Robinsonhaus mich so heimisch zu fühlen, daß ich von den am Boden im Garten zum Trocknen ausgebreiteten kleinen Knoblauchknollen einige einsteckte und daran zum größten Entsetzen von Herrn E. zu knabbern begann. Ich wollte doch etwas vom einfach kräftigen Geruch des gastlichen Hauses auf den Weg mitnehmen. Von da ab ging mir der Atem des Hauses aus meinem Munde voraus, so daß Herr und Frau E. mich nicht am



Weg verlieren konnten; meine Spur blieb noch lange in der Luft hängen. Es war halb ein Uhr mittags, als wir vom Chinesenhaus am See Kanoe-Pani abbrachen. Wir gingen an dem dem Eingang entgegengesetzten Teil des großen Gemüsegartens hinaus und standen auf einem Fußpfad dicht am See Kanoe-Pani. Der Gemüsegarten grenzt hier dicht an den See. See ist eigentlich zu großartig gesagt. Es ist ein größerer Teich nach europäischen Begriffen. Einige Wildenten flogen auf und ließen sich in der Mitte des Wassers nieder, als wir die Pferde wieder bestiegen hatten und um den halben Kanoe-Pani herumritten. Der Pfad geht im Boden dicht am Kanoe-Pani. Auf allen Seiten erheben sich bewaldete und grassbewachsene Anhöhen, die sich zum Wasserspiegel rund im Kreis herabsenken. Der Pfad geht unter uralten Bäumen, verdunkelt von schweren Laubkronen zuerst, dann frei am Wasser entlang und biegt zwischen zwei Hügel ein, vom See fort.

Es war feuchter Nebel noch mittags über dem Kanoe-Pani, und der Nebel lebte und wandelte übers Wasser und gab dem Wald rundum auf den Höhen eine plötzliche Regenstimmung, so daß wir schon fürchteten, von einem Tropenregen überfallen zu werden. Der undurchdringliche Nebel verließ aber den See nicht, und als wir vom Wasser abbogen, blieb der Nebel und sein Regengesicht zurück. Eine lange Schar javanischer Gartenarbeiterinnen aber folgte uns. Sie riefen uns zum Abschied zu und stiegen in ein kleines Waldtal nieder, das den Namen Kamoe-Dringoe trug. Statt eines Sees lag jetzt auch hier ein großes Gemüsefeld, das bearbeitet wurde. Erdbeeren, Kohl, Khabarber, Radieschen usw. werden in den Gemüsegärten hier gezogen und nach Soerabaia verkauft. Das sind alles Dinge, die unten in der heißen Javaebene am Meer nicht gedeihen. Da die Europäer in den Tropen nicht gern heimatische Gemüse entbehren, darum werden auf den Höhen diese Gemüsfelder angelegt, die sich wahrscheinlich auch gut bezahlt machen müssen.

Wir kamen nun, über einen Bach reitend, an den



Fuß des Aje-Aje, immer sorglos und lustig. Nun ging es steil bergauf. Man dachte: Das wird bald anders werden. Aber es wurde nicht anders. Es blieb gleich, und man kletterte so zweitausend Fuß durch Walddickicht. Riesentannen und darunter dichter Mimosenbusch hüllten den ganzen hohen Berg zugleich mit hohem Kalanggras, Farrenkraut und dichten Himbeerranken ein. Bäume, gestürzte, versperreten oft den Weg, der so schmal war, daß nur ein paar nackte Menschenfüße Platz hatten. Wir merkten bald, daß am frühen Morgen hier unsere Kulis mit Zelt und Gepäck sich den Weg gebahnt hatten, da viele von den kleinen, nur spazierstockdicken Mimosenbäumchen des dichten Busches frisch gekappt waren und schneeweiße Schnittflächen zeigten. Aber den unendlich steilen Aje-Aje hatten die Kulis doch nicht weg-schaffen können, und so krabbelten wir keuchend im grünen Busch, verhüllt von dem Mimosenunterholz, drei Stunden bergauf und eine Stunde bergab. Die Pferde wurden theils von den Javanen nachgezogen, theils versuchten wir reitend die weniger steilen Stellen zu erklimmen. Aber oft mußten wir erschöpft halt-machen und mußten uns gegenseitig zurufen, und auch die Javanen warfen sich keuchend neben die abgearbeiteten Pferde hin; und Menschenbrust und Pferdebrust hoben und senkten sich, als müßten sie ihren letzten Atem in tiefer Erschöpfung hergeben.

Bei einer solchen Haltestelle sah ich einen der ältesten Kulis, einen klugen und erfahrenen Javaner, der ein guter Redner war und später auf dem Smeroe den Gruß an den Krater sprach und dem Kraterloch eine lange Standrede hielt. Dieser legte sich auf den Bauch flach ins Gras, und zwei jüngere Javanen stellten sich auf seinen Rücken und massierten ihn. Sie traten dabei bald mit dem linken, bald mit dem rechten Fuß fester auf und drückten und zerteilten die Muskeln des Liegenden, abwechselnd das Körperge-wicht auf den einen und auf den andern Fuß legend. Behaglich hielt der ältere Gefährte still. — Auch als wir vom Smeroe kamen und abends im Lager am Zelt ließ der Javane sich so massieren und tat das

selbe dann den beiden Jungen als Gegendienst. Ich hatte noch nie eine solche Rückenmassage, von nackten Füßen besorgt, mitangesehen. Aber ich verstand, daß es sehr wohltuend sein mußte. Und der Alte stand auch immer elastisch und erquickt auf, nahm seine Tragstange und trug unsere Handtaschen gleichmäßig weiter.

Von der Mittagshitze hatten wir gar nicht zu leiden. Es war eher frisch kalt als warm, auch zur Mittagstunde im Wald auf dem Aje-Aje. Von Mittagshitze war überhaupt nirgends auf den Smeroe-Wegen in allen sechs Tagen etwas zu verspüren. Immer blieb die Luft gleichmäßig frisch. So wie bei uns die Morgenluft kühl ist an heißen Sommertagen. Aber der Schweiß lief uns reichlich am Körper herab durch die Hitze, die das stundenlange Gefletter am Leibe bewirkte.

Immer standen die mächtigen schwarzen, verbrannten Baumstämme mit blauschwarzer Holzkohlenrinde links und rechts am Weg und im Gebüsch überall.

Die Kulis erzählten, die Leute hätten den Wald einmal abzubrennen versucht, um den Smeroweg herzustellen. Aber es war mißglückt. Nun sah stundenweit der Wald trostlos geschwärzt aus. Das Unterholz war jung grün. Aber die tausend alten Stämme standen wie geschwärzte Ruinen da, und beim Klettern wurden unsere Hände und Kleider bald so schwarz, als ob wir Ofenröhren gereinigt hätten. Um drei Uhr ungefähr waren wir endlich oben auf dem fürchterlichen Berg. Alles warf sich flach auf den Rücken, und alles schnaufte blaß und erschöpft. Die Ausblicke sahen auf Waldberge, rundum bedeckt mit dichten Laubkronen, alten, gewaltigen Ästen, an denen weißliche Moose in Massen hingen. Diese weißbehaarten Bäume leuchteten in Massen zum Aje-Aje herauf. Nun oben angekommen, sah man nur wieder Dickicht vor sich bergab, und ich hatte keine Ahnung, wo dieser Weg hinführen würde. Wir waren nun seit morgens vier Uhr, also elf Stunden, unterwegs. Von unserem Lager war noch keine Spur zu sehen. Und schon neigte sich der Nachmittag dem Abend und

balb dem Sonnenuntergang zu. Wir waren immer noch mitten in undurchdringlichem Bergland auf der Höhe eingeschlossen. Im Leib hatten wir als einzige Nahrung des Tages ein paar Marmeladebrötchen, ein paar Tassen schwarzen Kaffee und sehr viel Selterwasser. Gewohnheitsmäßig sehnte ich mich nach einer Mahlzeit, trotzdem ich immer nur Durst und eigentlich keinen Hunger verspürte.

Ich staunte über die kleine Frau S., die klaglos alles mitmachte, die zwar als letzte hinter uns her ritt und kletterte, die aber immer vergnügt lachte und schmunzelte, als ob diese überanstrengende Kletterei der natürlichste und gewöhnlichste Nachmittagsspaziergang für eine Dame aus Batavia wäre.

Noch urwüchsiger als der Aufstieg wurde der Abstieg vom Aje-Aje, der nun begann. Es ging nicht bloß senkrecht auf glitschigem Erdbpfad rutschend in die Tiefe, man schwang sich dabei am besten bergab wie ein langarmiger Gibbonaffe von Mimosenbaum zu Mimosenbaum. Aber öfters mußte man nun unter der Wurzelwildnis eines Urwaldgebüsches unten durchkriechen. Es troff von Nässe an allen Büschen, trotzdem es vier Uhr nachmittags war und draußen über den Baumkronen noch Sonnenschein stand. Aber hier unten zwischen den nassen Büschen war Nachtkälte und Nachtschatten einer ewigen Wildnis. Ich taumelte halb bewußtlos zwischen den Ranken und dünnen Mimosenbäumen, zugreifend wie ein Kopfloser, senkrecht bergab und feuchte und zitterte vor Überanstrengung am ganzen Leibe. Große, nasse Blätter, Zweige, Wurzeln, dornige Mimosenäste und Ruten peitschten mich links und rechts, aber ich flog immer atemlos bergab, über tausend Fuß hinunter, ohne anzuhalten, nur manchmal hing ich wie ein Grashüpfer festgeklammert an einem Baum und fühlte, daß mir vor überhitzter Abgejagtheit die Augen aus dem Kopf quollen, die Pulse tobten wie Motore, die aus dem Taft gekommen sind, die Brust zersprang fast vom klopfenden Herzen; ich kam mir vor, als hätte ich vom Hin- und Herfliegen mich zerteilt und hätte mehrere atemlose Körper bekommen, die alle an

dem einzigen luftschnappenden Herzen hingen und hinunterfederten. Also ganz zusammenhanglos kam ich nach einer entseßlichen Stunde des Hinunterfliegens unten an. Vor mir lag ein liebliches, harmloses Waldtal mit großer, stiller, gelber Wiese aus hohen Berggrasbüscheln.

Das Tal lag fromm, abgeschieden und andächtig in seiner Ruhe da, umgeben von einem ovalen Kranz von bewaldeten, todstillen Berghöhen. Zwei der Kulis saßen schon im Gras und ruhten gemächlich aus, als ich angeköllert kam wie ein losgesprungener Felsstein. Und auch wie ein Felsstein blieb ich liegen, mit einem Ruck und mit immer noch atemringendem Brustkasten.

Ich hatte danach weder Durst noch Hunger, sondern nur Lust nach Ruhe und Unbeweglichkeit.

Das kleine, freundliche Tal war wie eine weite, behagliche Stube, vom elastischen gelben Gras wie mit Matratzen dick ausgepolstert. Es war köstlich, nun zu wissen: Heute wird nicht mehr geklettert und nicht mehr herabgeflogen. In diesem Tal um die Vergecke, dort ganz nah, lag der See, und beim See würde ich das Zelt aufgeschlagen finden. Dort würde bald der Mond friedlich aufgehen und mich tief eingeschlafen finden nach dreizehnstündiger langer Wanderung unseres ersten Smeroe-Tages. Dieses dachte ich mir angenehm, und ich erquickte mich an der Vorstellung baldigen Schlafes mehr, als wenn man mir Essen und Trinken gereicht hätte.

Nach einer Viertelstunde kam ganz blaß auch Herr S. den senkrechten Bergweg herabgetaumelt. Wie einem von großem Schrecken Entstellten schlotterten ihm die Glieder, und er sah mich leuchtend wie ein Sterbender an und sagte: „Was! Das war ein Weg!“ Aber das wußte ich bereits, daß das ein Weg gewesen war, und regte mich über Vergangenes und Abgemachtes nicht mehr auf. Ich war schon etwas erholt und ausgeruht und hatte die Hälfte des Elends bereits vergessen. Und ich wunderte mich nur, wie ein dreißigjähriger Mensch so angebaumelt kommen konnte. Dann kam zehn Minuten später



Frau S., verhältnißmäßig wenig angestrengt, nur etwas grünlich blaß beleuchtet vom letzten Tageslicht. Wir starrten uns, im Gras sitzend, eine Weile an, als wenn wir uns jahrelang nicht gesehen hätten und uns erst wiedererkennen mußten. Als wir endlich fanden, daß wir noch dieselben Personen waren und uns nicht im Profil und nicht in der Größe verändert hatten, sprachen wir nur noch davon, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt sei. Wie gern wir alle davon sprachen, daß es nun nicht mehr weit zum Zelt war, das kann ich gar nicht genug wiederholen. Wir hatten so innig alle den einen Gedanken: schlafen, schlafen, Zelt, Zelt, Nachtruhe, Nacht, Gute Nacht. — Andere Gedanken hatten kaum noch Platz in unseren Stirnkasten. Und als wir merkten, daß wir in dem einen Gedanken alle drei einig waren, wurden wir allmählich wieder wach und begannen uns harmlos aufzurichten. Nur wenn Herr S. sagte: „Was! Das war ein Weg!“, dann wollte ich nicht hinhören. Denn ich hatte den Weg vergessen. Mein ganzer Körper war so beleidigt von dem Weg, daß er sich einfach nicht mehr daran erinnern wollte. Und außerdem war ja nun das Zelt so nah.

Als ich aufstand, lag da bei unserem Ruheplatz ein riesiger viereckiger Felsblock. Er war wie wir den Berg, den Ajeł-Ajeł, heruntergerollt, vor langen Jahren. Er war inzwischen bemoost, aber er sah so finster aus, als wenn er heute noch das Gehops und Gehüpf spürte, das auch er durchgemacht hatte vor einer Ewigkeit. Jetzt lag er da wie ein großer Opferstein, der immer Dank opferte, daß er unten angelangt war im weichen, grasigen Waldtal.

Das Thal vor uns war nicht sehr groß und wirkte wie ein ausgetrockneter kleiner, alter Seeboden. Die Pferde stolperten über die dicken Grasbüschel, die in dem Abendlicht wie Bündel gelber Reissähren wirkten. Ich fühlte mich zufrieden. Und ich ließ die müden Pferde stolpern und ging zu Fuß durch das Thal und fand auch um die nächste Hügelecke den Wasserschein des kleinen Sees Nanoe-Nambola, der dort in einem zweiten Vergtal von Waldhügeln eingeschlossen lag.



Wir mußten dann im Zwielficht am See einen wunderlichen Pfad gehen, der zeitweise ins Wasser tauchte und dann am Hügelabhang hinlief, unter vorsintflutlich ungeheuerlichen, moosbehangenen Baumriesen, die sich aus dem See hoben und die wie ein Gewirr von finstern, dickem, gewaltigem Gebälk wirkten. Ich mußte an die Pfahlbauzeit, an die alten Germanen, an alles Uralte denken, das ich jemals von Waldeinsamkeiten gehört hatte. Aber dieser Seepfad mit seinen ungeheuerlichen Waldgestalten übertraf das älteste Altersbild meiner urgermanischen Vorstellungen. Ich begann beinahe zu schauern vor den Riesenbäumen, die im Abendwasser standen, und an denen ich zwischen hohem Schilfgras und unter tiefhängenden Ästen in der Abenddämmerung kaum noch den Pfad finden konnte. Das Wasser spiegelte stellenweise grell auf, und dann wieder war es nachtschwarz, wie verschwunden. Die alten zottigen Riesenäste schienen nur jetzt atemlos stillzustehen, weil wir kamen; aber es schien sicher, daß diese grimmigen, zottigen Baumarme ringsum greifen konnten, wohin sie wollten, wie die Arme der Gottheit. Diesen Eindruck des gewaltig Lebenden im Toten bekam ich nicht los. Und ich war froh, als ich auf den Ruf unserer Kulis bald ganz nah den Antwortruf unserer vorausgeschickten Kulis vom Nachtlager übers Schilf hertönen hörte.

Der See schwieg, die Bäume schwiegen, der Abendhimmel schwieg, die Finsternis wuchs schon aus den Schilfhalmen über unseren Köpfen zusammen, als wir unter den Gespensterbäumen auf einen kleinen Grasplatz am Seeufer hinaustraten. Der Geruch des Holzfeuers der Kulis schlug uns entgegen. Im letzten Tageschein waren hier die Kulis in drei Reihen aufgereiht, alle siebenundzwanzig an der Erde, der Mandur kam uns entgegen. Die roten, weißen und blauen Sarongtücher der Leute leuchteten freundlich wie ihre Augen und ihre braunen Sapanengesichter.

Alle freuten sich, daß wir endlich knapp vor Tageschluß, es war jetzt halb sechs Uhr, eintrafen. Das schöne, geräumige, gut aufgespannte Zelt überraschte

uns. Die Eingangsvorhänge standen aufgeschlagen. Drinnen standen drei stroherne Liegestühle nebeneinander, auf denen weiße Kopfkissen und weiße wollene Decken hübsch sorgsam hingelegt waren. Dieses war unser Nachtlager, und wir fanden es schon von weitem beim ersten Anblick angenehm und einladend.

Es war erstaunlich, wie munter ich mich auf einmal fühlte, als ich die vielen stillvergnügten Javanen, das riesige Holzfeuer an der Erde und das grüne, behagliche Zelt vor mir sah. Alle Müdigkeit schien beim traulichen Anblick des Lagers verflogen. Der beleidigende Aje! Aje! war längst vergessen. Es war plötzlich abenteuerliche Lagerfeuerlust in mir. Ich hätte mir auf den Lagerplatz einen Gamelang, Tänzerinnen und eine Theatervorstellung gewünscht. Im Hintergrund den Seespiegel dazu, den matten, und den Abendhimmel, der nun bald Sterne bringen mußte.

Wir begannen auszupacken. Frau S., kaum angekommen, ließ alle Vorratskisten öffnen und untersuchte die Blechbüchsen, die zwölf gerupften Hühner, die leider noch nicht gebraten waren, usw.

Wir Herren zogen uns ans Seeufer hinter das Zelt zurück und machten Abendtoilette. Ich ließ mir von Ali den Handspiegel halten, saß auf meinem Feldstuhl und rasierte mich. Der Mandur brachte heißes Wasser vom Holzfeuer, wo jetzt die Javanen ihren Reis im großen Topf kochten. Wir reinigten uns. Und als ich mich umsah, war mein Rasiermesser, mein Gillette-Apparat, verschwunden. Gestohlen von den herumstehenden Kulis oder im Gras verloren? Wir ließen suchen, setzten Belohnung aus, aber konnten nicht ergründen, wo es geblieben war. Es kam nie mehr zu mir, das Messer. Das störte mich nicht viel, wenn es mir auch leid tat, denn ich hatte es noch als Erinnerung aus Chicago, wo ich es selbst gekauft hatte. Alte Freunde verliert man nicht gern. Aber Verluste sind so beleidigend wie schlechte Wege. Ich versuchte auch dieses zu vergessen. — Erst zu Hause fand ich es bei der Rückkehr in einer leeren Seifenbüchse wieder, wo ich es, sorgsam eingewickelt, verpackt hatte. Es war also nicht gestohlen.

Inzwischen war ein Huhn gebraten worden. Der Reis war gar, sagte man. Aber als ich ein Stück Huhn und etwas Reis genießen wollte und vor dem Zelt saß und dachte: nun bekomme ich mein wohlverdientes Abendessen, da war das alte Huhn härter als ein Pferdehuf und der Reis hartkörnig wie die Asche der Sandsee. Ich verzichtete, und mit mir verzichteten auch Herr und Frau S. Wir aßen ein paar Bananen und tranken ein Glas Rotwein und zogen uns dann ins Zelt zurück. Eine Stalllaterne brannte bereits drinnen und verpestete die gute Luft mit Petroleumgestank. Die Menschen sind zu erfinderisch und machen sich auf alle mögliche Art das Leben mit ihrer Erfindungsgabe lästig. Eine einfache Wachskerze in der Laterne wäre einfacher und geruchloser gewesen zur Beleuchtung. Aber nein, man mußte Stinköl brennen. Warum, weiß ich nicht.

Draußen plätscherten noch einige Kulis im See und badeten. Ich sagte mir: „Morgen früh bade ich auch. Heute abend bin ich zu müde.“ Wir mußten mit allen Kleidern, außerdem noch in Mäntel gehüllt und mit der Reisemütze auf dem Kopf, unser Lager aussuchen. Denn gleich nach Sonnenuntergang wurde es eiskalt am Seeufer. Der Mond stand rund und selbstherrlich hoch über dem Seewasser. Ich fand es schade, schlafengehen zu müssen. Aber morgen sollte um sechs Uhr der Ritt fortgesetzt werden. Darum war Ruhe nötig. Es war abends sechseneinhalb Uhr, da lagen wir schon alle drei, jeder auf seinem Liegestuhlbett. Der Zeltvorhang war geschlossen, die Laterne beleuchtete die Regenmäntel und Hüte auf dem Kleiderpfosten am Eingang. Und mit dem Blick auf die menschenleeren Mäntel schwand mir das Bewußtsein, und mein Leib wurde gleichfalls ein leerer Mantel.

Der erste der beabsichtigten vier Smeroe-Tage, aus denen aber sechs werden sollten, war hiermit abgewandert worden! Und den Stolz über diese erste große Leistung nahm jeder von uns noch als letzten Gedanken mit in den Schlaf.

Der Schlummer war nicht lang. Nach zwei Stunden schon, um achteinhalb Uhr, wachten wir vor Kälte

auf. Ich stand auf, um hinaus ans Feuer zu treten. Und wir ließen den Mandur Glühwein machen. Wir froren, als lägen wir im kalten See und nicht im Zelt. Die Kulis schnatterten vor Kälte und saßen dichtgedrängt um lange glühende Baumstämme, die sie mit den Spitzen ins Feuer schoben. Vom See kamen dichte wandernde Nebel, die wie Brei in der Luft hinguollen. Das glühende Holzfeuer, die beleuchteten braunen Kuligesichter und ihre roten und weißen Leinwandkleider, das graue, nasse Berggras rundum und hohe Baum-Massen am See, die im Nebelgras stehenden Pferde, die in Decken eingemummt waren, alles wirkte mehr wie Bilder aus einem Abenteuerbuch, und ich begriff in meiner Schlastrunkenheit kaum, daß das alles wahr war. Nur daß ich sehr froh, das fühlte ich am deutlichsten.

Es war naß im Gras, naß in der Nebelluft, der Mond schien auch naß zu glänzen, und ich dachte an mein breites Hotelbett in Tosari. Als ich Glühwein getrunken, legte ich mich nieder. Wieder schlief man eine Stunde und wachte wieder vor Kälte auf. Nun trank ich Brandy. Und beim Mandur bestellten wir Tee. So ging es die ganze Nacht. Alle Stunden bestellten wir beim Mandur etwas anderes, wie in einem Wirtshaus. Zuletzt wurden wir um Mitternacht ganz munter, plauderten liegend und trinkend stundenlang und schliefen nur noch kurz ein, dann war es Morgen. Auch die Kulis hatten die ganze Nacht Reis gekocht und schliefen erst gegen Morgen ein. Immer hörte ich ihr gemütliches, halblautes Geplapper rund um das Feuer. Auch die Pferde schliefen nicht und rauchten die ganze Nacht Gras und stampften mit den Hufen. Der Mond schlief auch nicht, denn er war Vollmond geworden, und da ist er immer munter, die Nebel schliefen auch nicht, nur die Bäume und der See taten, als ob sie tief schliefen. Aber sie stellten sich nur so, glaube ich, und sie hörten zu, was die unruhigen Eindringlinge, die da plötzlich bei ihnen Besuch machten, im Zelt und am Lagerfeuer dachten. So verging die erste Nacht, die mir wie eine Verzauberung vorkam. Wie eine Nacht im Eisenbahn-



zug, so unruhig war sie gewesen. Als ich im graugrünen Morgenlicht aus dem Zelt trat, war ich mehr von der Nachtkälte gestärkt als von dem wenigen Schlaf. Diese Nacht war wacher als ein Tag gewesen. Ich ward erst warm, als ich nackt in den eiskalten See sprang und ein paarmal untergetaucht war. S. sah mir schauernd zu und fürchtete sich vor dem kalten Wasser. Bei ihm wirkte die Überanstrengung auf den Magen. Als wir morgens gargekochten Reis und Huhn bekamen und er nur einen Bissen davon gegessen hatte, mußte er zum See treten und das wenige wieder erbrechen.

Es wurde acht Uhr, bis die Kisten gepackt, das Zelt abgebrochen, die Pferde gesattelt waren. Wir hatten mit Absicht keine Eile gemacht, da der heutige Tag nur einen kurzen Zweistundenritt zum Regel des Smeroe und einen dreistündigen Aufstieg im Smeroe-Wald bis zum nächsten Lagerplatz bringen sollte. Wir hatten also viel Zeit.

Wir ritten dann über den Hügelwall des Sees hinüber in ein neues Grastal, dann durch Wald, in dem schönes, hohes Kalanggras wogte. Die Tannen dieses Waldes waren so alt und verrenkt, daß der Wald mehr einem vielgekrümmten alten Eichenstammforst glich als einem Tannenwald. Ich hatte vorher nie solche verrenkten Tannen gesehen.

Die Sonne schien so köstlich in den uralten ergrauten Wald, mächtige Riesenbäume lagen schief hingestürzt, andere steckten kahle Astglieder, grün bezottelte und mit Orchideen dichtbewachsene, gegen den Himmel. Auf den meisten breiten, alten Tannenbaumästen wuchsen Scharen von Löffelblättern, die den Blättern unserer Maiglöckchen glichen.

Mein Balling, munter geworden, fraß fortwährend vom würzigen Gras, und ich gönnte es ihm gern, denn nachts hatte er nur das dürre, harte Berggras am See raufen können. Dann kletterte das frische Pferdchen lebhaft den bergigen Waldweg hinauf und war immer den andern weit voraus. Nach einer Stunde öffnete sich der Wald, und nahe über einer Waldebene, die mit niedern Strauchbäumen gruppen-



weise bewachsen war, stand mächtig wie ein riesenhafter Dom der einsame lilagraue Aschenkegel des Smeroe, und der kahle Vulkan wölbte sich vornehm und furchtbar in den reinblauen Morgenäther. Nichts trennte uns mehr von seinen grauen Flanken als die Waldebene, die wir in einer kleinen halben Stunde durchreiten konnten.

„Das ist er,“ sagte ich innerlich zu mir, als ich aus dem Wald bei einem alten Baumriesen um die Ecke ritt und den freiliegenden Riesenaschenkegel zum ersten Anblick vor mir hatte.

„Das ist er!“ rief laut bald darauf hinter mir bewundernd Herr S. aus, und wir betrachteten ehrfürchtig den Gott der Berge Javas, der da vor uns wie entkleidet in heiliger Nacktheit zum Himmel ragte. Keine Wolke, kein Nebelschleier verdeckte eine seiner Linien. Es war, als hätten wir den Berggewaltigen heimlich überrascht, wie er eben im blauen Frühlicht seinen glatten Aschengipfel badete.

Die Ätherluft über dieser Waldlichtung vor uns war staubrein und kristallklar; jede feinste Rille, jeden scharfen Riß, jeden kleinsten Wimperstein des glatten Glockenberges sah man deutlich fein in höchster Höhe gezeichnet, als betrachte man diese Bergkuppe durch ein Mikroskop. Auch war die Wölbung wunderbar regelmäÙig. Wie eine umgestülpte Riesenglocke stand der Smeroe dort scheinbar höher als die Sonne und auch runder als die scharfstrahlige, zackige Morgensonne. Es sah aus, als könne man ihn von oben bis unten streicheln, so glatt und ebenmäÙig war er aufgebaut, als sei er in einer großen Form aus einem Guß gegossen.

Unten in der Breite der Glocke stieg noch Wald ungefähr ein Drittel der scheinbaren Höhe auf. Ich sage scheinbar, weil die Kuppel sich gegen die Höhe hin vom Beschauer fortzog, in schiefer Ebene, die zum Höhensaum anstieg. Es war unmöglich, von unten zu bestimmen, wie hoch der Wald ging. Denn die Höhe verjüngte sich. Beim Aufstieg merkte ich später, daß die Waldstrecke nicht ein Zehntel der schiefen Ebene, die zum Gipfelrand führt, zu bedecken schien.

Wenn man einen Berg besteigt, so steigt man immer mehr als seine eigentliche Höhe. Da man nicht senkrecht, sondern auf der schiefen Linie zur Höhe steigt. Und bekanntlich ist die Hypothenuse immer größer als jede der beiden Katheten des rechtwinkligen Dreiecks.

Der Wald, der da hinaufstreckt, schnitt beinahe plötzlich ohne Übergang ab. Neben den zackigen Ausläufern des Waldgewirrs setzte gleich die tote Aschenwelt ohne Strauch und ohne Grasfeld und ohne die geringste grüne Pflanzenfärbung ein.

Wie auf Verabredung blieb rund um den Fuß des prächtigen Aschenfegels, der graunackt ins Blaue auf fuhr, der breite Waldgürtel unten und wagte nicht mehr, sein Baumland fortzusetzen; der Wald bildete eine Art grünen Schurz um den unteren breiten Bergleib, der an den Hüften des Kolosses scharf abschnitt.

Wir hatten staunend die gewaltige, erhabene Größe des grauen Emeroekopfes bewundert und ritten dann in der meilengroßen Lichtung im silbergrauen Waldgras weiter und hielten unter einer Baumgruppe an, um die Pferde ein wenig vom taufrischen Kraut grasen zu lassen und auf Frau S. und die Zeltträger zu warten.

Ein wilder Hahn schrie im Busch jäh auf. Dann war es still, die Luft nur sauste. Mit „Slamat-Smeroe“ Rufen kam dann der lange javanische Menschenzug unserer braunen, halbnackten Kulis mit der Dame zu Pferd an der Spitze unter den letzten Baumriesen des schattigen Waldes heraus auf die helle Berggrasfläche.

Es sah gut aus, wie die lange Reihe der bepackten erdbraunen Javanen durchs hohe Gras watete, und wie schweißnackte braune Schultern, nackte braune Arme, nackte braune Männerbrüste und nackte braune Knie zwischen den Grassbüscheln, den silberhellen, dunkel abstachen. Und die roten und weißgrauen Tücher und kurzen Leinenhosen der Leute, ihre blau und braun gefärbten Vatikkopftücher und ihre schwarzen Augen, alles leuchtete und dunkelte auf dem hellen Grasfeld, tauchte unter und tauchte auf, von Gesträuchgruppen verdeckt, die mit purpurgrünem Laub

und mit bronzenem Laub tiefviolette Schattenflecken in die Helle der Lichtung malten. Über dem bewegten Bild stand der glasblaue Himmel, durchleuchtet und rein wie eine geöffnete blaue Glasscheibe.

So kamen wir über ein letztes leeres, weißes Grasfeld fort an eine tiefe Rinne, die uns vom Regal und vom Wald des Regals breit trennte. Es waren vielleicht fünfzig Fuß Tiefe, die hier steil abfielen vom Feld, auf dem wir standen, und unten stieg drüben auf der andern Seite der Rinne der Smeroe-Wald und der Aschenkegel hoch.

Wir ließen die Liegestühle alle drei nebeneinander ins Feld hier aufstellen, legten uns hin und betrachteten nun in aller Ruhe den Smeroe-Dom vor uns und fragten uns: Werden wir diesen Aufstieg, der nun erst vollen Ernstes beginnt, überwinden?

Da Herr S. gestern abend und heute morgen keine Nahrung bei sich behalten und nichts als ein paar rohe Eier gegessen hatte, so riet ich ihm ab. Denn er sprach auch vorher schon von seinem schwachen Herzen. Ich selbst dachte mir: „Ich werde den Aufstieg auch kaum wagen. Bis zum Waldrand komme ich wohl, aber wo dann der Aschenkegel anfängt, da in der Hitze auf der scharfen Kohle weiterzuklettern, das traue ich mir hier in den Tropen nicht zu.“

Aber während ich das noch sagte, wunderte es mich doch, wie eiskalt die Luft jetzt im späten Morgen (es war neuneinhalb Uhr vormittags) aus dem Wald hinter uns herstrich. Wenn wir nicht mit den Liegestühlen in der Sonne gelegen hätten, wäre es uns im Waldschatten zu kalt gewesen. Dabei hatte ich dicke, europäische Flanellunterkleider und eine Leibbinde unter meinem starken Kaffianzug an.

Der Mandur erklärte uns, daß wir den letzten Aufstieg nicht in der Sonne, sondern bei Nacht, um zweieinhalb Uhr morgens, beginnen und vor Sonnenaufgang oben auf dem Gipfel sein würden. Das ermutigte mich einigermaßen. Vorläufig stand uns heute nur noch eine Kletterei von drei Stunden bevor, bis zur Waldgrenze oben am Aschenkegel, wo das Zelt aufgestellt und Nachtlager gehalten werden sollte.

Der Mandur zeigte uns eine blutrote Gesteinschlucht, die sich vor uns, wie eine offene rote Wunde, mitten im grünen Waldgürtel des Kegels in die Höhe zog. Am Rand dieser Schlucht würden wir jetzt entlang klettern, sagte er, und am Ende dieser Schlucht zur Linken war eine kleine Grassstufe, auf welcher das Zelt unter den letzten Tannenbäumen eben noch guten Platz hatte. Fünf Minuten weiter hinten begann dann die Aschengrenze, ohne Baum und ohne Grasshalm.

Die Pferde sollten nun zurückbleiben. Die Pferdejungen sollten sie zum Übernachten und zur Tränke an den See Kanoe-Kamboella zurückführen. Übermorgen früh um sieben Uhr sollten sie auf uns hier dann wieder warten, nachdem wir den Smeroe-Aufstieg bewältigt hatten.

So kletterten wir jetzt um zehn Uhr los und kamen um ein Uhr mittags oben am kleinen Lagerplatz unter den letzten Tannen des wildesten, einsamsten Waldes an.

Unterwegs wurde mir so heiß bei der Kletterei, daß ich mein Unterzeug und meine Flanellweste ausziehen mußte. Die Kulis trugen mir meine Sachen und mußten uns stellenweise am Stock den steilen Waldpfad hinaufziehen. Es war ein elender Weg, und er war nur schön, wenn man sich unterwegs ins Gras warf, sich an eine alte Tanne lehnte und zurückschaute zum Bergwald hinaus. Da lag tief unten das große helle Berggrasfeld, die weite Waldlichtung, und der Berg Kamboella stieg gegenüber, dichtbewaldet und dunkelblau beschattet, auf. Ganz silberweiß glänzende Wolken blendeten zwischen den eisengrauen alten Tannenstämmen wie aufgehängte windgebauschte silberne Seidenlaken. Immer flüsterte und rauschte und behte einer der eisigen Ätherwinde aus dem nackten Himmelsblau des Mittags. Und wenn die Baumrinde der Tannen auch warm von Sonne wurde, so hingen doch alle langen Nadelmähnen der Tannenzweige voll mit eisgrauen Tautropfen. Diese wurden nicht von der Hitze der Mittagsonne verdunstet, sondern wie voll Glasperlenschnüren hing der Wald über

mir noch im Mittag voll Milliarden Tautropfen. Eisgrau war sein Tannenbehang vom Tauperlenglanz. Es war, wie ich am Boden sitzend senkrecht über mir in die alten Tannen hinaussah, als hinge da in der Sonne gleich langen Silberfransen ein erfrorener Regen in den kohlschwarzen, verwitterten Ästen der uralten Tannengestalten. Es war ein widersinniges Gemisch von eiskaltem Ätherwind und von scharfen Tropensonnenstrahlen, das es einem nie klar werden ließ, ob es im Wald heiß war, oder ob es im Wald kalt war: der blaue Mittagshimmel lachte heiß, die blaue Ätherluft lachte kalt. Und dabei war es Mittag und nahe unterm Äquator. Dieses unklare Gefühl machte einem alle Vorstellungen, die schon vom Klettern abgehebt waren, ganz verwirrt.

Um halb zwei Uhr wurde oben auf der Grasstufe des Waldes das grüne Reisezelt von den Kulis aufgeschlagen. Bald langten auch Herr und Frau S. an, denen das stundenlange Heraufklettern mit leerem Magen besonders schwer geworden war. Nun ruhten wir alle. Die Kulis hatten zwanzig Schritt bergab im Wald zwei Hütten aus Atap und Bambusstangen und Pferdebedecken für ihre eigene Nachtunterkunft errichtet.

Ich ließ eine Blechdose mit Brüsseler Kohl für mich öffnen und aß nichts als das Gemüse und einen Teller Erbsensuppe. Nach Fleisch hatte man keinen Hunger. Herr S. versuchte Erbsensuppe, konnte aber fast nichts genießen. Frau S. aß auch nur wieder rohe Eier mit Zucker und Brandy. — Die Kulis kochten sich ihren Reis. Um vier Uhr verschwanden S.s im Zelt. Und ich saß noch außen am Grasabhang und pfiß und schaute dem Lagerfeuer, der sich in Wolken verkriechenden Sonne und den aschgrauen Tannen zu. Immer fauste hier ein uralter Ätherwind, der so alt und noch älter als die ältesten, verknorzten Baumungeheuer war, die den Berg hier wie ein vergrämltes Volk alter, zerzauster Leute füllten. Manchmal sang ein kleiner Vogel irgendwo. Aber nur kurz. Dann war es wieder kalt und still, und nur der alte eisige Wind erzählte, wie eine Quelle, die im Himmel



hinfloß zwischen den blendenden Wolken und den schwarzen Baumstämmen. Am Rand unseres Lagerplatzes hatte ich, bergan, zwei winzige, nur fußhohe Götterbilder bemerkt. Zwei Buddhagestalten, aus Stein gehauen, in der unscheinbaren Größe der Wandbilder des Burubudurs. Die Javanen hatten auf hohle, gespaltene Bambusstäbe, in die Rinnen des Bambus, Räucherwerk gestreut, und hatten um die zwei Steinbilder diese Stäbe wagrecht in den erhöhten Bergboden gesteckt und das Räucherwerk angezündet. Und immer hockte nun einer der Kulis dort und zündete an und blies an und opferte neues Räucherwerk für ein glückliches Gelingen des Aufstieges auf den Smeroe.

Wenn die Javanen in der Natur zu ihren Bergen gehen oder auf Jagden oder aufs Meer, dann reicht ihnen der Islam, dem sie jetzt alle angehören, scheint es, doch nicht aus. Und sie greifen zurück zur Religion der Urväter, der hindugläubigen alten Javanen, die im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die herrlichen, feinen kleinen Bildwerke der Tempel bauten, die heute die Fremden aus Europa nur noch in ihre Ruinen locken und von Vetern verlassen sind.

Um sechs Uhr ging ich auch ins Zelt. Ich zog an Stelle des Kasianzuges einen wärmeren europäischen Tuchanzug an. Darunter hatte ich wollenes Unterzeug und einen Flanellschlafanzug. Darüber einen dicken Winterreisemantel, an den Füßen Strümpfe und Hausschuhe. Und mit der Reisemütze auf dem Kopf, wickelte ich mich in eine dicke schwedische Reisecke und in zwei wollene Bettdecken. Man sollte meinen, diese dicke Eskimohülle müsse mich gegen jeden Nachtfrost geschützt haben. Aber es war zu kalt. Und der Zeltvorhang blähte sich, und das Zelt schaukelte im Wind, der sich nachts zehn Uhr zum Sturm erhob, so stark, daß man vor Frost mit den Zähnen klapperte. Man muß bedenken, ein Zelttuch ist kein Dach überm Kopf. Und Zeltvorhänge sind keine Mauern oder Bretter. Die Nachtluft blies überall herein. Und dazu lagen wir im offenen Wald neuntausend Fuß hoch auf einem lustigen Berg im Sturmwind.

Das Feuer, das zwanzig Schritt vom Zelt für die Kulis brannte, gab keine Wärme für uns. Und ich war froh, daß wir den Gedanken gehabt hatten, drei Liegestühle mitzunehmen. Denn gewöhnlich bekommt jeder nur einen Schlaffack mit, und man muß am Boden schlafen. Am Abend vorher auf dem nassen Grasboden am Seeufer zu schlafen, — dabei hätten wir uns alle ein Fieber geholt. Herr S. ließ sich, da er nicht genug Wärme bekam, von seiner Frau noch in einen imprägnierten Wäschesack stopfen. Außerdem trug er einen grünen Filzhut seiner Frau nachts auf dem Kopf und hatte einen zarten lachsfarbenen Seidenschleier um die Ohren gewickelt. Er sah so sonderbar verkleidet aus, daß ich nicht recht wußte, wenn ich mich umsah, ob aus dem Ehepaar nicht zwei Damen geworden waren. Denn da er den Kopf vom zarten Schleier und Damenhut verdeckt hatte und den Körper bis an die Schultern im rostbraunen Wäschesack, blieb nicht viel mehr von der Männlichkeit des jungen Herrn sichtbar. Er glich einer Tirolerin auf der Alm. Auch in dieser Nacht wärmten wir uns alle paar Stunden mit heißem Tee und mit Brandy und rotem Wein und Portwein. Ich war froh, daß die Vorräte so reichlich bemessen waren, daß wir uns den Frost vertreiben konnten. Gegen Mitternacht wurde der Sturm so stark, daß das ganze Zelt einzustürzen schien, es wölbte sich der Wind zu allen Wandtöchern flatternd herein. Es brauste der Wald draußen und ächzte in den alten zerrütteten Tannen. Wir fürchteten, Bäume oder große morsche Äste könnten über uns stürzen.

Um zwei Uhr weckte der Mandur.

„Wollen wir den Aufstieg jetzt wagen oder nicht?“ So fragten wir Herren von unseren Liegestühlen aus, und wir zeigten beide keine rechte Lust, aus der flachen Lage in die senkrechte Stellung überzugehen. Wir ließen die Entscheidung Frau S. „Wollen wir auf den Smeroe oder nicht, Frau S.?“ fragte ich. „Ja, ich gehe!“ sagte sie ruhig und einfach aus ihrer Zeltecke von ihrem Liegestuhl her. Das war entscheidend. „Eine Dame will. Da muß der Mann auch können,“

dachte ich. Und ich stand rasch auf. Wir hatten uns ja nicht anzuziehen, sondern wir mußten uns für den Aufstieg ausziehen, das heißt, leicht machen und das viele dicke Zeug ablegen. Ein Kuli mit einer Benzinlaterne und einer mit zwei Blechkästen voll Seltermasser und Wein und Essen gingen voraus. Wir folgten dann. Jeder von uns hatte drei Kulis, die uns anseilen, ziehen und schieben sollten.

Der Mandur blieb zurück mit der Haupttruppe der Kulis und mit dem Zelt, das wir noch nicht niederlegen ließen.

Es war morgens halb drei, als wir vom Lagerfeuer fortwanderten. Den Mond zur Rechten oben mit vollrunder Scheibe und vor uns den langen freideckenden Strahl der Benzinlaterne.

Im ganzen waren elf Javanen mit uns, und wir drei Europäer dazu, das waren zusammen vierzehn Personen. Den Wald hatten wir bald verlassen. Der Wind wehte heftig. Aber der leere Aschenfegler lag so einfach dunkel im dunkelblauen Nachthimmel, als wäre es keine Kunst, hinaufzukommen, so daß wir mutig in die Lavarinnen traten und vorwärtskrabbelten und dachten: „Zwei Stunden sind keine lange Zeit. In zwei Stunden sind wir oben.“

Hätte uns aber einer gesagt, daß wir fünf Stunden brauchen würden, keiner von uns wäre dann hinaufgeklettert, — auch Frau S. nicht, glaube ich.

Wir gingen gleich auf allen vieren. Mit Händen und Füßen ging es auf dem krachenden und raschelnden Kohlenboden in die Höhe. Es knirschte und rasselte bei jedem Schritt, denn der leichte Boden, auf dem man wie auf hohlem Koks und scharfem Bimsstein auftrat, zerbrach und zermürbte und zerplaste unter den Stiefeln und unter den Händen, die sich bald am glasigen Lavagestein wundrissen. Handschuhe wären unnütz gewesen, in fünf Minuten wären sie zerfetzt von den Händen gefallen. Aber mir schien, als teilte der leichte, gewichtlose Aschenstein, der so hohl klingt und voll Luftporen sitzt, dem wandernden und kletternden Menschenkörper von seiner Leichtigkeit mit. Es ging wie eine Anpassung von uns zu den gewicht-

losen Aschenrinden, und wir stiegen so behende, daß ich mich verwunderte, wie anstrengungslos der Anfang war. Das weiße Laternenlicht wies den Weg an der Spitze des Zuges, aber der Mond erhellte eigentlich den Füßen den Pfad in den Rillen und Rissen des gehärteten und zersprungenen Lavabodens. Bis zu den Knien ging man immer in einem der tausend langen, vom Gipfel herabreichenden Gesteinrisse.

Zwei meiner Kulis hatten mir einen Strick um die Hüften gelegt; sie gingen voran, und der dritte stützte mich im Rücken, wie verabredet war. Aber ich brauchte in den ersten Stunden wenig Kulihilfe. Die leichte, kalte Nachtlust trug mich. Das großäugige Vollmondlicht zog mich auch höher. Der dünne Aschenstein ließ einen leicht auftreten. Und so verging die erste Stunde schnell. Und als ich dann zum ersten Male auf die Uhr sah, war es schon vier Uhr. „Nun sind wir bald oben,“ riefen wir uns einander hoffnungsvoll zu, „noch eine halbe Stunde. Um halb fünf Uhr sind wir oben.“

Der Kegelpfopf über uns blieb aber immer gleich nah und gleich fern. Und es sah aus, wenn man wollte, als ob man gleich oben wäre. Es sah aber auch aus, als ob man noch ewig nicht oben sein würde. Man konnte auf dem gleichmäßig dunkeln Aschendom da zu unsern Häupten im Mondschein keine Nähe und keine Ferne abschätzen.

Die Kulis schwiegen und sagten nichts. Sie froren und schlotterten nur entsetzlich in ihren dünnen Leinwandtüchern, und einer sagte auf einmal, er wolle umkehren, es sei ihm zu kalt.

Aber ich rief Herrn S., der hinter mir weiter unten nachkam, zu: „Lassen Sie keinen Kuli umkehren, ziehen Sie Ihren Revolver und feuern Sie in die Luft, wenn die Kulis, die über Kälte klagen, uns im Stich lassen wollen.“

Zu Anfang war Frau S. an der Spitze des Zuges gewesen. Aber das ging nicht lange gut. Sie ging langsamer als wir Herren. Und so kam ich an die Spitze und hinter mir Herr und dann Frau S. Wir hörten bald, daß sie ihre Stiefelabsätze abgebrochen



hatte. Das war nun ihr zweites Paar Stiefel, dem die Absätze brachen. Das erste war auf dem Aje-Aje mit üblem Beispiel vorangegangen. Aber was tat das? Ein paar zerbrochene Absätze. Da uns doch alle Glieder heil blieben. Wir kletterten weiter, und manchmal saßen wir alle, in Abständen von dreißig Schritt still aufeinander hinuntersehend, als ob wir im gotischen Spitzbogen eines Turmes senkrecht hinaufgingen, so schwindlig machte das Hinuntersehen. Und Herr S., dem ich unser Lagerfeuer, das klein wie ein glimmendes Streichholz am Fuß des Kegels im Wald leuchtete, zeigen wollte, getraute sich vor Schwindel nicht, zurückzuschauen. Ich hatte mich schnell an das leichte Schwindelgefühl gewöhnt und sah gern hinab. Es war, als stünde man auf einer zu senkrecht gestellten meilenhohen Leiter. Ungefähr, als ob man vom Gerüst eines Neuyorker Wolkenkräpers auf die Straße hinunterschaute, so eigentümlich hoch und haltlos und lustig war die Stellung von uns Kletternden in den niederen Aschenrinnen, die da keinen Halt gaben.

Gottlob, daß es beim Klettern dunkel und nur Mondschein war. Im Tageslicht hinaufzuklettern muß noch schwindelerregender sein. Eine Weile kletterten wir wieder weiter, und ich kam immer weiter voraus. Plötzlich hörte ich hinter mir den Kuliruf: „Dpat! Dpat!“ Das heißt: „Medizin! Medizin!“ Ich begriff sofort, Herrn S. war es unwohl geworden. Ich schrie nach dem Laternenmann und nach dem Gepäckkuli, und der krabbelte dann hinunter. Aber ich verlebte bange Minuten, bis ich erfuhr, daß Herr S. sich übergeben habe. Ich hatte schon geglaubt, es habe ihn ein Herzschlag getroffen, da er zwei Tage nichts gegessen hatte. Dieser Schreck des Dpatruses und der Schreck vorher, daß die Kulis vielleicht umkehren und uns in der Nacht auf dem schwindelnd steilen Berg im Stich lassen würden, waren mir arg ins Herz gefahren. Ich ging nur langsam höher, ängstlich gemacht vom eben Erlebten.

Ich fror gar nicht. Setzte ich mich auf einen Stein, so mußte ich mich sehr in acht nehmen, die



Steine waren locker und konnten mit einem abrupten oder konnten abkollern und den Nachkommen die Beine und Knie zerschlagen. Jeder Schritt mußte vorsichtig bedacht werden. Der Wind pfiff immer schneller und eisiger, und der Mond hing wie weißgefroren blendend in der tiefschwarzblauen Nacht. Er bildete einen breiten Hof im Äther, und dieser Ring war so seltsam rötlich-lila-blau, ich möchte sagen, es war ein Hof aus ultravioletten Strahlen, wenn man ultraviolettes Licht überhaupt sehen könnte. Immer und immer wieder fesselte mich zu meiner Rechten der Mond, der da diesen noch nie gesehenen purpurblauen Schein um sich zeigte, und die Nacht war doch ohne Nebel, ohne Feuchtigkeit, und der Äther war dunkelblau und klar, und doch hatte der Mond diesen seltsam befremdenden, mächtigen, rötlichblau farbigen Hof, der aussah, als wäre er der feine Astralleib des weißen, toten Himmelskörpers.

Nun begannen auch gegen fünf Uhr im Osten die ersten grünlichen Hellen des Tages. „Mata haril Mata haril“ sagten die Kulis zu mir, und immer, wenn sie vor Frost klapperten, zeigte ich jetzt nach Osten und tröstete sie und sagte: „Mata hari!“ Das ist: „Die Sonne!“

Diese Stunde wurde aber immer kälter statt wärmer. Wenn sich auch der Osthimmel leicht bräunlich färbte, es wurde nicht wärmer. Meine Finger, Wangen und Ohren waren wie kaltes Glas, aber am übrigen Körper war ich warm vom Klettern. Die Kulis zeigten mir auch ein paar schwache Lichter im Westen in der schwindelnd tiefen, fernen, blaugrauen, mondhellen Ebene unten. „Die Lichter von Malang,“ sagten sie. Dort schlafen sie nun alle, die Menschen in dem Städtchen, und niemand ahnt, daß wir hier zum Emervogel-Gipfel klettern. Aber ich wußte nicht, daß vom Berg Penandjan von einem Deutschen, der in dieser Nacht einen Ritt auf den höchsten Gipfel der Sandsee gemacht hatte, der Strahl unserer Benzinlaterne, der heller als ein Licht in Malang war, gesehen und mit den Augen verfolgt wurde. Später, bei unserer Rückkunft nach Tosari, sagte der Herr es

mir, er habe im Fernglas in der Montagnacht am Smeroe vom Penandjan aus um halb fünf Uhr morgens einen feinen, weißen Lichtstrahl ruckweise aufleuchten und verschwinden und am Smeroe hochklettern sehen, und er habe dabei gleich an uns gedacht.

In der ersten Taghelle erschien im Osten über Wolkenlagern ein großer Berg, es war die Insel Bali, eine der Sunda-Inseln. Die Wolkenreihen hatten wir jetzt so weit unten gelassen, daß sie längst nicht mehr zum Himmel zu gehören schienen. Sie waren wie zottige Schneefelder tief unten in einer andern Welt. Schon unser Nachtlager im Wald unten lag hoch über den Wolkenfeldern der Ebene von Malang und über den Wolken der Ostküste Javas. Die Sonne ging einfach und harmlos ohne bedeutendes Farbenspiel auf. Es flackert kurze Zeit ein großes Sonnenfeuer über dem Bali-Berg am Himmel, aber dieses brannte bald wie ein riesiges nächtliches Lagerfeuer ab, und es war mit einem Male Tag. Dunkelblaue Bergkanten schwebten weit im Ostland Javas wie blaue, scharfe Inselsteine über den langen Schneefeldern der Wolken. Aber all diese Berge lagen dem Smeroe zu Füßen wie Schoßhündchen, die im Bogen um einen Riesen krabbeln.

Wenn ich jetzt senkrecht hinuntersah in die zweitausend Fuß Tiefe, die wir vom Lagerfeuer, dessen Rauch man noch sah, aufgestiegen waren, so schauderte mir es doch vor der Tiefe, und es gruselte einem ein wenig bei dem Gedanken, vom Schwindel erfaßt und kopfüber abgestürzt zu werden. Denn man war jetzt wohl höher, als zehn Newyorker Wolfenkräger übereinandergestellt, in diesem Morgen hochgekommen. Mehr als zweimal die Höhe des Eiffelturmes, der dreihundert Meter hoch ist, hatten wir in diesen Nachtstunden bis morgens sechs Uhr kletternd zurückgelegt. Nun war noch eine Eiffelturmhöhe zu überwinden.

„Noch eine Stunde!“ so trösteten die Kulis meine müden Knie und meine leuchende Brust.

„Noch eine Stunde?“ fragte ich entsetzt. Denn ich dachte, in fünf Minuten mußte ich nun oben sein.

Das Ende des Berges war in seiner Entfernung immer noch nicht abzuschätzen. Der Gipfel blieb immer gleich nah und gleich fern, da die gleichmäßig zerrissene, eintönige, violettgraue Lava- und Aschenfarbe keine Anhaltspunkte bot, um eine Perspektive zu erkennen. Es war wie das flache Meer, das den Laien auch sehr täuscht, wenn er dort Meilen abzuschätzen will, da er keine Anhaltspunkte zur Entfernungsschätzung auf der leeren Fläche findet.

„Noch eine Stunde!“ sagen die Kulis. „Noch eine Stunde, das ist doch ganz unmöglich!“ Und ich schrie meine Entrüstung zu Herrn S. hinunter.

„Ich kann es auch nicht glauben!“ schrie er zu mir heraus.

Aber wir wollten es nur nicht glauben. Denn wir waren beide zu Tode erschöpft. Der Weg war immer elender geworden, und die Kräfte jetzt nach drei und einer halben Stunde Kletterei waren auch nicht mehr so frisch wie am Anfang. Der Weg war ein Griesß aus Kohlenkies, in dem man gar keinen Halt fand. Drei Schritte vor und zwei zurück, das war die entmutigende Lösung. Hilflos saß man oft nieder und sah in die schwindelnde Tiefe, gern wäre man wieder unten gewesen. Aber es war nun ebenso schnell hinauf wie hinunter zu kommen, darum ergab man sich und stampfte in das zerrinnende Aschenkiesgemenge und machte die Knie in dem nachgiebigen schwarzen, scharfen Kohlen sand müder, als wenn man auf Felsen geklettert wäre. Alle Augenblicke sank man zusammen. Es geht nicht mehr, es ist unmöglich, meinte man. Aber eine Minute Ruhe gab wieder fünf Minuten neue Kraft und neuen Mut. Die Kulis zogen nun am Seil, das um meine Hüften geschnürt war, daß ich glaubte, ich würde vom Seil zerschnitten. Der hinter mir keuchte wie ich und stemmte mir seine Schulter ans Rückgrat, und so, halb geschoben und gezogen, halb selbst kletternd und krabbelnd, kam ich zum letzten Ende des Berges.

Seit einer halben Stunde hatte ich — es war sieben Uhr gewesen, und die Sonne schien schon warm, trotzdem die Luft dünn und eisig war — den Kuli,

den ersten, den Laternenträger, der das Licht schon um halb sechs Uhr ausgelöscht hatte, oben am Rand verschwinden sehen. „Der ist oben,“ dachte ich. Aber nun tauchte er wieder auf, und der Berg wurde wieder höher, als ob er sich streckte, um uns zu foppen.

Endlich gegen halb acht Uhr sah ich den Kuli sich oben aufrichten und rufen, und er winkte mit seinem gelben Leinwandtuch.

Er war oben! Gottlob, einer war oben. Der Gedanke zog mich mit sich hinauf. Aber das letzte Ende war zum Verzweifeln. Die letzte Viertelstunde war, als ob man auf glattem Porzellan geröll ginge. Man glitt immer wieder zurück. Und es gab kaum noch Rillen, um drinnen zu klettern; es war rollendes Geröll, das überall nachgab. Und wenn man schon ganz todschwach ist, und ein Stein gibt unter den Füßen nach, dann wird man ganz verwirrt und weiß nicht mehr, will man hinauf oder hinunter. Und man setzt sich mit knickenden Knien und schmerzenden Füßen ins Geröll und bleibt atemlos und gleichgültig sitzen.

Zuletzt krabbelte man nur noch halb besinnungslos. Die Beine wollten nicht. Das Gehirn wollte auch nicht mehr. Das Herz wollte gar nicht mehr. Die Lunge fauchte und streifte auch, alles an einem wollte nicht mehr. Nur die Kulis wollten. Die rissen am Strick und waren mit einemmal munter und schoben mich und zogen mich wie verjüngt, gestärkt von dem Anblick, daß einer der Ihrigen schon oben saß und ausruhte von seinen Taten.

Da nahm ich mich nochmals, halb absterbend, zusammen. Wie ein Pferd, das man einen Karren aus einem Graben zerren läßt, und das plötzlich einen Rappel bekommt und wahnwitzig anzieht und fortstürzt mit irrsinnigem Blick, so halb überreizt und verrückt geworden, von Schwäche, Wut und vom Willen „ich muß hinauf“ gepeitscht, hezte ich in die Höhe, von den lustig heulenden Kulis lachend und schwitzend und freischend umgeben.

Doch einige Male noch knickte ich zusammen. Aber wie unter Geißelhieben schnellte ich wieder auf und krabbelte auf allen vieren, bis ich zum letzten senk-

rechten Gestein der Gipfelfläche kam und auch noch die letzte scharfe Kante überwunden hatte.

Der Gipfel glich der Plattform eines Turmes, aber an allen Seiten ohne Geländer, und das erzeugte in einem die Empfindung schwindelnder Schwäche, wenn man das flache, leere Gipfelsfeld betrat, das wie ein Fallschirm im höchsten Himmel zu hängen schien.

Es war eine spiegelglatte, glänzende und glitzernde graue Lavafeldfläche vor mir. Wie aus glitzerndem, grauem Mehl flach geklopft, lag die Aschenfläche, leicht rundlich, weit und groß da. Vielleicht fünfhundert Schritte breit und ein paar tausend Schritte lang war der Höhenplatz, und sein graues, ebenes Aschenpolster war gespickt mit spitzen, scharfkantigen, fußgroßen Steinen, die in der Aschenlage halb eingedeckt oder obenauf lagen, als wären sie eben erst vom Himmel auf das platte, graue Lager der Kupfelfläche hingeregnet.

Welch ein Genuß, endlich wieder nach fünf Stunden auf einer wagrechten Fläche zu stehen und zu gehen! Die Knie staunten, daß sie beim Vorwärtsgen nicht mehr an Gesteinschärfen stießen, sondern durch freie Luft gehen durften. Meine Kulis umringten mich auch lachend. Und der, der meinen Mantel getragen hatte, half mir denselben anziehen und beneidete mich um das warme Kleidungsstück. Denn es war eiskalt da oben, trotz der groß aufgerichteten Sonnenscheibe, die jetzt schon warm am Himmel stand.

Die Kulis setzten sich gegen Osten hin, wo sich der Höhenplatz leicht neigte, und wärmten sich am Sonnenschein und ruhten. Ich hatte ihnen allen für je 25 Cents je eine alte javanisch-holländische Münze abgekauft, die meist 1826 oder auch 1790 geprägt waren. Diese Münzen finden die Tosari-Kulis im Sandmeer. Der Bromo wirft sie aus. Denn jedes Jahr im Januar zum Bromofest, das ein altes Hindu-fest ist, wurden auch in alten Zeiten schon Kupfermünzen in den Bromovulkan geworfen. Die werden von der Vulkankraft wieder herausgeschleudert und fallen ins Sandmeer, wo die Leute sie auflesen oder



ausgraben. Eine halbe Stunde nach mir kamen Herr und Frau S. herauf. Es war ihnen nicht schlimmer gegangen als mir.

Aber es ist sonderbar, kaum hat man am Ziel etwas ausgeruht, so sind alle Anstrengungen vergessen. Denn die frische Ätherwelt ermutigt die Nerven und die Stimmung und versetzt einen in einen leichten Ätherrausch. Und auch die große Helle in der Höhe, die Reinheit des Lichtes elektrifiziert den übermüdeten Körper, Herz, Hirn und Lunge, so daß man bald nichts mehr von dem vorhergehenden Haß gegen den Berggipfel in sich fühlt, man ist tief versöhnt mit den fünf Stunden Kletterarbeit, erhoben und festlich gestimmt von der freien, herrlichen, weiten Rund-  
sicht.

Aber zuerst sieht man die Aussicht kaum. Man freut sich, über die ebene, graue, leere Fläche oben hinzugehen. Als sei man in einem der Tanzsäle des Himmels angekommen, so probiert man erst den Fußboden und geht prüfend hin und her. Denn man hat während des Aufstieges genug Fernsicht und Abgrund genossen. Es gelüstet einen kaum nach noch mehr. Oben auf der Aschenfläche, die doch ziemlich groß ist, sieht man auch nur Himmel zuerst. Man glaubt, man stehe auf einem Fußboden des weiten Himmels. Da ist kein Baum, kein Felsen, kein Grasschalm, nur grauer, kahler Fußboden und blaue Himmelsleere. Und besonders die Glätte, die ohne Weg, ohne Gruben sich dort zeigt, die ist, als gehe man wirklich oben auf der Riesenwölbung eines Riesen-  
domes.

Man getraut sich zuerst auch nicht leicht an den entgegengesetzten Rand der Fläche, man fürchtet die Lücken der vielleicht ausgehöhlten Aschendecke und ein Abbröckeln und einen Absturz in die zwölftausend Fuß Tiefe.

So bleibt man zehn Schritte vom Rande stehen und wundert sich, daß man hier oben so ganz allein in einer Luftwelt ist und beim äußersten Erdbunkt Javab, auf dem Haupt Javab, angelangt ist. Das Eisengrau der Aschenfläche verschluckt die Sonnen-

strahlen, und am Boden ist es düster; am Himmel blendet der Lichtglanz desto mehr.

Man kann aber eigentlich nicht sagen, daß es jetzt um neun Uhr vormittags hier oben sonnig ist. Die Sonne scheint, es ist aber nicht sonnig. Unten in dem Bergwiesengras, im gelben, war es gestern um diese Zeit viel sonniger. Und der Boden dort unten auf der Waldwiese war doch auch graue Asche, die zwischen den Halmenbüschen grau aussah. Aber es war viel mehr Licht unten auf jener Wiese.

Sollte man hier auf dem Smeroe-Gipfel schon in den ewigen dunkeln Weltraum hinausreichen können? Sollte hier schon eine Ahnung der ewigen Nacht des Atherraumes herrschen, den keine Sonne aufhellt, den auch nicht die Millionen Sonnensysteme aufzuhellen vermögen? Und sie alle bleiben nur kleine Lichtpunkte in ewigem dunkeln Weltraum? Diese Gedanken sahen mich fragend an. Nirgendß schlägt hier Licht zurück. Die Gipfelsfläche ist so klein im Verhältniß zum Himmelsraum, und die Aschenwelt hier gibt kein Licht zurück, nur ein Segliger von den zerstreuten Steinen reizt das Auge und macht den Aschenboden im Gegensatz zum Glanz noch dunkler erscheinen. Man steht wie auf der grauen Gehirnrinde eines bloßliegenden Gehirnes. Was denkt der Berg, der gewaltige, jetzt unter mir? Er, der selten Menschen sieht und immer hier oben in Klarheit und Leere wohnt, er muß uns Menschen doch fühlen! Es geht sich auch hier oben so leicht auf der Asche, als gehe man nicht auf der Erde, sondern auf tragenden Gedanken des Berges. Man hat aber auch ein unsicheres Gefühl, wie es eine Ameise oben auf einem glatten Globus haben muß. Man denkt: wenn ein Sturm sich erheben würde, segt er einen von der freien Ebene weg so leicht wie eine fliegende Feder oder wie ein ausgefallenes Haar. Man fühlt sich ein wenig frech, daß man hochaufgerichtet geht. Man möchte eigentlich am liebsten auf allen vieren herumkriechen, dicht an der grauen Asche. Es muß wohl sicher auch der verschiedenste Meteorstaub hier oben herumliegen, denn die hohen Berge ziehen in den

Jahrtausenden wohl auch viel Meteorstaub, fliegenden, aus dem Weltraum an.

Ich entscheide: man ist einfach auf einem so hohen Berg nicht mehr auf der Erde. Als ich vorhin in letzter Kletterstunde einige Male zurück in die schwindelnde Tiefe sah, und die Malangebene und das Meer bei Paseroean und Bali so tief flach unten wie wasserfarbene Landkarten oder wie buntes, verschleiertes Mosaik am Grunde eines Wassers elftausend Fuß zu mir heraussahen, da dachte ich: Dort unten ist die Erde, aber hier oben bringt dich jeder Schritt höher in den Weltraum. Die Welt hier oben gehört mehr hinaus in den Raum wie die Sterne, und der Smeroe-gipfel ist nicht mehr von dieser Erde. Wolken gehören noch zur Erde. So hohe Bergspitzen aber, das sind Fühler der Erde, die mehr in der Ferne leben, fortgerichtet auf die Ferne der Weltallräume eingestellt und nur für die Ferne lebend, lebend für alles, was nicht von der Erde ist. Der Smeroe-Berg hier oben sagt gewiß „Du“ und „Gut Freund“ zu den Planeten, zum Mond, zu den nächsten Sonnensystemen, aber er sagt nicht „Du“ zu den Flüssen Javas und nicht zu den Reisfeldern und nicht zu den Wolken, alle diese sind ihm zu niedrig; mit allen diesen duzt er sich nicht. Sie sind ihm Fremdlinge, die Dinge der Ebene da unten. Denn sein Vergleben ist als Erdfühler in die Höhe gerichtet, er ist ein Wesen des Himmels, er ist ein Gott, der von Nektar und Ambrosia lebt, und er hat uns, die wir zu ihm kamen, seit zwei Tagen von seiner Götterspeise entgegengeschickt, so daß wir alle Menschen und alle Erdspeise vermissen konnten als Besucher dieses Gottes.

Vielleicht weil ich ein Dichter bin und auch am liebsten in Weltüberblicken, in Seelenüberblicken und in Gedankenrundschau und in fernsehenden Ahnungen wie die Berge als Dichter lebe, vielleicht weil Berggipfel und Dichterhirn sich verwandt sind, hat uns der Berg so gnädig empfangen und hat uns die schönste Klarheit entgegengebracht. Denn die einfachen Kulis, die Javanen, behaupteten, wir hätten

großes Glück. Der Älteste von ihnen, der schon siebenmal hier oben war, sagte (es war der, der sich immer unterwegs mit Füßen den Rücken massieren ließ): „Es ist alles so gut gegangen wie selten. Wir haben klare Aussicht, wie sie nicht immer ist. Wir haben kein Unglück gehabt.“ Wir hatten nachts keinen Regen und tags keine gestürzten Pferde und gar kein Ungemach als nur die Kletteranstrengung, und die gehörte dazu, die konnte auch kein Gott wegzaubern, die mußte sein. Wir tranken ein wenig Selterswasser, saßen um einen Stein, und ich versuchte, etwas kaltes Huhn zu essen, aber es schmeckte mir nicht, da ich satt und nur durstig war. Merkwürdig satt, ohne seit zwei Tagen eine richtige Mahlzeit gegessen zu haben. Ich verteilte Brote und Huhn an die rund um mich sitzenden Kulis. Es war wie bei der Bergpredigt. Wir glaubten immer, wir hätten für so viele zu wenig Essen mit. Und es war immer zu viel und war immer ohne Ende da, und das Essen schien eher mehr als weniger zu werden. Da uns Lust und Begeisterung, Berggeist, Weltraumgeist und blaue, grenzenlose Ewigkeit nährte. Ich hätte gern in der Ätherreinheit und unterm Vollmondschein mal eine Nacht hier oben auf dem äußersten Himmelsfühlhorn Javas geschlafen. Wie muß das erquickend, reinigend und heilbringend sein, eine Nacht mit dem Leib fort von der Erde im Weltraum draußen zu schlafen! Denn es ist wohl sicher, daß die senkrechte Strahlung der Äquatorsonne am Tage, dazu das Erdfeuer tief unten im Berg selbst, der Äther des eissigen Weltraums, den kein Fleischatem hier oben verunreinigt, zugleich der nachbarliche reine Atem des großen indischen Ozeans, der, vom Smeroe gesehen, bis ans Eis des Südpols reicht, ohne von Ländern unterbrochen zu werden, — daß alle diese urwüchsigen Elementareinflüsse zusammen mit der riesigen Höheneinsamkeit einen anderen magnetisch-elektrischen Zustand im Menschenblut, im warmen, erzeugen mußten, wenn man sich, in völliger Bewußtlosigkeit hinausgehoben in den Weltraum, hier oben auf dem Smeroe einem Schlaf hingeben würde.

Moses kehrte vom Berge Sinai zurück, und Elmsfeuer strahlte von seinem Kopf, nachdem er auf hohem Berg geschlafen und gedacht hatte. Und wo läßt es sich besser und klarer denken, welsumarmender fühlen, als auf Bergen? Vielleicht auch nur wieder auf dem Meer. Ist aber der Berg ein lebender Feuerberg, wie der Smeroe, so vereinigen sich alle Elemente, um den Menscheng Geist zu berauschen. Vor uns lag nach drei Seiten das Meer. Nach Osten gen Bali hin, nach Norden gen Soerabaia und Paseroean hin und nach Süden lag uns der südliche Indische Ozean am nächsten von hier oben betrachtet. Als ich an den Südrand der Smeroe-Aschenkuppe trat, war ich überrascht, wie nah, dicht unten zu Füßen des Smeroe (nur durch eine kurze Landstrecke Hügel getrennt) die großen vergißmeinnichtblauen schönen Berge der Südküstbuchten wie Girlanden am Javastrand hingezogen. Von der Kuppe, auf der wir standen, östlich entfernt, ungefähr hundert Meter gegen Südosten hin (von oben, wo wir angekommen, kaum sichtbar) lag der mächtige Smeroe-Krater. Wir gingen noch die paar hundert Schritte ein wenig bergab bis an den scharfen Kantenrand dieser riesigsten aller Steinblumen, dann erst konnten wir in den Krater sehen. Wie eine Steintulpe von vielen Meilen Tiefe und von vielleicht fünfhundert Metern Durchmesser lag der Krater geöffnet seitlich am Berg, nach Süden schauend.

Hellgelbe breite Bänder von hellen Gesteinschichten wechselten ab mit Bändern eisendunkler Gesteinschichten, die alle im Kreise rund im Innern des Riesenrachens herumliefen. Trichterförmig spitzte sich unten der gewaltige, jetzt tote Feuerherd zu. Auf einigen Steinstufen, oben zur linken von uns, an drei, vier kleinen Stellen sah man im Krater, wie noch weißliche Schwefelschwaden und Dämpfe geheimnisvoll aufwirbelten. Aber sonst lag der Krater eigentlich hell und fast freundlich im breiten Sonnenlicht, wie eine weitentfaltete riesige helle Windenblüte, die Sonnenlicht und Himmelstau trinkt und in ihrem offenen Blütentrichter viel Geäder und



scharfgeschnittene Falten zeigt, die alle in der Tiefe fächerförmig zusammenmünden. Völlig unschuldig, wie ein verlassenes riesiges Bohrloch, den ein gewaltiger Regelbohrer etwas seitlich in den Berg gebohrt hatte, — so lag der hohle Krater kalt und leblos gen Süden geneigt und klar und nackt seine Arena von Steinschichten zeigend, wie die Sitzreihen und Schattenstufen eines Zirkus von ungeheuerstem Umfang.

Nach Südosten war ein Teil der riesigen Zirkusmauer herausgebrochen, und in der kantigen Riesenspalte lag zwölftausend Fuß tief unten, aber in der Luftlinie, in der schrägen, noch viel weiter fort, eine schön geschweifte Seebucht des Indischen Ozeans mit der sanft-blauen Meeresplatte. Auch weiße ferne Wolkenbänke, wie Reihen weißer Kissen, lagen da unten, flach und strichweise über der blau-sanften Tafel des Meeres. An der Ostseite des Kraterrandes erhebt sich wie ein mächtiger Steingriff, an dem man, wenn man ein Riese wäre, den Höllentopf des Kraters anfassen könnte, eine trogige Steinkuppe, eine Art Lavaknauf von einigen zehn Metern Höhe.

Die Gestalten einiger Kulis, in gelb und rot gestreifte wollene Pferdedecken gewickelt, standen nicht weit von mir nahe am Rand; sie waren wie Schwefelgestalten, die da dem Krater entstiegen, einen Rundgang im Himmel machten und einen Feuerzauber murmeln wollten. Die Glieder braun, wie von unsichtbarem, rotem Feuer beleuchtet, die gelben Decken oder die vergilbten Leinwandkleider, dazu das schwarze Haar, die schwarzen Augen, die senkrechte, steile, dünne Gestalt ihrer Körper, die schien wie von poröser Lava aufgebaut und erkaltet. Sie bildeten eine harmonische Einheit mit dem Riesenherd des Smeroe und wußten es nicht.

Zehn Minuten vorher, ehe Herr und Frau S. oben am Gipfel ankamen, war mir mit diesen meinen Kulis ein unheimlicher Augenblick entstanden, der mir nachträglich noch in den Gliedern bebt.

Ich erzählte schon, daß beim Heraufkommen, als meine drei Kulis mit dem Laternenträger und dem

Essenträger zusammentrafen, diese mir alte Smeroe-Münzen zum Kauf angeboten hatten. Sie umringten mich dabei, und ich zog, erfreut darüber, daß ich endlich oben war, meine Geldbörse, um den armen Kerlen etwas zu verdienen zu geben, da sie mich so gut heraufgebracht hatten. Ich bereute es aber sofort, da ich die gierig glänzenden Augen sah, die sich auf mein lederne Geldtäschchen richteten, als ich es öffnete. Ich fühlte, das Fieber der Geldgier sprang wie Blitze durch die sämtlichen schwachen Tagelöhnergehirne, die diesen Teil ihres Körpers selten anders anwenden als zu Schlauheiten oder Verbrechen. Und die ungewohnte Hitze, in die die Kuligehirne beim Geldanblick geraten waren, brachte auch sofort einen gemeinen erhitzten Verbrechergedanken in allen zusammen zum Reifen. Ich muß bemerken, ich hatte nur wenig Geld mitgenommen, da man uns gesagt hatte, es gäbe unterwegs keine Gelegenheit, Geld auszugeben; es wären keine Menschenansiedlungen am Wege.

Aber schon bei der Chinesenansiedlung, wo wir heißen Kaffee bezahlen mußten, war ich froh, wenigstens eine kleine Geldsumme bei mir zu haben.

Die Kulis hatten beim Öffnen meiner Geldbörse nur einen Blick in ein Geldfach getan, wo eine Menge Zehn- und Fünfundzwanzig-Cents-Stücke silbern glitzerten. Und wenn es im ganzen auch nur kaum fünf Gulden gewechseltes Kleingeld waren, so war das für die armen Leute, die jeden Cent nochmals in zehn Teile teilen, schon eine ganze Masse Geld. Papiergeld, das inwendig in der Tasche war, hatte ich ihnen gar nicht gezeigt.

Ich erschrak aber nur eine Sekunde vor dem Gekunkel der Kuli-Augen und vor den aufgeregten Gesten, mit denen sie sich beim Geldanblick gegenseitig anstießen. Ich vergaß es, ging nach der Auszahlung weiter und setzte mich hundert Schritt von ihnen auf einen Stein in die Asche und sah nach Osten gen Bali und über das blauverschleierte ferne Meer. Die Kulis, die in der Ferne erst hinter meinem Rücken lebhaft gesprochen und gestikuliert hatten, waren still geworden, und ich achtete nicht auf sie. Ich genoß die

Stille, die Fernsicht, die Himmel und Meer und Licht ineinanderschmelzen und die fernsten Berge wie bläuliche Nebel zarthell leuchten ließ.

Etwas zwang mich plötzlich, mich umzusehen. Hatte ein Stein geknackt, oder war es die auffallende atemlose Stille hinter mir, die mich weckte?

Der Blick zurück aber machte mich beben, als sei mein Herz Metall geworden und würde wie ein Gong mit einem einzigen Schlag angeschlagen und tönte tief und gründlich an. Und bis in meine Fußsohlen tönte mein erschrockener Körper mit.

Die Kulis kamen in zwei Reihen hinter mir herangeschlichen. Drei hinter mir zur Rechten, zwei hinter mir zur Linken. Sie waren noch zehn Schritt von mir entfernt. Sie gingen so lautlos wie Menschen, die in der Nacht gehen und nicht gesehen sein wollen. Der eine der drei zur Linken von mir trug einen Strick, als Lasso zu einer Schlinge zusammengelegt.

Ich begriff sofort. Sie wollten mich von rückwärts überfallen, mir die Arme binden, nachdem sie mir den Strick über den Kopf und Körper geworfen hätten, und sie würden mir dann die Geldtasche genommen und mich selbst in den zwölfstausend Fuß tiefen Abgrund gestoßen haben, der nach Süden hin nur zwanzig Schritt vor mir senkrecht zur Tiefe abstürzte.

Ich antwortete auf diese Absicht sofort dadurch, daß ich mich vom Stein aus meiner harmlos hockenden Stellung aufrichtete und den Leuten völlig beherrscht und ohne mit einer Wimper zu zucken geradeaus entgegenging. Da wichen sie wie Nebel, der sich zerteilt, sprachlos nach beiden Seiten aus. Sie senkten die Augen vor meinen Augen, die ihnen sagten: „Ich weiß, was ihr wollt. Ihr werdet es aber nicht tun, denn ich bin auf meiner Hut!“

Und so ging ich mitten zwischen ihnen durch über die graue Fläche zum Nordrand, wo ich mich aufrecht hinstellte und Herrn und Frau S. erwartete, die noch nicht zu sehen waren; denn der letzte Wegrest war von hohen Rinnen durchgraben, die wie Steinwände vom Gipfel hinuntergezogen. Hier stand ich.

Für den Fall, daß die Kulis einen zweiten Anfall versucht hätten, wäre ich rasch den Berg hinabgeklüftet, dort, wo ich heraufgekommen war. Die Kulis aber blieben hinter der Rundung der Aschekuppe verschwunden und folgten mir nicht mehr. Als S.s kamen, sagte ich noch nichts. Dann fanden wir, als wir weitergingen, die Kerle ziemlich kleinlaut beieinander am Boden in der Sonne gelagert, und argwöhnisch blinzelten sie uns zu, denn sie erwarteten vielleicht einige Schüsse aus S.s Revolver.

Wir setzten uns nieder, und ich rief sie heran, und ich tat, als ob nichts geschehen wäre. Denn wir waren für den langen Abstieg immer noch in ihre Hand gegeben. Darum teilte ich dann das kalte Huhn, das gebratene, unter sie aus. Diesmal war ich nicht nur von der Luftstärke appetitlos geworden, sondern auch vom Schrecken, der mir den Magen zusammengezogen hatte. Ich nahm mir vor, nie mehr einen Cent Geld auf großen Ausflügen mitzunehmen, wenn ich mit Kulis allein in die Berge ging. Lieber wollte ich Schulden machen und sie später mit Boten vom Hotel aus bezahlen lassen, als jemals vor den javanischen Kulis wieder Geld sehen lassen.

Für zwei Gulden fünfzig Cents waren kürzlich erst zwei Mörder auf der Insel Soembava vom Wedono gekauft worden, die hatten für dieses Kleingeld einen holländischen Vieharzt und seine Frau ermordet. Der Arzt hatte bei den Dorfpferden die Rogkrankheit erkannt und hatte den Leuten die rothkranken Pferde erschießen lassen. Darob entstand Wut. Und der Dorfschulze selbst kaufte für zweieinhalb Gulden zwei Mörder, die für das Spottgeld den Mord auch begingen. Daß sie und der Wedono später dafür von der Regierung gehängt wurden, das haben die Unvernünftigen in ihrer Kurzsichtigkeit nicht bedacht. Dem Wedono schmeckte die Rache, und den Mördern schmeckten die zwei Gulden fünfzig. Nachher ließen sie sich willig und gedankenlos aufhängen. — Ich wäre nicht so schnell auf das Vorhaben der gegen mich von rückwärts anschleichenden Kulis gekommen, hätte Herr S. nicht in Tosari ahnungsvoll gesagt,

er nehme einen Revolver mit; seine Frau habe gesagt, die Kerle könnten einen in einem unbewachten Augenblick in einen Abgrund hinabstoßen, nachdem sie einem einen Strick übergeworfen, dann gebunden und beraubt hätten. Nachher würden sie sagen und klagen, man wäre ausgeglitten und in den Schlund hinabgestürzt. Wer könnte es beweisen, wenn man irgendwo am Abhang zerschmettert und tot liegen bliebe, daß man ermordet war! Die Knochen bleichten dann dort in der Sonne, niemand fände einen dort oben, und die toten Knochen schwiegen in alle Ewigkeit. Niemand könnte sagen, wie der Tod gekommen sei. Und die Welt müßte glauben, was die Kulis beteuern würden.

Beinahe wäre mir die schöne Smeroe-Aussicht verdorben worden durch die Erkenntnis, daß man in fremdem Land und bei fremdem Volk keinen Augenblick die Vorsicht außer acht lassen darf. — Aber seit S. mit ihren sechs Kulis, die von dem Mordplan nichts wußten, oben angekommen waren, erholte ich mich rasch vom Schrecken. Ich vertraute wieder meinem guten Geschick und der Stärke des Weltgeistes, der nichts geschehen läßt, wozu er nicht seine Einstimmung gegeben hat. Wie wir dann später zum Kraterrand hingingen, sagte der älteste Kuli, der schon siebenmal hier auf dem Smeroe gewesen war, er wolle den Smeroe-Gruß sprechen. Wir gaben ihm fünfundzwanzig Cents. Denn zum Gruß mußte er eine Münze in den Smeroe-Schlund werfen.

Er sprach: „Selamat Smeroe.“ Und dann redete er in javanischen Versen eine lange Smeroe-Begrüßung. Er sagte dem Smeroe Dank für den Weg, für das Wetter, für das Nachtlager, für seine Freundschaft zu uns, und er bat das allmächtige Haupt Javas um weiteres Glück für uns alle.

„Ja,“ dachte ich bei mir, „ich danke dir auch ganz besonders, Smeroe, daß du auf deinem Haupt kein Verbrechen gegen einen Deutschen geduldet hast.“ Am Ende seiner Rede warf der alte Kuli das kleine Geldstück hinunter in die große, weitgeöffnete Steinblume des Riesenkraters. Dann sammelten wir noch



zum Andenken ein paar kleine graue und rote und gelbe Lavasteinchen, und gingen langsam zum Nordrand zurück. Es war zehn Uhr vormittags, als wir den Abstieg antraten.

Wir sprachen oft unterwegs beim Smeroe-Anblick von Luftschiffen. Wie einfach müßte es sein, von Berggipfel zu Berggipfel zu fahren und auf den Bergflächen oben zu landen! Wie herrlich wäre es jetzt gewesen, in ein Luftschiff zu steigen, abzustößen vom Berg mit einem Zeppelin oder mit einem Zweidecker und langsam fortzugleiten und in einigen Stunden am Tennisplatz auf Tosari zu landen. Später wird dies wohl gemacht werden. Wenige werden dann die Kletteranstrengungen machen wollen, und das Bergsteigen wird zu den altmodischen Dingen gehören. Aber ich bereute doch nicht, daß ich es schwieriger hatte, als die nach mir kommen werden: Schwierigkeiten erhöhen auch den Genuß.

So kletterten wir nun um zehn Uhr wieder hinunter. Zu Anfang war es ganz waghalsig, bis man in eine der Rinnen eintreten konnte, dann ging der Abstieg ganz von selbst. Fast bis an die Knie watete man im Geröllaschenkies und rutschte darinnen auf den Stiefelsohlen mit dem hinabfließenden schwarzen, sandigen Aschenboden, der sich mit einem bergab bewegte, weiter. Der Abstieg ging deshalb sehr schnell. In zwei Stunden, um zwölf Uhr, waren wir bereits am Tannenwaldrand in unserm Lager angekommen. Ein paarmal nur war es für die Untengehenden beim Absteigen gefährlich, als sich ein Stein löste und ins Rollen geriet, haltslos weiterhopsite und zuletzt wie eine abgeschossene Kugel niedersauste und nirgends liegen blieb; jeder, den der rasende Stein getroffen hätte, wäre unfehlbar von ihm erschlagen worden. Als mir so ein Stein vor den Füßen weglief, rief ich Herrn S.: „Stein — Stein!“ zu und „Batoe, Batoe“, und ich schrie minutenlang „Batoe“, bis Herr S. hörte und seine Kulis mit ihm auf einen Steinwall zu Seite der Rinne fortsprangen. Denn der Stein rollte in der Wegrinne hinab wie eine Kegelfugel auf einer Regelfbahn. Als meine Kulis

sahen, daß mein „Batoe, Batoe“-Rufen Erfolg hatte und alle unten sich zur Seite gerettet hatten, sagten sie bewundernd zu mir: „Slamat Tuan!“, das ist „Sei gegrüßt, Herr!“

Sie wollten damit mein energisches Rufen loben. Die Kerle versuchten, sich wieder bei mir einzuschmeicheln, weil wir nun bald hinunter zu ihrem Mandur und zum Lagerplatz kamen.

Zurückgekommen, fielen wir todmüde mittags auf unsere Liegestühle hin. Die Kulis hatten uns schon von unten entgegengerufen, und wir waren nun sehr befriedigt, am Ziel unserer Wünsche gewesen zu sein, auf dem Smeroe. Wir beschlossen, nochmals am gleichen Waldplatz zu übernachten, weil wir zu müde waren, um den Abstieg fortzusetzen bis zum Bergsee Kanoe Ramballoe. Wir beschlossen, morgen früh zum Kanoe Ramballoe zu gehen. Frau S. teilte, wie immer, wenn wir am Zelt ankamen, Medicinen unter die Kulis aus. Da waren viele, deren Fußwunden mußten ausgewaschen und mit Vorfalbe eingerieben werden. Da waren andere, die bekamen Hoffmannstropfen gegen Husten, — sie hatten sich in der Nacht am See erkältet. Einer kam und fiel fast um vor Fieber, er bekam Chinin. Zumeist waren es aber Bein- und Fußwunden, die der Pflege bedurften. Denn die Javanen waren ja den ganzen Tag und auch bei dem Aufstieg durch die gläscharfen Lavakanten mit nackten Füßen gewandert. Wobei ich auf dem Weg ein schweres Paar Bergstiefel zerrissen und Frau S. zwei Paar Absätze verloren hatte. Es war erstaunlich, was die schmalen nackten Füße der kleinen Javanen aushalten konnten. — Wir hatten auch kein Kochwasser mehr, um Tee oder Reis kochen zu können. So wurden vier Kulis, die sich für vier Gulden Extra-geld meldeten, hinunter zum See Kanoe Ramballoe geschickt. Sie gingen um ein Uhr fort und kamen um vier Uhr abends vor Einbruch der Dunkelheit mit Eimern und Flaschen voll Trinkwasser zurück. Sie waren den ganzen Weg, den wir in fünf Stunden vom See herauf in den Wald zurückgelegt hatten, in drei Stunden hin und zurück gelaufen, mit Wasser-

eimern beladen. Aber sie sind alle halbnackt und springen wie Affen behend durch die Waldabhänge fort. Sie sind im Land geboren, aus Javas Lust und Javas Wasser und Javas Feuer und Javas Erde, darum ist ihnen alles ein Spiel, was uns Fremden der gemäßigten Zone eine Anstrengung bedeutet.

Diese Nacht am Berg war nicht so stürmisch wie die erste. Wir schliefen fest und tief. Wir trugen den Smeroe-Gipfel im Herzen, der uns befriedigte und uns einen gesunden, tiefen Schlaf schlafen ließ.

Am nächsten Tage brachte uns nach schnellem Waldabstieg ein schöner Morgenritt zurück zum See Ranoe Ramballoe, wo wir gegen Mittag ankamen. Wir badeten im See, in der Mittagsonne. Auch alle Kulis badeten. Auch Frau S. zog sich abseits in ein buschiges Uferplätzchen zurück und badete. Ich behaupte, der einsame, nur äußerst selten von Menschen besuchte grünklare Bergsee muß ein Heilwasser enthalten, vielleicht Radium oder irgendeine Kraft, die den Körper stärkt. Ich fühlte mich mehr erfrischt als von irgendeinem Bad. Aber das nicht allein, sondern ich war erstaunt, daß vom Baden mein sonst ziemlich rauhes, hartes schwarzbraunes Haar seidenweich geworden war. Wenn ich mit der Hand über meinen Kopf fuhr, erkannte ich meinen alten Schädel gar nicht mehr. Und noch tagelang in Tosari unterhielt es mich, wenn ich mich kämmte, nachzufühlen und mich zu wundern, wie mein Haar sich so ganz verwandelt hatte. Es mußte vom mehrmaligen Untertauchen in das kristallklare stärkende Bergwasser herkommen. Nach acht Tagen verlor sich die Seidenweichheit meines Haares in Tosari wieder, und heute ist es hart und spröde wie früher, trotz aller Bäder. Ich erzähle dieses, um darauf hinzuweisen, welche großen Heilkräfte in Quellen und Wäldern sein müssen, wo reine, stärkende, unbenutzte Kräfte auf den Menschenkörper einwirken, wie dieses in der Gegend um den Smeroe der Fall ist, wo es fast keine Dörfer, keine Siedlungen gibt.

Wenn man in der Bibel liest, daß Kranken befohlen wurde, im See Genezareth oder im Jordan sieben-

mal unterzutauchen, um zu genesen, so lag darin sicher eine große Wahrheit. Besonders aber scheinen mir die Kräfte des Tropenlandes noch heilwirkender aufzutreten als die Kräfte der weniger heißen Zonen, und ganz besonders dort, wo Gegenden unbewohnt und sozusagen mit Ursprünglichkeit geladen sind, wie das beim Emeroe-Bergland der Fall ist.

Auf dem Heimwege widmete ich mich gemächlicher dem Betrachten der Blumen und Blüten und Sträucher, da ich Zeit und Aufmerksamkeit dafür übrig hatte. Beim Hinweg beherrschte einen nur die Überraschung und die Gier, fortzukommen, zum Emeroe hinauf. Jetzt aber weilten meine Augen mit Ruhe bei den Pflanzen zu Seiten des Weges. Unter den alten heiligen Bäumen des Sees fand ich am Hügelpfad beim Schilf entlang auch Frauenhaartraut, zierliches, und feine weiße Sternblüten und Himbeeren, reife. Die schweren Äste der mächtigen Baamtitanen waren, wie im Wald, dicht mit Löffelblüten einer Orchideenart bewachsen. Das gab ihnen von weitem den Eindruck, als wären die Bäume in grünes Pelzwerk gesteckt. So dicht wie Haare standen die aufgerichteten Löffelblätter auf allen Ästen, und jedes Blatt hatte die Form von Maienglockenblättern, war aber dunkelgrün und lederartiger. Auch eine einfache lila Lippenblüte mit Kleeblättern wuchs sehr zart und lieblich in Massen in der Einsamkeit hier, sie war klein und glich fast einem weißlichen Veilchen. Aber es gab auch langstilige wilde Veilchen. Frau S. pflügte und zeigte mir einige. Alle diese Blumen, die es hier gab, achttausend Fuß hoch, auch die buschigen, hohen Vergißmeinnicht, die gibt es noch nicht im sechstausend Fuß hoch gelegenen Tosari, dessen Pflanzenwelt ich jetzt drei Monate zu beobachten Gelegenheit hatte. Es fehlen dagegen hier alle die Blumen Tosaris. Es gab am See keine roten Fuchsien, keine blauen Azaleen, keine Trompetenblütenbüsche, die es alle wild und reichlich in Tosari gibt. Auch die tiefblaue wilde Winde fehlte, die rosa Stockrose und das gelbe Rhododendron. Die Blüten waren zarter und lustiger hier oben, meistens feine Lippen-



blüten und weiße Sternkrautblüten. Großkronige Blumen fanden sich nirgends hier oben. Aber die Baumäste im Smeroe-Wald, am Smeroe-Regel waren verfilzt von schleimigweißen Baumsflechten. Sie wirkten geisterhaft. Die Bäume sahen von weitem so weiß bedeckt aus, als wären sie weißbehaart, und als wären es gebleichte Knochenarme, die im Wald in Scharen in die Luft ragten. Gespenstig, heilig und erhaben einsam ist der ganze Smeroe-Weg, angefangen vom Mingol-Paß bis zur Smeroe-Aschenkuppe hinauf. Die Wälder sind urwüchsig, der Aschenegel ist von der Erde fortrückend; er wirkt wie ein erkaltetes einsames Horn der vielgehörnten Sonnenkorona.

Die Kulis lehrten mich auch auf dem Smeroe-Weg, als wir kein Trinkwasser mehr hatten, mich mit Pflanzensaft zu begnügen und zu erquicken. Sie pflückten wilden Rhabarber, der mit feinen Stengeln überall im Walde am Wege wuchs, und den sie „Voro“ nannten. Sie lehrten mich die leicht gerötete äußere Schale abziehen und dann den saftigen inneren Stengel essen. Der sehr kräftigende, stark säuerliche Geschmack löschte zwar nicht den Durst im Magen, er gab aber der Zunge und dem Gaumen, den vertrockneten, lebende, anhaltende Erfrischung. Ich habe nachher oft Voro gegessen und mich am Geschmack erfreut.

Wir übernachteten am vierten Tag, da wir wieder zum See Kanoe Rambaloe zurückgekommen waren und gebadet hatten, im nächsten Grastal abseits vom See, um den Nachtnebel, den nassen, auszuweichen.

Aber auch im Nebental ist nur der Teil des Tales trocken, der gegen jene Grashügel hin liegt, hinter denen kein Wald aufsteigt. Alle andern drei Waldhügelseiten sind eiskalt, und der Nebel zieht kältend nachts in den Wäldern umher.

Wir schliefen an der sonnig durchwärmten Talseite viel besser und wärmer als früher am Seerand. Und ich kann dieses Seitental allen Smeroe-Besuchern als Lagerplatz empfehlen, da es gesünder ist als der eisige Seerand. Das Tal liegt gleich am Fuß des überwundenen Aje-Aje. Und der Lagerplatz liegt



dem viereckigen, opfersteinähnlichen Felsen gegenüber, quer über das Thalfeld weg, auf der entgegengesetzten waldfreien Thalseite. Zum Seewasser des Ranoe Ramballoe ist es nur fünf Minuten. Man sieht den See in kleinem Ausschnitt in der Ferne von tausend Schritten zwischen Hügellinien liegen.

Der Vollmond hing still über dem Graßthal. Das große Lagerfeuer brannte, und ich sah das südliche Kreuz schief am Himmel liegen und genoß das Lager, das schlafende, betrachtend und genoß die seltene Naturruhe, die hier, größer als irgendwo auf der Welt, die Gedanken sich erholen ließ; weit und breit war nur heilige Natur, unentweihete, und die Menschenwelt schien untergegangen zu sein in einen ewigen Schlaf; es war mir, als sei ich der einzig Überlebende.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr kletterten wir über den Ajet-Ajet zurück. Diesmal war auch diese Kletterei leichter; wir hatten uns darauf vorbereitet. Dann kam der Abstieg zur Chinesensiedlung. Die Kulis sangen javanische Lieder von morgens bis mittags, die Pferde waren auch munter, weil es heim ging. Beim Chinesen tranken wir wieder den unvermeidlichen Kaffee. Der unvermeidliche Schmutz dort, die Robinson-Baracke, die Köchin in der Wellblechbude, der alte Hühnerhund, alle waren uns vertraut, und wir fühlten es doch als angenehmes Behagen, uns wieder der Menschheit allmählich zu nähern, die wir drei Tage verlassen hatten.

Aber der Himmel schien hier schwer Abschied von uns zu nehmen. Er löste sich in weichen Tränen auf. Beim Aufbruch mittags ein Uhr begann es zum erstenmal zu regnen. Und ich hatte beschlossen, in Nadas, dem Bergdorf, nochmals Nachtlager zu machen und nicht sechs Stunden bis Tosari durchzureiten. Herr S. brummte, aber Frau S. war auch todmüde, und so wurde er überstimmt. In zwei Stunden waren wir in Nadas. Der Mandur führte uns in das Haus des javanischen Dorsoberhauptes, des Wedono, der uns gefällig seinen Tanzsaal öffnete, wo wir mit allen Kulis einzogen.

Es fand sich ein Gamelang in dem scheunenartigen dunkeln Holzsaal. Die Kulis begannen zu spielen und zu tanzen bis zum Abend. Der schwache Regen hatte in den Nachmittagsstunden aufgehört. Wir spazierten in der Sonnenuntergangsstunde durchs Dorf, das nur eine Straße durch die Mitte durch hatte. Wir besuchten in den Ställen unsere guten Pferdchen, ich meinen Balling. Und wir fütterten sie mit javanischem Zucker. Dann wurde es Nacht. Im Eßsaal, der einer Scheune mit gestampftem Erdboden glich, wo ein offenes Feuer am Herde des Wedono in der Ecke brannte und die Familie beisammen saß, waren auf einem javanischen Mattenplatz, auf einer Erhöhung, unsere drei Liegestühle hinter einer spanischen Wand aufgestellt. Eine Stalllaterne hing am Pfosten davor. Wir lagen auf der Erhöhung mit unsern drei Stühlen in dem Raum, wie drei Leichen aufgebahrt. Die geflochtenen Strohwände des Gemäuers waren so weit geflochten, daß Tageslicht auch die Wände wie durch einen Korb entdecken konnte. Durch diese Strohmaschen war auch der reizende Rauch des Herdfeuers natürlich und ungekünstelt abgezogen. Fenster und einen Kamin hatte der Raum nicht, nur ein paar Türen, die in Hinterhöfe führten.

Mir war in jener Nacht, als schliefe ich im Hause germanischer Ureltern zu Besuch, so ehrfurchterregend einfach und mächtig ursprünglich war es in dem Hause des Javanen, der der erste Mann des höchstgelegenen Dorfes von Java war.

Am nächsten Morgen um sieben Uhr ging es zu Pferd am Rande der Sandsee sehr schnell zurück. Die Pferde stolperten nicht und glitten nicht aus. Am Idjo-Paß wurde noch kurze Rast gemacht. Ein letzter Blick auf den Smeroe, der, wie aus blauem Stein, mit rundem Kegel, ein wenig von weißen Wolken umgeben, uns nachsah. Im Sandmeer unten jagten unsere Pferde um die Wette im Galopp, und sie kletterten flink den steilen Mingol-Paß hinauf, weil es heim ging.

So stiegen wir dann rasch nach Tosari ab. Im letzten Dorf über Tosari ordnete sich der Zug, nach-

dem alle dreißig Kulis sich an der Bergquelle dort rasch gewaschen hatten. Und nun begann ein Himmelsrufen der ganzen Javanengesellschaft in das tieferliegende Alt-Tosari. Die Frauen und Kinder unserer Leute kamen unten im Dorf bei dem Gejodel aus ihren Hütten und riefen und winkten. Manches Weib mag schon bang gewesen sein um ihren Mann, denn wir waren schon den sechsten Tag unterwegs. Und nur vier Tage sind für die Emeroe-Besteigung angesetzt.

Unsere Zeiteinteilung war folgende:

Der erste Tag ging bis Ranoë Ramballoe (am See übernachtet). (Von Tosari dreizehn Stunden Weg.)

Der zweite Tag: zum Nachtlager am Emeroe-Regel Pretjoprodo (fünf Stunden Weg).

Der dritte Tag: zum Emeroe-Gipfel (fünf Stunden Aufstieg) und zurück bis Pretjoprodo (sieben Stunden Weg).

Der vierte Tag: von Pretjoprodo nach Ranoë Ramballoe (vier Stunden).

Der fünfte Tag: von Ranoë Ramballoe nach Nadas (sieben Stunden).

Der sechste Tag: von Nadas nach Tosari (vier Stunden).

Im Hotel selbst war man nicht weiter über unser verlängertes Ausbleiben unruhig, da wir vorausgesagt hatten, daß wir den Ausflug bequem und nicht abgehezt machen wollten.

Vormittags um halb zwölf Uhr trafen wir vor dem Kontor des Tosari-Sanatoriums mit allen Kulis und Pferden wohlbehalten auf der Gartenterrasse ein. Wir ließen den einunddreißig Leuten 72 Gulden Trinkgelder auszahlen, wobei die elf Kulis, die uns auf den Emeroe-Gipfel brachten, besonders berücksichtigt wurden und mehr bekamen. Außerdem wurden die Leute noch von einem Teil der 303 Gulden, die wir dem Hotel für die Emeroe-Besteigung entrichteten, besonders abgelohnt. Am nächsten Tag ließen wir ihnen in einem Dorfhaufe ein Schaf schlachten als Slamantan-Essen für das gute Gelingen

des Aufstieges. Das hatten wir ihnen unterwegs versprochen. Frau S. teilte die rohen Fleischstücke des zerlegten Schafes unter die einunddreißig Leute aus. Die Kulis waren dann alle sehr zufrieden. Das Hotel sagte, sie wären nie so gut entlohnt worden. Damit hatten wir allem Genüge getan und genossen nun die Ruhe. Tagelang aber erinnerten unser sich schälendes Gesicht und die zersprungenen Hände uns noch an das Gemisch von heißer und eiskalter Luft in der Smeroe-Höhe. Heute ist es vierzehn Tage her, daß ich vom Smeroe zurückgekommen bin. Und ich schrieb vier Tage an den Erinnerungen hier in dieses Buch. Mögen diese Aufzeichnungen andern Smeroe-Besteigern nützen.

23. Mai

Tosari, 24. Mai 1917

Man hätte meinen sollen, wenn man fast sechs Tage von der Kriegswelt fortging, es müßten in Europa inzwischen große Schlachten geschlagen worden sein. Aber immer noch steht die französisch-englische Offensive im Westen auf demselben Fleck. Und an der Ostseite bei den Russen hat sich auch nichts ereignet. Auch im Süden hat eine italienische Offensive begonnen gegen Triest, von der man noch nichts Nennenswerthes sagen kann.

Aber als ich, am 10. Mai zurückgekommen, vor dem Kontor vorritt, kam mir der Administrator entgegen und übergab mir ein Telegramm. Es war von Herrn H. aus Soerabaia. Er sagte: „Nach Telegrammen aus finanziellen und politischen Kreisen in Amsterdam wird der Friede im August dieses Jahres erwartet.“

Das war ein herrlicher Willkommgruß. Ich möchte es so gern glauben. Heimkehr im August nach Deutschland. Zugleich sagte mir der Administrator, der englische Generalkonsul sei auch mit Frau aus Batavia im Sanatorium angekommen. Herr S. kennt ihn aus Geschäften. Und neulich, ehe S. nach Batavia reiste, sprach der Generalkonsul B. Herrn S. an, und sie sprachen über den Krieg. Der Engländer, der hier so viele deutsche Firmen auf dem

schwarzen Gewissen hat, sagte, er glaube nicht an Frieden im August. Weil Amerika sich in den Krieg gemischt habe, und weil England viel von Amerika erwarte. Auch müßte erst Bismarck Hollweg ab danken, ehe es Frieden geben könnte.

Diese englische Ansicht verstimmte mich sehr. Und ich glaube, daß es leider wahr sein muß, was der Engländer sagt. Mir scheint, wenn Rußland keinen Sonderfrieden mit uns machen will, dann wird der Krieg noch Jahre dauern können.

Ich seufze tief, während ich das niederschreibe und es einsehen muß, daß ich noch lange hier Gefangener bleiben muß.





## Letzte Reise

Aus Tagebüchern, Briefen  
und Aufzeichnungen



## Briefe an seine Frau

Bandoeng (Java), 27. Mai 1914. Morgens  
neun Uhr

Liebes Miezgel, gestern abend kam ich gegen sieben Uhr hier in Bandoeng an. Die Fahrt hierher gestern nachmittag von drei Uhr bis sieben Uhr abends war großartig. Eine Welt von Kratern war zu sehen. Wunderbare buckelige liebe Kraterchen. Darüber im Himmel sah ich gegen Abend endlich mal ein Tropenwunder. Das waren Regenbogenwolken. Sie sind sehr selten, und ich hatte sie noch nie in meinem Leben auf der Welt gesehen. Ich war ganz erschüttert von den perlmutterfarbenen Wolken. Am Rand sind sie braungelbrot, und ihr Kern ist sanft grün wie eine Libelle. Es waren nur wenige an einem Fleck; und darunter, unter hohen Palmen, standen und saßen weißgekleidete Javanen im Urwaldschatten.

Der Sonnenuntergang malte mir dann an einen der Krater aus Feuerwolken einen Lavaausbruch, rotglühend und mit gigantischen Rauchschwaden. Und ein Weltuntergang war die rote Pracht am Himmel und die blauschwarze Reihe der Krater am Erdrand.

Je höher wir kamen, desto wolkiger, nebeliger wurde es, und zur Nacht um sechs Uhr regnete es in Strömen den warmen abgekochten Regen, den man nur in den Tropen so großartig und heftig kennt.

Ich bin jetzt zweitausendeinhundert Fuß hoch, und es ist nicht mehr drückend, aber noch immer warm und weich. Das Hotel ist riesig, und jetzt werde ich die Stadt besichtigen.

Herzliche Gebirgs- und Kraterküsse

Dein Kraterchen

Vandoeng, 27. Mai 1914. Abends sieben Uhr

Schägel, jetzt ist es vor dem Abendessen. Ich warte auf das Glockenzeichen und denke, da ich ganz allein bin, natürlich noch mehr an Dich, als ich es sonst immer tue.

Ich habe heute meistens in den heißen Stunden auf meinem Zimmer gegessen, auf der Veranda, umgeben von Verkäufern, die an der Erde hocken und ihre Watikstoffe ausbreiten. Ich kaufte aber doch nichts. Das war zwar sehr schwer, aber ich muß sparen. Ich kaufte nur einen Buchaufschneider für fünfundzwanzig Cents, aus Büffelhorn geschnitzt, mit einer Javanerin darauf.

Dann malte ich zwei Aquarelle. Ein Chinesenboot, das ich im Sonnenuntergang bei Singapore gesehen, und eine Kraterlandschaft, die ich gestern abend vom Zug aus gesehen.

Vormittag war ich spazieren. Ich photographierte. Aber leider gibt es auf ganz Java keine Kodakfilme, nur Platten. Und ich bin ganz traurig darüber. Ich hatte mich so gefreut auf viele Bilder.

Jetzt im Abend nach Sonnenuntergang, als ich meine beiden Aquarelle fertig hatte, ging ich wieder etwas spazieren.

Vandoeng ist sehr schön. Lauter kleine Hütten und weiße einstöckige Europäerhäuser unter hohen, himmelhohen Bäumen. Auf denen blühen eben paprikarote Schotenblumen. Viel elektrisches Licht, viel vibrierendes Leben. Es ist so lebhaft wie am Potsdamer Platz in Berlin in all den breiten Gartenstraßen.

Die Europäer sehen aber alle so blaß aus wie wandelnde aufgewachte Leichen, mit großen Ringen um die Augen, und haben kein rotes Blut, sondern grünbleiches Wasser in den Adern. Die Damen und die Kinder sind gedunsen, besonders die Blondinen. Sie sehen üppig, überüppig aus. Und doch sind sie wie bleiche Schatten; und wie graue, im Wind geblähte Wäsche sind ihre Körper.

Alle Männer, alle Frauen, alles, auch die Kulis sind hier in ganz Java immer weiß gekleidet. Nur



haben die Eingeborenen noch bunte, großblumige Stoffe, Sarongs, um die Hüften, aber meist weiße Jacken.

Es gibt eigentümlich wenig Moskitos und wenig Fliegen. Im Schlafzimmer hatte ich noch gar keine. Nur nach Sonnenuntergang jetzt sind einige Moskitos um mich im Schreibsaal, während ich schreibe.

Das Hotel ist prächtig, mit Majolikafußböden und mit schönen Naturholzmöbeln, weit und groß wie ein Palast. Die Boys sind lautlos. Vorhin trank ich einen Wermut. Da holte sich ein Boy eine Zigarette aus dem Schaft einer Palme, die neben mir in einem Porzellantopf stand. Er hatte sie dort versteckt und rauchte sie dann, mit seinen Kameraden auf der Verandatreppe hockend. Draußen fahren die Autos vorbei, und alle haben das Trompetensignal des deutschen Kaisers. Ich glaube, ich bin mitten in Berlin an der Potsdamer Brücke bei diesem Laut und in dem Riesenhaus des Hotels. Große elektrische Lampen beleuchten die Straßen. Man ahnt nicht, daß man im Gebirge von Java ist. Man sieht auf der Hochebene die Berge nur weit weg an den Enden der Gartenseen von Vandoeng.

Jetzt ist Abendessen. Ich küsse Dich mit Appetit.

Dein Hungernder, Maxen

Vandoeng, 28. Mai 1914. Abends acht Uhr

Liebe Annie, liebe mein, jetzt habe ich gepackt. Morgen früh um elf Uhr reise ich nach Garoet, wo ich um ein Uhr dreißig ankomme.

Heute morgen fuhr ich um sieben Uhr zum Wasserfall Dago, — in einem kleinen Ponymagen mit drei Pferdchen davor. Es sah regnerisch aus, regnete aber erst heute abend um fünf Uhr ein wenig. Die Fahrt ging durch saubere Reisfelderterrassen, wo fleißig von Bachläufen die Erde bewässert und fleißig von den kleinen Malaien gearbeitet wird. Die Reisfelderbebauung muß die schwierigste Erdarbeit auf der Welt sein. Bis an die braunen Kniee stehen Frauen, Mädchen, Burschen im braunen Wasser, da der Reis

nur im Wasser wächst. Aber hübsch sehen die kniehohen Erdterrassen aus, wo der Reis frischgrün wie junger Roggen in Halmen steht. Die Landstraße durch Reisfelder ist staubfrei, da die Frische aus den Feldern in der Luft liegt. Es war hübsch und angenehm, unter leichtbedecktem Himmel in langen Baumalleen ins Land hinein gegen die Krater hinzufahren. Viele winzige Strohhöhlen sind überall unter Palmen und an schön gezogenen Hecken zerstreut gebaut. Überall herrscht stilles, beschauliches und arbeitsames Menschen-dasein. Dabei sind die Leuten lautlos wie das Wild in einem Waldgehege.

Beim Wasserfall, zu dem man in eine Schlucht absteigen muß, passierte mir ein kleines Unglück. Die Sehne meines linken Oberschenkels überschlug sich. Ich erschrak so, daß dazu auch noch eine Ader in meinem linken Augapfel platzte und ich ein wenig entstellt mit rotem linken Auge und mit schmerzenden Schenkel aus der Schlucht zurückkam. Ich massierte das Bein sofort und auch zu Hause. Daß mein Auge rot war, sah ich zuerst im Spiegel im Hotel. Ich bin so erschrocken, denn das Bein schmerzte wie das ausgerenkte Knie damals auf dem Berg im Winter 1913. Man sieht aber nichts am Bein. Nur kann ich noch nicht auftreten.

Ich hielt mich darum heute nachmittag im Zimmer. Ich malte das Bild einer javanischen Landstraße aus dem Kopf. Ich schrieb im Java-Tagebuch, das ich heute begonnen habe.

Aber ich habe außer dem Hotel-Manager niemand, mit dem ich ein Wort sprechen kann. Ich möchte wissen, warum ich, der so gern unter Menschen lebhaft und lachend leben möchte, immer und ewig zur Einsamkeit verbannt bin. Die Holländer hier im Land sind sehr zurückhaltend, und keiner sieht den andern an. Und nun gar gegen einen Fremden sind sie ganz abweisend.

Aber Du sollst Dir wegen meines Beines keine Sorgen machen. Ich habe gleich kalt gebadet. So wird es wohl morgen wieder gut sein. Und zu gehen brauche ich ja hier kaum, da alle Europäer immer

in den Ponymwagen fahren müssen und wegen Pest und Cholera nicht zu Fuß unter die Eingeborenen gehen. Nur sitzt mir der Schreck noch etwas matt in den Gliedern.

Aber ich sah auch zu viel Dreizehnen bisher. Mein Boy in Batavia im Hotel hatte Nummer dreizehn. Mein Touristenbillett hat Nummer dreizehn. Auf der Herreise im Schiff war auch alles dreizehn. Und ich wartete täglich, daß die Dreizehn einmal eintreten sollte. Heute kam sie, aber gottlob, es war nicht so schlimm. Hoffentlich ist es nach diesem Schmerz ein wenig vorbei mit der Macht der Dreizehn, die ich auch bei der Schlucht zum Wasserfall an einem Wegweiser sah.

Jetzt ist es bald Abendessen. Wenn ich nur wüßte, wie es Dir geht! Aber ich weiß seit Genua nichts von Dir. Das ist hart.

Dein Geduldiger

Batavia, 11. Juni 1914

Liebes Herzweible, ich habe Dir seit 27. Mai nicht mehr geschrieben. Und auch diese Briefe von Bandung habe ich nicht abgeschickt, weil ich dachte, Du erschrickst über meinen Unfall mit dem Wein. Nun aber werde ich Dir auf der Heimreise weiterschreiben, was ich im Innern von Java in den letzten Wochen gesehen habe. Ich war so müde abends von den großen anstrengenden Karrenfahrten und von dem ewigen frühen Aufstehen um fünf Uhr. Aber meistens auch benommen von der Höhenluft in Garoet, zweitausendvierhundert Fuß über dem Meer, so daß ich immer einschlief, sobald ich mich auf meinen Verandastuhl setzte. Nun aber will ich Dir alles nachträglich auf der Heimfahrtreise auf dem „Prinz Ludwig“ ausführlich niederschreiben. Denn ich finde, in Briefform wirkt doch das Wort eindringlicher, als wenn ich es Dir nur erzähle.

Ich habe seit Tagen viele Kämpfe schweigend und bangend mit mir durchgeföchten. Ich wußte nicht, ob ich die Neu-Guineareise unternehmen soll oder nicht.

Aber vor allem ist es zu teuer. Und außerdem ist mein Tropenherz etwas schwächer als früher. Ich fürchte mich bei der ewig drückenden Hitze vor einem Schlaganfall. Und außerdem habe ich eine mich ewig schwächende, bangende Sehnsucht nach Dir, weil ich so wenig von Dir zu hören bekomme. Ich hoffe ja inwendig, daß Dich und mich die höchsten Geister des Himmels und der Erde in Obhut nehmen. Aber man weiß doch nie, was das eigene Schicksal beschlossen hat, und es wäre unrecht, sich sicher zu fühlen, wenn man mit der Gunst der guten Geister rechnet. Jedenfalls habe ich mich seit drei Tagen fest zur Abreise entschlossen. Heute kam ich von meiner Inlandreise nach Batavia zurück, war bei B. M. & Co., wo ich Deine Briefe fand, und bestellte meinen Platz auf dem holländischen Dampfer „Melchior Treub“, der mich nach Singapore an Bord des Kloyddampfers „Prinz Ludwig“ bringen soll. Am 15. Juli hoffe ich dann in Genua und gleich darauf bei Dir im Guckeleisgraben zu sein. Vielleicht tue ich Unrecht, daß ich die Neu-Guineareise aufgebe. Aber ich habe so viel gegrübelt, ob ich oder ob ich nicht reisen soll, daß ich jetzt lieber Unrecht tun muß, als daß ich weitergrüble und ganz schwindlig werde vom Unentschlossensein. Aber es ist zu hart, mit Geldsorgen bepackt zu reisen, wo das Tropenreisen volle Kraft beansprucht.

Also ich reise jetzt am Samstagnachmittag halb vier Uhr von Priok, dem Hafen von Batavia, nach Singapore. Unterwegs erzähle ich Dir dann schriftlich Tag um Tag meine Javareise. Ich freue mich schon, daß ich dann täglich bei Dir bin in Briefen, ehe ich bei Dir bin mit meinen Armen.

Herzlich letzten Gruß aus Java

Dein Muxen

Ich habe heute abend schon sechs Briefe geschrieben, daß ich nach Hause reise. Ich hatte von unterwegs noch an niemand geschrieben, seit ich in asiatischen Gewässern und in Java bin.

Ach Schagel, wie ich mich auf Dich freue, das

kann ich gar nicht ausdenken, weil ich fürchte, es könnte mir ein böser Geist die Freude verpfuschen.

Bleib vor allem mein Lieb, mein gesundes Herz, und sei bedankt für Deine lieben, tüchtigen, schönen Briefe aus Malmö vom „Hochzeitstag“ (die gepresste Blüte), und von Derebro die Beschreibung der lieben Gerd, und von Ellen Key die gute Beschreibung, und von Stockholm. Nach der langen Schmachtezeit im Innern von Java, und nachdem ich heute seit Neapel die erste Nachricht von Dir erhalte, bin ich sehr zufrieden, wenigstens vom Mai von Dir gehört zu haben, trotzdem wir schon Mitte Juni haben.

Herzliche Küsse

Dein Heimkehrender

12. Juni. Habe mich doch heute nacht entschlossen, nach Neu-Guinea weiterzureisen. Es muß sein. Ich will auch das noch sehen, um ganz reisevoll heimzukommen. Dann kann ich im Winter Vorträge über Neu-Guinea halten. Aber sei nicht mutlos und traurig und fürchte nicht, daß mir etwas passiert, wenn Du im Geiste bei mir bist.



## Letzte Küstenfahrt

### Ein Bruchstück

(Von Max Dauthendey's Beschreibung seiner Neu-Guinea-Reise ist leider nur dieses Bruchstück erhalten geblieben)

Als unser Dampfer, die „Manila“, vor Citape auf Neu-Guinea Anker geworfen hatte, erinnerte ich mich langsam wieder, daß meine Füße noch andere Wege als die auf schwankem Schiffsverdeck gehen konnten. Und das nun stillliegende Schiff wurde, als es sich nicht mehr wiegte, wie ein Stück Erde. Und so von Waldgeruch umgeben, war es, als stünde das Schiff als Holzhaus im Urwald.

Vom Land sah man nur die Umrisse von den Kronen der Waldbäume. Aber keine Laterne, kein Dach, keine Hafenmauer, kein Boot, nichts als die Umrisse einer Landmasse voll Wälder war zu beiden Seiten des Schiffes. Und das warme Buchtwasser spülte jetzt lange, auffallend ruhige Wellen an die eine Schiffsseite heran.

„Das ist Citape,“ sagte der Kapitän. Und ich: „Aber wo ist denn der Hafen, wo die Hafenstadt?“ — Wo sind die Menschen, die steinernen Häuser vom deutschen Hafen? dachte ich für mich.

Auf einer Höhe war ein Licht gewesen. „Dort wohnt der Stationsvorsteher, dort oben am Hügel,“ hatte der Kapitän nebenbei bemerkt. Das Licht war nun auch schon wieder verschwunden, und Dunkelheit sah mich vom Waldrand her rund in der nächtlichen Bucht an. Zugleich hörte ich aber ein dunkles Gekdonner irgendwoher aus einer dunkeln Richtung. Der Lärm hätte das Getriebe einer großen Stadt sein können, die hinter einem der großen Hügel liegen konnte, und von der man nur das Getöse übers Meer herüber hörte.

„Das ist die Brandung,“ erklärte der Kapitän. Die steht dort an einer Felsencke des Buchteingangs. Wir spürten jetzt hier im Buchtwasser die Dünungswellen der Brandung stark, und das Schiff schaukelte wieder seitlich.

Nun kamen Lichter. Motorboote und Ruderboote. Einige Pflanzer wollten gleich noch in der Nacht die Post von der „Manila“ holen und wollten Angehörige aus Europa begrüßen.

Aber es war schon zu spät. Sie mußten wieder umkehren. Denn die Hafenwache, die erst die Erlaubnis zum Betreten des Schiffes erteilen mußte, war der Brandung und der späten Stunde wegen nicht mehr verpflichtet, an Bord zu kommen.

So riefen uns nur einige Stimmen vom Wasser aus den Rähnen zu. Wir sahen einige Europäergesichter, von Laternenschein beleuchtet, Teile von Menschen, Teile von Booten, abgerissene Stimmen, und dann zogen die Erscheinungen, die da nur stückweise in der Finsternis herumschwammen, vom Schiff fort, und es wurde still. Nur der Laub- und Orchideengeruch, der schwüle, abenteuerliche Landgeruch, blieb auf dem Deck und leistete dem still liegenden hohlen Hause des weißen Mannes Nachtgesellschaft.

„Ist das alles?“ sagten wir einer zum andern. „Ist das der endlich erreichte deutsche Hafen auf deutschem Boden?“ Aber kein deutscher Gruß grüßte vom Lande die weitgereisten Deutschen. Nur die Brandung donnerte an Stelle der Stadt, die es vielleicht in tausend Jahren hier geben mag. Das einzige eindringliche Grüßen war das der Urwaldbäume, die die Geister ihrer Orchideendüfte beauftragt hatten, durch die Nacht über die Brandung hinweg die fremden Geister zu begrüßen, die von keiner Insel kamen, und doch Geister sein mußten, Geister wie die Gerüche der Pflanzen. Es war mir dann auch in jener leeren Nacht, als wäre ich ohne Leib im Geisterland angekommen auf schwarzem Totenkahn an einer schwarzen Küste der Toten, — so trostlos war dieser erste Empfang im ersten Hafen Neu-Guineas gewesen in jener Nacht von undurchdringlicher Finsternis. — Wäre ich doch

zu Hause in Europa geblieben! war mein letzter Gedanke, ehe ich einschlief.

Am nächsten Morgen früh auf, erstaunten mich die nackten Soldaten, schwarze Kanaker, die auf dem hellen Deck wie Bronzefiguren herumstanden. Sie waren so schwarz und wirkten so mächtig, die helle Morgenwelt verdunkelnd, daß es einem, wenn sie da im Morgenlicht am weißen Eisengeländer lehnten, umgeben vom glasgrünen, lichten Wassergrunde des Meeres und vom grellen Wasserspiegel wie von einem weißen Feuer umleuchtet, — daß es einem so vorkam, als müsse alles vor diesen kühnen, prächtigen Menschengestalten verschwinden. Sie allein zogen die Aufmerksamkeit der Morgensonne auf sich. Das Schiff, das große europäische, und alle Menschen samt der großen Ladung darauf wurden eine leere Null vor der Wirklichkeit dieser Hünengestalten, die breite Schultern hatten, auf denen sie die Erde hätten wiegen können wie ein Spielball.

Verblüffend einfach war die deutsche Uniform dieser deutschen Söldner. Ein weit leuchtendes, feuerrotes Lendentuch aus dünner flatternder Schleierleinwand hing um die Hüften gebunden und bedeckte die Oberschenkel halb. Ein richtiger schwarzlederner Soldatengurt mit einem ausgestanzten Messingschloß, das vorn auf dem Bauche der Krieger leuchtete, hielt das rote Lendentuch fest. Eine Soldatenmütze aus gelbem Khakituch mit Lederschirm und schwarzweißrotem Band oder mit einer Kokarde über dem Stirnschirm, — dieses zusammen war die Bekleidung. Der Waffenrock, der Rock des Königs, fehlte. Hosen gab es nicht. Stiefel gab es nicht. Aber die Deckwache trug ein Gewehr. Um den Hals trug mancher Soldat eine kleine Glasperlenschnur oder eine Schnur winziger Hundezähne, — Zähne vom fliegenden Hund. Um den Oberarm trugen sie ein schmales Stroharmband aus gelbem oder schwarzem feinstem Vinsenwerk mit leichtem rotem Muster eingeflochten. Dieses Armband vertritt nebenbei auch die Hosentasche. Die Schwarzen stecken ihre Pfeife oder ihren blechernen Eßlöffel oder ihren Zahnstocher oder einen geschärften Kasuarknochen, der auch

als Messer dienen kann, in dieses Strohband am Oberarm.

Man muß sich als neu angekommener Europäer erst daran gewöhnen, dort, wo es so wenig Bekleidung gibt, das Wenige, was sich am Leib der Kanaker außer dem Nichts befindet, sehen zu lernen und zu verstehen. Im Haar oder hinter dem Ohr trägt der Soldat auch wohl eine Hibiskusblüte oder ein Büschel Zitronellagrass, dessen Duft die Moskiten vertreibt. Auf dem Kopfwirbel des schwarzen, kurzkransen Wollhaares steckt ein winziger Bambusholzkegel, der nicht größer ist als ein breites Daumenglied. Mit diesem winzigen Ding kämmen sie sich jeden müßigen Augenblick das gerollte dicke und dicke Haar aus, so daß es schön gepflegt wie ein riesiges Moospolster oder ein schwarzer dicker Turban den Kopf schmückt.

Die nackten schwarzen Gestalten, die mit ihren roten wehenden Lendentüchern auf dem Deck wandern, bringen ein gutes Stück Urwald auf das Schiff.

Unten liegt ein blank weißes Regierungsboot am Fallreep, und darin sitzen wieder drei der schwarzen Kerle. Die Sonne brennt auf den schwarzen Haarpelz ihres Kopfes und spiegelt sich im weißen Glanz auf der schwarzen Haut, auf den Muskelballen der Schultern und Arme. Ein Beamter ist aufs Schiff gekommen. Er bringt und holt die Post ab. Und der Kapitän empfängt ihn etwas stumm und ungnädig, weil er gestern abend nicht mehr gekommen war, wo sich alle an Bord gefreut hatten, mit den Citape-Pflanzern zusammenzukommen. Denn der junge Herr mit den Kanarienvögeln hatte seinen Bruder vom Land erwartet, der ihn abholen sollte, und der hier einige Duzend Kilometer von Citape eine Pflanzung angefangen hatte.

Im Laufe des Tages wurden auch an hundert Eingeborene in die „Manila“ eingeschifft, bewacht von einigen jener wohlgenährten Soldaten ohne Uniform. Diese Wilden wurden zur Strafe dafür, daß sie mit ihrem Nachbardorf in Unfrieden gelebt hatten, nach einem andern Wohnplatz verbannt.

Ich ging nachmittags ins Zwischendeck, das, von

einem Segeltuch überdacht, offen war, und sah mir das ausgewiesene Dorf an.

Erbärmlich elende Gestalten saßen und hockten wie halbverhungerte Waldtiere dort unten um den Mast und um die Ventilatoren. Sie besaßen nichts. Einige hatten ein paar Ketten aus Hundezähnen um den Hals oder im Stroharmband; aber außer dem von der Regierung gelieferten Ledertuch hatten sie keinen Reichtum und kein Hab und Gut. Es war zum erstenmal im Leben, daß ich der buchstäblich nackten Armut begegnete. Sie drängten sich eng zusammen, als könnte den einen nur die Nähe des andern am Leben erhalten. Unglückliche Augen, scheu und ähnlich den Augen eingefangener Vögel, sahen argwöhnisch unschuldig und gepeinigt in meine Augen und versuchten zu fragen: — Wer bist du Geist aus geisterhaftem Land, der du uns das Liebste nimmst, das wir Männer besaßen: den Heimatboden. Weißt du, der du doch auch eine Heimat haben mußt, nicht, wie die Trennung von den gewohnten Winkeln der Erde schmerzt, die uns jung und alternd gesehen hat. Bist du ein großer Geist, dann winke und laß uns an die Waldplätze, wo du unsere Hütten niedergebrannt hast, zurückgehen. Wir werden dort neue Hütten bauen. Aber es ist nicht gut, Männer ihrem Vaterlande zu entführen, weil sie Männer waren und gegen ihre Feinde kämpfen mußten. Ist der Kampf bei euch Geistern des Geisterlandes ein Frevel? Wozu haben uns die Väter Waffen vererbt? Wozu hat unser Leib Arme und Fäuste, und wozu haben wir den Zorn in unsrer Brust? Wenn wir Männer bleiben sollen, müssen wir auch kämpfen dürfen. Niemand hat uns jemals, ehe du weißer Geist bei uns eingetroffen bist, gelehrt, daß es strafbar ist, den Feind zu bekämpfen. Und daß man die Sieger zu Gefangenen machen und des Landes verweisen muß, das war unseren Vätern unbekannt. Was tust du weißer Geist, wenn die Lust des Kampfes über dich kommt, wie sie über jeden Mann kommen darf und kommen soll? Kämpfst du dann nicht auch im Geisterland gegen Feindesgeister? Machst du dir dann nicht Feinde, um kämpfen zu



dürfen? Ist der Kampf dem Arm des Mannes nicht so notwendig wie die Frau dem Bette des Mannes?

Und nun straffst du uns, weil wir Männer unsere Arme erhoben und andere Männer aus Kampflust erschlagen haben. Du straffst uns, die Sieger. Du rottetest die Starken aus dem Lande aus. Den Besiegten, den Jämmerlichen, den Furchtsamen, den Fliehenden, den Unmännlichen willst du unsere Heimat schenken und uns, die wir durch Kampf die Heimat uns errungen haben, uns jagst du Stärkerer von den Waldplätzen unserer Väter.

Weißer Geist, meine Augen suchen deine Gerechtigkeit. Meine Augen suchen das Recht, das dir Fremdem die Macht gibt, uns Männer wie Knaben zu strafen. Wer hat dich gerufen? Wer hat dich geschickt? Wie muß dein Land aussehen, wo die Unmännlichen belohnt, die Männlichen bestraft werden?

Schütteln die Bäume deines Landes nicht die grünen Köpfe über dem Richtplatz, wo du weißer Geist ein der Welt unbekanntes und unmögliches Recht sprichst, das uns Unrecht tut? —

Die stämmigen Soldaten Citapes kamen am Nachmittag von der Insel, von der wir nachmittags Ladung genommen hatten, in einem Boot zurück. Sie hatten grüne Büschel, kleine Sträucher von wohlduftendem Gras an Schnüren auf der nackten Brust und dem Rücken und an den Armen hängen. Sie waren lustig und verabschiedeten sich lachend von dem Volkstamm, der im Zwischendeck zusammen gepfercht hockte wie eine Viehherde. Sie schienen mit ihrem Lachen den Leuten den Abschied von der Heimat leichter machen zu wollen. Sie hatten wärmere Herzen, diese nackten Kanakersoldaten, als die weißen Schiffleute, die das Fortholen eines Volkes von seinem Land als ganz gerechte Strafe ansahen, und die nicht mit diesem Menschenhaufen fühlten, der der Heimat beraubt ins Unbekannte geführt wurde, ähnlich der Ladung Stroh-  
möbel, die am Hinterdeck verstaut war, und der es gleich war, ob sie in Singapore oder im Urwald aufgestellt wurde.

Ich war morgens in Citape an Land gefahren. Ein

Regierungsboot, mit einigen der schwarzen nackten Soldaten bemannt, fuhr mich durch die langen Wellenreihen der starken Brandung. Über die flüssigen grünen Glasberge des heftigen Uferwassers fort schurrte der Kahn, als würde er von unsichtbarer Hand weit auf das Land geschoben. Wo war Citape? Es waren da ein paar Hügel, die sah man hinter einem kleinen Platz, der voll langer Kokospalmen stand. Die langen, dünnen Stämme ließen zwischendurch den Blick über Rasen schauen. Dann kam ein breiter Bach, hier Fluß genannt, unter einer schwarzgeteerten Holzkohlenbrücke hervor und lief gerade, wo unser Kahn landete, ins Meer, als ob er den Einfall bekommen hätte, im Meerwasser baden zu wollen, so kurz und bündig sprang er unter der Brücke und unter den Palmen hervor und verschwand in der Brandung.

Diese schwarze Brücke, die aussah, als wäre sie aus schwarzglänzender Steinkohle gehauen, betrachtete ich zuerst verächtlich. Denn ich suchte Citape. Als ich aber nach einer halben Stunde von einer kleinen Wanderung zurückkehrte und nichts von Citape als ein paar chinesische Pflanzerbuden und auf dem Berge ein paar armselige Holzbauten der drei hier arbeitenden Regierungsbeamten entdeckt hatte, da betrachtete ich diese schwarze, ernste Brücke in der Palmenlandschaft an der Bachmündung unter den Palmen genauer und wurde beinah andächtig dabei, denn dieses einfache hölzerne Brückenbauwerk stellte die ganze Baukunst Europas in Citape dar. Hohl lagen fern über der Bucht auf dem Felsenhügelring, der das Buchtwasser umrahmte, noch ein paar friedliche graue Gebäude, die Häuschen einer katholischen Mission, aber die Regierungsleistung von Citape war diese schwarze, arme, ernste Bohlenbrücke, über die ich zweimal gegangen bin und die ich bewunderte.

Ich glaube, es stand auch ein Pfahl an der Brücke mit einer Holztafel, darauf stand: „Im Schritt fahren“, oder stand darauf: „Fuhrwerken ist das Fahren über die Brücke verboten“? Ich staunte. Denn außer dem großen und kleinen Wagen am Nachthimmel über Citape war wohl noch kein Fuhrwerk in die

Nähe dieser Brücke gekommen. Denn ich sah nirgends Fahrwege. Überall gingen nur halb unsichtbare Fußwege unter den Kokospalmen über den kurzen Rasen.

Und wohin sollte man auch fahren, da hinter dem Hügel die Ewigkeitswälder Neu-Guineas lagen, die keine Straßen kannten als die, die das Buschmesser der Soldaten für den Stationsleiter schlug, wenn dieser sich auf der Reise ins Innere befand, und die hinter ihm wieder rasch zugewachsen waren, wenn er wieder in seinem Hügelhaus in Citape daheim war.

Im Scherz rief ich einem Schwarzen, der mir begegnete, als er „Guten Tag“ grüßte, zu: „Wie geht es?“ Da sagte der waldschwarze Mensch auf Deutsch „Danke!“ Ich war so verblüfft, daß ich es nie vergessen werde, wie erstaunt mich dieses deutsche Wort: „Danke!“ machte, daß ich gar nicht erwarten konnte. Hätte er mich dann in der heißen Mittagstunde nach der „V. Z. am Mittag“ gefragt, ich würde nicht mehr erstaunt gewesen sein, nachdem der Wilde so wohlgefällig hatte „Danke!“ sagen können.

Der Österreicher war mit mir in Citape an Land gekommen, und er war photographieren gegangen. Er wollte durchaus auf den heißen Hügel hinauf, auf dem die paar europäischen Holzhäuser des Stationsleiters, des Heilgehilfen und des Polizeimeisters lagen. Die drei sind nämlich die Gesellschaft der Station Citape. Die Missionare zählen ja nicht zur weltlichen Gesellschaft, sondern zur himmlischen. Also blieben nur die drei, die hier auf dem Hügel die europäische Gesellschaft darstellten.

Der Österreicher und ich waren zuerst nach der Landung über den schwarzen Brückensteg des Baches gegangen und dann an der Küste entlang auf einem Graspfad. Der Urwald war hier erst vor ganz kurzer Zeit abgeholzt worden. Und man hatte überall, so weit das Auge sah, kleine Kokospalmen gepflanzt. Die waren noch nicht so hoch, daß sie mir bis an den Bauch reichten. Aber auf der abgeholzten Landschaft ragten noch die schwarzverkohnten Wracks gekappter Urwaldbäume. Diese Baumstummel hatten die abenteuerlichsten Gestalten. Manche glichen Tier-

gerippen, manche sahen Drachengestalten ähnlich, manche glichen Turmruinen, manche waren wie Schiffskiele, und diese gleichsam gestrandeten Urwaldtrümmer machten den Berg über der jungen Kokoëpflanzung unheimlich und traurig. Man sah noch die Dual, mit der die alten Bäume, von Beil und Flammen ausgerodet, um ihr ewiges Leben gekämpft hatten. Es waren nur die zähen Stummel stehen geblieben, und die verwitterten nun unwillig und bildeten mumienhafte Gestalten, die finster in der grellen Sonne und vor der klaren Meeresfläche anklagend zu drohen schienen. Mir war, als hörte ich diese Urwaldreste noch laut wehklagen, wenn ich still stehen blieb und in die Hitze des Mittags horchte.

Ich fand in der Pflanzung nur einige auf Pfählen stehende Holzhütten von zwei Chinesen, denen die Pflanzung gehörte. Es waren chinesische Händler und Zimmerleute, die überall dorthin ziehen, wo sich Europäer niederlassen. Im Innern des Landes, weiter fort, an der Küste entlang viele, viele Tagereisen von Sitape, befanden sich noch andere Pflanzungen. Diese gehörten Deutschen. Die meisten Pflanzungen waren aber noch nicht ertragsfähig. Denn die Kokospalmen tragen meistens erst im siebenten Jahr Früchte. Sieben Jahre müssen es die geduldigen Pflanze auf ihren trostlosen Landstrichen bei der Urwaldeinsamkeit aushalten und müssen die Pflanzen pflegen, bis sie endlich im siebenten Jahr Kopra ernten können. Und die Kokospalme hat unendlich viele Krankheiten. Kein Baum ist so empfindlich und hat so viele Feinde wie die Kokoëpalme. Vorkenkäfer, Blattrauen, Schimmelpilze, Wurzelschimmel, Ratten und Vögel usw. schädigen die Pflanzungen.

Als ich diese trostlosen Pflanzungsanlagen zum erstenmal hier an der Küste der Urwelt sah, sehnte ich mich heim nach Europa. Es war, als könnte mich irgend ein Übel packen. Denn die Welt schien nur aus Urwaldgeduld und aus Urwaldverdammnis zu bestehen, und ich wurde von einer Sucht befallen, die Neu-Guinea-Reise aufzugeben, die mir nichts als Trostlosigkeit anzubieten schien. Aber das Schiff kehrte

nicht um. Und ich mußte ausharren und weiterfahren auf dem Postdampfer, einem viel trostloseren Geschick entgegen, dem Geschick des von der Heimat Verbannten, verbannt in den größten Tagen, die Europa je erlebte.

Während der Österreicher oben auf dem Hügel beim Holzhaus des Stationsleiters photographierte, stand ich unten allein an der Bachmündung bei der Brücke und sah einem Trupp Soldaten zu, die Kisten auf den Köpfen schleppten und in langen Reihen am Hügel niedergestiegen waren, gefolgt vom Heilgehilfen, einem wohlbeleibten Herrn in weißem Tropenanzug und weißem Tropenhelm. Ich hätte gedacht, daß sich Europäer, die sich am Ende der Welt unter Wilden treffen, vertraut zunicken, und wenn sie sich wildfremd sind. Aber für diesen kleinen Regierungsbeamten war ich Lust, und er war tief ernst und tragisch komisch in seinem Ernst, mit dem er mit rot-weißem Kopf seine nackten Soldaten in das Boot beorderte, das ihn zur „Manila“ fahren sollte. Das Ganze kam mir wie ein Knabenspiel vor. So kindlich wirkte hier am Urwaldrand der gewichtige europäische Regierungsernst auf einer Station, die keine Straßen, kaum ein Haus voll Einwohner hatte und nur einen schwarzgeteerten Holzsteg als einziges europäisches Kunstbauwerk aufweisen konnte. Ich lachte für mich über den rotgedunsenen würdevollen Herrn, der so fremd tat, als ob er mir in Berlin Unter den Linden begegnet und zur Audienz beim Kaiser befohlen wäre. Dabei befanden wir uns durch ungeheure Ozeane von Europa getrennt, beide auf einem Urwaldkontinent, umgeben von Wilden, und es war mir, als spiele jeder Weiße hier eine Rolle in dem Leibstück „Europa“ vor den Wilden.

Nach der Abfahrt von Citape am 11. Juli fuhr die „Manila“ von abends sechs Uhr bis zum nächsten Nachmittag, Sonntag, dem 12. Juli, drei Uhr und kam dann vor Potsdamhafen, in der Eingeborenen-sprache „Monumbo“ genannt, an.

Wir waren am Morgen an der bergigen weiß-blauen Küste entlang gefahren, an Bergen vorbei,



die mit blauen Schatten behangen waren und umlagert von schneeigem Gewölk und immer bepackt von schweren Urwäldern. Oft sah man einen senkrechten Wasserfall, oder aber es glänzte an einem Gebirgshang ein silberner Bliß von glattem Gestein, und das konnte man für Wasser halten. Das Fernrohr aber zeigte die Wahrheit: meistens war der vermeintliche Wasserfall nur der Glanz der Steine an den Abhängen der Berggruppen.

Ganz selten sah man am Ufer einige graue Holzhütten, aber immer war auch ein Mast in der Nähe der Eingeborenen-Hütten in die Erde eingerammt; an der Mastspitze wehte ein grauer Wimpel, ein Leinwandstück. Dieser Fegen winkte uns zu. Wer den Wilden den Einfall gegeben hat, diese Fahnenmasten zu errichten, weiß ich nicht. So ein Wimpel mutete uns aber wohlthuend an. Es war, als sei der winkende Lappen ein Freudengruß der Hüttenbewohner dort am Urwaldrand unter den Palmen.

In Potsdamhafen, Monumbo, lag das Haus des Administrators der Neu-Guinea-Gesellschaft auf der Höhe eines Hügelzuges in einer weiten Kokospalmenpflanzung. Ein Feuerberg lag, von Wolkendampf umlagert, vor dem Eingang der Monumbo-Bucht und bildete eine feurige Insel im Meer. Die Schiffsoffiziere erzählten, daß auf ihren letzten Fahrten der Berg nachts einen roten Schein um die Spitze gezeigt und Feuergarben ausgespuckt habe. Jetzt war er wieder ruhig, aber er schien noch sehr heiß zu sein, da die Dampfwolken ihn wie Lawinen umlagerten.

## Briefe an seine Frau

Dampfer „Manila“. Immer noch vor Amboina (Molukken) 19. August 1914. Mittwoch nachmittag

Liebe Annie, liebe, trotzdem ich weiß, daß dieser Brief vor Monaten wahrscheinlich nicht in Deine Hände kommt, muß ich Dir doch schreiben, um ein Gespräch mit Dir zu führen, da das Denken und Sehnen nach Dir sich vielleicht im Herzen etwas betören läßt; denn der Briefbogen täuscht selbst den Verstand ein wenig. Er muß glauben, daß der Brief vielleicht doch durch ein Wunder Dich schneller erreichen wird, als man annehmen kann.

Vom Krieg hier sehe ich nur täglich die Sonne und nächtlich die Sterne, die über die Schlachtfelder gewandert sein müssen, ehe sie zu mir nach der Südsee kommen. Ich sehe Palmen, Korallenfelsen, gebleichte, die kleine Dorfstadt Amboina voll Malaien und Halbbblutvölk und sehe nachts Meerleuchten um das Schiff und höre tags hundert Hämmer an Bord arbeiten, die das stillliegende Eisenschiff ausbessern. Das alles in täglicher Wiederholung ist nicht angenehm und auch nicht unangenehm, wenn ich daran denke, wie Großes und Furchtbares in der deutschen Heimat vor sich geht. Noch einige Tage (heute ist Mittwoch) bis Sonntag will ich auf der „Manila“ leben, dann das alte kleine Schiff verlassen und ins Ungewisse reisen auf einem holländischen Dampfer nach Batavia. Man sagt, daß von Batavia kein holländischer Dampfer mehr abgeht, da die Engländer in allen Kohlenstationen die Kohlen mit Beschlagnahme belegt haben. Ich werde nun in Batavia oder auf einer Plantage auf Sumatra in Deli wohnen. Man

spricht davon, daß die Javaner den heiligen Krieg erklären wollen und alle Europäer massakrieren werden. Aber es ist wohl nichts Wahres an solchen Gerüchten.

Aber wie Schreckliches muß bei uns in Deutschland geschehen, wenn ich mir vorstelle, daß so viele Mächte unsere Feinde sind und uns den Krieg angesagt haben. Wir bekommen hier in Amboina jeden Abend um halb elf Uhr vierzig Telegrammworte der Handelszeitung von Soerabaia aus Java zugeschickt. Diese Telegrammworte hängen auf dem schwarzen Brett im Klub von Amboina. (Es gibt nur hundertfünfzig Europäer in ganz Amboina. Darunter sind gar keine Deutschen, nur Holländer und ein Franzose.) Der Zahlmeister holt gewöhnlich die Telegramme noch nachts vom Land, und meistens warten wir alle und können nicht schlafen gehen, ehe wir wissen, was auf dem Kriegsschauplatz in Europa vorgegangen ist.

Ich bin mit den zehn Mann Offizieren der einzige Passagier noch an Bord. Der Kapitän Roscher, drei Deckoffiziere, drei Maschinisten, Obersteward, Zahlmeister und Schiffsarzt sind die Herren, mit denen ich von morgens bis abends zusammen bin. Wir spielen Schach, oder wir segeln, oder wir sprechen von tausend Möglichkeiten des Krieges und der Weltpolitik. Manchmal spielen einige Klavier oder Mandoline und singen Soldatenlieder. Vorläufig geht es allen noch gut. Denn das Essen reicht noch aus. Nur die Kartoffeln sind aufgegessen; und da auch das Geld knapp ist, will man nichts kaufen, ehe es absolut nötig ist. Alles ist gesund. Und da auch bei bewölktem Himmel die Sonne hier immer warm und üppig scheint, würden alle wohl zufrieden sein, wenn die Kriegsnachrichten für Deutschland günstig blieben.

Vorläufig hörten wir noch von keiner großen Schlacht, trotzdem der Krieg schon vierzehn Tage angesagt ist. Wir wissen nur, daß Lüttich in deutschen Händen ist. Und daß die Heere zwischen Montmédy und Mülhausen Aufstellung nehmen.

Aber die Holländer reden von großen Verlusten der Deutschen, vom Einmarsch der Franzosen ins Elsaß,

von Verlusten der Österreicher usw. Doch das wollen wir noch nicht glauben.

Abends und meistens morgens höre ich gern dem Blasen und Üben der Trompeter auf den Wällen des alten portugiesischen Forts von Amboina zu. Es klingt genau so wie von der Festung in Würzburg, wie wir es hörten, wenn der Wind das Trompetensignal vom Marienberg in die Wohnung am Sandersring 23 trug, in jene Wohnung, wo ich fast alle meine letzten Bücher gedichtet und diktiert habe, und wo Du und ich so glücklich lebten wie selten zwei Verheiratete auf dieser Welt.

Wenn ich diese Trompeten üben höre, gehe ich auch im Geist an der „Neuen Welt“ hin zum „Guckesgraben“. Dann kenne ich alle einzelnen Bäume am Wege. Oben hoch am Berg auf dem Höhenacker den alten Holzapfelbaum, wo ich mein Knie brach vor einem Jahr, und dann den großen Birnbaum an der Guckesgrabenecke im Tal der zeitlichen Zufriedenheit. Und ich sehe Dich überall am Wege vier- und elfblättrige Kleeblätter pflücken.

Wann werden wir dort wieder mit Deiner Mutter und Ellen unter dem großen Birnbaum sitzen am Hohenberger Weg, wo der Winko alle Landleute anbellte, die vorübergingen?

Wenn Du nur stark und ruhig und mutig bleibst, wird auch diese grauenhaft lange Trennung enden, und unser Häuschen wird uns dann doppelt lieb werden nach überstandnem Leiden.

Mit dem ersten Lloydschiff, das nach dem Frieden zurückfahren darf, komme ich gleich zu Dir nach Würzburg. Grüße alle Lieben und Freunde herzlich von mir. Ich bin immer wohl und gesund. Ich bin Dir treu wie immer und küsse Dich zärtlich wie immer. Bleib gesund!

Dein Herrle

19. August 1914

Herzliebste Annieweib mein, ich muß nun doch noch etwas weiter schreiben. Trotzdem ich den Brief schloß, fühle ich, daß ich Dir noch manches über die

Schiffahrt erklären muß, und deshalb schreibe ich weiter:

Du kannst Dir wohl denken, daß ich Dir öfters Telegramme gesandt hätte, aber es sind zwei Gründe: erstens weiß ich nicht, ob die Telegramme zu Dir kommen, da das Telegraphenamt das bezweifelt. Zweitens habe ich zu wenig Geld. Zwei Worte: „Well. Dauthendey“, die ich Dir vor acht Tagen von hier nach Strömstad sandte, kosteten neun Gulden, das ist fünfzehn Mark. Ich kann aber kein Geld aus Singapore bekommen und habe gerade so viel, daß ich ein Villett auf dem holländischen Dampfer bis Batavia kaufen kann, das kostet zweihundert Gulden. Professor S. lieh mir hundert Mark und ebenso ein Pflanzers, Herr Z., die weitergereist sind. Ich wollte nicht mit dem großen Schwarm Passagiere vor acht Tagen nach Batavia weiterreisen, da auf dem holländischen Schiff wegen holländischer Soldatentransporte fast kein Platz war und vielleicht auch Krankheiten. Auch hatte ich Herrn S. Briefe an B. und an den deutschen Vizekonsul in Batavia mitgegeben und um Unterstützung gebeten. Darum fahre ich jetzt erst ab. Denn das Geld von B. aus Singapore — wenn Du oder S. F. dort welches hingeschickt haben — kann ich erst nach Friedensschluß wieder bekommen. Ich weiß aber nicht, ob Du oder F. Geld bis zum Augustanfang schon telegraphiert hattet.

Jedenfalls ist jetzt jede Verbindung mit allen Häfen außer mit Java und Sumatra von hier aus abgeschnitten. Weder Telegraph noch Post werden nach Singapore weiterbefördert. (Dein letzter Brief war vom 19. Mai in Friedrich-Wilhelmshaven.) Wie lange die „Manila“ hier im Hafen von Amboina liegen bleiben muß, weiß niemand. Da sie deutsches Reichspostschiff ist, fürchtet sie von den englischen Kriegsschiffen, die überall draußen vor den Buchten kreuzen, gekapert, d. h. weggenommen zu werden, und sie hat vom Lloydvertreter aus Makassar telegraphisch Nachricht, sie soll in Amboina liegen bleiben, — wahrscheinlich bis Friedensschluß.

Wann der Friede sein kann, weiß hier heute am



19. August 1914 noch keine Seele, und in Euxora weiß es heute wohl auch noch kein Mensch.

Deshalb fahre ich mit einem holländischen Schiff am nächsten Sonntag, dem 23. August, weiter. Dann lebe ich zwei Monate ununterbrochen auf diesem Dampfer. Nur zwei Nächte in Kavieng beim Bezirksamtman St. und zwei Nächte bei Doktor R. in Herbertshöhe habe ich in den zwei Monaten an Land geschlafen.

Das ist mir aber nur gut bekommen. Die Seeluft hat mir sehr wohl getan. Ich bin braun gebrannt. Nur sind meine Haare etwas grau geworden. Ich trage sie ganz kurz, kaum einige Millimeter groß. So wie ich als Junge mit neun Jahren geschoren war.

Ich habe mich jetzt auch an die Temperatur gewöhnt. Da an Bord des Schiffes immer kühlender Luftzug ist, merkt man die Glut kaum noch.

Ich hoffe, daß mir der Konsul oder V. etwas Geld telegraphieren, da ich hier an Bord noch Trink- und Wäsche schulden habe. Der Kapitän, der sehr gut und freundlich zu mir ist, hat leider auch sein Geld in Singapore und kann mir nichts leihen.

Ich habe die Adresse eines großen deutschen Arztes in Tandjong Morawa in Deli (Sumatra). Zu ihm will ich reisen. Er ist mit einer der reichsten Tabakpflanzerstöchter verheiratet, verdient selbst enormes Geld und lebt auf einer großen Pflanzung, die einer deutschen Gesellschaft gehört. Dort falle ich sicher nicht zur Last.

Zuerst bin ich vielleicht ein paar Tage Gast bei dem V.-Vorstand in Batavia. Dann reise ich, wenn ich Geld bekomme, nach Sumatra hinüber. Dort kann ich auch bei einem Wiesbadener deutschen Herren wohnen, der mich auf der Herreise auf dem „Göben“ einlud, ihn auf der Heimreise zu besuchen. Er ist Administrator einer Gummipflanzung. Vielleicht bleibe ich auch einige Zeit bei ihm.

Also ängstige Dich nicht um mich, Herzliebste mein.

Auf Sumatra sind einige Deutsche, und ich werde entweder in Batavia einige Vorlesungen aus meinen

Büchern halten oder Geld vom Konsulat zur Sumatra-  
reise erhalten.

Es hilft nichts, zu klagen, daß ich nicht weiter-  
reisen und zu Dir nach Hause kommen kann, weil  
der Krieg den ganzen Schiffsverkehr zwischen Europa  
und Asien lahm gelegt hat.

Ich will mich ruhig und geduldig in dieses Un-  
vermeidliche finden und hoffe, auch Du nimmst unser  
augenblickliches Schicksal ruhig. Wir haben ja alle  
auf der ganzen Welt diesen Europakrieg seit Jahren  
erwartet. Daß wir ihn getrennt voneinander er-  
leben sollen, hätte ich zwar nie geglaubt. Aber es  
ist vielleicht besser für uns. Denn in Deutschland  
hätte ich nicht zusehen können. Ich wäre sicher als  
Krankenpfleger oder sonst irgend etwas Brauchbares  
mitgezogen, da ich zu alt bin, um Soldat zu sein.  
Aber vielleicht hätten wir uns dann niemals mehr  
gesehen. Es soll nun so sein, daß wir eine grausam  
lange Trennung ertragen müssen, aber hoffen wir,  
daß das Wiedersehen schneller geschieht, als man vor-  
aussehen konnte.

Viele Freunde werden vielleicht schon auf den  
Schlachtfeldern tot liegen. Ich denke an so viele,  
die da draußen unterm Himmel für Deutschland Tag  
und Nacht kämpfen. Es ist gar nicht abzusehen, wie  
viele Traurigkeit am Ende des Krieges in unseren  
Herzen sitzen bleibt, — hoffen wir auf das Leben!

Hoffentlich kommt der Kampfplatz nicht nach Deutsch-  
land herüber. Dann würde ich für Elise in Würz-  
burg fürchten. Sie wollte niemals zugeben, daß  
dieser Krieg eintreffen würde. Aber trotz aller Schrecken  
ist es doch ein hohes, großes Bewußtsein, daß wir  
diese größte Zeit erleben. Es ist dieses das größte  
Kriegsdrama, das die Götter jemals auf der Erde  
in Szene gesetzt haben. Die ganze Erde steht bald  
in Kriegsbrand. Denn hier in Asien spricht man  
davon, daß die Mohamedaner den heiligen Krieg  
predigen werden. Aber ich hoffe, daß dieses erst am  
Ende des europäischen Krieges geschehen wird. Jeden-  
falls ist hier noch keine Stimmung dafür zu fühlen.  
Und in Sumatra gibt es keine solche fanatische Be-

völkerung wie in Java. Also fürchte nichts für mich. Du weißt, immer werden wir uns wiedersehen und wiederfühlen. Wenn wir uns treu sind, kann uns nichts trennen, auch nicht der Tod, mein liebes, liebes Weible mein.

Draußen liegt warme Spätnachmittagsonne um das Schiff. Das Meerwasser blendet und glänzt. Die Offiziere sehen eben durch Fernrohre einem holländischen Dampfer zu, der seine Ankerkette fallen läßt und eben nach Amboina kam. Wir hoffen, er bringt Nachrichten vom Krieg. Denn hier in dem winzigen Amboina gibt es keine Zeitung, nur vierzig Telegrammworte täglich.

Die Offiziere jagen öfters Papageien und Fasanen am Strand, die wir des Abends gebraten auf den Tisch bekommen, und die gute Stimmung geht bei Jagdwitzen und Geplauder nicht aus. Vom holländischen Lehrer von Amboina bin ich zum Schachabend in sein Haus geladen. Aber ich war noch nicht dort. Die Tage vergehen schnell wie im Fluge. Täglich schreibe ich Kriegstagebuch und las eben ein sehr gutes deutsches Buch, das Du auch lesen sollst.

Herz, ich küsse Dich wie immer. Umarme Deine gute Mutter und grüße Deine lieben Geschwister und alle Freunde. Lieber Schatz,

Dein alter Schatz und Muren.

Nun habe ich Dir zwölf Seiten geschrieben. Wenn Du sie nur schon hättest!

Lima Poeloe-Estate. Post Tebing-Tinggi  
Deli (Sumatra). 30. September 1914.

Liebe, liebe Annie, liebes fernes Weible mein, voll Sorge und Angst lebe ich täglich. Seit dem 6. August, wo ich auf der „Manila“, dem Reichspostdampfer, auf der Rückkehr von Neu-Guinea die Nachricht vom Beginn des großen Krieges in Amboina erhielt, bis heute forge ich mich um Dich.

Hast Du meine Briefe von Amboina erhalten? — Ich lebte vierzehn Tage als Gast des Kapitäns R. auf der „Manila“ im Hafen von Amboina. Vom

6. August bis 24. August. Dann fuhr ich siebzehn Tage auf einem holländischen Handelsdampfer als Passagier zweiter Klasse nach Batavia. Es war eine unangenehme Reise. Denn die Holländer hier sind nicht gut gegen die Deutschen gesimmt, und die Schiffsoffiziere beleidigten mich, wo sie nur konnten, besonders der erste Offizier. Er sagte mir ins Gesicht, er wünsche nicht, daß die Deutschen siegen. Ich habe viel gelitten während der siebzehn Tage.

Ich blieb dann nur einige Stunden auf Java in Batavia bei H. Er hatte den Kopf voll zu tun. Er ließ mir einige hundert Gulden. Mit diesem Geld konnte ich dann eben nur mein Billett bis Belawan-Medan an der Nordostküste von Sumatra (Schiffsreise) bezahlen.

Ich war um Mittag in Batavia angekommen, und am Nachmittag um fünf Uhr fuhr ich mit einem anderen holländischen Schiff wieder von Java nach Sumatra weiter.

Diese Reise dauerte fünf Tage. Sie war aufregend, da das Schiff nachts Singapore und englische Kriegsschiffe passieren mußte. Wir legten nicht in Singapore an. Aber wir sahen die Scheinwerfer des Hafens und der Schiffe.

In Batavia hatte man mir gesagt, ich könnte nicht daran denken, mit einem holländischen Schiff nach Holland zu kommen. Denn alle Deutschen würden auch von den holländischen Schiffen unterwegs heruntergeholt und in Singapore, Colombo oder Suez als Kriegsgefangene festgehalten.

Aber man glaubte, daß ich unbehelligt bis Sumatra reisen könnte, weil ich dort bei Herrn S. auf der Gummipflanzung in Lima Poeloe den Frieden abwarten wollte.

Nun bin ich seit 17. September bei Herrn Sch. auf Sumatra.

Es ist Regenzeit jetzt auf Sumatra. Und es regnet täglich grauer und schwerer, als es jemals in den Regensommern im Güttenberger Wald geregnet hat. Die Luft ist dabei beengend heiß und feucht.

Du weißt, daß kein Norddeutscher Lloydampfer

mehr geht, und da mein Rückreisebillet nicht mehr gültig ist und nicht übertragbar auf holländische Schiffe, brauche ich dringend Geld zur Heimreise. Denn ich sehe ein, ich kann in diesem Klima mit meinem geschwächten Herzen nicht länger bleiben. Ich muß doch versuchen, mit einem holländischen Schiff nach Holland zu kommen.

Ich bin nicht mehr militärpflichtig, also werde ich auch wohl kaum kriegsgefangen genommen. Ich will aber lieber in England Kriegsgefangener sein, als hier in dem mich erdrückenden Klima zu lange bleiben.

Hier kann ich nur tägliche Unterkunft, aber kein Geld bekommen. Ich habe seit Mai, seit Deinem letzten Brief aus Stockholm, wo Du von Ruth schreibst, daß sie krank liegt, noch keine Nachricht und auch keine Geldsendung erhalten.

Du kannst Dir denken, wie traurig es in meinem Herzen ohne Nachricht von Dir aussieht. Die Post, die in Singapore für mich an B. M. & Co. von Europa kam, habe ich nicht erhalten, da sie beschlagnahmt wurde, als alle deutschen Geschäfte geschlossen werden mußten. In Colombo und Singapore und Suez sind die Deutschen, die militärpflichtig waren, als kriegsgefangen erklärt worden.

Herr Sch. ist sehr liebenswürdig zu mir: er ist verheiratet und hat zwei Söhne. Den älteren von fünf Jahren will ich nach Europa mitnehmen. Er will gern, daß der Kleine dort als Europäer erzogen wird. Aber das Kind spricht nur malaiisch, da seine Mutter Malaiin, das heißt Battakerin, das heißt eine Eingeborene von Sumatra ist.

Der kleine Knabe, der Karl heißt wie sein Vater, ist so weißhäutig wie irgend ein Europäer und hellblond und hat braune Augen. Er ist äußerst sanft, graziös und sehr still und lieb.

Er steht stundenlang neben mir, wenn ich am Schreibtisch arbeite, und sieht mir zu und legt seinen Kopf auf die Tischplatte, lautlos und friedlich. Sch. ist Administrator dieser großen Gummibaumpflanzung, deren Bäume Heveabäume heißen, und deren Produkt auf dem europäischen Markt Rubber heißt. Die



Pflanzung ist erst vier Jahre alt, und es wird an den Baumstämmen noch kein Rubber abgezapft. Viele Kilometer weit sind um das Haus hier nur Reihen graustämmiger Rubberbäume, die im Laub wie Nußbäume aussehen. Es ist das ein sehr einförmiger Anblick. Nur der Urwald, der um den Rand der Pflanzung weit weg liegt, ist interessant. Dort kommen Affen, Wildschweine, Tiger und Elefanten heraus, die manchmal die Pflanzung streckenweise zerstören.

Ich habe aber noch keine der wilden Urwaldherrschaften gesehen. Hier wo wir wohnen, war vor vier Jahren meilenweit überall Urwald, und Sch. hat die Riesenpflanzung allein mit achthundert Kulis angelegt. Der Boden gehört einer belgischen Gesellschaft, die ihre Kapitalisten in Paris wohnen hat. Jetzt zur Regenzeit werden viele Wasserabzugskanäle gegraben. Das ist die tägliche Arbeit. Denn die Gummigewinnung fängt erst nächstes Jahr an. Ich begleite Sch. morgens oder abends auf seinen Rundfahrten im Wagen durch die einförmigen Baumreihen. Wir leben fern von aller Kultur. Die Hauptstadt Medan ist eine Tagereise weit von hier. Die Post und Eisenbahn eine halbe Tagereise mit Wagen und Auto. Durch das Telephon bekommen wir aber täglich Kriegsnachrichten aus der Hauptstadt Medan. Alle drei Tage kommt die Post mit dem Postauto und bringt Zeitungen.

Der traurige Krieg, das Klima und vor allem die Trennung von Dir greifen mein Herz sehr an. Ich fühle Atemnot und Beklemmung und sehne mich nach einem frischen Luftzug. Wenn ich nur bald von hier fort könnte. Ich habe ein Telegramm von Dir hier, das am 29. August aus Strömstad kommt: „Telegraph Departure possible“, jetzt erst erhalten. Erst dachte ich, Du wolltest kommen, aber das ist ja ganz unmöglich. Ich habe nur eine Sehnsucht, so bald als möglich von hier fort zu kommen.

Ehe ich Dein Telegramm erhielt (es ist mir nach Amboina von Batavia geschickt worden, und von Amboina nach Sumatra nachgeschickt), hatte ich Dir aus

Medan vom deutschen Konsulat telegraphiert, bei meiner Ankunft hier. Deine Antwort: „Well“ habe ich fünf Tage später bei Sch. durchs Telephon erhalten. Ich war entzückt und beglückt, daß Du wohl bist, und daß das Telegramm aus Stockholm kam, wo ich Dich bei Deiner lieben Mutter und der lieben Ellen gut aufgehoben weiß.

Aber wie wirst Du jetzt Geld für mich bekommen? Diese Sorge tut mir weh. Kein Brief geht von hier nach Deutschland; ich kann weder an den Verlag nach München, noch an irgend jemand in Deutschland schreiben. Denn es geht keine Post dorthin.

O möge doch wenigstens der Brief in Deine Hände kommen. Jetzt bin ich sechs Monate von Europa und von Dir fort. Und Du wirst wie ich fühlen, daß ich mich heftig sehne, zu Dir zu kommen.

Ich glaube nicht, daß der Krieg noch sehr lange dauern wird.

Vielleicht wird schon Friede gemacht, wenn dieser Brief zu Dir kommt. Drei Monate sind es dann seit dem Kriegsbeginn.

Ich bin so froh, daß Dich wenigstens meine Telegramme erreicht haben. Ich habe leider kein Geld, sonst hätte ich Dir öfter telegraphiert. Aber das letzte Telegramm kostete dreißig Gulden. Ich hatte brieflich von Amboina aus B. in Batavia gebeten, Dir von mir: „Well and safe“ zu telegraphieren. Doch da war ich selbst noch gar nicht „well and safe“ in Batavia, sondern noch in Amboina. Aber ich hoffte täglich dorthin zu kommen und hoffte, bei B. Gast sein zu können. Ich sah aber, als ich nach Batavia kam, daß Herr B. voll von Sorgen war, und daß es besser wäre, aus dem heißen Batavia fortzureisen. Ich hatte gut daran getan, denn heute berichten die Zeitungen, daß in Batavia die Cholera ausgebrochen ist. Hier ist es zwar drückende, herzbeklemmende feuchte Urwaldluft, aber es ist nicht Malaria und keine ansteckende schlimme Krankheit auf Sumatra. Wenn ich mich nicht herzleidend fühlen würde, könnte ich es recht gut hier aushalten. Aber ich fürchte zu ersticken an Atemnot, so schwer ist oft die Luft beim Gewitter.

Es ist täglich Gewitter, und furchtbares Gewitter, wie niemals bei uns.

Die Kinder im Hause erquicken mich sehr. Die eingeborene braune Frau aber sehe ich fast nie, nur von weitem. Sie lebt mehr wie eine Haushälterin, was sie eigentlich auch ist, aber sie ist sehr hübsch und sehr heftig von Charakter, denn ich erschrecke immer, wenn ich ihre Stimme höre, mit der sie wie eine Urwaldwilde zu den Kindern spricht.

Das Haus ist einfach, aber gemütlich. Eine große eingebaute Veranda, viereckig, ist der Empfangsraum. Dann ein längliches Speisezimmer, ein Schreibzimmer und einige Schlafzimmer. Die Zimmer haben keine Decken, man sieht von allen Räumen hinauf in das Dachgebälk, das mit getrockneten Palmenblättern statt mit Ziegeln gedeckt ist. Die Fenster haben keine Glasscheiben, sondern nur Fensterladen oder Drahtgitter gegen Moskitos. Das Haus steht auf Steinpfeilen und hat nur Erdgeschoßräume.

Auf den Pflanzungen in Sumatra gibt es keine Sonntagfeier. Nur der erste und der sechzehnte jedes Monats werden als Feiertage angesehen. Morgen ist der erste Oktober, also ein Feiertag. Da werden die achthundert Kulis, die sich aus Chinesen, Javanen und zweihundert Javanenfrauen zusammensetzen, ihre eingeborene Musik machen, auf die ich mich freue. Manchmal hört man nachts Gongmusik aus einem fernen Battakerdorf im Urwald. Wenn ich morgens um halb sechs Uhr meine Lampe auslösche, tönt die Musik immer noch aus dem Wald. Sie musizieren die ganze Nacht. In allen Zimmern brennen nachts Lampen bis zum Morgen, für den Fall, daß Schlangen oder wilde Tiere oder diebische Kulis kommen sollten. Und fast immer blitzt es und donnert es während der ganzen Nacht. Das wäre kein Platz hier für Deine liebe Mutter, die sich so sehr vor den Blitzen fürchtet. Hier aber sind sie wirklich unheimlich, die Gewitter.

Ich kann gar nicht aufhören, an Dich zu schreiben, Annieherz mein. Ich habe Dir lange nicht geschrieben, weil es immer heißt, die Briefe kommen doch

nicht an. Nun aber die Telegramme an Dich angekommen sind, hoffe ich, daß vielleicht die Post gnädig ist und diesen Brief eines sorgenvollen und sehnlichen Mannes an sein geliebtes Weib an die Adresse kommen läßt. Aber ich weiß gar nicht, ob wegen des Krieges Postschiffe nach Schweden hin verkehren.

Es donnert im Himmel. So donnert mein Herz vor Sehnsucht nach Dir. Ich küsse Dich, Annieherz mein.

Dein Herrle.

Brastagi, 4. Dezember 1914. Freitag

Seit gestern morgen bin ich mit Frau Doktor Sch. hier oben auf der Hochfläche im Haus der Tabak-Gesellschaft Senembah. Der Ort heißt Brastagi. Das Haus steht leer und wird von Mitgliedern der Senembah-Gesellschaft manchmal zur Erholung besucht.

Vorgestern, am 2. Dezember, nachmittags zwei Uhr fuhr ich im Wagen von Tanah-Besih, zur Station Tebing-Tinggi. Von dort im Zug um drei Uhr vierzehn nachmittags nach Kubu-Pakam (fünf Uhr). Dorthin hatte mir Herr H. sein Auto geschickt, das mich nach Tandjong-Morawa zu Doktor Sch. brachte, wo ich bei Sonnenuntergang gegen sechs Uhr eintraf.

Die Baumstämme bei Doktor Sch.s Terrasse vergoldeten ihre Stämme und Äste im letzten Sonnenstrahl, der hoch oben wie ein Goldregen in den Park fiel. — Im Pavillon schlief ich herrlich in einer ruhigen Nacht; so ruhig habe ich noch nie in den drei Monaten, seit ich auf Sumatra bin, geschlafen. Ich glaube, es kommt daher, daß das Haus von einer europäischen Frau geleitet wird und einem geistig arbeitenden Mann gehört.

Morgens gegen sechs Uhr wachte ich erquickt auf. Von meinem weißverhüllten Moskitonez-Bett aus sah ich durch die offene Tür und das durchbrochene Geländer der Veranda den grünen besonnten, taufrischen Rasen des Parkes hereinleuchten. Die Vögel sangen wie im Frühjahr im Würzburger Hofgarten am dritten Dezember jubelnd aus den hohen Königspalmen und

den rotblühenden Tulpenbäumen am Rand der Rasenfläche.

Ich hatte am Abend meinen Koffer gepackt, und um halb acht Uhr hatten Frau Doktor Sch. und Doktor L., der von L.s Haus zum Morgenbesuch herübergekommen war, alles Gepäck im Auto verstaут.

Immer im Sonnenschein, fuhren wir durch den Garten, den weiten, wo alle die schönen lustigen Krankenpavillons und Häuser für Krankendienst, einer hübschen Villenkolonie ähnlich, unter herrlichen Palmen bei Rasen und Tropenbüschen im Sonnenschein leuchten. Dann flogen wir auf sonniger Morgenstraße zwischen grünen Palmen und Bambusstauden und großblättrigen Teakbäumen nach Medan. Unterwegs fiel mir eine Herde schwarzer Wasserbüffel auf, die sich zum Schlummer in einem morastigen Gewässer ausgestreckt hatten. Sie lagen alle wie verendet Leib bei Leib, halb vom Wasser überschwemmt. Sie rührten sich auch kaum, als wir auf der polternden Holzbrücke dicht an ihren Köpfen im Auto vorbeischoffen.

Zuerst lag das Gebirge, das sehr an die blauen Vorberge der Alpen bei München erinnert, in langer Kette unter dem Silber weiß blendender Morgenwolken breit in der Ferne gelagert. Dann schoben sich Hügel näher, an denen der Weg sich hochschlangelte. Der Weg machte viel Schleifen. Das Auto fuhr gut und nahm die Steigungen brav. Wir begegneten an einer Wegkante einem offenen Personenauto, das Chinesen und Malaien von der Hochfläche nach Medan und wieder zurück fährt.

Dann begegneten wir den ersten blaugekleideten Battakfrauen. Sie tragen dunkelblaue, tiefblaue, fast schwarze Tücher um den braunen Leib bis über die Brüste gewickelt und ein gleiches Tuch überm Kopf. Auch die Männer sind in den gleichen blauen Stoff gekleidet. Es sind die ersten Menschen auf der Welt, die ich sah, bei denen sich Männer und Frauen in gleiche Stoffe und gleiche Farben kleiden. Das dunkle Blau, der braune Leib und das braune Gesicht unterm blauen Tuch sieht in der saftgrünen Landschaft wie von einem Künstler zusammengestellt aus; so gut ist



alles gestimmt, daß es ungemein wohltuend ist, diese Battaker im Feld und Wald und am Weg zu betrachten.

Große Farrenbäume wachsen an den Höhen unter dem Gewühl hoher Pufanpalmen und großblättriger Teakbäume; Durianbäume, Betelpalmen, hellstämmig senkrecht, mit großem dunkelgrünen Wedelbüschel oben, standen reichlich auf allen Hügeln; daneben himmelragende Riesen-Urwaldbäume, Bäume, höher als hohe Kirchtürme, mit senkrechtem Schaft geradeaus in den Himmel geschossen. Viel Farrenkraut und wilde Bananenstauden. Aber vor allem der Farrenbaum, der aussieht, als sei auf einem Stamm ein Rand von feinen, großen grünen Federn schirmartig aufgespannt. Aber an Tierwelt wenig, keine Vögel, keine Tiere. Wir fuhren zuerst noch durch Tabakpflanzungen an Tabakscheunen, Kuli-Pontoks und Rudeln von Arbeits-Kulis vorbei. Allmählich erschien das Tal immer enger und höher, feuchter und fühlter die Urwald-Bergwände. Eine kostbare, europäisch leichte Luft kam uns entgegen. Es war köstlich, befreiend leicht aufatmen zu können, endlich nach Monaten ein Schluck frischer Luft. Und die Frische blieb, verslog nicht gleich wieder in Treibhauschwüle. Der Luftzug wurde von Steinkühle und Quellwasserfrische köstlich gereinigt. Tat wohl und wohler, stimmte glücklich heiter, fröhlich und machte wach und gesprächig. Eisiges Gebirgswasser glitzerte über eine breite Gesteinsbank in einer Schlucht rechts am Weg. Das Wasser blieb und rauschte. Die Bergwände wurden an den Rändern von Nebeln ausgefranst. Nebel kamen rauchend wie Dämpfe von der Höhe zur Tiefe über die Bergkämme zum Tal herunter. Wir schossen immer vorwärts. Immer tiefer in die Bergwelt und immer höher. Das Auto überfletterte in einem großen Wildholzwald, wo die Palmenwelt bereits fehlte, einen Gebirgsgrat. Wir sahen am Weg manchmal Sanatoriumhäuser für Europäer liegen. Dann ging es an einem runzeligen Berg vorbei. Das Auto hielt manchmal. Dann plauderten wir mit fröhlichen, ernstesten, naturgütigen vorübergehenden alten und jungen Battakmännern, die rüh-

rend herzlich und wie Waldpflanzen natürlich waren. Dann kroch das Auto auf langer Straße aus dem Wald hinaus, bei einigen Chinesen-Kaufbuden vorbei, und vor uns lag die Hochfläche.

Eine unendlich leicht wellige Erdoberfläche, wie ein grünes Grasmeer, mit Baumständen, die dunkle Inseln bilden. Und in den verschiedenen Himmelsrichtungen erheben sich kleinere und größere Berge auf der grünen Fläche, wie gewaltige blaue Köpfe zum Äther. Jeder Berg ein toter oder lebender Krater. Unterwegs schon fragte mich Frau Doktor: „Riechen Sie den Schwefel?“ Es rann Schwefelwasser am Bergweg herab. Und gelbes Schwefelmoos wuchs an Erdbrüchen.

Und nun sah ich zwei mächtige Krater rauchen. Den einen Berg, der dem Fuji in Japan gleicht, hat Frau Doktor besonders als ihren Freund genannt. Der andere ist in der Mitte breit gespalten, hat keinen Kopf mehr und raucht gewaltig aus der schwefelgelben Spaltenschlucht.

Ich habe mir immer Krater zu sehen gewünscht. Und nun hatte ich sie wieder ganz nah. Und dazu die köstliche Frische, die glückliche Weite der Hochfläche. Im Südosten, wo bei den Bergen lange Erdstriche und lange Wolkenstriche lagen, war der Abgrund, wo das Tobameer unten liegt, dreihundert Meter tief. Das Meer ist drei Mal so groß als der Bodensee in Deutschland. Und in ihm liegt eine Insel, die selbst wieder so groß wie der Bodensee ist. Aber hier vom Weg, wo wir fuhren, war es noch zwei Autostunden bis an den Meeresrand. Wir rasten in den Senkungen und Windungen der sanft und unterhaltend bewegten grünen Hochfläche gegen die beiden rauchenden Krater hin. Zwischen ihnen auf großen Weilen grüner Grassänge leuchteten einige wenige rote Dächer. Die neuen, jungen Häuser der Europäer. Das älteste steht erst seit 1907, die andern sind kaum ein bis zwei Jahre alt. Das Wohnen hier oben ist noch ganz neu. Am Weg lagen auch Reihen von Buden der Chinesen, die hier den Europäern alles zum Haushalt Notwendige heraufbringen und verkaufen.

Dann hielt das Auto, und glücklich und überbessriedigt von der herrlichen Umgebung, vom weiten Blick, von der Bläue der Waldberge, von der Nähe der Krater, von der kühlen, erfrischenden Bergluft, und nicht zuletzt glücklich über die Nähe europäischer Damen, die ich seit Monaten hatte entbehren müssen, wanderte ich neben Frau Doktor Sch. und Frau B. zu den Häusern.

Es sind hübsche, saubere, fensterreiche, lustige Holz-Landhäuser. Zeitgemäß und freundlich und behaglich geräumig gebaut, mit sauberen hellen Holzmöbeln und guten Eisenbetten ausgestattet. Von allen Fensterreihen hat man nach allen Seiten kostbare blaue und grüne Hochflächenbilder und hellen Himmel und frische, weite europäische Luft.

Man kann vor allem wieder wandern, weite schöne Wege durch die Strecken von Lalanggras machen. Man darf gehen, ohne beim dritten Schritt zu schwitzen. Was das bedeutet, versteht nur der, der die Tropen kennt, wo man Winter und Sommer ohne Bewegung wie im Dampfbad schwitzt.

Ein Haus, wo ein Landbaulehrer wohnt, der den Battakern im Auftrag der Regierung Kartoffel- und Gemüsebau lehrt, war auch dort. Sein erleuchtetes Fenster sah in die Nacht.

Die zerstreuten Villen, die fünf oder acht, zeigten auch im Dunkel von den Höhen herunter erleuchtete Fenster; man glaubte nicht, daß man zweitausend Meter über dem Meer im Innern von Sumatra war. So wohnlich traulich blinkten die Lichter aus den zerstreuten Häusern von den Matten durch die Nacht.

Wir gingen einen herrlichen engen Schluchtweg. Einen richtigen Battakerspfad. Wir wollten zum Battakerdorf, das drüben über der Schlucht unter Bäumen in einem Hain lag. Wir kletterten nach Durchwaten der Reisfelder wieder am Hang hinauf. Wir fragten arbeitende blauegekleidete Battakerfrauen im Feld. Wir fanden unter rotblättrigen Bäumen ein Battakergrab. Zwei Tassen mit Opfereffen standen auf dem freisrunden erhöhten Grab, das im Kreis von rotblättrigen Baumstauden umstanden war. Dann

famen wir zum Kampong Kling. Wir gingen enge, schmale Eingebornenpfade unter Bäumen. „Jeder Baum eine Festung,“ sagte Frau Doktor Sch. Das heißt, in Kriegzeiten vor zehn Jahren noch war es so.

Dann sahen wir die ersten weißen gesenkten Widderköpfe oben an beiden Enden des hohen Hausgiebels einer Hütte. Diese hohen geschweiften, hochgestürmten Hüttdächer sind prächtig; und geheiligt von alter Überlieferung der Vorfäter dieses Volkes, ragen sie hoch in die höchsten Baumkronen.

Bei einem grünbeerigen Kaffeebaum traten wir durch den Dorfzaun. Wohl an zwanzig Hütten, eine an den Planken der Wände rot und weiß bemalt, alle mit gehörnten Widder- oder Stierköpfen an den mächtigen Siebeln geschmückt, starrten auf hohen Pfahlbeinen stehend in die Luft.

Wir kletterten in eine der dunklen Hütten. Es roch nach gebeiztem Rauch in dem alten Gefäß drinnen.

Wir sahen dann auch einen Seiler in der Mitte des Dorfes zwischen den Hütten arbeiten. Ein altes Weib bettelte uns an. In einem Reisstampfhaus oben standen schöne junge Mädchen, die langen Stangen beim Stampfen schwingend. Burschen, die im Schatten unter der Diele eines anderen Hauses lagen, lachten über uns, als Frau Doktor Sch. das Reisstampfen versuchen wollte. Ein Weib saß in einem Haus und färbte in Petroleumblechkasten Stoffe mit Indigo- und Schwefelbrühe blau. Kinder spielten auf den Veranden der Häuser. Blaue gewaschene Tücher trockneten dort. Schwarze Rindenhaarbüschel von der Zuckerpalme lagen aufgehäuft. Auch Bambusrohr. Männer schnitzten dünne Latten. Ein altes Haus wurde abgebrochen. Alle Hühner gackerten lärmend und aufgeweckt, als wir in das Dorf einbrachen. Battakerhunde, schwarze, glatthaarige, bellten von den Vorsprüngen der Bretterböden der Häuser. Die ernstesten Menschen in ihren blauen Tüchern aber gingen oder arbeiteten, ohne uns zu beachten.

Eben rief mich der Boy hinaus, von Frau Doktor geschickt, damit ich den schwefelgelben Abendhimmel

über dem Krater Sinabong mit den rauchlila Wolken sehen sollte. Es war verblüffend, erdbebenartig, unheimlich.

Brastagi, 5. Dezember. Samstag

Das Märchen, das gestern am Aussichtshäuschen Frau Doktor Sch. erzählte, war: Die beiden Feuerberge, die man hier oben rauchen sieht, hatten in früheren Jahren immer Streit miteinander. Damals hatten beide noch ihre Köpfe (Gipfel). Jetzt hat nur noch der eine, der Sinabong, seinen Kopf behalten. Denn eines Tages war der andere, der Sibayat (Häuptling) so wütend auf den Sinabong, daß er sich seinen eigenen Kopf abriß und ihn nach dem Sinabong warf.

Dort in der Ferne der kleine tote Hügel, der waldbewachsen in Kalangfeldern liegt, ist einst der Kopf des Sibayat gewesen.

Heute ist es im Morgen schwer grau gewesen. Die Rasensichere klappert. Und die Berge halten sich jetzt noch in den Nebeln versteckt. Aber große rosa Malven und kleine hellrosa Rosen blühen in der Nebeldunkelheit, und ich bat sie, die Sonne zu wecken.

Die Sonne ist nicht hervorgekommen. Es hat öfters angefangen zu regnen, und wir haben uns in einem chinesischen Kedée (Kramladen) zwei papierne ländliche Schirme gekauft.

Samstag war also Battaker-Markt unten an der Landstraße. Es sah nicht bunt, sondern dunkelblau aus. Denn alle Frauen und Männer sitzen in dunkelblauen Tüchern einfach und ernst mit ihrer lederbraunen Haut am Boden und verkaufen Gemüse, Kartoffeln, Stoffe, Hühner und anderes.

Montag morgen, als die beiden Herren im Auto abgereist waren, standen wir noch und suchten das Auto in den Kalangfeldern zu finden, wenn es mit seinem glänzenden Leinwanddach immer ferner auftauchte.

Frau Doktor Sch. sucht immer Plätze auf dem Rasen aus, wo sie Bäume pflanzen lassen will. Wir haben auch schon viele Regenbäume und rote Büsch



anpflanzen lassen. Und ich helfe mit, die Plätze für die Bäume beim Senembah-Haus zu bestimmen. Es ist das sehr unterhaltend. Meistens sind die Bäume gewöhnliche Holzpfähle, die Schößlinge treiben, und diese Pfähle werden in die Erde eingesezt.

Im Hause ist eine schöne weiße Kaze, ganz weiß, die immer auf den Tischen und Türschwellen liegt. Sie hat auch einen Gemahl, einen weißen, schön schwarz gefleckten Kater. Der begleitet sie getreulich. Diese Kaze bleibt, seit ich sie gegen Frau B.'s Hunde verteidigt habe, ruhig vor mir mitten im Gang auf der Treppenstufe liegen; wenn ich vorübergehen will, muß ich über sie fortsteigen. So bezeugt sie mir ihr ganz besonderes Vertrauen und will mich damit ehren, daß sie vor meinen Füßen liegen bleibt und nicht flieht, wenn ich komme. Ich freue mich jedesmal darüber und steige behutsam über die bequem zusammengerollte schöne weiße Person fort.

Auf den Spaziergängen begegne ich vielen Blumen im Kalanggras. Man lernt täglich immer mehr kennen. Kleine helle Orchideen, große rosa Malvenblüten, eine Art lila Kornrade, eine gelbe Ringelblume, weißwollige Grasblüten, große gelbe Kürbisblüten, rosa Tabakblüten, rote und gelbe Schwertlilien, lila und gelbe Strohblumenarten, — alles wilde Blumen in Büschen, weithin leuchtend im Gras. Um die Häuser in den Gärten wachsen hier viele goldgelbe Margaretenblumen, rosa Rosen und Teerosen an Bäumchen, lila Heidekraut und der Gedong-dong-Fruchtbaum mit großen, pstaumenartigen rötlichen Früchten. Auch wächst viel Bambus in Staudengruppen und eine Tanne Tjimara, die sehr fein und zart ist.

Es schlägt Mitternacht, ich muß schlafen gehen.

Brastagi, 11. Dezember. Freitag

Ich habe mehrere Ansichten auf die Hochfläche gemalt, Fernblicke und Vulkane, mit Aquarellfarben.

Am 7. Dezember vormittags ging ich mit Frau B. zum Kampong Kling, und wir zeichneten das Battakendorf. Wir saßen nebeneinander auf einem Zaun. Um uns versammelten sich ein paar jüngere neugierige

Battaker. Die Knaben standen still und sahen zu. Aber ein junges Battakerweib und ein junger Bursch neckten sich hinter uns. Er hatte eine Gerte, mit der er ihr drohte. Sie puffte ihn. Sie lachten. Sie war am Hals sehr schmutzig. Sie hatte ein großes Tuch um den Kopf, breit wie ein Dreimaster gebunden. Hellblaues Unterkleid, dunkelblaues Oberkleid als Kasten geschnitten. Ein paar Ohrringe, goldene, und ein breites derbes Gesicht, braun, und blaue Lippen. Schwarze Zahnstummel im Mund. Denn die Frauen hier reißen sich die Zähne aus. Weil sie zahnlos hübscher seien, behaupten sie. Die beiden jungen Battakerleute bliesen sich lustig von dem Baum hinter mir die Ameisen, die da hinauf liefen, gegenseitig ins Gesicht. Ein Knabe kauerte in einem Wachhaus neben dem Zaun und flötete auf einer selbstverfertigten Rohrflöte. Nebenan saß ein malaiischer Schneiderbursche bei einer Nähmaschine am Boden und arbeitete.

Im Dorf kläfften die Hunde auf den Brettervorsprüngen der hochgiebeligen Hütten. Die Hühnerscharen, unter den Hütten zwischen den Pfostenbalken kauend, gackerten. Ein Seiler arbeitete mitten im Dorf, er machte aus dem langen schwarzen Palmrinndenhaar der Zuckerpalme schwarze Seile. Es war friedlich, arbeitsam und alles erstaunlich geordnet hier, wie in einem europäischen Dorf.

Im Reishaus stampften Mädchen den Reis. Ein Haus wurde abgerissen. Eine alte Frau bettelte uns an. Ein Junge wurde auf einer Veranda geschoren und saß am Boden einer Bretteraltane, indessen der Friseur stehend arbeitete. Nur ein Haarbüschel auf dem Kopf, nahe der Stirn, blieb stehen. Einer der Knaben daneben, der schon geschoren war, zupfte sich an diesem Büschel, er war augenscheinlich noch nicht an das neue Kahlsein gewöhnt.

Beim Heimweg sahen wir in einer Schlucht an hohen Stengeln rosa Blüten mit lappigen großen Blättern am Stiel, es waren die ersten Tabakblüten, die ich sah.

Heute ist Nebelregen, noch jetzt nach dem Frühstück um neun Uhr morgens regnet es. Das Thermometer zeigt täglich im Schatten fünfzehn bis neun-

zehn Grad Réaumur. Wir frieren. Das Wasser der Dusche morgens scheint mir bitter kalt. Abends trage ich einen wollenen Sommeranzug. Tags über aber Leinwandanzüge, weiß oder thafi. Die ölgetränkten chinesischen Papierregenschirme müssen wir beim Ausgehen immer mitnehmen; es regnet öfters.

Gestern abend im heranziehenden Nebel ging ich mit Frau Doktor Sch. zum Haus von Frau R., das geschlossen ist, weil R.s in Medan sind. Aber das braune Holzhaus liegt am höchsten von allen Häusern, und die Aussicht ist schön.

Heute nacht habe ich unendlich viel geträumt. Ich wachte ermüdet bei Tagesgrauen auf. Dann kommen immer, wenn es eben Tag werden will, die Haus Sperlinge auf die Dachrinne oben über meinem Schlafzimmerfenster und halten Sonnenaufgangschule ab. Sie zählen und sagen das Sperling-Einmaleins her. Das kann ich jetzt auch pfeifen, und ich unterhalte mich öfters am Tag damit, ihnen das Sperling-Einmaleins vorzupfeifen.

Brastagi, 13. Dezember. Sonntag

Gestern morgen am Markttag waren wir, die drei Damen und ich, im Kampong Kling. Frau B. und ich zeichneten ein Reis-Stampfhaus im Dorf. Das Dorf war fast leer, nur einige junge Burschen umstanden uns. Unterwegs begegneten wir in den schmalen Feldpfaden Battakern aus verschiedenen Dörfern, die im Gänsemarsch zum Markt zogen. Man sah im hohen scharfen Kalanggras und zwischen den hohen, rauhen, raschelnden Farrenkräutern, mit denen der Kalang durchwachsen ist, zuerst die hellen Körbe auftauchen, die die Battaker auf dem Kopf tragen. Sie hatten meistens Kartoffeln, kleine helle Kartoffeln, in den Körben auf dem Kopf. Sie wandern lautlos. Man sieht die braunen nackten Oberkörper und die braunen Arme sich rötlich vom grünen Gras abheben und den dunkelblauen Stoff, den sie um die Beine geschlungen haben, und aus dem manche auch dunkelblaue Jacken tragen. Manche haben einige Hühner im Arm oder auf den Korb gebunden.

Auf dem Heimweg um elf Uhr regnete es in Strömen. Wir stellten uns unter ein Hüttendach, auf einer Anhöhe, wo schon an zwanzig Battakleute, Männer, Frauen, Kinder und Ohsentarren aufgereiht standen. Ich konnte hier, indes der Regen vom Dach links und rechts von mir niedertroff, die schönen jungen Mädchen, die Kinder und die Burschen beobachten. Einige Kinder hatten dicke Silberketten um den Hals. Eine Frau hatte große goldne Siegelringe, das Siegel talergroß. Auch haben die Mädchen einen langen Silberstangenschmuck, den sie durch die Ohren gesteckt tragen.

Oft, wenn sie den Schmuck, da sie verarmten, abnehmen mußten, haben sie dann im Alter nur noch die großen Löcher in den Ohrmuscheln.

Ich grüble täglich darüber nach, wie ich es machen soll, daß ich von hier fortkomme. Ich leide stündlich unter diesem Festsitzen in einem Lande, das nicht mein Land ist. — Ach, wie ich leide! Ich sehne mich nach Annie, — manchmal glaube ich, daß ich das alles nur träume. O wäre ich doch nie von Deutschland und Annie fortgereist!

Draußen in der Nacht regnet es laut. Es rauscht in der Luft und plätschert von den Dachrinnen des Hauses auf die Erde im Garten. Seit den letzten Tagen ist viel Nebel, viel graues Wetter, viele Regensstunden.

Eben beim Abendessen, wo manchmal Haufen von fliegenden Ameisen bei Frau B. zum Fenster hereinkommen und unter der Hängelampe in Haufen auf den Eßtisch fallen, fing Frau Doktor Sch. zwischen ihren zusammenklatschenden Händen einen Moskito. Und als dieser getötet auf das Tischtuch fiel, rief Frau Doktor laut aus und erschreckte uns alle: „Ein Anopheles!“ das heißt, ein Malaria-Moskito. Sie trug ihn dann später zwischen Papier gepreßt nach Hause ins Senembah-Haus, wo wir beide wohnen, und legte ihn in ein Reagenzglas, um den Anopheles ihrem Manne mitzubringen. Ich hatte vorher noch nie einen Anopheles gesehen. Dieser Moskito ist schwärzer als die anderen und hat gefleckte Flügel.

Die ganze Erde scheint zu zittern, so regnet es in der Nacht, die mir wie ein Sieb vorkommt, durch das Erbsen fallen.

Weihnachten werden wir unten in Tandjong Morawa bei Doktor Sch. feiern. Er will nicht heraufkommen. Weihnachten! Es regnet! Alles ist grün draußen. Die Fenster sind tags weit geöffnet. Die Damen tragen weiße Sommerblusen. Man geht am Abend nach Sonnenuntergang ohne Hut und ohne Mantel und ohne Weste in leichtem Sommerrock und Sommerhose. Man sitzt in der Abenddämmerung auf der Haustreppe. Die Battaker, in ein blaues Tuch gewickelt, sehen in ihrer schwach verhüllten Nacktheit ein wenig fröstelnd in den Regen. Es geht kein kalter Wind, keine Zugluft im Hause. Immer nur Stille, Regen, Nebel oder heißer Sonnenschein.

Gestern besuchte uns ein Battakerfürst. Er hat zweihundertdreißig Dörfer unter sich und vier kleinere Fürsten. Er ließ sich durch einen Häuptling anmelden. Er stand dann im weißen Europäeranzug im Garten, als wir vom Mittagstisch kamen. Er war einmal unten im Spital und wurde von Doktor Sch. gepflegt. Er schickte Frau Doktor Sch. gestern als Geschenk eine Schüssel rosa Battakerreis, ein Duzend Eier und einen Korb Kartoffeln. Er kam Frau Doktor auf dem Rasenplatz vor dem Haus entgegen. Hinter ihm, am Wegrand, blieb sein Gefolge, drei abenteuerliche, in schwarzblaue Tücher oder in Rhakianzüge eingewickelte, komisch ernste Gestalten, wie Vogelscheuchen. Frau Doktor plauderte mit ihm im Garten malatisch, ich ging ins Haus. —

Von einer alten Battakerin aus Brastagi kaufte ich heute ein weißes Huhn. Es kostete sechzig Cents. Weiße Hühner sind heilig und werden auf dem Vulkan Sibayak den Göttern ausgesetzt. Droben laufen sie herum und verwildern. Und Vulkanbesteiger lassen sie von ihren Hunden fangen und braten sie. Auf den Vulkanen gibt es auch schwarze Gemsen, die die Battaker schießen.

Gestern abend litt ich sehr, als Herr Doktor B. mich immer ausfragte, was Deutschland tun würde,



wenn es keine Munition mehr hätte? Wenn es kein Korn mehr hätte? — Wenn es kein irgendwas mehr hätte? — Ich wurde ganz hart im Herzen bei allen Antworten, die ich ihm gab, und als er immer, mich quälend, neue Schwierigkeiten für Deutschland erfand. Ich war so erschöpft nachher, daß ich ihn heute gar nicht mehr sehen wollte. —

Ich lese ein Buch „Die Gezeichneten“ von Madelung; meistens lese ich einige Seiten abends im Bett. Aber ich bin so zerstreut. Ich habe noch nie ein Buch so langsam gelesen, und doch ist es ein gutgeschriebenes Buch. Aber mein Sinn ist nicht bei mir, er ist zerstreut zwischen Europa und hier. —

Ich taue zu gar nichts jetzt. Mein erstes Emden-  
gedicht schien mir schlecht. Ich machte vorgestern ein besseres. „Der Emden Nachruf“. —

Morgens stehe ich täglich um sechs Uhr auf. Abends lege ich mich zwischen neun und zehn Uhr. Nachmittags ruhe ich nicht immer. Ich malte und dichtete in den letzten Tagen in den Nachmittagsstunden. —

Der Regen klatscht und hallt immer noch draußen, und die Dachrinnen pochen melodisch dazu, bald laut, bald leise. Es ist eine eintönige Schlafmusik.

Gute Nacht, Annie in Stockholm, gute Nacht! —

#### Freitag, 14. Dezember

Eben, wie ich in der Dämmerung um fünf Uhr mit Frau Doktor Sch. auf der Esplanade unseres Hauses saß, wo wir um diese Stunde immer Tee trinken, nachdem sie um vier Uhr mit ihrem Mann im Telephonhäuschen unten am Hügel telephonierte, kam wieder ein Verkäufer, ich kaufte für sechs Gulden einen großen, wunderbar geschnittenen Zauberstab. Der Stab stellt sieben Knaben und sieben Mädchen dar, die einander auf den Schultern sitzen und alle am Rücken durch eine lange Schlange verbunden sind. Der Stab ist alt und ganz schwarz, speckig und glatt. Oben sitzt eine größere Figur, deren Kopf von einem großen Büschel aus wehendem dunkelm echtem Menschenhaar gekrönt ist. Der Zauberstab

sieht unheimlich aus. Aber ich liebe solche unheimlichen Urvolkdinge sehr. Vielleicht werde ich mich mit dem Stab zu Annie und nach Deutschland hinzzaubern können. In dem Kopf der obersten Gestalt des mannshohen Stabes soll in der Kopfhöhlung das getrocknete und gestampfte Gehirn eines Kindes sein.

Der alte Battaker, der auf den Stufen der Veranda kniete, wollte dreizehn Gulden für den Stab, dessen Schnizarbeit wunderbar ist. Ich zahlte aber nur sechs Gulden, und er war es auch zufrieden. Sein zahnloser Mund war rot vom Betelkauen, und er war faltig und lebern, und der Mann war fast so schwarz in den Gesichtsfalten wie der Zauberstab, der alte, verräucherte. Er hatte viele schmierige alte Dinge in seinem Tuchbündel. Auch bot er mir für sechs Gulden ein altes Feuersteingewehr an. Ich wollte es aber nicht.

Während ich abends um sechs Uhr dieses schreibe, regnet es draußen plätschernd wie gestern nacht. Vorhin als wir noch beim Tee von den letzten Telegrammen sprachen, zeichnete ich die Nachbarhäuser, von der Veranda gesehen. Die Deutschen sollen die Aisne-Linie aufgegeben haben, das heißt, sich dort zurückziehen. Auch sollen die Russen bald in Krakau einrücken. — Ich hoffe es nicht!

Eine schwarze, große, dicke Hummel kam im Halbdunkel brummend von draußen auf die Veranda und stürzte gegen meinen Zauberstab, puffte mit dem Kopf an die Wand, an der der Stab auf der Veranda lehnte. Wir sagten scherzend: „Es wird ein alter Zauberer oder das Kind sein, das mit dem Zauberstab zusammenhängt und nun tot ist und in Hummelgestalt umgeht.“

Ich schreibe am Eßzimmertisch bei einer kleinen Küchenlampe, die jeden Abend als Beleuchtung in meinem Schlafzimmer hängt. Draußen plaudert das Wasser vom Himmel weiter. Es ist eine Wassertönen-Musik, beweglich flüsternd und leise weithin schallend, es ist, als sängen viele hundert Quellen zugleich in der Nacht draußen. Wie friedlich ist es hier im Bereich der Battaker, und wie unfriedlich ist es fern

in Europa auf den donnernden Schlachtfeldern. Man glaubt nicht, daß der gewaltige Krieg auf derselben Erde stattfindet, auf der Sumatra liegt.

Gestern nacht, als ich zu Bett ging, habe ich mir vorgenommen, nachdem ich so viel unter dem Drang heimzukommen gelitten habe, den Drang aufzugeben. Ich will mir sagen: wenn ich über ein Jahr im nächsten Winter zu Hause in Deutschland bin, werde ich mich doch nach dem sonderbaren Sommerwinter von Sumatra zurücksehnen; deshalb will ich das Ganze als ein großes schönes Erlebnis ansehen. Will froh sein, daß ich hier sein darf einen Winter lang und will mich gedulden und nicht ewig auf Abreise drängen. Ich stoße mir sonst meinen Verstand an dem Heimwehwunsch ein. Ich will verzichten und mich einstweilen freuen, daß ich einen warmen Winter und Sumatra erleben darf.

#### 15. Dezember. Dienstag.

Als ich um sechs Uhr aus meinem Zimmer zum Vaderaum ging, begegnete mir im überdachten Flur, der das Haus mit den Hintergebäuden verbindet, ein weißes Huhn. Weiße Hühner sind heilig. Wird dieses ein feierlicher Tag werden?! — Als ich dann später angekleidet im Eßzimmer, das mein Schreibzimmer ist, die Schiebetür zur Veranda öffnete, lag die blendend weiße, schöne Kaze auf dem runden Strohtisch dort vor mir im Sonnenschein. Eine weiße Kaze, ein weißes Huhn! — „Gibt man dem Unbekannten ein Alphabet,“ sagte ich gestern abend nach Tisch zu Frau Doktor Sch., „so kann man mit den unbekannten Kräften sprechen. Man darf aber nicht zu stolz sein, lesen und schreiben zu lernen!“

Die Sonne ging heute zum ersten Mal um halb sechs Uhr klarer als sonst auf. Es war eine weiße, klare Wolkenstrecke am Fuß der fernen schwarzen Berge der Hochfläche, und darüber standen in langen gelben Lichtstreifen golden die ersten Blicke der Morgensonne.

Es schlug halb acht auf der langsam schlagenden,

beruhigenden und gar nicht eilenden Uhr des Wohnzimmer's. Frau Doktor ruft mich zum Frühstück.

Ich komme vom Frühstück zurück, und mir entgegen vom Senembah-Haus, auf dem Gartenrasen vor dem Haus, kommt ein weißer Battakerhund. Er ist auffallend weiß. Und auffallend weißes Licht herrschte vorher im Eßzimmer von den sonnenbeleuchteten Morgenwolken, so daß wir die Läden beim Frühstück im halben Zimmer schließen mußten. Der weiße Hund läuft vor mir fort, das weiße Licht begleitet mich auf die Eckveranda des Senembahhauses, wo dicht bei meinem Strohsessel die weiße Kaze traulich im Sonnenschein liegt; es sieht aus, als habe sie mich erwartet. Ich setze mich und streichle sie.

Draußen am Weg steht der Kinderwagen bei dem etwas entfernten Haus der Frau B., von dem ich hergekommen bin. Ich habe dem kleinen Jungen, der dort mit weißem Gesichtchen und mit dem Daumen im Mund schlief, im Vorbeigehen einen stummen Gruß zugeschickt und einen Augenblick den grünen Schleier am Wagen ein wenig geöffnet.

Jetzt steht wieder die blaue Chinesin mit leuchtendem gelbem Papiersonnenschirm beim Wagen in der Ferne, wie eine kleine Tonfigur anzusehen. Auch einige der Damen sitzen bei einigen Battakverkäufern in der Sonne auf den Rasen niedergekauert. Sie sehen in ihren weißen Kleidern auf dem sonnengelben Rasen klein aus, wie eine Gruppe Nymphenburger Porzellanfiguren.

Ein leichter Wind bewegt die blutroten Palmbäumchen, die fast alle Wege zwischen den Kalangfeldern in der sonnigen Landschaft säumen. Man hört den Wind sogar in einem fernen blauen Bergthal hohl sausen. Ich warte schon mehrere Tage darauf, den Sinabong-Berg zu malen. Aber er erscheint nur kurz, verschwindet rasch in Nebelwolken und scheint nie zu Hause bleiben zu wollen. Sonst in den ersten Tagen saß er immer blaudunkel und leichte weiße Wolken rauchend hinter dem Kalangfeld vor den Fenstern der Zimmer der Frau Doktor Sch.

Jetzt ist er nur selten zu finden.

Ich sitze und lasse die Sonne auf meinen kühlen, weißen Leinwandanzug brennen, und der weiße Vatterhund kommt wieder und streicht ums Haus. Ich glaube, er sucht mit bösem Gewissen die Spuren der weißen Kage. Ich klatsche in die Hände und verjage den Hund, der sofort feig flieht und erst fern am Abhang sich wieder auf den Rasen niedersetzt.

Die Sonne brennt mir auf Hände und Wangen. Es ist angenehm, und ich wünsche mir, am 15. Dezember, acht Tage vor Weihnachten, braun zu brennen. Aber da spüre ich wieder den Druck im Herzen, den Druck der Sehnsucht nach Annie, nach Deutschland, nach Europa. Und ich frage mich, ob das Herz einem nicht einmal plagen kann, wenn man immer solchen Blutdruck in der linken Brustseite spürt, wie ich es seit Monaten, seit dem 6. August besonders, ertragen muß.

Es ist stille, heiße Sonne. Niemand antwortet mir. Ich muß daran denken, daß ich heute nacht von meinem Jugendkameraden Willy geträumt habe. Ein Theaterstück von ihm sollte aufgeführt werden. Ich verlangte ein Freibillet zur Erstaufführung. Aber es hieß, das Stück sei schon einmal aufgeführt, zur zweiten Aufführung gäbe es keine Freikarten. Willy, der Maler ist, stand neben mir, und ich wunderte mich, daß er ein Theaterstück spielen ließ. Er lachte immer sein gutes würzburger Schulbubenlachen. Ich lachte auch. Und dann besinne ich mich auf nichts mehr.

Dieses denke ich in der Sumatra-Sonne des Morgens heute auf der Eckveranda. Die Tür zum Wohnzimmer, weit offen, zeigt mir die Uhr an der Wand, deren Messingpendel sich bewegt, gleichmäßig, unendlich und doch beruhigend, wie die eiligen hinfliegenden Schatten der glänzenden Morgenwolken draußen auf den grünen Rasenflächen.

Die weiße Kage sitzt jetzt aufgerichtet neben meinem weißen Schuh und weißen Hosenbein und sieht nach dem weißen Vatterhund, den ich verjagt habe. Ich streichle sie wieder. Sie hat rosa Haut zwischen den weißen Haaren und mondblaue gute Augen und kluge



Ruhe, und ich muß an Annies Seele denken; in den Flitterwochen verglich ich Annie immer mit einer weißen Kaze.

Ganz allein ging ich auf den Aussichtshügel oben über der Wasserleitung, wo der kleine runde Aussichtstempel am Hügelrand steht, und auf den Sinabong und die Ravinen sieht, die in die Erde einschneiden.

Unterwegs zeichnete ich den Sinabong. Oben im Häuschen, das nur ein Dach auf Holzpfählern ist, von Geländern umschlossen, zeichnete ich wieder, aber der Wind geht dort immer lebhaft frisch, und im weißen Feinwandanzug war es mir kühl. Ich zeichnete dann in der Sonne einen Ausblick nach Süden auf die beiden Wächter, im Vordergrund Laub und einen großen, schönen, schirmartig ausgebreiteten Baumfarn.

Dann saß ich oben am Weg beim raschelnden Farnkraut nieder. Der Wind ging kühl durch die heißen Kalanggrasspitzen. Eine Schwalbe flog mir dicht entgegen. Die weißen Häuschen lagen mit blendenden Dächern auf den Matten unter mir zerstreut. Der große aufgebrochene Sibayak dampfte Wolkenschwaden, weiße, aus seiner breiten grünlichgelben Kraterspalte. Er war wie ein ewig opfernder Altar aus Stein. Immer stiegen hier seit Jahrhunderten Brandopfer zum Himmel, immer werden hier Wolken geboren, unermüdlich.

Dann kam ich gegen zwölf Uhr mittags zum Senembah-Haus zurück. Nachmittags sprach ich mit Frau Doktor Sch., ob ich übermorgen mit ihr nach unten in die Tropen zurückkehren soll, oder noch bleiben soll bis Montag. Wir sind noch unentschieden, ob es sich einrichten läßt. Der kleine, dreijährige blonde Junge von D. S. soll plötzlich krank geworden sein, er hat starkes Herzklopfen. Man hat mittags nach dem Arzt telephonierte.

Ich entdeckte heute im Garten außer den kleinen Blüten an einem kleinen Drangenbaum auch einige weiße Blüten und grüne, noch unreife Früchte an dem Erdbeerkraut. Auch gelbe und rote Kannas blühen im Garten.

Rosa Rosen hängen an langen Dornenzweigen, die fast blattlos sind, und die Rosen sehen aus wie aus rosa Papier und angeheftet. Viele gelbe Ringelblumen blühen als Wegrandverzierung; und kleine lila Blumen, deren Namen ich nicht kenne, blühen auf einem großen Haufen in einem großen Gartenbeet. Es freut mich, so viel Blumen zur Weihnachtszeit auf grünem Rasen in warmer Sonne bei blauen Bergen zu sehen.

Jetzt ist es Abend. Ich spazierte ein wenig, um den Sonnenuntergang am „Märchenberg“ abzuwarten, — so wird der Sinabong von Frau Doktor Sch. genannt. Wir plauderten zusammen gemütlich beim Gartenhügel des Hauses der Frau R. im Gras sitzend.

Der Sonnenuntergang war heute im Osten schöner als im Westen. Die Wolken spiegelten im Osten das glimmende Kupferrosa geheimnisvoll zurück.

Heute abend ist es still. Kein Regen. Aber dafür singt eine Grille draußen laut, und in der Ferne singen tausend Grillen in fernem, dünnem, trillern- dem Chorgesang auf den Lalangfeldern. Ich muß mich fürs Abendessen umziehen.

#### 17. Dezember, Donnerstag

Gestern morgen machten wir einen schönen Urwaldspaziergang. Heute morgen einen Besuch im Kampong Brastagi, wo ich zeichnete und dann mit einigen Battakern eine Schachpartie spielte und gewann.

Gestern morgen besuchten wir erst Frau Konsul Sch. Sie hatte gerade im Garten gejätet. Sie zog sich rasch an, wir warteten im durchsonnten Wohnzimmer und gingen dann durch Lalangfelder zu einem Bergwald.

Im Wald stieg der Weg. Man mußte über lange schwarze Baumstämme laufen. Der Schmutz war knietief nach dem vielen Regen. Der Weg war nur ein Battakerspfad. Frau B. fand an einem Baum rote große Himbeeren, die als Schlingpflanze im Geäst leuchteten. Wir schlugen sie mit Stöcken herunter, da der Baum zu hoch war. Unterwegs, vor dem Wald auf einer grasigen Anhöhe waren wir Bat-

tafeln begegnet. Zwei Frauen und einem Mann, die hinter uns hergingen.

Im Wald wuchsen viele Orchideenbüschel an den Bäumen. Und an den Seiten des Weges blühten viele Páonien, weiße, mit schiefen, behaarten großen Blättern an saftigen Stengeln. Auch andere duftende weiße Blüten. Der Wald war naß und noch würzig. Er war so feucht, daß er wie frisch begossen roch und triefte. Darüber schien heiße, helle Tropensonne im Dezember.

Auf zwei Aussichtsplätzen sah man ganz nah gegenüber den Sibayat liegen. Er dampfte aus grünlichweißer Schluchtspalte dicke weiße Dampffschwaden.

Die Battaker gingen hier von uns, grüßten freundlich und stiegen ins Laubtal hinunter.

Bei schönem Sonnenschein und blauen Bergen und blauer Fernsicht kamen wir gegen Mittag vom Urwaldspaziergang aus dem naßkalten Wald über die heißen Kalangfelder zu unseren in der Sonne stehenden Häusern zurück.

Ich malte dann gleich zu Hause das Urwaldbild, das ich gezeichnet hatte. Ich male jetzt fast täglich halbe Tage, immer nachmittags bis zum Dunkelwerden. —

Heute abend — es ist halb neun Uhr — fällt wieder Regen, das Heer der Tropfen rauscht ausgebreitet über Haus und Feld in der Nacht draußen und tropft in den Dachrinnen; das Haus hat Herzklopfen im Regen, wie Menschen bei einem lebhaften Erlebnis.

Um mich ist weite Nachteinsamkeit. Ich kam eben langsam vom Haus der Frau B., wo ich mit den drei Damen zu Abend aß, mit meinem Ölpapierschild unter dem Regen hinwandernd in das große, leere Senembah-Haus zurück. Frau Doktor Sch., die heute nachmittag um drei Uhr nach Hause, nach Medan und Tandjong Morawa gefahren ist, vermiße ich sehr. Sie war so wach und lebhaft frisch und war wie das Rückgrat der Gesellschaft in gesunder, tüchtiger Gesinnung und Lebhaftigkeit hier oben.

Das Haus ist totenstill. Ich ging durch den erleuchteten Saal, niemand ist dort. Eine gelbe Feuerlilie und helle Rosen fauern zusammen in einer Vase auf

dem Strohtisch vor dem Strohssofa. Die Stehlampe mit dem kupferbraunen Seidenschleier und die Wandlampe überm Schreibtisch leuchteten einsam auf die Blumen und die hellen Wände und die hellen Stroh-möbel.

Ich finde: wenn ein Mensch aus einem Haus fortgegangen ist, ist das für den Zurückbleibenden ähnlich wie ein Todesfall. Alle Dinge sehen dann in das Leere, selbst die Luft. —

Nun spielt eine Flöte ganz fern hinterm Regen in den Hintergebäuden des Hauses; oder ist es eine Ziehharmonika der javanischen Diener? — Wenn ich mir vorstelle, daß hinter den Salangfeldern hinter dem Hause tageweiter Urwald, Urwildnis, Urland liegt! Und daß nur die Battaker in den Dörfern, die in dichten Baumgruppen auf den Salangfeldern zerstreut liegen, rund um mich in der Nacht wohnen, dann staune ich immer wieder, daß ich hier bin und der Regen wie in Deutschland auf den Fensterbänken und Dachrinnen trippelt. Kein Ofen brennt, die Verandathüren weit offen, in der Ferne hie und da in der Finsternis ein vereinzelt Licht eines anderen einsamen Europäerhauses; es ist Dezembernacht, und ich friere nicht, ich zittere nicht, Grillen zirpen auch im Regen, wie jeden Abend, ich fühle meinen Sommeranzug zu warm in der lauen Regenluft.

Stockholm wird jetzt vom Schnee zugedeckt liegen. Annie wird dort das schöne schwedische Holzfeuer in den Zimmern genießen. O wenn sie es doch gut hat und zufrieden ist bei ihrer Mutter, damit wir uns gesund und froh wiedersehen! Sie hat sich immer gewünscht, wieder mal einen schwedischen Winter zu erleben, ich habe mir immer mal einen warmen südlichen Winter gewünscht. Jetzt haben sich unsere Wünsche erfüllt. Wir wußten nie, wie das möglich wäre, daß wir jeder unseren Wunsch erfüllt erhielten; das Schicksal aber weiß alles einzurichten.

Heute morgen begegnete ich einem alten lebhaften Battaker auf der Landstraße. Es war ein Battakerfürst. Er gab mir sofort die Hand. Er trug einen roten Fetz mit breiter Goldborte darum. Ich sagte

mir gleich, daß es ein Fürst sein mußte. Er hatte nur einen Zahn im Unterkiefer. Er war sehr schmutzig und in eine dunkle Leinwandjacke und dunkelblaue Leinwandtücher gekleidet. Er bat um Geld, weil er nach Medan wollte. Er bettelte lebhaft und verzgnügt.

Im Dorf war später das Schachspiel sehr gelungen. Wir kletterten in ein Haus, das war an allen Seiten offen und bestand nur aus vier Pfählen und einem Dach und erhöhtem Fußboden. Das war der Schachklub. Ich wünschte sehr, ein schönes, altes Battakerschachspiel zu sehen. Aber die Burschen und Männer, die mit mir und den Damen auf diese Tribüne hinauf geklettert waren, hatten kein altes Battakerschachspiel. Sie wiesen auf den Fußboden, wo ein Schachbrett ganz einfach auf die Bretterdielen eingerigt war. Hier spielte man. Aber als ich Figuren wollte, wies man hin: sie lagen ja da. Ich sah nichts von Figuren. Da zeigten sie mir einige Abfälle. Einen Zigarettenstummel, einige Maisstangenstückchen, einige Holzklößchen, einige winzige Kieselsteinchen, das waren die Figuren. Da gab es auf dem Schachbrett keine schwarzen und weißen Felder und keine schwarzen und weißen Figuren. Alle Felder waren gleich, und alle Figuren waren verschieden. Da war jeder Bauer anders. Aber diese Battaker behalten alles im Kopf, da sie leidenschaftliche Schachspieler sind. Erst spielten, nachdem wir uns alle auf dem schmutzigen Bretterfußboden mutig und begeistert und fröhlich niedergelassen hatten, zwei Battaker, der eine für Frau Doktor Sch., der andere für mich. Ich konnte nur einige Züge selbst tun, denn das ungewohnte, nur in den Fußboden eingerigte Felderbrett und die winzigen mannichfaltigen Figuren störten mich sehr. Mein Battaker gewann nach kurzem Spiel gegen Frau Doktor Sch.s Battaker. Dann kamen alte, grauhaarige Battaker, die neben uns kauerten, auf den Gedanken, ein wirkliches Schachspiel aus einem der Giebelhäuser zu holen. Sie gingen und kamen mit einem wirklich schönen, tadellosen europäischen Schachspiel, das in Medan gekauft war, zurück. In welchem



deutschen Bauernhaus wird man solch ein schönes Spiel finden? Das denke ich jetzt, wo ich dieses niederschreibe und der Regen zu meinen Gedanken rauscht wie in Europa in deutschen Regennächten auf dem Lande.

Ich spielte dann mit einem Battaker Schach auf dem Fußbodenbrett, auf dem eingerichteten, mit den schönen weißen Figuren. Einige Alte redeten hinein. Frau Doktor Sch., die vor das Haus geklettert war, sagte nach einer Weile: „Hören Sie, die Alten, die zusehen, sagen eben auf malaiisch, daß Sie besser spielen als der Battaker.“ Das war mir eine große Ehre, da die Battaker als vorzügliche Schachspieler gelten.

Ich gewann dann auch nach einiger Zeit. Aber das Brett ohne schwarze und weiße Felder machte mir einige Anstrengung beim Spielen. — Frau V. photographierte uns mit ihrem Stereoskopapparat während des Spieles. — Dieses Erlebnis war sehr unterhaltend. Morgen werde ich wieder spielen. — Heute nach dem Mittagessen habe ich auf dem Rasen vor dem Haus von einer Battakerfrau zwei Hühner erhandelt. Ich zahlte für beide 1 Gulden 75 Cents. Frau Doktor Sch. photographierte mich während dieses Handels, als ihr Auto schon vor der Veranda stand.

Vom Krieg hörten wir gar nichts. Es hat sich nichts ereignet, sagte Fräulein V., die ich fragte, als sie heute ankam. Der deutsche Kaiser soll an einer Kehlkopfentzündung in Berlin für kurze Zeit krank gelegen haben und jetzt wieder besser sein. —

Ich muß noch von der weißen Kaze erzählen. Neulich morgens, als sie mir früh auf meinem Badeweg begegnet war, hatte sie Abschied nehmen wollen. Denn mittags wurde sie fort zum entferntesten Hause getragen, wo ihre Herrschaft wohnt, die aus Medan heraufgekommen ist. Am nächsten Morgen lag der schöne schwarz- und weißgefleckte Kater an allen Plätzen, wo vorher die weiße Kaze gelegen hatte, auch auf meinem Verandastuhl. Er vermiste sein Käzchen sehr und zeigte mir das. Er begegnete mir schon morgens und auch, als ich zum Bade ging.

Ich vermisse meine weiße Kage auch sehr, o Annie!  
Gute Nacht!

18. Dezember, abends sechs Uhr. Freitag  
Gestern, als Frau Sch. im Auto abgereist war, setzte ich mich, nachdem ich lange Zeit vom Garten aus über die Hochfläche nach dem Auto ausgeschaut hatte, in das Speisezimmer, wo ich immer arbeite, und malte.

Da war mir, als ob ich das Auto aus weiter Ferne heftig tuten hörte. Es tutete ununterbrochen. Zuletzt, als es eine halbe Stunde und eine Stunde tutete, kam mir der Gedanke, ob nicht dem Auto ein Unfall in einem fernen Kalangfelde zugestoßen sei. Ich ging auf die Veranda. Aber da hörte ich das Tuten nicht mehr. Ich setzte mich, und wieder begann das Auto zu tuten: Tu-tu-tu-tu-tu-tu. Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und wollte schon zu Frau B. gehen, aber die Damen schliefen alle zu dieser Nachmittagsstunde, und ich wollte noch abwarten. Endlich, als das Tuten nicht nachließ, kam mir plötzlich die Erinnerung, daß bei einem gewissen Windzug ein Fenster hoch oben im Eßzimmer wie ein Auto tuten konnte.

Aber nun war ich froh, daß ich keine Damen zu Hilfe gerufen hatte.

Das singende Fenster war dann den ganzen Nachmittag meine Unterhaltung und Gesellschaft, während ich einsam für mich malte. —

Heute morgen war ich um neun Uhr wieder mit Frau B. zum Kampong Brastagi aufgebrochen. Es war ein herrlicher blauer Sommermorgen, ein leichter frischer Wind wehte. Die Berge, die Vulkane rauchten klar wie Altäre, von denen Gott wohlgefälliger Rauch stieg.

Wir stiegen vom Dorf auf Bambusstufen tief hinunter zu einer Schlucht. Wohl viele hundert Stufen. Unten waren zwei BADEPLÄTZE bei Quellen. Vier Wasserquellen liefen durch lange Bambusröhren aus dem Berg und fielen in hellen Bogen in eine Erdmulde. Dort wuschen sich Frauen und Mädchen

die langen schwarzen Haare. Der Schluchthintergrund stieg über den Wasserröhren hoch bergan, und oben wuchs ein senkrechtcs Bambusgebüsch himmelan. Die Schlucht war reich voll Grün, Büschen, Palmen und Farrenkraut. Ich zeichnete das Bild. Ein wenig weiter vom Frauenplatz war eine andere Quelle in einer Erdnische, dort wuschen sich Knaben, es war der Männerbadeplatz. Wenn Männer beim Frauenplatz vorbeigehen, müssen sie rufen: „Ich komme!“, damit sich die Frauen bedecken können.

Oben im Dorf zeichnete ich dann das Schachklubhaus. Meine Schachfreunde waren auch da. Sie begrüßten mich und sahen mir beim Zeichnen zu. Gestern beim Schachspiel, wenn einer dem andern eine Figur nehmen wollte, sagte er: „Nimm sie weg, oder ich fresse dich!“ — Alte Erinnerungen an das Menschenfressertum ihrer Väter, das diese noch vor zwanzig Jahren pflegten.

Heute hatte ich leider vor lauter Zeichnen keine Zeit zum Schachspielen. —

Wie schön sangen neulich im Urwald die Vögel. So schön wie in alten Schloßgärten, wo sie ungestört sind. Sie sangen so ursprünglich reich, voll, ungeängstigt, es war wie am ersten Schöpfungstag, so glücklich sangen die vollen, kräftigen Vogelkehlen.

Heute nachmittag, als ich malte (Schachklubhaus), hat das Fenster nicht mehr getutet. Der Wind kam aus einer anderen Richtung. Es war aber nicht lange still um mich in dem großen, menschenleeren Holzhaus. Der Donner kam vom Süden auf Wolken gewandert. Er leistete mir einige Stunden Gesellschaft, gemüthlich brummend, als wären die Wolken große Riesentagen, die behaglich schnurrten.

Das Gewitter kam aber nicht näher. Jetzt in der Abendstunde singen die Triller der Grillen rund ums Haus. Es ist, als ob alle Hauswände trillerten, endlos.

Sonntag, 20. Dezember

Gestern war Markt, Battakermarkt. Zuerst war ich mit Frau B. im Kampong Brastagi, dort stiegen

wir zur Quelle hinunter in eine tiefe Schlucht. Ich malte die Wasserleitung, das heißt die vier Quellen, an denen sich Frauen wuschen.

Immer, wenn es nachts gewittert hat und es schwül war, blühen draußen die hellen Rosen an den blatt-leeren Sträuchern reicher und wollüstiger.

Vor mir im Glase steht ein Rosenzweig mit fünf offenen rosa Rosen und einer Knospe. Es ist wunderbar, im Dezember bei offenen Türen zu wohnen, in Zimmern, wo Rosen stehen und die Stille auf ferne heranziehende Gewitter horcht. Aber die Liebe, die diese Rosen leidenschaftlich blühen macht, die die Wolken gewitterschwül macht und die Stille bedeutungsvoll macht, fehlt mir. Im Brief an Annie versuchte ich mir vorzutauschen, ich spräche mit ihr hier im Zimmer; aber wenn der Brief fertig ist, ist es dann doppelt arm im Hause, im leeren, um mich.

Jetzt zieht wieder ein grauer, schwerer Regen auf tiefhängenden Wolken vom Süden her, und der Regenswind, der vorausseilt, weht mich kühl durch die offene Verandatür an.

Ich werde einen Nachmittagschlaf halten, um mein Alleinsein zu vergessen.

Brieffschreiben entmutigt mich hinterher immer. —

Fräulein H., die eben von ihrem Bruder abgeholt wurde, hat mich nach St. Cyr eingeladen, das heißt, der Bruder lud mich zum Januar ein. Auch ein Herr B. lud mich heute nach Medan ein. Die Herren waren heute hier und sahen auf der Veranda meine Aquarellbilder an. — Ich habe heute, weil so viele Leute zum Sonntag bei B. & im Hause waren, hier im Senembah-Haus zu Mittag kochen lassen. Man hat ein Huhn, Bohnen, Kartoffeln, Suppe gut gekocht. Frau B. schickte mir Ananastorte, von ihrem Koch bereitet, als Nachspeise. Alle sind sehr freundlich und liebenswürdig und sorgen treulich für mein Wohl. Aber leider, das Innerste, wofür Annie sorgen sollte, bleibt leer, weil wir nicht zu einander kommen können. Ich bin am liebsten allein. Und bin ich allein, so sehne ich mich nicht nach Menschen, nur nach Annie. Aber das Alleinsein ist auch nicht gut.

Ich horche zu viel auf alles Leben rund um mich und werde hellsehender, als gut ist. Vielleicht ist es aber doch gut, in der Natur hellsehend zu werden.

Nachts träume ich von aller Welt und bin meistens in Europa. Neulich träumte ich von Frau Oliva und sah sie vor vier Tagen deutlich. Wenn ihr nur nichts zugestoßen ist, da ich sie so lebhaft sah. Auch träumte ich vorgestern, daß ich auf einem Bett im Freien bei einem Hause lag und bis ans Kinn mit einem Khasianzug zugedeckt war. Da kam der deutsche Kaiser, und viel Volk folgte und umstand dann freundlich und wohlwollend mein Bett. Als ich den Kaiser sah, dachte ich: Ich will doch nicht den falschen Glauben in ihm erwecken, als ob ich kriegsverwundet wäre. Und so rief ich ihm zu: „Majestät, ich bin aber nicht verwundet, ich liege nur und ruhe mich ein wenig im Herzen aus.“ Der Kaiser lächelte gnädig und setzte sich beim Kopfsende des Bettes nieder, und die Leute standen am Fußende. Aber ich lag auf dem Rücken. Es war, als könnte ich kein Glied rühren, und es war, als hätte ich keine Arme. — Dann erwachte ich glücklich.

Herr D. reist mit Frau und Kind morgen hinunter, und als ich am Hause vorbeiging, packten sie eben. Sie luden mich ein, die Tabakprüfanstalt in Medan, an der er Vorstand ist, anzusehen. Dort werden Tabakproben gepflanzt.

Draußen regnet es wieder, und das vollbepackte Auto von H.s, voll von Menschen, Koffern, Kartoffeln, Mandarinen und Kaffee, fuhr in die Nebelnacht hin, hinunter nach St. Cyr.

Eben hat sich Herr D. noch Bücher aus dem Bücher-schrank im Senembah-Haus geholt. Ich hörte ihn, wie er kam und seinen Regenschirm auf die Veranda stellte. Er wollte auch eine Medizinflasche in der Hausapotheke abgeben — o, der wunderbare weiße Schmetterling, der mir eben über die Hand schwirrt, wie aus dünner weißer Seide. Er umflattert die Lampe neben mir und hat sich jetzt auf die Rosen im Wasserglas niedergelassen; jetzt läuft er mir über die nasse Tintenschrift des Tagebuches, — schade, wenn er sich an dem



Lampenzylinder verbrennt, wie die Käfer und die fliegenden Ameisen, die rund um den Lampenfuß laufen. — Ich habe ihn mit den hohlen Händen gefangen und auf die dunkle Veranda hinausgetragen. Vielleicht ist er jetzt gerettet. — Ich sprach mit Herrn D. über die Sympathien der Schweizer für die Deutschen. Er fürchtet auch für die Schweiz, wenn Deutschland unterliegen sollte. — Wie wird es heute über ein Jahr auf der Welt aussehen, in welchem Zustand werde ich Europa wiederfinden; und werde ich es überhaupt jemals wiederfinden? — Mein Geist wird jedenfalls auch nach dem Tod nach Deutschland wandern. Meine Asche und meine kleinsten Reste möchte ich mit Annies Asche in Würzburg bei Vater und Mutter begraben wissen.

Die Nacht tönt auch hinter dem Regen von Grillen, als ob die Dunkelheit eine singende Muschel sei, die man sich ans Ohr hält. Die Uhr im Wohnsaal schlug sieben, ich muß zum Abendessen gehen.

#### Neun Uhr

Jetzt ist es abgemacht, daß ich morgen früh um sieben Uhr mit Herrn Doktor B. hinunter nach Medan fahre. Es regnet und ist stockdunkel, so daß ich nicht zum Telephonhaus hinunter gehen konnte. Frau B. kam mit herüber, um der Babu zu sagen, daß ich morgen reise, da ich nicht viel malaiische Ausdrücke kenne. — Es ist dort kein Zimmer frei, lauter neue Leute um mich zur Weihnachtszeit. Es ist aber besser, daß ich reise. Lebwohl, schönes Haus, schöne, kühle Hochfläche, mit deinem schönen rauschenden Nachtregen draußen! Lebwohl, stilles ernstes Zimmer, in dem ich so viel allein sein, malen, schreiben und europäisch denken konnte! Ich scheide schwer von der Kühle und auch davon, daß ich hier so gut arbeiten konnte.

Als ich zum Abendessen hinüber zu B.'s kam, flog derselbe schöne weiße und wie ein Zebra gestreifte Schmetterling drüben um die Lampe herum, wo die Herren und Damen Karten spielten. Auch während des Essens war er im Zimmer, dessen Fenster weit in die Nacht offen standen. Jetzt ist es Mitternacht,

ich schreibe noch immer, und las Korrekturen meiner Lieder „Des großen Krieges Not“; und der weiße Schmetterling ist auch wieder da und flattert um die Lampe. Wenn es auch vielleicht nicht ein und derselbe Schmetterling ist, so ist es doch wunderbar, daß in zwei Häusern an einem Abend nie dagewesene weiße Schmetterlinge erscheinen und wie Geister flüchtig umgehen.

Gute Nacht, liebe, liebe Annie in Schweden, in Schnee und Eis, während vor mir Rosen und Schmetterlinge leben, die ich dir senden möchte.

Tandjong Morawa, 23. Dezember. Mittwoch

Am 21. Dezember (Montag), morgens sieben Uhr nahm ich oben in Brastagi Abschied und fuhr im Auto, von Doktor B. gefahren, nach Medan. Herr D. saß ebenfalls mit im Wagen, und außerdem ging es vollbepackt zu Tal. Wir kamen um halb zehn Uhr in Medan im Hotel de Boer an. Es war eine großartige Morgenfahrt gewesen von der kühleren Zone in die heiße, — das spielte sich wie ein Theaterstück vor den Augen ab. Schauspieler waren die verschiedensten Bäume. Erst Urwald, Urwaldfarren und Farrenbäume, dann Bäume mit weißblinkenden Blättern, die man für Blüten halten konnte. Eine herrliche Aussicht in die Tiefe von der Paßhöhe. Meilenweite Tiefe im Sonnenschein, bewachsene Ebene unten bis an die blanke Meerkannte am Himmelsrand. Zwei Schiffe sah man wie Kommas im Seewasser liegen.

Dann die ersten Kokospalmen. — Hitze legt sich einem auf den Rücken, das Gesicht wird abwechselnd kühl und warm vom Luftstrudel bespült. Das Auto fliegt um die Wegwindungen. Einzelne Battakar, einzelne Ochsenkarren begegnen uns. Tabakpflanzungen beginnen, Betelpalmen, Zuckerpalmen, Papeiabäume, Gummibäume, — die Tropengewächse wachsen dicht mit Früchten beladen aus der Erde. Man wendet sich um und sieht das Gebirge als ferne blaue Zackenfette am Himmel stehen. Die Ebene, die Schwüle, die dunstige Schweißwärme der Tropenwelt sind wie

der da. Aber mir ist die Wärme angenehm, besonders wenn ich mich dabei erinnere, daß ich in wenigen Tagen „Weihnachten“ sagen soll.

In Medan besuchte ich G. & Sch., sprach den Konsul G. Er riet mir über Japan nach Amerika zu reisen. Vielleicht von Batavia oder von Soerabaya aus. Dann traf ich im Hotel de Voer Frau Doktor Sch., die in ihrem Auto ankam und mich abholte. Wir fuhren zur Buchhandlung H. Dort brachte ich die Korrekturen der Gedichte hin und besprach nochmals den Druck. — Der deutsche Verein wird gleich zweihundert Stück des Gedichtbändchens zur Verteilung an seine Mitglieder kaufen. Es sollen sechshundert Stück gedruckt werden.

Einen Tag wohnte ich bei Doktor Sch., dann zog ich am 22. Dezember morgens zu Herrn T., der nur tausend Schritte von Sch. im gleichen Park wohnt.

Gestern abend fuhren wir zu H.s auf eine Nachbarunternehmung Kiri, dort waren viele Herren und Damen in der Abendstunde versammelt. Es wurde in der Küche Marzipan gebacken. Und man war zusammengekommen, um lustig mitzuhelfen oder die Damen und den Koch zu stören. Ich tat beides. Ich formte Wickelfinder und belegte Marzipanguß mit Gesichtern und Blumen aus eingemachten Fruchtstückchen. Wir saßen dann entweder im Mondschein vor dem Haus unter hohen Bäumen im milden Abend, oder wir waren in der Küche um den abenteuerlichen Alchimistenherd versammelt, und der Chinesenkoch brummte.

Dann fuhren, nachdem man Sherry getrunken und das fertige Marzipan versucht hatte, alle wieder auseinander. Abends saß ich mit T. und seinen vielen Hunden vor seinem Haus und las Kriegszeitungen. Aber es ereignet sich nichts Besonderes. Berlin flaggt, erfreut über den Sieg bei Lodz über die Russen.

T. erzählte mir vom Vogel Beo. Wenn man auf Auktionen den Beovogel einer fortreisenden Europäerfamilie kauft, bekommt man Einblick in das Seelenleben der Familie. Der Beo wiederholt typische Ausdrücke und verrät dadurch oft Geheimnisse zartester Art.

Ich wohne in einem stillen Pavillon am Fluß. Ich höre dort nur das Plätschern der Badenden hinter den Gebüschten von dem Abhang herauf, in dessen grüner Tiefe der gelbe Fluß läuft. Sie plaudern, Mädchen und Kinder. Auch höre ich das Trampeln von Reitpferden über die Holzbrücke des Flusses und weiß so, wann T. und Doktor Sch. ausreiten oder heimkommen.

Heute abend sollen wir zu Doktor B., wo jetzt auch Professor L. wohnt. Morgen ist Weihnachten! Weihnachtsabend in den Tropen. Aber des Krieges wegen will niemand das Fest feiern, und es soll spurlos vorbeigehen, was besonders mir sehr recht ist. Ich würde nur zu Tränen gereizt werden und nicht froh sein können.

Ich habe meine Bücher, die ich zu Weihnachten verschenken will, aus dem Pavillon von Doktor Sch., wo mein großer Koffer stehen bleibt, geholt.

Die Damen und Herren, Deutsche und Holländer, bedauern sehr den Admiral von Spee, den Kommandeur der „Scharnhorst“, die mit allen Mannschaften bei den Falkland-Inseln in Südamerika untergegangen ist. Sie haben ihn und alle Offiziere und Mannschaften fünf Tage lang im vorigen Februar empfangen. Und alle sprechen von dem schönen Schiff, von seinen Panzertürmen und Eisenkammern, von all dem Holz und dem Klavier und den Möbeln, die vor dem Kampf über Bord geworfen werden, um einen Brand zu verhindern. Durch die Kanonen haben die Besucher des Festes hindurchgesehen, sagen sie. Im Panzerturm erstickten die heldenhaften Offiziere von den Gasen und mußten nach einigen Schüssen ohnmächtig herausgetragen werden.

Man führte die Offiziere auf die Hochfläche. Der Admiral wohnte mit zwei Offizieren, die sich über die breiten Landbetten freuten, fünf Tage hier bei T. — So spricht man durcheinander Trauer und Erinnerung und Bewunderung aus.

Eben nach dem Mittagessen folgte mir eines der drei jungen Dackelkinder, die Lieschen und Tacti gezeugt haben. Toto, der Terrier, der wie ich Pensio-

när hier im Hause ist, spielt gern mit den drei Kleinen und zwickt sie. Aber eines der Dackelkinder folgte mir eben in den Pavillon, wo im Wohnzimmer neben meinem Schlafzimmer, die ich beide bewohne, meine auf der Hochfläche vom Battaker Tamin, dem hausierenden Altertums Händler, gekauften Battakersachen stehen.

Gestern, als der Battakerzauberstab in den Pavillon gebracht wurde, gackerten erschrocken alle Hühner im nahen Hühnerstall. Frau Dokter Sch. behauptet lachend und mich neckend, seit der Zauberstab bei ihr gewesen, seien ihr morgens täglich Hühner gestorben. Jetzt, sagt sie, würden bei T., wo ich hinzog, die Hühner sterben. Und richtig, sie gackerten alle aufgeregt, als der Zauberstab ankam.

Aber es war komisch: wie der drei Wochen alte kleine Dackel in mein Zimmer kam, roch er die Battakersachen, die nach dem Holzrauch und Menschengeruch der engen Battakerhütten auffallend und stark riechen und schon auf der Hochfläche mein Zimmer mit muffigem Geruch erfüllt hatten. Der Zauberstab, das Lederbuch, die Messingdosen, das blaue Tuch, Gitarre und Wasserkrug, alles riecht nach Battakerleuten.

Aber der kleine Dackel fürchtete sich gewaltig vor dem Geruch. Er bellte den an der Wand lehrenden Zauberstab furchtsam von weitem an. Es war lustig zu sehen, welchen Respekt ihm die Battakerdinge gaben. Es war mir, als seien alle von Geistern besessen, weil der kleine junge Dackel sie floh, sie anbellte und ihnen mit Gebell den bösen Geist austreiben wollte.

## Brief an seine Frau

Tandjong-Morawa, 23. Dezember 1914,  
mittags.

Liebes Herz, mein Herz, morgen ist Weihnachtsabend. Ich telegraphiere Dir: Christmaskiß! Wenn ich mich nur selbst telegraphieren könnte! Aber ich will Dir nur schreiben, daß ich von der Verglufft sehr



kräftig bin und die Hitze hier unten besser aushalte als vorher. Seit vorgestern bin ich unten. Ich wohne bei einem Junggesellen, in einem prachtvollen Haus. Tausend Schritte vom Haus des Doktors S. im gleichen Palmenpark. T. ist Hauptadministrator von sieben Tabakpflanzungen. Ich bewohne, fast vor seinem Hause gelegen, einen Pavillon im Garten an einem Fluß für mich allein. Ich gehe zu den Mahlzeiten in das Haupthaus, wo ich mit T., wenn er keinen Besuch hat, allein esse. Zum Tee nachmittags gehe ich zu Doktor S. Wir machen abends Autofahrten auf Nachbarpflanzungen, wo es immer viele deutsche und holländische Herren und Damen gibt. Gestern waren wir bei einem Herrn H., bei dessen Frau in der großen Küche allgemeines Marzipanbacken für Weihnachten war. Wir mußten alle mithelfen, und man war nett und lustig. Ich belegte die Marzipanuchen mit bunten Fruchtschnitten, und da entstanden Gesichter und Blumen unter meinen Fingern auf den Kuchen. Du hättest mit dabei sein sollen. Man sitzt immer abends auf dem Rasen vor dem Haus, liest, trinkt und plaudert. Damen und Herren in weißen Hochsommerkleidern unter blühenden Bäumen und blühendem blauem Mond. Heute abend sind wir bei Doktor B., zwei Stunden Autofahrt von hier, eingeladen. Am 26. Dezember fahren wir wieder im Auto auf die Hochfläche, weil in den Eingeborenen-dörfern oben Krankheiten gemeldet worden sind, die Doktor S. bekämpfen muß. Oben reiten wir dann sieben Stunden zum Tobameer. Dieses Leben kräftigt mich mehr als das Stillsitzen. Und ich verliere die Lebenstrauer, die mich bald aufgefressen hatte. Aber glaube nicht, daß eine der Damen mich fesselt. Sie wissen alle, wie lieb ich Dich habe, und ich rede immer viel, und natürlich am liebsten von Dir.

Herren und Damen betrachten mich jetzt als Dichter und, seit ich viel male, auch als Künstler, und alle sind sehr respektvoll und liebenswürdig. Darum habe keine Sorge mehr um mich! Ich habe zwar noch niemand um Geld gebeten hier, aber wenn Du keines senden kannst, muß ich es doch nächstens

run. Außer Deiner einen Sendung im Oktober ist nichts weiter hier eingetroffen.

Vor meinen offenen Fenstern und offenen Türen stehen große indische Frucht bäume mit kopfgroßen Früchten und daneben weißen dicken Blüten. Von meinem Haus führt ein offener, überdachter Gang zum Haupthaus durch den Garten, darin hängen viele blühende Lustorchideen vor meiner Nase, die gerne im Vorübergehen daran schnuppert. Auch blühende Brauttränenbüsche, weiß und rosa, stehen im Garten. Denn jetzt beginnt nach der großen Regenzeit eine heftige Blütezeit im ganzen Land, und viele Singvögel trillern den ganzen Tag wie im Mai! Wärsst Du nur dabei! Weihnachtsküsse und treue Neujahrsküsse von Deinem schlank gewordenen

Mügel

Eigentlich bin ich doch ganz froh über die Wärme hier, sie tut mir jetzt wohl.

Küsse Deine Mutter und Ellen von mir. Grüße an alle sonst.

25. Dezember. Freitag

Gestern war Weihnachtsabend! Mein erster Weihnachtsabend in den Tropen, unter warmen Dpalmen auf der Gartenterrasse von Doktor Sch. bei warmem Nachthimmel, warmem Halbmond, warmen Sternbildern.

Wir feierten das Fest aber nur mit einem gemeinsamen Abendessen. Wir waren fünf Personen, Herr L., Doktor L., beide Sch.s und ich. Fenster, Türen, Veranda, alles weit offen in warmer Nachtstille.

Gestern morgen war ich mit L. im Auto in Medan. Ich wollte im Hotel de Boer für Frau Doktor Sch. eine Schachtel voll Süßigkeiten kaufen. Aber es war alles ausverkauft. — Ich telegraphierte an Annie: „Money arrived. Thanks. Christmaskiß. Max Dauthendey.“

Hoffentlich hat sie das Telegramm noch zum Weihnachtsabend bekommen.

Ich hörte von L., daß für mich zwölfhundert Gulden auf der Bank liegen sollen. — Leider habe ich gar

keine Nachricht oder Briefe erhalten von Annie zu Weihnachten. Gestern ging ich abends einsam unter den Sternen in Doktor Sch.'s Park. Eine Windwolke zwischen den Sternen hatte die große, lange Gestalt eines weißen Verkündigungsengels hoch über den Figuren der verschiedenen Palmenbäume.

Auf dem Esstisch lag japanische blühende Myrte! — Die Grillen sangen heftig die ganze Nacht. Nie hatte ich in der Weihnachtszeit Grillen gehört.

26. Dezember, Sonnabend, morgens  
halb sieben Uhr

Mein erster Feiertag des Weihnachtsfestes ist still vergangen. Ich habe vormittags zwei Gedichte geschrieben. Gegen fünf Uhr nachmittags forderte mich T. zu einer Autospazierfahrt auf. Wir fuhren sechs- undzwanzig Kilometer gegen das Gebirge hin. Wir kamen durch verschiedene Tabakpflanzungen, die unter T.'s Aufsicht gehören. Er erzählte mir, daß er monatlich zweihundertdreißigtausend Mark immer bar liegen haben müsse, zu Gehältern und Ausgaben für die acht Pflanzungen, deren Hauptadministrator er ist. Wir kamen durch eine Pflanzung, wo eben die Erde, das heißt Jungbusch, umgegraben war, um Saatbeete für Tabakpflanzen anzulegen, die dann ausgelegt werden. Alle diese Saatbeete werden später zum Sonnenschutz mit Strohstoff überspannt. Er braucht jährlich für fünfzigtausend Gulden Strohstoff aus Europa.

Bei verschiedenen Pflanzungshäusern, deren Rasenplätze, Palmengänge, Trockenscheunen und Kuliwohnungen gut und sauber gepflegt in der Abendluft dastanden, leuchtend mit weißen Wänden wie frische Wäsche, befand sich öfters ein schöner bunter chinesischer Tempel. Ich möchte gern mal solch einen Tempel malen. — Dann fuhren wir durch malaiische Gemüsedörfer, wo die Landdirekten mit gelben Palmestrohthütten und reichen Fruchtgärten bestellt waren, im Abend nach Medan. Kurz vor dem Palast des Sultans von Deli mußten wir die Autolaternen anzünden lassen. Ich trug eine Autobrille, da mich von

früherer Fahrt mein linkes Auge schmerzte. Aber heute hatten wir die Glasscheibe am Vordach vor, da war der Zugwind nicht so schlimm.

In den letzten Tagen ereignete es sich, daß ich eine neue Bekanntschaft machte. Ich sah mehrmals prächtige Lotosblumen. Solche herrlichen Lotosrosen hatte ich nie vorher gesehen. Eines Mittags, als wir in E.s Halle auf den Lederklubsesseln unseren Cocktail tranken, mußte ich mitten in einem angefangenen Satz stecken bleiben. Ich entdeckte in hoher Glasvase vor mir kopfgroße, herrliche, sanft aussehende grünlichrosa Lotosblumen. Groß wie Straußeneier, auf langen festen Stielen, hoch aufgerichtet und dicht gedrängt. Die einen mehr rosa, die andern mehr lichtgrün zu rosa gefärbt. Ich staunte über die Hauchfarbe dieser eirunden großen Blüten.

Gestern bei der Autofahrt zeigte mir E. an der linken Seite einer Waldstraße durch die Baumäste einen Tümpel, der war dichtbedeckt mit den mond- blaugrünen großen Wasserblüten des Lotos, dazwischen standen auf armslangen Stielen aufgerichtet dieselben Lotosblumen, nur waren sie in der Nachmittagsstunde vor Sonnenuntergang lilafarbig und sahen frostiger und schattiger dadurch aus. Die grünrosa Blüten aus dem Teich im Park vor E.s Haus waren aber zu Hause vornehmer gewesen.

Das war mir ein schöner, festlicher Anblick, um die Weihnachtszeit hier der blühenden Lotosblume zu begegnen. Ich hatte im ersten Jahr, als ich Annie in Stockholm kennen gelernt hatte, ihr zu ihrem Namenstag am 9. Dezember rosa Lotosblüten, aber viel kleinere, geschenkt. Daran mußte ich denken.

Was alles hier zu Weihnachten blüht! Auf dem Eßtisch lagen die Büschel der winzigblättrigen, harten, dunkeln Myrte und trugen Blütchen wie der Schlehdorn zu Hause in Deutschland. In den großen Vasen auf den Seitentischen in der Halle bei E. und in den Gartensälen bei Frau Doktor Sch. wechseln täglich die Blumen. Neulich am Morgen waren da langer weißblättriger Bambus mit gelben großen Kannablüten, die den Irisblüten ähnlich sind. Gestern

war rotbrauner Bambus mit hahnenroten Kanna-  
blüten in einem andern Saal. Oder es sind gelbe  
Ringelblüten oder gelbe Mimosenblüten oder hoch-  
stenglige, straußeneigroße rosagrüne Lotosblüten da-  
gewesen. Auch weiße Narzissen, Teerosen, lila  
Bougainville und weißer Oleander stehen im Garten  
jetzt zu Weihnachten. Und die roten Tulpenbäume  
werfen ihre tütingroßen Blüten auf den Gartenweg.

Ein Schuß fiel eben hinter dem Pavillon an der  
Flußseite. Es frachte unter der Brücke. Die Hunde  
bellten. Ein aufgeregter Gecko im Baum draußen  
grunzt mehrmals. Aber die Amseln singen in den  
Bäumen weiter, in ihre schönen Trillerreihen vertieft.  
Nah und fern echoen mit hohlen Kehllauten Affen  
in den Baumkronen. Wahrscheinlich wurde ein Affe  
beim Fruchtdiebstahl ertappt und heruntergeschossen.

In mein Zimmer hat sich ein schlankes, gelbes  
Vögelchen verirrt. Es sitzt, während ich schreibe, oben  
unter der Decke an der Drahtleitung der elektrischen  
Birne, die in der Zimmermitte von der Decke meines  
Pavillons hängt. Ich locke es mit Rufen, aber es  
kommt nicht.

Heute Nacht regnete es stark. Die Schwalben  
streichen draußen tief fliegend auf dem Parkrasen hin.  
Sind wieder Briefe für mich angekommen, weil sich  
die Schwalben mir so auffallend zeigten, als ich nach  
dem Frühstück in L.s Gartensaal saß und Zeitungen  
las?

Jetzt hat der kleine Vogel vom Fensterrahmen aus  
hinausgefunden. Er zwischert draußen, froh durch  
das Laub der Bäume fliegend. Im Baum drüben  
sah ich auch einen Warbler auf langem Ast pfeil-  
schnell hinlaufen. Aber die Vögel haben ihn längst  
gesehen und rufen sich laute Warnungen zu.

Abends waren wir nach dem Abendbrot, um neun  
Uhr, nochmals in Medan. Es war „überbelichteter“  
Ball im Hotel de Voer. Wir saßen in großer Ge-  
sellschaft draußen auf der Terrasse und sahen durch  
einen Hallenbogen in den Tanzsaal hinein, wo bis  
Mitternacht getanzt wurde. Die hübsche rothaarige  
Mrs. P., eine Amerikanerin, die ich mit Mann und



Kind auf der Ausreise im Frühjahr auf dem Lloyd-Dampfer „Goeben“ kennen gelernt hatte, war auch da, in meergrüner bläulicher Seide. Sie tanzte am besten. — Der Ball war sonst meistens von dem halbdunkeln Blut der Halbkaste besucht. Ich sah dort auch die Postfräulein, die schwächlichen, braunhäutigen, die am Postschalter immer meine Telegramme in Empfang nehmen und kindisch lächeln, wenn ich Annie „birthdaykiß“ oder „Christmaskiß“ telegraphiere. Wir kamen erst um halb zwei Uhr im Auto heim.

Die Fliegen, große, brummen im Zimmer, während ich schreibe, laut wie im Juli bei uns. Draußen vor dem Fenster steht ein prächtiger großer Kaffeebaum und zeigt deutlich alle seine großen, reichen Blätter, und ein Sauersackbaum voll Früchten wie ein Birnbaum voll Riesenbirnen schaut in meine Fensterreihe im Pavillonanker. Ein Mann hackt altes Holz im Gartenwinkel, und die Schläge und das Splintern des Holzes dröhnen sommerreif zu mir. Ich liebe den hohlen, urgründigen Laut, der beim Weilschlag aus dem Baumstamm kommt, sehr. Es ist, als bekäme die jahrelang aufgespeicherte Waldstille, die in dem Stamme wohnt, eine Stimme, die meinem Ohr und meinem Blut Echo von langen Waldjahren gibt, meinem Blut, das früher auch mal vielleicht der Saft eines Baumes war.

Ich war am Lotosteich im Park unten. Auf dem Rasen kamen mir die Haushunde Titus und Dacki entgegen. Sie liefen dann mit mir hinunter und plätscherten im Wasser herum. Rote Kannablüten und rosa hochstengelige Lotosblüten standen zwischen den langstieligen Blättern, die, alle nach der Sonne gerichtet, wie grüne Hohlspiegel einen bläulichen Himmelschein zurückwarfen. Unter einer Königsfokospalme sah ich von dem Blütenbündel oben am Schaft eine Masse Blüten, kleine, gelbliche, herabgestreut. Wie ein hellgelber Sonnenfleck lagen die Blüten auf einem breiten Fleck vor dem Palmenschaft im Rasen hingestreut, und eine Wespe strich dicht darüber hin und suchte bei den gefallenem Blüten fleißig nach Honig.

Es ist jetzt Siesta-Stunde. Die Sonne scheint durch gewärmte Regenwolken auf den Fußboden meines Zimmers. Hühner gackern draußen unter den Bananenstauden im Garten. Die Bananenblätter bewegen sich wie große grüne Schaufelbretter im leisen Luftzug auf und nieder. Das Hühnergackern gehört wie der Holzlaut zu den Urlauten meines Lebens und verstärkt die Beschaulichkeit stiller Daseinsstunden im Grünen.

Zu denken, daß unser deutsches Heer im Osten und Westen Europas in dickem Schnee sitzt, Verwundete auf dem Schlachtfeld Glieder erfrieren, daß der letzte Hauch vor dem Munde bei den Schmerzensrufen der Sterbenden als grauer Eisnebel fortfliegt. Und ich höre hier aus dem Gebüsch des tief liegenden Flusses hinter meinem Haus die Laute der Badenden, ihre wasserprustenden, erquickten, atemlosen Stimmen und das behagliche Rauschen des Wassers beim Untertauchen der nackten Körper und beim Wassers schöpfen. Es ist ewiger Hochsommer hier, ewiges Lebensfest von Frucht und Blüte. Nun singt ein Badender einen malaiischen Vers, ihn nâselnd wie ein Koranlied aus einer Moschee.

Mir ist es zu warm, ich muß mich auskleiden und mich nackt aufs Bett legen, wo ich jetzt ruhen will wie die Haushunde am Fußboden, nur leider nicht so traum- und sorgenlos wie diese.

Ich lebe nicht mein Leben,  
Ich leb' eines Fremden Tage.  
Ich stehe am Morgen daneben  
Und abends mit gleicher Frage:  
Wen fühle und höre ich leben?

Wenn ich mein Auge aufschlage,  
Ist mir fremd' Licht gegeben.  
Und nachts scheint's mir noch Plage,  
Im fremden Mond zu schweben.

Ich fühle mich zwar im Leben,  
Doch wenn ich zu atmen wage,  
Wird mir der Tod gegeben  
Von jeder Stunde am Tage.

Dieses schrieb ich gestern. Vorhin träumte mir, ich stand bei meinem Vater und umarmte ihn und deutete auf ein kleines Kindchen, das ein weißes Häubchen auf dem Kopfe trug und vor mir von jemand auf dem Arm gehalten wurde. „Ach,“ sagte ich, „Papa, laß uns alle solche weiße Schlafmützchen, wie das Kind eins hat, aufsetzen, du und ich auch, und laß uns dann oben auf der ‚Neuen Welt‘ unter den Zwetschgenbäumen sitzen, du und ich, und wir wollen von Mama sprechen.“ Mein Vater lächelte, und ich fühlte im Traum, daß ich kindisch und müde gesprochen hatte. Da breitete ich meine Arme um ihn, zog ihn an mich und sagte: „Ach, Vater, laß mich dieses mir nur wenigstens vorstellen, wenn es auch gar nicht möglich ist, aber ich will es mir vorstellen, das ist schon genug und tut mir wohl, mir das vorzustellen!“ Ich erwachte und fühlte, wie mir mein Herz süß klopfte, wie meine Brust schluchzte, und meine Augen waren naß von Tränen, die ich im Traum am Halse meines Vaters geweint hatte, halb vor Entzücken, halb vor großem Leid und unsagbarem Kummer.

Die Grillen singen heftig ihre schneidenden Laute, als wenn sie klingende Messer wehten. Ich bin allein zu Hause. Fern schmagt ein Ziegenmelker seinen eintönigen ewigen Schmaglaut. Ich habe ein Meer von Zeitungen und Kriegsbildern, die heute mit der Post angekommen sind, durchgesehen. Nur die Hunde saßen bei der Stehlampe auf der Hausrampe vor mir und liefen öfters bellend über die weiten Rasenplätze, wenn in den fernen Palmengängen ein malaiischer Gärtner vorbeiging.

Jetzt höre ich ein Auto in der Ferne puffen, es ist halb acht Uhr abends. Ich glaube, E. und Sch., die ausgeritten waren, kommen jetzt im Auto heim, wie sie es vorhatten.

Haran-Gaul am Toba-See (Sumatra-Deli),  
2. Januar 1915. Samstag

Seit gestern schreiben wir 1915.

Hier oben am Toba-See zwischen den bergigen

Ufern erlebte ich den Jahresanfang in lauer Vollmondnacht auf dem Steinmauerplatz vor dem „nackten Haus“ des Doktors B.

Wir brannten ausgegossenes Benzin und Petroleum ab, das im See als große Flamme hinauf in den Sternenhimmel schlug. Die Dunkelheit wogte, und der gelbe Brand machte die Nacht rot, und nachher war wieder stilles blaues Mondlicht über dem weiten See.

Dienstag, 29. Dezember, fuhren wir morgens um sieben Uhr im Auto fort.

Um zehn Uhr waren wir oben in Brastagi, tranken dann eine Tasse Kaffee bei Herrn T. und fuhren dann weiter auf der Hochfläche in vollem Sonnenschein an den Feldern und Grasflächen vorbei. Am Rand der hügeligen weiten Riesenfläche rauchten der Sibayak und der Sinabong, standen der Piso-Piso und der Sinang erloschen und wachsam am Rande des Toba-Meeres, das dreihundert Meter tiefer als die Hochfläche liegt.

Unterwegs begegneten wir Gruppen von wandernden Battakern. Leute mit brauner Haut arbeiteten in blaue Tücher gewickelt auf den Erdfeldern, sie bauten Reis und bauten Obi-Kartoffeln.

Beim Haus des Kontrolleurs machten wir halt und saßen einen Augenblick in seinem hellen Glaszimmer. Da standen viele grüne Blumenkasten voll grüner Farren. Wir sahen einige geschnitzte Battaker-Holzgefäße an. Und als wir ankamen, standen T., der in seinem Auto zugleich mit seinem Lastauto uns vorausgefahren war, mit dem Kontrolleur auf der obersten Treppenstufe des Hauses, und jeder hielt einen Vinsenhalm in der Hand. In diese Halme waren einige Knoten geknüpft. Die Herren drehten sie in ihren Händen hin und her. Dann erklärte uns der Kontrolleur, es wären dieses Kriegserklärungshalme der Battaker. Der Halm ist gespalten. In den einen Teil werden acht Knoten geknüpft, in den anderen Teil vier. Jeder Knoten bedeutet einen Tag. Wenn nun zwei Battakerdörfer, deren Leute vor dem Battakergericht Recht gesucht haben und dort

nicht zufriedengestellt worden sind, einander Krieg ansagen wollen, überreichen sie sich gegenseitig solch einen Halm, daran vier und acht Knoten geknüpft sind. Dieses bedeutet: Es ist Krieg erklärt. In vier Tagen soll er für die beginnen, welche im Kampong wohnen. Für die aber aus den Kampongs, die abwesend sind, und die erst geholt und gewarnt werden, sind acht Tage Zeit zur Benachrichtigung gelassen, dann ist auch ihnen der Krieg erklärt. — Wie menschlich handelt das sonst als so niedrigstehend verrufene Battakervolk an seinen Feinden mit dieser klugen und nachsichtigen Kriegserklärung.

Nachmittags um halb drei Uhr kamen wir nach Haran-Gaul am Toba-See. Zuerst sahen wir es von der Höhe wundervoll im Sonnenschein und mit pfauenblauem Wasserrand unten in den Bergen liegen, nachdem wir das „Dorf der tausend Berge“ durchfahren hatten. Die Autofahrt ging jetzt fast gefährlich einen steilen Zick-Zack-Weg an das Ufer hinunter. Wir sahen das große Battakerdorf in einem Talkessel liegen, dessen Fläche voll wasserreicher Reisfelder stand. Die Felder sahen wie ein Spinnennetz aus. Aus einem der grauen Holzhaus-Dörfer leuchtete an einer Stange rot ein wollenes Tuch, die einzige Farbe im grünen Tal. Wir hatten oben auf der Berghöhe einen Flintenschuß abgegeben, der halbkreisförmig rund um die Ufer und sollte unsere Ankunft anzeigen. Unten sahen wir ein Haus mit rotem Dach, — das war T.s Haus am Ufer; weiter weg das dunkle Halmdach eines Steinhauses, — das war Doktor B.s Haus.

Reiche Bambusstände stiegen aus dem Tal auf, hoher grünstieliger, prachtvoller Bambus in Riesensäulenbüscheln. Kinder, nackte, und Schafe und Pferdeherden begegneten uns auf dem Weg hinunter, von Battakern begleitet.

Unten am Seeufer trafen wir vor dem Pasangrahan — das ist Regierungs-Rasthaus — einige Autos versammelt. T. mit seinen beiden Autos war schon da. Doktor B., Fräulein W. und Herr M., der Hauslehrer, lagen halbnackt unter dem großen Auto Doktor M.s, das sie seit zwei Tagen pukteten. Doktor B.s



Auto stand auch da am Weg. Herr und Frau Doktor B. hatten gebadet und waren zu einem Tagesausflug von Brastagi gekommen, fuhren aber eben, von Bad und Sonne verbrannt, mit roter Haut wieder ab. Wir gingen dann, E. und ich, zu seinem Haus, das auf halbem Weg in der Bucht liegt, lichtgrün mit rotem Dach, mit Veranda und vielen Fenstern. Nachts sehen diese beiden einzigen Häuser, das von Herrn E. und das von Doktor B., wunderbar geheimnisvoll aus. Es gibt rund um den Toba-See, den heiligen See, nichts Europäisches als diese beiden Häuser. Unterwegs zum Hause hin auf dem Seesandufer mußten wir unter mächtigen alten Bäumen durch. Darunter war es walddunkel, und diese Bäume waren wie dunkle grüne Hallen. Am hellen Sandufer im Mittagsonnenschein war es fast Abenddämmerung unter diesen dunkeln Riesen-Baringien-Bäumen.

Am Nachmittag badeten wir bis nach Sonnenuntergang; man saß in einem Boot, das immer umrollte, und man blieb bis zum Einbaum-Abendessen um acht Uhr, als der Mond schon kam, immer noch im Wasser.

Dieses war der erste Tag am Toba-See gewesen. Am zweiten Tag, dem 30. Dezember, Mittwoch, badeten wir morgens um sechs Uhr im Meer vor der Tür von E.s Haus. Wir gingen dann zum Frühstück nach Doktor B.s Haus. Dazu muß man die Hosen ausziehen, da man zwanzig Minuten zu gehen hat. Man durchwaten viele Wasser, Ausläufe aus den Reiskfeldern und aus den Einschnitten der Berge, Abflüsse von Wasserfällen. Man geht barfuß und nur im Schlafanzug morgens zum Frühstück die zwanzig Minuten am Strand. Da stehen hier und da einige große Bäume und sonst nur Schilf im Sand und Kalang. Man kommt an einer Battaker-Schule, einem Holzhäuschen, vorbei, wo einen Fuß über der Erde an Pflocken eine von westfälischen Kindern gestiftete Glocke hängt, die abends geläutet wird, und besonders am Silvesterabend und Neujahrsmorgen. Es ist das die einzige Glocke, die ich bisher in den acht Monaten, die ich von Europa fort bin, läuten hörte.

Das Badewasser des Meeres ist lauwarm, die Luft ist morgens kühler, aber tagüber heiß in der Sonne, angenehm kühl im Schatten. Hier sieht man auch Kokospalmen und Betelpalmen und Zuckerpalmen an den Berghängen, die meistens nur Grassfelder sind. Nachmittags wurde auf Petroleumslaternen geschossen, die hinaus ins Meer gelegt wurden. Man schoss von dem gemauerten Platz vor dem Haus bis zur Dunkelheit.

Als am Nachmittag der Kontrolleur, der mit dem Fahrrad angekommen war, zu mir in L.s Haus kam, mußte ich ihn auffordern, seine Hose auszuziehen, wenn er mit zu Doktor B.s Haus gehen wollte. Er hatte noch nie Besuch gemacht. Wir kamen dann dort ohne Hosen, die Stiefel und Hosen in der Hand, unter strömendem Regen an. Wir badeten alle wieder bis zum Abendessen. Einige saßen im gemütlichen Eckzimmer und spielten Karten. Ich las und sah Bilder an.

Am 31. Dezember morgens dasselbe Programm. Nur war da das Wetter wieder sonnig. Und das Motorboot „de Kock“ holte uns um sieben Uhr morgens von B.s Haus ab. Doktor Sch. und Doktor B. und wir alle, sie begleitend, sollten zu einer fernliegenden Bucht reisen, wo eine Krankheit unter den Battakern war, deren Namen bestimmt werden sollte, und die bekämpft werden mußte.

Toba, der gelbe Battakerhund, blieb mit der Bedienung allein vor der Haustreppe am Ufer zurück und war darüber sehr erstaunt. Denn die großen Schäferhunde „Hans“ und „Wastel“ waren mitgenommen worden. Ebenso L.s Toto, dem bei der Autofahrt schlecht gewesen war und der Speichelfluß bekommen hatte, und dessen Fell bei der heftigen Fahrt an den Ecken des Körpers abgewetzt worden war, so daß er rosa Hautflecken zeigte.

Wir fuhren zwei bis drei Stunden in herrlichem Sonnenwetter auf dem klaren See. Die Vergufer waren einsam. Hier und da in Bergrinnen unter Bäumen hohe Strohdächer eines Battakerdorfes. Sonst tiefe Ruhe. Die lange bergige Insel Samosir lag

bläulich im Vormittag. Die zwei Dörfer in einer Bucht, die wir besuchen wollten, waren voll Aufregung. Alle Leute waren in Bewegung und standen am Strand. In den Dörfern wurden alle im Freien auf eine Holzbank hingelegt und von beiden Ärzten untersucht. Indessen knallte die Büchse T.s, der Wildtauben und Wasserhühner schoß. In den Dörfern wurde viel gewebt. Die Dörfer waren von Steinwürfelmauern und Bambusständen umgeben, wie Festungen waren sie nur auf einem engen Mauerweg erreichbar.

Um Mittag, als wir nach Haran-Gaul zurückkamen, sprangen alle unterwegs einen Kilometer vor dem Ufer aus dem Motorboot und schwammen, Herren und Damen, zum Ufer hin.

Mittag essen wir in T.s Haus, Abendbrot und Frühstück bei B. Ich schlafe mit M. in einem Zimmer bei T.

Der Silvesterabend, voll Feuerwerk, wurde bei einer kalten Ente schweigend gefeiert. Nicht sehr laut. Wir lagen plaudernd auf der Steinterrasse in Strohstühlen wie an Bord eines Schiffes. Man hatte chinesisches Feuerwerk in Medan gekauft. Zuerst brannte man einen Donnerschlag ab.

Am Vormittag hatte man, als ich im Boot eingeschlafen war, an meinem Ohr ein Gewehr abgeschossen. Darüber war ich sehr erschrocken.

Heini, ein Bengalesenbub mit senfgelbem Turban um den Kopf, und ein Battakerbub und die Hunde Hans, Wastel, Toba und Toto liegen vor dem Abendessen unter der Stehlampe auf dem Mattenfußboden im Eßsaal, indessen die Erwachsenen noch baden. Es sieht sehr hübsch aus, Kinder und Tiere.

Die Räume des Hauses sind aus Holz, Rohholz und Kalkwände. Sehr zeitgemäß und geschmackvoll gearbeitet. Der Eßsaal liegt nach dem Steinterrassenplatz hin, offen gegen die Seeausicht. Die Würfelscheiben der Fenster haben grünes Glas. Links und rechts vom Eßsaal liegen je zwei Zimmer. Im Hintergrunde, so groß wie der Eßsaal, die Küche.

Am 1. Januar morgens verabschiedete sich der Kon-

trolleur nach dem Frühstück, er fuhr in einem langen Einbaumboot nach dem Dorf zu den Kranken und später mit dem Rad nach Hause. Die Herren sahen öfters in den Einbaumbooten.

Am Abend waren wir alle etwas krank. Frau Doktor Sch. hatte Brustschmerzen. Fräulein N. hustete. Ich hatte drückenden Kopfschmerz, da ich vormittags auf der Steinterrasse in der Sonne geschlafen hatte. E. hat sich heute nacht gebrochen. Doktor Sch. fiel aus einem Boot und ist etwas verletzt. M. hat einen Stein zwischen den Zehen. Doktor B. hat vom Gewehrrückschlag bei dem vielen Schießen Schulterschmerzen. So sind alle ein wenig Invaliden. Viele haben auch zu viel gebadet.

Es war gestern ein herrlicher Sonnenuntergang. Ich traf gegen Abend, als ich wieder ohne Hosen ankam, alle auf der Terrassentreppe sitzen und den Wolkenbrand über den fernen geraden Vergabhängen ansehen. Die Wolkengruppen waren wie ein Kriegszug. Wie wandernde Wagenzüge und Heeresmassen und Brandpläze.

Der Vollmondabend verwandelte den See in eine unwirkliche Landschaft. Doktor Sch. hatte seinem Heini für sechs Gulden ein kleines Einbaumboot gekauft. Ein Battakerjunge ruderte Frau Doktor B. nach Sonnenuntergang. Sie war im Badeanzug mit schönem offenem, ausgebreitetem Haar, sie saß im Boot und fuhr ins Dunkel, der Knabe sah aber wie ein Toter aus, grün und kalkweiß, vom Abendsee und vom Abendhimmel erleuchtet.

Später, als ich im Bad saß und im Dunkeln Schwimmübungen machte, fuhren Doktor Sch. und Doktor B. im größeren Sampanboot fort, den Weg, den Frau Doktor B. gefahren war. Sie holten sie ab. Sie hatte die Hälfte des geschlachteten Schweines, das bei E. hing, abgeholt und brachte es zum Abendessen heim.

Ich lag indessen auf einem Stuhl mit dickem Kopfschmerz, und auf einem Liegestuhl lag Frau Doktor Sch. und schlief und stöhnte im Schlaf.

Der Bengalesenbube übte sich, das Wort „wun-

derbar" auszusprechen. Der Abend war dann beim Heimweg nachts monddeutlich. Der Sand glitzerte wie Schnee, die Wasserfälle rauschten. Der See lag still vom Mondlicht bis zum Grunde kristallhell durchleuchtet.

Zwei Berge, wie gelagerte Tiere, ein Hund links und ein Vogelbrache rechts, schließen die Bucht ein. Die Berge lagen deutlich im grauen Mondlicht. Weiße, silberflockige Wolkenberge stiegen aus dem regungslosen Spiegelglas am Ende des Sees über der Inselhöhe Samosir in den Mitternachtshimmel auf. Es war eine Gedankenlandschaft, von der Ewigkeit ausgedacht und aufgebaut — so lagen die Berge und Wolken und der See mit seiner großen Ferne in der hohen Nacht.

Heute ist schon der zweite Tag des Jahres 1915. Es ist ein Ruhetag. Ein wenig bedeckt jetzt gegen Mittag.

Große Ruhe ist heute über allen. Ich träumte heute nacht entsetzlich grausame Dinge. Annie wollte sich von mir scheiden lassen. Ich leide jetzt noch, wenn ich daran denke.

### 3. Januar 1915. Sonntag. Bucht von Harau. Gaul. Haus Doktor B.s

Gestern abend war die Mondnacht noch stiller, größer und allmächtiger. Im Waringienbaum, der sein Niesenlaubwerk wie ein grünes Urwaldgebirge über dem Hause aufbaut, sahen wir von der Terrasse die Sterne und Sternbilder; leuchtend standen sie in der Unendlichkeit über unseren Köpfen. Der Abend war frischer als sonst. Und wir saßen in Decken gewickelt. Man glaubte sich ganz einsam an dem weiten Urweltsee. Und doch leben achtzigtausend Menschen drüben auf der Insel Samosir.

Wir saßen abends vor dem Abendessen im Esszimmer und erzählten uns Geschichten vom „zweiten Gesicht“, jeder aus seinem Leben.

Heute morgen um halb zehn Uhr fuhr E. mit seinem Auto nach Tandjong Morawa zurück. Er nahm einen Teil meines Gepäcks mit. Ich bin mit Doktor Sch.s



heute noch hier geblieben, um morgen den Battakermarkt, zu welchem viele Schiffe von allen Enden des Sees kommen, zu sehen. — Das Wetter ist heute am schönsten. Die Sonne scheint strahlend. Das Wasser ist warm. Die drei Damen wuschen am Seerand ihr Haar, und ich saß dabei im Wasser, den Strohhut auf dem Kopf, und sah zu.

Jetzt haben wir hier seit beinah acht Tagen nichts vom Krieg gehört. Denn hier ist kein Telephon, keine Post, keine Verbindung, als die der Privatautos mit Medan.

Ich sprach eben durch das offene Fenster mit Frau Doktor Sch. vom Eckzimmer aus auf die Steinterrasse hinaus, daß ich einen Monat bei Missionaren rund ums Toba-See zubringen möchte. Da jetzt doch das Abreisen nach Amerika oder Europa schwierig ist.

Heute morgen, als ich beim Weg am See entlang durch einen der vielen Bachläufe watete, um zu Doktor W. zum Frühstück zu kommen, schwamm ein schöner blitzender, grüner Käfer, lang wie ein Fingerglied, an mir vorbei. Ich fischte ihn aus dem Wasser. Ich trug ihn mit mir. Er schien mir tot. Als ich ihn zeigte, sagten alle, er wäre besonders schön, da sein Brustschild so groß sei. Er begann sich später etwas mit den Beinen zu bewegen. Jetzt liegt er in Papier eingewickelt in einem bräunlichen Battakertuch, das ich heute für drei Gulden auf dem Marktplatz erstand, wo nur eine Frau verkaufte. Sie wollte erst vier Gulden haben. Das Battakervolk hier ist ernst und stark im Blick. Nicht so zierlich und phantastisch wie die Javanen. Frauen am Strand waschen abends im See ihre Eisenharken, mit denen sie im Reisfeld arbeiten, wo immer Wasser rauscht von Ackerstufe zu Stufe. Ein Mann saß in der Dämmerung auf dem äußersten Sandfleck einer Landzunge. Neben ihm steckten seine zwei Angeln linker und rechter Hand im Seewasser. Kinder baden und schwimmen mit braunen Körperchen und mit blauen Tüchern, die sie durchs Wasser ziehen, unauffällig und leise plaudernd. Nachts geht hie und da ein Boot mit Laternen zum Fischen hinaus in das graue, mond-

stille Wasser. Mit seinen fernen blauen, hohen Ufermauern liegt der See wie in einer einförmigen riesenhaften Erdsenkung. Ein großer Raubvogel mit zwei dunkeln Flügellappen schwimmt im Aether unter dem ersten Stern über meinem Kopf quer über die Bucht zum nächsten Berg hin. Nachts vom Bett aus, indes der Mondschein hell in den Feldern und weißglänzend auf den Zuckerpalmenblättern liegt, höre ich Grillen singen, aber nur vereinzelt; und dazwischen grunzt mit Kehllauten ewig einförmig ein großer Frosch.

Zur Steinterrasse, wo wir am Abend im Mondschatten unterm strohernnen dunkeln Hausdach saßen, kam manchmal vom Seerand her eine hellgrüne Feuerfliege; sie steigt und steigt, als wollte sie zu dem nächsten Stern an den Himmel, und verschwindet im finstern Laubberg des riesenhaften Waringienbaumes hinterm Haus.

Heute morgen sah ich in einem schattigen Gewühl von Baumstamm-Ruinen, die alle von zwei, drei Bäumen die Stämme, Luftwurzeln und abgestorbenen Leiber waren, einige offene Hütten. Dort wurde nahe am See Kalk gebrannt.

In einer runden ummauerten Grube brannte ein Feuer ähnlich einem Meilerfeuer. Ein kniehohes Haus von kleinen Felssteinchen war dort in der Grube angehäuft, darunter brannte ein Feuer. Auf zwei Seiten saß je ein Battakermädchen. Vor sich hatten sie zwei Bambusrohre, in jedem war ein Stock; sie saßen und hoben und senkten beide Stöcke in den zwei Rohren, als ob sie butterten. Die Rohre aber trieben Luft unter die Feuerung, die von dem Steinchenberg bedeckt war. Das Feuer verbrannte die Steine zu Kalk. Den feinen mehligten Kalk sammeln sie in Säcken. Sie brauchen diesen Kalk zu den Siriblätteln, die sie mit Betelnuß und Pfeffer zusammen kauen. Den Kalk, den sie hier in großen Massen gewinnen, verkaufen sie wöchentlich, Montags, auf dem Markt am Seeufer, zu dem viele lange Einbaumboote mit Hunderten von Battakern von allen Seeseiten herangezogen kommen. Der Mund wird

rot, und der rote Speichel, der beim Siriblätterkauen entsteht, liegt oft ausgespuckt wie braune getrocknete Blutflecken dort, wo am Ufer ein Battaker saß.

Immer rauschen die Wasserfälle und die Gewässer der stufenartig erhöht übereinander gebauten Reisfelder hinter dem Haus, auch wenn der See ganz still liegt. Tag und Nacht ist kühles Wasserrauschen von der Bergseite her in der Luft um das Haus von Doktor B. Dieses ewige Rauschen ist wie ein Gespräch der stillen Buchtwelt mit der Ferne, mit Europa. Es rauscht wie singende Telegraphendrähte, die auch ewig mit der Ferne reden. Auch die Gipfel der Berge reden mit der Ferne; und die am See-Ende über dem Bergdamm aufsteigenden Wolkenballen reden mit und von der Ferne; auch die Weite der riesigen Seefläche, die Weite des Sonnenscheines am Taghimmel, die Sterne des blauen Mondhimmels und der runde Mondspiegel im finstern Laub des Waringienbaumes — alle reden von und mit der Ferne zu meinem Herzen. Darum wird es mir so wohl, wenn ich lautlos dem Fern-Reden der Wesen, die da hoch in der Luft um mich sprechen, lausche; weil mich jedes ihrer ewigen Ferngespräche weit fort nach Europa, rund um die halbe Erde, versetzt, in die Heimat und zu Annie.

Haranggaoel, 4. Januar. Montag, morgens  
neun Uhr

Ich spreche jetzt den ganzen Morgen nur davon, nach Europa zu reisen. Meine Sehnsucht, heimzukommen, ist brennend. Ich kann nicht länger mehr hier auf Sumatra warten. Die meisten raten mir ab, an die Heimreise zu denken. Ich denke aber immer darüber nach.

Haranggaoel, 5. Januar. Dienstag

Ich schreibe jeden Tag das Wort Haranggaoel anders. Da ich es immer verschieden geschrieben finde. Möchte wissen, wie ich es morgen schreiben werde. Gestern nachmittag ist Doktor Sch. im Auto mit Frau Doktor abgereist.

Gestern war ein herrlicher Sonnenscheintag am Toba-Meer. Blaues Wasser, blaue Berge, blauer Himmel, bläuliche Palmenblätter, bläulicher Sand, lila Schatten, viel Glanz und Herrlichkeit, so weit das Auge schaute.

Ich war nicht mit Sch.8 abgereist, um die Boote, die „Solo's“, die zum Montag-Markt nach Harang-gaol in die Bucht von allen Seeseiten herkommen, ruhig erwarten zu können.

Nach dem Mittagessen um zwölf Uhr kamen die größten Boote an. Die sind wohl zwanzig Meter lang, manche noch länger. Battakerburschen, nackt ausgekleidet, sitzen darin, und jeder führt ein Ruder. Es sind wohl sechzig Leute im Boot.

Es sah hübsch aus, als in der Ferne am Seerand in Spiegelerrscheinung, höher als der See, die ersten Boote, scheinbar in der Luft fliegend, erschienen.

Zuletzt wimmelte der See von den dunkeln, langen, dünnen Linien der Boote, die alle auf unsere Bucht zustrebten. Die Köpfe der vielen Menschen darin, ihre Arme und Ruder hoben sich fein und wie schwarze Punkte vom hellen Seespiegel ab.

Zwei Boote, die größten, vollführten vor dem ganzen Marktvolk, das sich am Strand zusammenstellte, im Halbkreisbogen ein Wettrudern. Sie sangen dabei, und einer in der Mitte tanzte nackt, das Ruder in der Luft schwingend, vor Vergnügen, als sein Boot das andere überholte.

Auf dem winzigen Hügel am Strand, auf dem unter Palmen das Battakholzhaus des alten Guru (Zauberers) steht, saßen viele der ältesten Battakbrüder beieinander und schauten der Marktfrohlichkeit und dem schönen Wetter zu. Es war ein Gewühl von tausend Battakerleuten, jeden Alters. Männer, Greise, Frauen, Mädchen, Säuglinge und Lausbuben wimmelten durcheinander. Burschen bildeten Gruppen, und um ein Uhr war der Markt in vollem Gessumm und Geschwirr.

Kopf an Kopf hockten und wanderten diese tausend halbnackten braunen Battakerleute unter zwei riesigen Waringienbäumen. Diese beiden Ungeheuer von Bäu-

men überdachten den ganzen Marktplatz, der von Buden aus Brettern und Stangen umringt ist.

Der Schatten unter den alten und weitausgegabelten Baumriesen ist in der Ferne oft so dunkel, daß die Leute wie in Nacht und als Schatten gegen den grellen Sonnenschein gezeichnet finster wie Gruppen aus Steinkohle dastehen.

Es wird alles verkauft. Reis und Mais, Palmwein in Bambusrohren, große goldgelbe Riesengoldfische, so groß wie unsere Schellfische, kleine schleimige Fischchen aufgereiht an einen Bast-Ring, Siriblätter, Gurken, Tjekul (Gift), Gambir (Farbmittel), Tjenkul, Labu=battak=Gemüse (Gurkenart), Penang=Betel-Nüsse, Kalkstaub, Zücher, Gubjaigemüse (grün), Djambubidji (gelbe Früchte), Drangen, Zitronen, Limonen (große Zitronen), djiruf battak (grüne, kleine, mandarinartige Zitronen), Matten, Körbe, Tontöpfe, Gewürzstampfmörser aus Stein, Hundebraterei, Pfannkuchenbäckerei, junge Hunde, Hühner, Schafe, Ziegen, kleine Pferde (keine Kühe), Battakzucker (Gula=battak), Tabak (Tambako) in braunen Zöpfen, Salz (Steinsalz), Petroleum; Pete, große Riesenbohnen, wachsen an einer Art Mimosenbäumen. Obi, Kartoffeln, Katjang Tana, Erdnüsse, werden mit Sand zusammen in einem Eisentopf gebraten. Krebse aus dem See, Kemirinüsse, rote Tjabe=(Pfeffer)=Schoten, Tjabe rabit, wildwachsender kleiner Pfeffer.

Bei der Hundebraterei hielt ein Battaker einen Hundekopf, schwarzgeröstet, übers Kohlenfeuer und legte ihn weg, als ich kam. Dem Hundekopf steckte ein verkohlter Holzstock im Maul, die weißen spitzen Hundezähne bligten mich an aus dem schwarzverkohnten Kopf, der samt dem Fell geröstet worden war. Unser Wastel, B.s Doberman, schnüffelte an einem anderen Fleischstück, das ein Battaker zerlegte, der an der Erde hockte; es war der geöffnete Brustkorb eines Hundes; man sah noch die dünnen ausgereckten Pfoten mit dem Fell an dem Fleisch hängen.

Ich hatte mir für fünfundzwanzig Cents einen steinernen Gewürzmörser gekauft, den ich als Aschenbecher benutzen will. Auch kaufte ich in einer Bude für an-



derthalb Gulden ein Battikkopfstuch. Zwei kleine Messingdosen zu zehn Cents. — Zwei große Goldfische, größer als Karpfen, kosteten zweieinhalb Gulden. Frau Doktor B. ließ sie von ihrem Mandur kaufen. Für Doktor B. kaufte ich ein Einbaumboot zu dreiundzwanzig Gulden. Sie sagten heute morgen, sie wollen es „Dauthendey“ nennen.

Gestern nachmittag weinte Frau Doktor, weil Doktor B. ihr in Europa nie den Wunsch erfüllt hatte, mit ihr einmal — allein zu essen! — Es war komisch-tragisch. Aber ich verstand es, daß sie das wünschte.

Doktor B. wünschte immer viele Gäste um sich zu haben. Auch das ist leicht begreiflich. — Gestern nachmittag, als wir alle im Schreibzimmer saßen, müde vom Markt heimgekommen — draußen hinter den grünen Würfelscheiben der Fenster brannten die Sonne, der See und der Sand in der Nachmittagsstunde —, da erzählte mir Doktor B. vom Hantu, das ist der Geist, der in dem großen Baum hinterm Hause wohnen soll. Der Baum heißt Mabar und gehört zur Art der Waringienbäume. Hier in der Gegend gibt es keinen ähnlichen Mabarbaum mehr. Sein Stamm ist zerklüftet und steht auf einer Anhöhe hinter dem Haus am Vergabhang. Weiter hinauf liegt ein kleiner Battakerkampong. Dieser Mabarbaum wurde vor langer Zeit an dem Tage gepflanzt, an dem ein sehr großer Radja, ein Häuptling der Battaker, starb und an dem Platz begraben wurde, wo jetzt der Baum steht.

Da Doktor B., der ins Badelaken eingewickelt neben mir in einem Strohsessel saß, sah, daß mich der Hantu in dem Mabarbaum beschäftigte, rief er nach dem Battakerlehrer Lazarus, der draußen vor dem Haus eben angekommen war, und der für Doktor B. auf dem Markt das Boot erhandelt hatte, das ich dem Hause stiften wollte. Lazarus in schwarzer Taffetjacke und gestreifter Leinwandhose kam auf des Doktors Ruf lautlos barfuß in das Schreibzimmer herein. Er grüßte mit der Hand an der Stirn und wartete. Doktor B. fragte ihn über den Hantu und

über das Menschenfressen aus. Lazarus, der von den Missionaren in der Taufe diesen Namen erhielt, sagte: Der Hantu in diesem Baum ist die Seele des begrabenen großen Radjah. Sie verkörperte sich in eine Schlange, die in dem Baume wohnt. Früher mußten am Todestage des Radjah unter dem Baum Tänze und Opfer veranstaltet werden. Geopfert wurde gerösteter Reis. Diesen fraß die Schlange. Aber die anderen geopfertten Speisen wurden nur heiß dampfend hingestellt und, wenn sie erkaltet waren, weggenommen und von den Battakern selbst gegessen. Denn wenn die Speisen vom heißen zum kalten Zustand übergegangen waren, nahm man an, daß der Hantu (Geist), der im Baume wohnte, sich an ihnen gesättigt hätte. Der Geist konnte vom Zauberer aber auch in einen Kampong hinbefohlen werden durch Opfer und Gebet. Und dann konnte er Kranke heilen oder Unheil stiften und Böse strafen.

Menschen wurden vor zehn, zwanzig Jahren noch geschlachtet und gegessen. Aber es wurden nur gefangene Feinde oder die alten Familienmitglieder geschlachtet.

Man aß alte Leute, weil ihr Fleisch besser sein soll als das von jungen. Am besten schmeckt die linke Handfläche. Diese schmeckt ein wenig sulzartig, säuerlich würzig. Das kommt, weil die Battakerleute ihr Leben lang das Gemüse mit der linken Hand essen und den Reis mit der rechten Hand. Wenn ein alter Vater oder eine alte Mutter geschlachtet wird, werden alle Verwandten eingeladen, dann wird dem Alten der Hals zurückgebogen und mit einem Messer durchgeschnitten. So erzählte Lazarus, der Guru oder Lehrer, der jetzt Christ ist und Battaker belehrt.

In der Nacht, die ich heute im Hause hier in dem Zimmer, das vorher Doktor Sch. hatten, zubrachte, knisterten gestern abend die gläsernen Flügel einer großen grünen Libelle an der Wand und auf einem Zeitungspapier auf meinem Tisch. Ich hatte die Libelle halbtot auf der Fensterbank liegen sehen, ehe ich die Lampe auslöschte. Bei dem Knistern mußte ich an den Hantu im Riesen-Mabarbaum unterm Haus

denken. Über dem Hausdach ist dieser Baum, dessen Äste, dick wie dickste Eichenstämme, wagrecht über das Haus hinragen, ein zweites dickes Dach von Laub, aber dieses Dach aus Laub ist dreimal so dick als das ganze Haus, es hängt, in der Luft schwebend, wie ein Berg zu unseren Häupten.

Ich betrachtete mir gestern abend, nachdem Lazarus erzählt hatte, den Baum näher. Ich kletterte am Bergabhäng zu ihm hinauf. Er war wie breite Bretterwände in vielen Stämmen zum Himmel aufgerichtet. Es ist eine andere Welt unter seinem Laub. Er verschlingt einen, wenn man ihm naht, und die Außenwelt verschwindet unter ihm, als würde man vom Bauch eines Tieres verschlungen. Ein Eichhorn, bräunlich, lief am Stamm. Ein großer Astknorren zeigte eine ungeheure von der Natur gebildete Gesichtsmaske mit Augen, Nase, Mund. Der Himmel verschwindet vor der Unmasse Laub, und unten bei den Wurzeln am Bergabhäng liegt das Attapdach von B.s Haus, liegt ein glänzendes Stück der Seescheibe, liegt ein Stück weißer Sandstrand, das Tageslicht scheint dort von unten in den Baum, grell an den Stämmen und der rötlichen Rinde hinauf in die Blätter. Aber oben ist es dunkel und ewige grüne Finsternis. Dort schwebt der Hantu und sieht dich unendlicher und deutlicher als alle Geister des Himmels an.

In der Nacht hörte ich auch einen ewig wiederkehrenden hohlen Laut. Jeder dieser Laute war wie ein kommendes, gewordenes und vergehendes Menschenleben. Es war wie eine Kette von Menschenleben, die die Reihe von dumpfen Hohllauten in mir schuf. Es war, als habe der Hantu im Baum in dieser Nacht zu zählen begonnen, um sich auf sein Alter zu besinnen. Er zählte mir alle Menschenleben auf, die an ihm vorbeigezogen waren, deren Laute in seiner Brust wohnten. Es tönte und tönte, bis ich einschlief. Wenn ich aufwachte, tönte es immer noch. Der Hantu im uralten Mabarbaum zählte immer noch sein Alter her. Als ich wieder aufwachte, zählte er heftiger. Ich schloß das Fenster und schlief weiter. Und als ich es am Morgen öffnete, zählte der Hantu ganz rasend wild,

aber es war noch nicht Morgen, es war noch Mondschein draußen, und ich verstand, daß der Laut aus dem Battakerdorf kam, wo die ganze Nacht getanzt wurde zu den eintönigen ewigen Tönen eines Gongs. Auch hörte ich Wellenrauschen von am Morgen abfahrenden Marktbooten, die nach der Nachtruhe heimkehrten zu ihren fernen Kampongs auf den anderen Seeseiten; ich hörte Stimmen rufen, und dann wurde es still. Aber der Gong schlug weiter und weiter an, immerzu. Der Hantu im Baum zählte, aber er schien sein Alter doch etwas zu übertreiben.

Es hatte am Abend an allen See-Enden geblitzt. Auch aus dem Mabarbaum schlug schneeweißes Blitzfeuer hervor, und hinter den Verggipfeln antworteten andere Blitzwolken. Es war, als sprächen in dieser Nacht alle Geister lebhaft, und das Mondlicht, das sie sonst sprechen ließen, blieb verschwunden. Es regnete kurz, so daß wir früh zu Bett gegangen waren. Heute morgen schlug ich beim Frühbad im See, als alles grau in grau schwamm, vor, mit dem Auto abzureisen. Aber Doktor B. wollte nicht. Jetzt hat es sich gegen Mittag dick eingeregnet. Der Regen plätschert vom Dach senkrecht auf die Steinterrasse draußen. Ich plauderte mit Frau Doktor B., die mit einem Buch in der Hand auf einem Strohliegestuhl im rohseidenen Kimono lag und lesen wollte. Ich wollte schreiben und hielt stundenlang meinen Federhalter in der Hand. Die andern waren in Badeanzügen auf dem Einbaumboot zur Landspitze gerudert, um dort Kopfsprünge vom Fels zum Wasser zu üben. Eben kamen sie die Ruderschläge laut zählend zurückgerudert. Der See liegt im Regen eingesponnen. Man kann kaum durch den Regen sehen. Alle Berge sind verschwunden, als seien sie im Seewasser untergetaucht.

Tandjong-Morawa bei Herrn L., 7. Januar  
1915, morgens elf Uhr

Ich habe den ganzen Morgen seit sieben Uhr acht Seiten an Annie geschrieben.

Denn gestern bekam ich, als ich vom Toba-See

mit B.s im Auto zurückkam, einen langen Brief von ihr. Er lag in E.s Schreibzimmer auf dem Tisch. Ich war sehr froh. Auch bekam ich ein Telegramm vom 29. Dezember, das war aus Stockholm und am 31. Dezember in Medan angekommen.

Wie war ich froh über beide Nachrichten! Ich schief ausgezeichnet. Ich stand früh auf, voll Sehnsucht, lang an Annie zu schreiben und zu erzählen. Das tat ich auch.

Wir fuhren gestern unter strömendem Regen über die Hochfläche von Brastagi zurück nach Tandjong-Morawa. Ofters mußten wir aussteigen und das Auto weitschieben, alle zusammen. Im Auto waren Doktor B. und Frau auf dem Vord., und drinnen Fräulein M. W., die Heilgehilfin, und Herr M., der Hauslehrer, und der kleine Heini, B.s Sohn, und die Babu, die Hausdienerin, und ich und drei Hunde. Oft mußten wir an den Kampong von den Battakern Wasser in Bambusrohren kaufen, um den Kühler des heißgelaufenen Autos zu füllen. Denn die schwere Maschine lief sich bei der gewaltigen Anstrengung oft heiß. Aber wir waren alle immer fröhlich und verloren nicht die gute Laune und das gute Lachen.

Nach elf Uhr vormittags waren wir von Harang-gaol abgefahren, und kurz nach sechs Uhr abends kamen wir in Tandjong-Morawa wohlbehalten, aber sehr lustig bedrückt an. — E. war zwei Tage vor uns abgereist. Doktor Sch.s einen Tag vor uns. — Sch.s waren aber auf der Hochfläche geblieben, sie kamen erst gestern abend um acht Uhr zurück. — Hier ist es wieder schön schwül und Hochsommerwärme. — Aber ich leide nicht mehr so sehr wie früher darunter.

Herr von G., den ich auf der Herreise am 14. September auf dem Schiff von Java nach Sumatra kennen lernte, klingelte vorhin an im Telephon aus Medan (er wohnt auf einer Gummi-, Tee- und Kaffeepflanzung in Giantar am Gebirge) und fragte an, ob ich zu ihm kommen wollte.

Ich sagte ihm, daß ich bald abreisen werde, wenigstens, daß ich hoffe, es bald zu können. Er erzählte mir



am Telephon, daß ein deutscher Professor, der zum Kongreß in Australien eingeladen war, mit einem Paß des australischen Generalkonsuls heimreisen wollte. Aber in Suez, wo das holländische Schiff von den Engländern streng untersucht wurde, nahm man ihn trotz seines Passes herunter, und nun sitzt er dort gefangen.

G. erzählte weiter, daß sein Bruder, sein Schwager, und einer seiner Vettern im Krieg gefallen sind. Das tat mir sehr leid. Denn er hatte mir im September, als er aus Europa kam, erzählt, daß er in den ersten Augusttagen seinen Schwager und Bruder, die beide verheiratet waren, in Düsseldorf zur Bahn begleitet habe, als die beiden Männer mit ihrem Regiment in den Krieg zogen. Nun sind sie tot.

Hier ist es drückend heiß heute. Jetzt Mitte Januar ist die große Regenzeit, die im August begonnen hat, beendet. Nun setzt Trockenheit bis April ein, dann im April, Mai beginnt bis Mitte Juni die kleine Regenzeit. Nachher wieder Trockenzeit bis Mitte August.

Jetzt ist die Zeit, wo die Saatbeete der Tabakspflanzen fein grün schimmern. Düllstreifen, die mit ausgekochtem rotem Holzwasser rötlich gefärbt sind, bedecken die Saatbeete gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Jetzt Mitte Januar werden die Tabakspflänzlein in die Felder ausgesetzt. Dann soll es noch einige Male kurz regnen, damit sie Wurzel fassen, und dann soll es trocken bleiben, damit sich die Wurzeln nahrungsuchend im Erdreich ausbreiten. Wenn der Tabak nicht vom heißen Bohorok im Mai welk geweht wird und nicht von Wirbelstürmen abgeschlagen wird, kann es eine gute Ernte mit sechzig bis achtzig Prozent Gewinn geben.

#### Nachmittags

Draußen drunten am Fluß hinter meinem Gartenhaus jammert seit zehn Minuten ganz entsetzlich stöhnend ein Schaf. Es jammert wie ein Sterbender, wie eine menschliche Stimme klagt sein Rufen. Selbst die Vögel im Baum am Fenster bedauern das

jammernde Tier mit Rufen des Mitleids. Was hat es nur? Sieht es einen Geist um das Haus, weil es so todeschmerzlich klagt? So müssen Verwundete und Sterbende auf den Schlachtfeldern stöhnen, — so erschöpft und todunglücklich grauenhaft stößt das Lamm die Stimme hinaus in die Luft und läßt die Töne ersterben.

Ländjong-Morawa, 12. Januar 1915. Dienstag morgen

Vom Freitag, dem 8. Januar, bis gestern Montag, den 11. Januar, war ich oben in den Bergen von Siantar bei Herrn von G. auf der Unternehmung Marihat.

G., der Freitag hier bei Herrn L. zu Besuch war, lud mich ein, mit ihm nachmittags um vier Uhr nach Siantar zu fahren. Ich sollte mir seine Pflanzung (Kaffee, Rubber, Tee) ein paar Tage ansehen, und ich sollte dann später, wenn es mir gefallen hatte, einmal etwas länger zu ihm zu Besuch kommen. Da gerade ein Holländer, Herr van P., ihn im Auto besuchte, machte es sich gut; wir, G. und ich, fuhren mit van P. im Auto nach Siantar.

Gegen fünf Uhr nachmittags fuhren wir fort. Gegen neun Uhr abends kamen wir oben an.

Wir fuhren lange Strecken durch Urwald. Wenn das Auto mal langsamer fuhr und das Geräusch nicht so stark war, hörte man Nachtvögel glucksen und die Grillenheere laut im Urwald schnarren, die Sterne waren alle groß blau und hatten Lichthöfe. Die Sterne waren stärker als die Landschaft, sie waren eine Landschaft aus Lichtern am Himmel, in der ich mit meinen Augen reiste, und ich vergaß dabei beinahe, daß ich nur im Auto auf einer Landstraße in Sumatra dahinjagte.

In der Nacht noch zeigte uns G. auf Marihat seine Fabrikgebäude, wo der Kaffee gereinigt wurde. Es wurde die ganze Nacht durch gearbeitet, die Motoren rasten, und der Fluß mit seinen Stromschnellen rauschte, so daß man in der Nacht Maschinen- und Naturgeräusch kaum unterscheiden konnte. Elektrische

Vogellampen brannten auf Eisenmasten um das hübsche blendendweiße Herrenhaus, das von einem Hügel in die Pflanzung schaute und das mit weißen Geländern, weißen Wänden, roten Dächern, umgeben vom Rasengarten, wie ein silbernes Schmuckkästchen auf grünem Samt leuchtete.

Am nächsten Morgen kam der holländische Kontrolleur aus Siantar mit seinem Schwiegervater zu Besuch, um die Pflanzung zu besichtigen, und wir wanderten durch die Pflanzung, durch dichte grüne Kaffeebüsche, von denen uns Blüten in weißen Büscheln und rote Beerenbündel schön aufgereiht von allen Zweigen ansahen.

Der Boden von Siantar ist reich und der fruchtbarste in der Provinz Deli.

Wir besuchten die großen Turbinenanlagen bei dem Flußgefälle, und ich staunte über die mächtige Maschinenanlage hier weit im Innern auf den Bergen von Siantar.

Dann gingen wir, nachdem sich der Kontrolleur und sein Schwiegervater bei der Brücke verabschiedet hatten, noch tiefer in die Kaffeepflanzung, besuchten Kuli-Pontoks und Chinesen-Kedehs und fanden unterwegs friedlich Kaffeebeeren pflückende Javaninnen. In dem Pontok wurde im Küchenhause gekocht. Aber alle Wohnungsthüren, die aus Drahtgittern sind, waren an den langen hölzernen Schuppenhäusern geschlossen. Nur ein Wächter, ein Malaie, wachte, da in dieser Tagesstunde alle Kulis im Kebon (Garten) arbeiteten. Es war zwischen zehn und elf Uhr morgens. Die Sonne schien warm und still. Als ich durch eine Gittertür in eine Kulistube guckte, saßen dort auf den Brettern unter der Decke drei Ratten zusammen und betrachteten mich friedlich, wie ich sie betrachtete. Sie huschten nicht fort. Nur ihre Augen blinzelten mich an.

Wir besuchten das Klubhaus. Dies ist ein altes Assistentenhaus, das seit einigen Wochen zum Klub eingerichtet wurde. Hier treffen sich die deutschen Herren, die Administratoren und Assistenten abends bei einem Glas Bier oder Whisky-Soda.

Ich fand auf einem Tisch im Klub die Leipziger Illustrierte Zeitung liegen, November-Nummern. Ich blätterte und fand grauenhafte Bilder von Bajonettkämpfen. Mein Herz stand vor Schmerz still, als ich die furchtbaren Kriegsbilder mitten in den friedlichen Kaffeepflanzungen in der Hand hielt und mich erinnern mußte, daß aller Sonnenfriede rund um mich nur Scheinwelt war. Zu Haus und in meinem Herzen waren strenger Winter, strengster Frost und blutiger Krieg, unabsehbar.

Auf einer neuen Schmalspurbahn, die den geernteten Kaffee aus der Pflanzung in vollen Säcken zur Fabrik fährt, fuhren wir dann zurück, von Kulis begleitet.

Vor G.'s Wohnhaus auf dem Hügel steht gegen Norden auf einem kreisrunden Rasenplatz ein vierjähriger Waringienbaum. Der Baum ist aber bereits so hoch wie das Haus.

Nach dem Mittagessen schlugen mir die Herren, besonders der Buchhalter Herr Sch., ein Österreicher, vor, ich sollte mir einen Liegestuhl hier unter den Baum stellen lassen. Ich schlafe aber der Insekten wegen nicht gern unter Bäumen. Dort unter diesem Waringienbaum fanden wir dann ein heruntergefallenes Vogelnest mit drei Jungen im Gras. Wir hoben es auf. Herr Sch. setzte es wieder in den Baum in eine Astgabel fest.

Sonderbarerweise war, als wir vorher von Tisch aufstanden, ein Vogelpaar dicht und auffällig in der Vorhalle oben auf dem Treppenabsatz an unseren Gesichtern vorübergestrichen. Dieses waren die Eltern der Jungen im Nest. Ich sah sie später am Nachmittag vom Pavillon aus, wo ich auf dem Bett lag, immer im Baum ab und zufliegen.

Sie hatten uns andeuten wollen, daß wir ihrem Nest helfen sollten.

Auch fanden wir eine sonderbare handgroße Spinne, deren Füße wie schwarze Griffel aus Schiefer waren. Sie war nicht behaart. Sie sah einer hochbeinigen Seekrabbe ähnlich und saß im gleichen Waringienbaum mitten in dem Riesengewebe ihres Netzes.

Herr Sch. versuchte mit einem Streichholz das Spinnennetz anzubrennen. Es brannte ein wenig ab. Ich bat ihn, die Spinne nicht zu stören, da das Unglück bringen würde.

Als ich am Abend zu meinem Pavillon ging — ich hatte dort in den Nachmittagstunden oft und herzlich gebetet, auf dem Bett liegend, an Annie, an Deutschland, an die Zukunft denkend und gequält von meinen tiefen Seufzern und meinem stockenden Herzen —, da fand ich oben am weißlackierten Rahmen meiner Tür, durch die ich eintreten mußte, eine „Gottesanbeterin“ sitzen. Sie saß auch noch in betender Stellung am nächsten Morgen neben dem Türschloß derselben Tür. Dieses dünne Insekt in seiner betenden regungslosen Stellung erinnerte mich an mein Herz, das jetzt auch am liebsten während dieser Verbannungszeit hier auf Sumatra in ewig betender Stellung verharren möchte.

Sonntag morgen fuhren wir im Auto ungefähr sieben Kilometer durch die Landschaft von Siantar immer auf der G.schen Unternehmung Marihat. Wir kamen durch eine schöne Hügelwelt, die lag mit langem grünem Kalanggras weich eingehüllt in der Morgensonne und im Morgenwind. Die Luft war köstlich. Die Landschaft, mit eingegrabenen Büschen in grünen Hügeltiefen, vorbei an Waldbeständen, angefüllt mit dichtgedrängten hohen Baumgruppen, erinnerte mich an Unterfranken. Es war ein glückliches Gefühl und Wohlfühlen auf allen Wegen hier.

Wir erreichten dann, über eine tiefe Schlucht fahrend, darinnen unter Riesenbäumen am Grunde ein weißschäumender Gebirgsfluß kühl rauschte, die Teeplantagen von Marihat.

Kilometerweit stand runder grüner Teebusch bei Busch. Wir besuchten einen ganz verwilderten Java-Assistenten. Der war seit zwanzig Jahren hier in Indien, in Java und Sumatra, und er war dazwischen nie zum Urlaub gewesen. Sie werden „alte Javaner“ genannt, solche Männer, die Europäer sind und niemals mehr ihre Mutter Europa in allen den Jahren aufgesucht haben. Es liegt ein Gemisch aus



Verächtlichkeit und Bewunderung über denen, die von solchen Javanern sprechen.

Der Holländer, der alte Javaner, der hier in einem großen Holzhaus fast ohne Hausgerät wohnte und uns auf einer weiten, leeren Borgalerie empfing, hieß G. Der Administrator einer Teeplantation, die noch hinter Marihat hier als letzte Unternehmung an der Urwaldgrenze liegt, war zu Besuch. Beide Männer saßen rauchend und laues Bier trinkend beisammen vor einem Strohtisch auf Strohseffeln auf dem sonst leeren Fußboden der hölzernen riesigen Vorhalle. Wir setzten uns und tranken mit. G. erinnerte mich an Don Quixote. Er hat starre blaue Augen wie ein Raubvogel, glasklar, und ist mager wie ein durrer Ast, ist rosig wie alle Rotblonden, und das goldblonde Haar wächst ihm um die rosa Stirn und die rosa Schläfen, und ein struppiger gelber Schnauzbart hängt ihm wie ein Gestrüpp unter der Hakennase im abgemagerten Gesicht. Aus den blau und rosa getönten hageren Gesichtszügen stieren zwei schwarze Pupillenpunkte. Er lacht wie ein Jäger, der einen guten Treffer gemacht hat und im Geiste dem sterbenden Wild freundlich zulächelt, als ob er dem Tier mit dem Tod ein passenderes Geschenk austeilte, als wenn er es leben ließe. Und sein inneres herzliches, glänzendes Raubtierlächeln verbreitet sich über die ganze dürre Gestalt des in sich versunkenen verwilderten Mannes, der vielleicht sich selbst sucht oder visionartig sein früheres Europäertum betrachtet, das aus ihm grinst, wie eine Schlossruine alter Zeiten in die Neuzeit grinst.

Im Tee bei den Büschen pflückte ich einige der weißen Teeblüten, die kleinen Waldanemonen ähnlich sind und alle unter den Büschen im Schatten der Blätter blühen. Nur die Blätter und die Blattknospen werden zum Tee abgeknipst. Der Tee wurde, da die Teefabrik, die hunderttausend Gulden kosten soll, noch nicht gebaut ist, einstweilen im javanischen Spielhaus, das zwischen den Kulibretterhäusern lag, in vielen Ofen gedörst und getrocknet und als Kulitee verwendet.

Als wir nach dem Teefeldspaziergang wieder auf der leeren Galerie bei G. zum Abschiedstrunk niedersaßen, betrachtete ich die hübschen Javanen, die draußen vorbei gingen und vom Flußabhang zur Mittagstunde vom Baden kamen.

G. zeigte mir am Abend noch Photographien seiner Schwägerin und seiner Schwester, die beide jetzt ihre Männer im Krieg verloren haben. Der Bruder G.'s ist in Belgien bei Dismuiden gefallen, verwundet zurückgelassen und auf dem Schlachtfeld von den grausamen indisch-englischen Truppen, die keine Gnade geben, mit allen andern Verwundeten abgeschlachtet worden. Der Schwager G.'s, von J., fiel bei Reims. Außerdem fiel noch ein Vetter G.'s. So höre ich hier bei verschiedenen Deutschen, daß sie Brüder und Verwandte verloren haben. —

Als ich gestern mittag im Auto von Siantar hierher nach Tandjong Morawa zurückkam, und als wir bei Tisch saßen, T. und ich, klingelte das Telephon im Schreibzimmer. Doktor Sch. erzählte T. vom Spital her, daß ein Chinesenkuli eingeliefert worden war, den man morgens am Fluß gefunden hatte. Er hatte einen Schuß im Schenkel. Wahrscheinlich war es ein Dieb und war beim Diebstahl ertappt und angeschossen worden. Ich möchte wissen, ob der Chineser heute nacht um meinen Pavillon herumstrich, da die Hunde so unausgesetzt bellten und das Gras vor meinen Fenstern öfters raschelte, als ob jemand draußen ums Haus schliche.

Vom Kriegsschauplatz ist nichts Neues gemeldet. —

Die schwerste Stunde der Sehnsucht ist die Nachmittagsstunde nach vier Uhr, wenn ich gebadet habe und mich frisch zum Abend zur Teestunde ankleide. Der Tropenabend ist kurz. Er lebt nur von sechs bis acht Uhr. Das ist die Besuchszeit, die Spazierritt-, Spazierfahrt- und Teezeit, der Erholung, der Zeitung, dem Gesprächsaustausch, dem Begegnen von Mensch zu Mensch gewidmet.

Die gefährlichsten Stunden sind die, wenn die Sterne heranrücken. Die großen blauen Sterne, die aus dem warmen Himmel herabsteigen in die Menschengen,

ins Menschenblut. Dann reden die Sterne alles, was man sich selbst verschweigen möchte. Sie sehen einen tiefer an als Menschaugen. Man muß unter ihrem ewigen Licht zittern; mit allem Ewigen, was in einem am Tag versteckt vor der Vernunft geruht hat, zittert man und wird erregt; und wer nicht vom Malaria-schüttelfrost im Aderwerk eiskalt getroffen wird, wird noch fiebernder vom Heimweh heiß und kalt durchschauert, vom Europafieber, vom Orchester aller Sehnsüchte des Willens zur deutschen Muttererde.

Die Grillen und Myriaden Zikaden lärmen, die Nasenpläze duften noch nach den Blumenbüschen, die Bäume, die zu den Sternen steigen, weben den Duft der Orchideen in dein Blut; aber das ist alles wie wohlriechende Toilettenartikel, nichts ist einfach wie Muttererde und wie der Mutterlaut der deutschen fernen Erde, den du im Blick der blauen fernen Sterne ahnst und erlebst.

O, in diesen Abendstunden, untätig, ins Dunkel gerichtet, voll Willenlosigkeit, voll vom Erwachen des Unbekannten im heranwachsenden Finstern, in diesen weiten, unendlich weit ausholenden Stunden bin ich machtlos, mich zu beherrschen und mein Heimweh zu verstecken. Die Brust weint mir. Die Zeitung zittert in meinen Fingern. Die Augen flackern über gedruckte Zeilen, aber sie lesen im Dunkeln lange Zeilen aus den Augen der Heimat, die mir durch das Papier der Zeitung hindurch vom Nachthimmel mit dem Blick der blauen Sterne ins Gewoge meines Blutes scheint.

Es ist ein gefährlicher Überschwang ins Gefühl gekommen. Ungesund, verzehrend wie Malaria. Singend fein und blutsaugend wie das Meer der Moskiten, die im Dunkeln schwärmen.

Ich möchte angstvoll leben, leben, leben, um die geliebte Heimat, die Liebe und das Leid dort in Deutschland nochmals am Körper zu erleben. „Nur ja nicht sterben in den Tropen!“ schreien meine Blutstropfen und durchsausen mein Herz gefühllos wild, als könnten sie den Leib über die Meere der Ferne nach Deutschland fortreißen, — so heftig gebärden sie sich in diesen Tropenabendstunden.

Mir ist, als bräche mir einmal in einer solchen Abendstunde der Puls ab. Und dann, o Geist der Geister, laß mich mit den Augen der Sterne bis nach Deutschland und in die Augen des Herzens schauen, nach dem ich mich in Sehnsucht verzehre, seit ich hierher verbannt bin, — o Annie!

14. Januar

Gestern morgen war ich in Medan mit dem Auto von L., Doktor Sch. steuerte. Im Auto saßen Doktor P. und Herr B. Lesterer ist mit einem andern deutschen Offizier von Sabang nach Medan gebracht worden, vor zwei Monaten, da behauptet wurde, beide hätten von ihrem deutschen Lloydsschiff, das in Sabang liegt, der „Emden“ drahtlose Telegramme zugesandt. Sie waren zwei Monate in Untersuchungshaft, wurden dann wieder freigelassen, müssen aber bis zur Hauptverhandlung in Medan bleiben. Die Deutschen hier nehmen sich der beiden gern an. Der eine ist hier bei Doktor Sch. Er war im Auto. Ich sprach später in Medan mit ihm; er sagte, er habe auf seinem Schiff einen Draht am Mast hängen gehabt, der aber gar nichts mit drahtloser Telegraphie zu tun hatte. Aber die Holländer behaupteten in den Zeitungen, beide deutsche Seeoffiziere hätten die Neutralität Hollands verlegt. Wenn sie wirklich bestraft werden, können sie nicht mehr als zehn bis vierzehn Tage leichtes Gefängnis bekommen.

In Medan ritten Doktor Sch. und Doktor P. in der Reitschule beim Rittmeister Herrn D. Ich sah zu. Vorher war ich bei H. und hörte, daß meine Gedichte in Druck genommen sind, wenigstens die erste Hälfte.

Morgens hatte ich viel an Annie geschrieben und einen Brief von ihr vom 2. Dezember aus Stockholm bekommen. Ich war sehr froh darüber. Auf der Rückreise von Siantar bekam ich in Lebong-Tinggi vorgestern bei Doktor G. auch einen Brief von Annie, der bei Julius Sch. gelegen hatte. Er war vom 14. Oktober. Also beinah ein Vierteljahr unterwegs, da er nach Batavia adressiert war. Auch bekam ich

einen Brief vom 14. November, geschrieben von Kapitän R. aus Amboina vom Bord der „Manila“. Der zweite Brief seit meiner Abreise von dort. Die „Manila“, der deutsche Reichspostdampfer, der mich durch Neu-Guinea geführt hatte, liegt immer noch im neutralen Hafen von Amboina auf den Molluken. Alles ist wohl an Bord.

Namoe Rambei, 16. Januar 1915

Bei Herrn von G. Heute ist Hari-besar. Ich bin gestern abend noch in der Tageshelle von halb sechs bis halb sieben Uhr hierher nach Namoe Rambei gefahren im Auto L.s. Wir saßen erst zum Tee bei G.s auf dem Rasen vor dem Haus. Am Abend kam Doktor L. von Poetoeboekan herüber, wo er jetzt Assistenzarzt bei Doktor B. ist. Am Abend nach dem Essen gingen wir ins Spielhaus der Javanen hinter dem Administratorhaus und hörten Gamelang-Musik und sahen eine feine, schlante javanische Tänzerin und Tänzer tanzen. Die Gamelang-Musik klingt hier schon den ganzen Abend, die ganze Nacht, den ganzen Morgen heute, den Mittag und den Nachmittag. Manchmal kommt es mir vor, als übten junge Mädchen Etüden von Beethoven oder Chopin. Es gefällt mir, dieses Wiegen und mollige Getön ohne Melodie, das seit achtundvierzig Stunden um mich schwebt, und ich glaube, ich bin in Europa in einem friedlichen Haus, fern von Krieg und Todesgefühl. Dazu ist ein friedlicher Sonnenschein; und daß Herr und Frau von G. aus Weimar, der Dichterstadt, sind, macht die Luft auch harmonischer als irgendwo. Am Morgen mußte ich sagen, es wäre ein Gefühl wie Pfingsten heute, weil die Sonne auf den Rasen und auf die roten Cannablumen vor der Veranda so frühlingshaft hereinleuchtete. Und später im Garten, als ich duftende Geißblattblüten gepflückt hatte, die unter hohen Wandererpalmen, bei weißem Bambus, bei Betelpalmen und Zwergkokospalmen und Königspalmen wuchsen, war es mir ganz frühlingshaft.

Im Hause ist ein rotblonder Hund, der heißt Ham-



pelmann. Und ein Kragenbär und ein Affe sind hinter dem Haus an Ketten.

Ich sehne mich, abzureisen. Ich bin so müde von Sumatra. Ich will nach Java, so sage ich täglich und stündlich zu mir, und will versuchen, über Amerika oder irgendwie fortzukommen. Gibt es denn bei allen guten Geistern keinen Weg zu Annie mehr? — Ach, ist denn kein guter Geist, der mich zu ihr hinführen will durch die feindlichen Schiffe in die deutsche Heimat und in meine Heimat der Liebe bei Annie?

Ich zerbreche mir den Kopf mit Sehnsucht und Nachdenken, wie ich es mache, um fortzukommen!

Sonntag, 17. Januar 1915

Ich werde wohl morgen zu Julius Schadt nach Tanah Bessi fahren. Da ich von D. wegen des Passes noch keine Nachricht habe.

Tandjong Morawa, Dienstag, 19. Januar

Ich fahre heute nachmittag drei Uhr nach Tanah Bessi zu Julius Sch. Das Auto von Herrn H. aus Kiri fährt mich bis Loeboe-Pakam, und von dort fahre ich um drei Uhr nachmittags mit der Eisenbahn nach Tebing-Tinggi. Ich komme dort gegen fünf Uhr an und werde von Sch.s Wagen abgeholt.

Gestern abend war bei Doktor Sch., im Saal unter dem Hause, eine Sitzung des Ausschusses für das „Rote Kreuz“. — Es waren H., G. und Doktor Sch. da zusammen und sahen die eingelaufenen Beiträge durch. Jeder Deutsche hier hat sich verpflichtet, ein Zehntel seiner Jahreseinkünfte fürs Rote Kreuz zu geben.

21. Januar. Donnerstag.

Seit vorgestern nachmittag sechs Uhr bin ich hier in Tanah Bessi bei Julius Schadt.

Das Manuskript, das ich über „Alte und neue Rubbergewinnung“ schreiben soll, begann ich nach meinem Notizbuch gestern in Reinschrift.

Gestern morgen wurde viel photographiert. Ein japanischer Photograph, der etwas schwerhörig war, war aus Tebing-Tinggi gerufen. Er nahm Bilder

von den neuen Rubberbereitungsarten auf. Kulis, die Häute aus Gummi, auf Rahmen gespannt, auf Stangen forttragen. Kulis, die Gummistreifen ausdehnen und so auf ihre Elastizitätskraft hin zeigen. Und ein Bild von Sch. und mir mit einem Kuli, der eine fertige Platte des „Indischen Para“ hält. Auch ließ Sch. ein Bild des Hauses vom Garten aus machen; wir beide saßen in der Halle in weißen Anzügen am Tisch.

Die Sperlinge hier erkennen mich auch wieder. Sie fliegen immer paarweise dicht an mir vorbei. Sie kommen ganz nah, und morgens rufen sie an meinem Fenster. Ich glaube, ich bin mit allen Sperlingen der Welt für ewig gut Freund, seit ich mehrere Winter lang in Würzburg in meiner Wohnung Sanderring 23 immer täglich mehrmals Sperlinge fütterte am Fensterbrett.

Tanah Bessi, 24. Januar 1915

Gestern am 23. Januar, der doch immer als 23. des Monats ein Schicksalstag für mich sein soll, ist hier nichts geschehen. Ich las Julius Sch. meine fast fertige Abhandlung über Rubberbereitung gestern vor.

Eben regnet es unerschütterlich senkrecht, so daß man über den Rosenbüschen im Garten nichts mehr von der Landschaft sehen kann.

Gestern abend, da ich ganz dumm und dick im Kopf war nach der dreitägigen Rubberabhandlung, fuhr mich Julius Sch. in der Pflanzung auf seiner Buggy spazieren. In allen Javanen-Pontoks waren die Leute von der Arbeit heimgekommen und saßen in Gruppen an der Erde. Die einen hatten gebadet, die andern kämmten sich oder schwägten und verhandelten miteinander.

Im Fenster eines Pontokholzhauses saß ein schwarzweißes Käzchen und rührte sich nicht. Als ob nur sie allein diesen Abend empfangen müßte, saß sie würdevoll im Fensterrahmen, am Hals geschmückt mit einer kleinen Muschelfette.

Die Sonne ging bräunlich und messinggelb hinter den letzten Urwaldrändern unter.

Auch Kokospalmen, alte, stehen dort hoch in die Luft. Und im Bäckereihaus, das ein offener Schuppen ist, wurde eben ein helles Feuer angemacht. Dort wird das Brot für die ganze Pflanzung gebacken. Unterwegs zeigte mir Sch. hinter Hügeln den Sumpf, in welchem eine uralte Schlange hausen soll, der Schrecken der Pflanzung. Sie wird alle paar Jahre mal sichtbar. Sie soll baumblick und ungeheuer lang sein. Wenn sie mal am Tage über einen Weg kriecht und bei Javanen, die da Gras schneiden, vorbeikommt, stürzen alle Inländer schreiend davon. Sie hat aber noch niemals in der Pflanzung einem Menschen ein Haar gekrümmt. Ebenso haust ein alter Tiger in der Nähe. Es gibt mitten in der Pflanzung alte Rambonghaine. Das sind Gummibäume, dichtverwachsene, die in alter Zeit von Eingebornen gepflanzt wurden; sie stehen in Gruppen von einigen hundert Bäumen wie kleine Wälder, dichtbelaubt, dunkel und finster verwachsen wie eine Insel mitten zwischen den langen Reihen der Heveabäume. Dort in dem dunkeln Rambongwald hält sich gern der alte Tiger auf. Er kann zur Abendstunde plötzlich am Wege stehen. Und man wartet in der Nähe der Rambongbäume darauf, ihn zu sehen. Aber unser Pferd am Wagen blieb ruhig, und solange das Pferd den Tiger nicht wittert, ist es nicht notwendig, sich nach ihm umzusehen. Der alte Tiger wird nicht geschossen, weil er die Schweine, die wilden, frisst, die in der Pflanzung die jungen Heveabäume abnagen und die Obi-Kartoffeln umwühlen, die um die Bäume gepflanzt sind. Er ist also Schweineschutzmann, der alte Pflanzungstiger.

Der Beovogel der Frau E. hat ein neues Wort gelernt. „Roje“, das ist Vöte, ruft er der rötlichen Hausfaze nach. Sie, Frau E., ruft diese Faze „Roje“, und der Beovogel hat es gehört und hat es ganz allein gelernt. Er überrascht die Familie E. öfters mit selbst eingeübten neuen Worten. Aber der Beovogel des Herrn Sch. ist tot. Er hielt sich nicht lange. Der leere Käfig steht auf dem Laubengang zum Affenkäfig hin, und nichts sieht verlässener aus als ein leerer großer Vogellkäfig. Der schöne schwarzgrüne

Beo-Balg mit weißen Federchen an den schwarzen Flügeln hängt aufgenagelt im Urwaldkontorhaus an einer Bretterwand. Der rote Schnabel und die gelbe Zunge leuchten stark. Opaß, der Wächter, hört ihn vielleicht um Mitternacht Worte rufen! Der Schnabel steht jedenfalls immer offen, wenn ich an dem Balg vorbeikomme. Wie schnell wird man doch im Leben ausgebalgt!

An den beiden letzten Abenden war wunderbarer Mondschein. Mir fiel auf, daß der Mond jetzt mehr nach Norden am Himmel hoch steigt als im Monat November, wo ich hier war. Da stand er mehr nach Süden im Zenit. Man könnte beim Mond lesen, so hell ist er. Und es ist doch erst Halbmond. Aber ein Halbmond, der auf dem runden Rücken liegt. Ganz anders als in Europa, wo der Halbmond aufgerichtet am Himmel steht. Hier kann man deshalb auch am Äquator nicht ein A und ein Z im Halbmond sehen und nicht abnehmend und zunehmend daraus lesen. Der zunehmende Mond ist hier aber wie ein aufgehender Lotoskelch, und der abnehmende Mond ist wie ein herabhängender, welkender Lotoskelch. Daran ist der Unterschied zu erkennen.

In wenigen Tagen ist es jetzt schon ein halbes Jahr, daß wir den Krieg haben. Drei Monate führt man schon Schützengrabenkrieg an der Aisnelinie, im Argonnenwald und in Flandern. Natürlich, es ist Winter. Vielleicht ist mit dem Frühjahr alles anders. Das glaube ich auch. Im März oder April wird man vorwärtskommen. Aber wie und wo wird der Krieg enden. Niemand hier sieht das heute noch voraus. Österreich soll schwach sein, Rußland soll in Ungarn und der Bukowina vorwärtsdringen. Vielleicht siegen wir im Westen, und Rußland siegt über Österreich im Osten. Gegen uns, gegen Hindenburg, wenn er genug Truppen bekommt, wird Rußland wohl kaum aufkommen können. Aber gegen Österreich. Seit vierzehn Tagen sprechen die Zeitungen, daß nun auch Rumänien bald eingreifen und mit Rußland gegen Österreich gehen wird. Das ist schlimm. Wenn nur Bulgarien gegen Rumänien ziehen würde! Aber

es wird vom letzten Krieg her noch zu schwach sein.

Unverständlich ist es hier jedermann, warum wir mit unseren großen Geschützen nicht Velfort oder Verdun beschießen und warum wir es noch nicht eingenommen haben. Wie schnell fielen die belgischen und nordfranzösischen Festungen, Lüttich, Namur, Antwerpen, Lille, Maubeuge! Aber wir werden wahrscheinlich zu wenig Truppen zum Sturm auf Velfort und Verdun haben. Da wir viel Truppen gegen Rußland und in Flandern nötig haben.

Es ist am Ende doch großartig, daß wir einen solchen siebenfachen Feind sechs Monate von unseren Grenzen fern halten können. Und daß bis jetzt noch kein Schuß der vielen Feinde auf eine deutsche Festung fiel.

Es ist ein gewaltiges, heroisches Schauspiel, wie das geplagte Deutschland so stark und lange den Feind sich vom Leibe halten und außerdem noch angreifend wirken kann.

25. Januar. Montag nachmittag

Eben habe ich meine Abhandlung über Julius Sch. „Indische Para“ beendet. Ich bin sehr froh darüber.

Gestern nachmittag ging ich mit Julius Sch. zu den Strecken der viel gewünschten Kalangfelder der Pflanzung. Unterwegs zeigte mir Sch. an einem Heveabaum am Stamm hinauf eine fingerstarke Erdbahn. Das war ein von weißen Ameisen gearbeiteter Tunnel aus feiner Erde, der zur Höhe des Baumes lief. Der kleine Erdtunnel fiel ab, wenn man mit dem Finger daran streifte. Und weiße, dickleibige Ameisen mit blondem, gelbem Kopf fielen herunter. Sie erinnerten an Maden. Auch eine große schwarze Termit, die kleine Hügel im Walde baut, lief am Boden rasch vorbei. Die weißen Ameisen geraten leicht in Streit mit den dunkeln gewöhnlichen Ameisen. Die dunkeln sind stärker und tragen die weißen Ameisen fort.

An einem Heveabaumstamm saß auch ein weicher, grauer, dicker Nachtschmetterling, der legt seine Eier



dort unter die Rinde. — Oft denke ich, ich habe noch nie so viele schwarze Schmetterlinge gesehen wie hier auf Sumatra. Wo ich geh und stehe, fliegt irgendwo einer auf. Manchmal beim Eßtisch, manchmal beim Bett, manchmal vom Hut oder im Korridor oder vom Fußboden im Haus. Ich denke immer, ich sehe die Seele eines Bekannten, der im Kriege fern in Europa auf dem Schlachtfeld fiel, wenn ich einem der düster finstern Schmetterlinge, der schwarz vorbeihuscht, begegne.

Bei den vielen Ameisen auf Schritt und Tritt auf der ganzen Welt muß ich immer denken, wie armselig klein das Menschengeschlecht im Vergleich zum Geschlecht der Ameisen auf der Erde ist. Da ist doch kein Fuß Erde im Freien in Europa, Asien, Amerika, Afrika, wo einem nicht eine Ameise begegnet oder mehrere Ameisen. Sie sind viel mehr als die Menschen die Beherrscher des Erdballs.

Heute morgen wurden drei kleinen Foxterriern, die erst einige Wochen alt sind, auf einer Treppenstufe mit einem Beil die Schwänze gestutzt. Warum findet man sie nicht hübsch, wie die Natur sie geschaffen hat? Ich stand gerade am Affenkäfig, und der alte Affe zeigte mir an, daß den Hunden die Schwänze gestutzt würden, er griff sich immer ans Hinterteil, drehte es mir zu und klagte. Dann stierte er neugierig nach der Richtung der Treppe, wo die Hunde verschandelt wurden.

Neulich Abends schoß eine große Zikade in der Haushalle um die Lampen. Sch. fing sie und gab sie dem Boy. Sie schrie jämmerlich. Der Boy mußte die handgroße großäugige, graue, laute Zikade dem Musfantierchen bringen. Das frist Zikaden leidenschaftlich gern. — Gestern abend begegnete ich auch der Hauskaze, der kleinen weißen, die fing sich auch eben eine verirrt Zikade im Hausgang. Aber auch die Javanen essen die fetten Zikaden gern. Selbst die fetten Königinnen der weißen Ameisen essen die Javanen mit Vorliebe. Sch. wollte weiße Ameisenköniginnen in Spiritus sammeln, er bot für das Stück fünf Cents. Aber das lockte die Javanen nicht, für

fünf Cents aßen sie sie lieber selbst. Sch. mußte den Preis erhöhen, damit er weiße Ameisenköniginnen in Spiritus setzen konnte.

Es frißt, ebenso wie überall, auch in Sumatra einer den andern gern auf, wenn er ihn nützlich und schmackhaft findet.

In Europa fressen sich jetzt neun Völker gegenseitig auf.

26. Januar. Dienstag. Morgens acht Uhr

Ich wachte heute morgen aus sehr schlechten Träumen auf. Gestern schon träumte ich elendig. Meistens handelt es sich um die Angst, daß ich sehe, daß Annie mir im Traum untreu ist.

Als ich vorhin die Fensterladen öffnete an meinem Schlafzimmer, zwitscherten wie immer im Sonnenschein alle mir gut bekannten Sperlinge aus dem roten Hibiskusbusch, vom Dachgiebel des Nebengebäudes auch, und vom Tong-Tong-Häuschen. Dann kam eine einzelne Schwalbe, flog quer an mir vorbei. Ich dachte sofort an Nachricht von Annie beim Anblick der Schwalbe. Die Schwalbe flog dann hinunter zum Holzgebäude des Urwaldkontors, dort setzte sie sich zu zwei anderen Schwalben auf den Telephondraht über ein Fenster in die Nähe der Porzellanbüchsen des Telephons, die da an der rotgelben Bretterwand weißblinkend zu mir leuchteten. Ich dachte: Vielleicht wird mir heute ein Telegramm von Annie im Telephon nach Tanah Bessi von Medan telephoniert! Ich will mal abwarten, ob das eintrifft!

Gestern abend um sechs Uhr, als wir, Sch. und ich, ein Glas Bier bei Herrn und Frau E. in dem Verandaraum ihres Holzhauses tranken, plauderten wir auch viel von Neu-Guinea. Ich erzählte, was ich dort sah, daß die Leute dort Zeitungspapier rauchen, die Kanaker. Daß die Frauen ein Kind und ein Schwein an der Brust säugen. Daß man nur mit Markstücken und sonst mit keinem kleineren Geld bezahlen kann. Man muß, will man weniger geben, eine Stange gepreßten Tabak geben; die Stange hat den Wert von zehn Pfennigen. Ich erzählte von den

teuren Paradiesvögeln zu siebzig Mark das Stück. Und zwanzig Mark Ausfuhrzoll. Von den „Gewürzinseln“ Ambon und Banda, auf den beiden ist Muskat gepflanzt worden. Ich erzählte von den Kratern bei Rabaul, von der „Mutter“ und ihrer „südlichen“, und ihrer „nördlichen“ Tochter, drei Vulkanen. Ich erzählte auch von der ältesten Pflanzlerin, Frau P. und ihren beiden Töchtern, in deren Nähe die Frau W. ermordet wurde. Ich besitze die Trommel des Mörders. Ein Häuptling schenkte sie mir in einem Dorf, als meinem Geburtstag zu Ehren ein Duk-Duk-Tanz am heiligen Platz des Dorfes für mich getanzt worden war. Auf der Trommel steht der Name des Mörders eingeritzt.

Ich erzählte von den Kasuarfedern, Kakadufedern und Hibiskusblumen, mit denen sich die nackten Kanaker das Kopfhaar schmücken. Ich erzählte von den Hundezähneketten, die sie als einzige Bekleidung um den Hals tragen, oder eine Muschel statt eines Lendenschurzes vorgebunden. Ich erzählte von den großen Schneegebirgen, von den wunderbaren langen natürlichen Steinterrassen, an denen man tagelang mit dem Dampfer vorbeifährt. Ich erzählte von dem breiten Königin-Augusta-Strom, der gelbes Wasser und Palmenstrünke weit ins Meer hinausfendet. Ich erzählte vom Gold, das man jetzt in Morobe gefunden hat, von australischen Goldsuchern, die sich dort im Hinterland versammeln. Ich erzählte von kleinen Meerschlangen im Wasser, von vielen Delfinen oder Schweinsfischen, ganzen Rudeln, und von vielen blißenden fliegenden Fischen, ganzen Rudeln, im Meer. Ich erzählte vom Besuch in Dörfern, vom Besuch bei Missionaren, vom Besuch bei Pflanzern, vom Besuch bei Regierungsbeamten, von einer Gerichtssitzung in Raewieng, von einer Autofahrt sechzig Kilometer weit von Raewieng aus ins Innere von Neu-Mecklenburg. Alle diese Leute, die ich gut kennen gelernt habe, sind jetzt Kriegsgefangene der Australier geworden, die Neu-Guinea eingenommen haben seit dem August 1914. Ich war der letzte Neu-Guinea-Tourist. Mein Buch werde ich so nennen oder auch „Südsee und Urbusch“,

Geschichten aus Neu-Guinea, von den Mollucken, Java und Sumatra. Ich möchte es jetzt schreiben. Aber ich weiß nicht, ob ich hier und jetzt in der Kriegszeit Ruhe genug dazu habe. — Abwarten!

Wenn ich die illustrierten französischen, englischen, holländischen und deutschen Zeitungen aus Europa, die wöchentlich in der herumgehenden „Trommel“ erscheinen, betrachte, empfinde ich den Schnee aus Polen und Rußland und Flandern und im Argonnenwald nur wie weiße Papierflecken auf den Bildern. Im weißen Feinwandanzug, in weißen Schuhen, ohne Hemd und ohne Wolle kann man sich Frost nicht vorstellen, wenn man sich täglich zweimal kalt abgießen muß, um die klebrige Schweißschicht vom Leib abzuspülen. Seltsam, wie einem einige Tausende von Kilometern entfernt von Europa und einige Meilen nur entfernt vom Äquator das Wintergefühl und die Wintervorstellung so gänzlich verloren gehen können, wenn die Luft unter täglich blauem Himmel wärmer als in einem überheizten Zimmer ist. Die deutschen Soldaten tragen jetzt große weiße Pelze auf den Bildern vom westlichen Kriegsschauplatz. Damit man sie nicht zu deutlich auf dem Schnee sehen kann, sind die Pelze mit weißem Stoff bezogen.

Sch.s Maid ist heute besonders festlich gekleidet. Sie trägt einen lila seidenen Stoff um die Hüften geschlagen, der hat große weiße eingewebte Lotosblüten. Sch. war es auch schon aufgefallen, daß sie sich so schön gemacht hatte. Sie fortierte im Hinterhaus im Ausgang Wäsche, und neben ihr stand ein hübscher schlanker Bengalese mit langem schwarzem Frauenhaar, am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Er schien die Wäsche abzuholen und mit zu helfen. Sie trug auch um jeden Fußknöchel einen großen, dicken goldnen Fußring zu zweihundert Gulden das Stück. Die gelben dicken Goldreifen glänzten auffallend von den schönen dunkelbraunen Füßen. Der Bengalese ging mit der Wäsche nach der Küchen- seite fort. Sie ging nach der andern Seite in eine Kammer fort, als ich mit Sch. zusammen oben von der Treppe eines Laubenganges sie betrachtete und

grüßte. Sie grüßte lächelnd wieder und zog sich langsam zurück. Das lila Kleid und die goldenen Fußreifen waren sicher für den Bengalesen zum Schmuck angezogen. Ich sehe sehr gern ihre zitronengelben, mit kleinen Porzellanperlen buntgestickten winzigen Pantöffelchen tagsüber vor der Badeskammertür stehen. Die gelben Dinger sind so niedlich wie das unangestrenzte Gemüt der warm dahinlebenden jungen Javanin, die auf ihre Art jeden Augenblick des Lebens genießen möchte.

### Nachmittags

Ich las nach dem Mittagschlaf, der kein Schlaf, sondern nur ein unruhiges Herumwälzen ist, den „Deli-Courant“ und die „Sumatra-Post“. Ich las, daß wieder eine Zeppelinluftflotte nach England gezogen sei. Der deutsche Kaiser hat Zeppelin sehr herzlich zum Befehlshaber seiner Luftflotte ernannt. Darüber sind die Newyorker Blätter böse und nennen unseren Luftanfall auf England barbarisch und des Kaisers Luftflottenfreude barbarisch!

Es knistert in der Halle. Ich denke, es ist ein Schmetterling an der Strohmatten an dem offenen Türbogen zum Garten. Es ist aber draußen der javanische Gärtner, der ein Bündel abgeschnittener riesiger Palmwedel auf der Schulter von den Palmen fortträgt. Es ist windig heute. Hier im Schreibzimmer knistert auch ein Seidenpapier auf einem Nebentisch. Die Fenstervorhänge schaukeln leise. Es gehen Seelen durch das offene Haus. Ich bin so schreckhaft im Herzen, weil ich keine Möglichkeit, keine Sicherheit sehe, nach Europa zu kommen. Mein Herz schmerzt mich wieder täglich.

Wir fuhren durch Sumpfland zum Spital heute morgen, dort wurde mir der Doktor vorgestellt. Ich war heute zu müde und inwendig zu leidend gestimmt, als daß ich Aufmerksamkeit für das Spital haben konnte. Ich war froh, als wir wieder fortfuhren. Die Träume von heute nacht bedrückten mich sehr. Ach, vielleicht werde ich widerstandslos hier draußen in der Ferne vor Sehnsucht sterben müssen und



Annie erst nach dem Tode in irgendeiner Gestalt wiedersehen oder — nie. Warum ist mir nur so weh heute?

Im Deli-Courant stehen unter anderen kritisierten Bildern auch meine Bilder, die im „Kunstkring“ in Medan ausgestellt sind, kritisiert. Sie werden als ein Rätsel angesehen. Und sie werden impressionistisch-futuristisch genannt von der einfältigen Kunstkritik. Es sind meine Bilder, Bilder, wie ich sie aus der Erinnerung nach erregt Gesehenem auf der Reise als Notizen für spätere Bücher male. Mehr wollen sie nicht sein als — meine Bilder.

Es soll hier auf Tanah Bessi wieder so viele Kobraschlangen geben. Gestern wurde eine bei Frau E. im Hause getötet. Heute morgen wurden mehrere auf den Kalangfeldern getötet. Man sagt, wo eine getötet wird, gibt es auch immer noch eine zweite. Ich mußte eben an die Kobras denken, weil unterm Schreibtisch wieder Papier raschelte, es liegt dort ein Stoß alter Zeitschriften. Ich bin so schreckhaft im Herzen seit den schlechten Träumen und seit der Furcht, daß ich keinen Weg nach Europa finde.

Lima-Poeloeh. 28. Januar 1915. Donnerstag nachmittag.

Seit gestern abend, 27. Januar, bin ich hier in Lima-Poeloeh für einige Tage eingezogen. Zwei und einen halben Monat, seit Mitte November, bin ich nicht mehr hier gewesen. Es war mir traulich und angenehm, den Ort und die Menschen wiederzusehen, wo ich so viele Monate in der ersten Zeit bei meiner Ankunft auf Sumatra gelebt habe.

Ich wußte nicht, daß man so viele Dinge wiedersehen kann. Heute mittag, als ich auf dem Bett ausruhte, das mich schon gestern abend erkannt hat, sah ich den grünen Schein wieder, der durch die geschlossenen Fensterläden das Zimmer durchschimmert. Ich hörte und sah die große schwarze Holzhummel wieder, die immer in der Nachmittaghize durch die Gitter unter dem Attapdach aus- und einsummt, nur schien mir, sie summt friedlicher. Ich sah acht kleine,

taubeneigroße Sonnenflecken wieder, die immer auf dem weißen Musselinbetthimmel stilliegen, wenn ich nachmittags darunter stilliege und emporscheue. Gestern abend sah ich mit überraschtem Gefühl das Bild der drei graziösen Damen wieder, die mich immer auf der Veranda aus einer Theaterloge und aus ihrem Bilderrahmen beobachteten, und von denen ich schon auf der „Manila“ unterwegs hierher nach Sumatra hellsehend im August geträumt hatte. In meinem Schlafzimmer sah ich den Park von Versailles wieder mit der graziösen Hofgesellschaft, die sich geistreich und liebenswürdig immer noch dort unterhält und sich wohlfühlt in der kleinen Stube mit den weißgetünchten rohen Bretterwänden. Die Kage strich gestern abend und heute mittag, mich begrüßend, unterm Tisch um meine Beine. Das Bild Bismarcks begrüßte ich vom Eßtisch aus. Es hatte sich nichts verändert, nur ein Bild des Kronprinzen war an einer Wand hinzugekommen. Neue Stühle am Eßtisch und eine neue Rohrsesselgesellschaft auf der unteren Veranda am Eingang des Hauses.

Der Mond aber, der hatte sich verändert. Man sollte denken, die Himmelskörper müßten am beständigsten bleiben, aber nein, der Mond stand auch hier in Lima-Poeloeh so wie in Tanah Bessi gänzlich anders, viel mehr gegen Norden gerückt, im Zenit. So daß der Garten im Mondschein gestern nacht ein anderer Garten in dieser fremden Beleuchtung zu sein schien als im vorigen Herbst.

Wohl tut mir an Karl Schadt, daß er der einzige ist, der Kinderleben um sich und damit Gemütlichkeit und Innigkeit im Hause hat, und daß er immer und gern vom Krieg und nicht nur von Geschäften plaudert und spricht.

Er kam gestern nachmittag zu Julius Sch. nach Tanah. Wir fuhren in einem Autoomnibus um fünf Uhr dort fort. Unterwegs in einem Malaiendorf, Indra-Poera, hielten wir einen Augenblick. Wir kauften einige Kilo Kunsteis. In einen Sack gewickelt nahmen wir das Eis zu uns ins Auto.

Am Gambusweg bei dem kleinen Chinesentrembel-Dauthenden, Ges. Werke II

laden dort wartete Sch.s Wagen. Wir stiegen dort ein in die Buggy und fuhren nach Limah-Poeloe. Es wurde eben dunkel. Ein Palangbrand mit lautlos lodernden Flammen und rotbraunem Rauch an der Wegseite, etwas entfernt unter Bäumen, leuchtete schön auf. Es war kalkheller Mondschein. In der Ferne stand eine große Wolke; und Blitze, heilige Blitzscheine. Das Pferd lief gerade in der Richtung dieser feurig erregten Blitzwolke hin, denn dort lag das Wohnhaus in der Pflanzung. Als ich einmal zum Mondhimmel aufsah, zogen hoch oben große Scharen großer fliegender Hunde lautlos über unsere Köpfe. Es sah sich wie fliegende schwarze Lappen am blauklaren Mondhimmel an. Immer mehr kamen und folgten. Ununterbrochen zogen die dunkeln großen Flecken über den Heveabäumen, die noch licht stehen, da sie erst drei bis vier Jahre gepflanzt sind, nach dem Urwald hin. Dort hängen sie sich in die Bäume und fressen Früchte. Immer mehr kamen, es sah aus, als kämen sie, aus dem Mond geboren, und flogen in großen Familien über unseren Köpfen hoch im Himmel weiter. Immer wurden neue fliegende Hunde und immer neue aus dem Mondlicht zum Wald geschickt.

Der kleine Karl und der kleine Julius und Mimi und die „Maid“ (Karls und Julius' Mutter) erschienen auf der dunkeln Veranda, als wir im Wagen vorfuhren. Karl roch und riecht auch heute stark nach einem süßen Wohlgeruchöl, das scheint aus Franchipana-Blüten gepreßt zu sein.

Heute morgen fuhr mich Sch. auf der Buggy zur Paddy-Ernte. Erst begrüßte ich den Arzt Doktor E. van F. im „Kantoor“, dann besahen wir die Reis-Vorratskammer, Goedang genannt. Ein Haus, wo der geerntete Reis in Büscheln am Boden liegt und einfach von den Füßen einiger Kulis aus den Ähren getreten wird.

Beim Schießstandhäuschen, in der Abteilung des Schweizers B., ging ich mit Sch. eine Strecke in den Urwald. Ich fragte nach den Namen von Urwald-Bäumen. Er weiß viel mehr als der Botaniker Doktor D. in Medan von der Deli-Proefstation.

Da waren große Serdangpalmen, die den Fächerpalmen ähneln, da war Ukup, ein Palmwedel, der mehr als Gebüsch wächst. Ich sah helle große Stämme, die sahen im hellen Mittag aus wie mit silbergrauem Mondschein angestrichen. Und große verholzte Lianen wanden sich wie alte verholzte Schlangenhäute um die senkrecht aufgerichteten Urwaldbäume. Die stacheligen rotgelben Schalen von Rambutanfrüchten lagen unter einem Baum. Da waren Affen oben gewesen, die hatten die Schalen herunter geworfen. Immerwährend hörten wir das Morgengehuhu der Affenfamilien in fernen Baumwipfeln. Es war oft einem dumpfen fernen Ruhglockengebimmel auf hohen Almen ähnlich. „Huhuhuim“ sang der alte Affe und „Hohohohoho“ sangen die Familien im Verein zusammen immer heftiger gesteigert in Leidenschaft nach. Es war, als kochte der Wald wie ein großer Topf am Feuer, so bullerte das nie sterbende Affengejohl in den Tiefen des Urbusches. Vorher waren wir vier Nashornvögeln begegnet, die über den Wipfeln hinfliegen. Dann kamen wir zu den Reisfeldern, die waren dürr gelb wie unsere Roggenfelder im Juli oder August zur Erntezeit. Achtzig kleine javanische Frauen standen zwischen den Reisbüscheln, und nur die dunkeln Köpfe mit großrandigen gelben Strohhüten sahen aus den gelben Reisähren in die heiße Sonne. Es war dies ein seltenes JanuARBild für einen Nordeuropäer, wie ich einer bin.

Sch. erntet zweitausend Sack, das sind hundertzwanzigtausend Kilo Reis. Monatlich braucht er hundertsechzig Sack für seine Kulis. Dieser Reis ist nur aus Kriegsangst im August gepflanzt worden, weil man dachte, die Reisausfuhr aus Penang könnte aufhören.

In den reifen Reisfeldern, darin die jungen ein- und zweijährigen Heveabäumchen wie grüne Blätterfähnchen langgestielt in den Himmel ragten und ihre grünen Blätter im Morgenwind wimpeln ließen, standen auch in größeren Abständen aus dünnen Baumstämmen errichtete Plattformen hoch über dem Reis, daran waren lange Rotangsnüre gebunden, diese Schnüre liefen nach allen Richtungen durch die Felder

und setzten, wenn sie auf der Plattform von einem Reiswächterfukuli angezogen wurden, Stangen in Bewegung, auf diese waren Petroleum-Blechfassen (Zins) gestülpt, die gaben alle ein donnerndes Blechgeräusch von sich, das sollte die Reisivögel vertreiben. Sch. kletterte auf einen Wächterstand und zog am Reifen, der alle Stricke vereinigt, er zog an, und rundum im Feld dröhnte ein blechernes Donnern. Es flogen auch einige Vögel auf. Zu beiden Seiten von mir knipften die Javaninnen mit einem Messer die Reissähren und hielten sie wie Ährensträuße in der Hand, bis ein stattliches Büschel fertig war, das legten sie, mit anderen aufgereiht, am Feldrand nieder. Dort standen Karren, mit grauen Wasserbüffeln bespannt. Und Javanenburschen füllten die Reissbüschel in Säcke und luden sie auf die Karren. — Es war ein wunderschönes Hochsommerbild im Januar, dieses goldgelbe Reiserntebild am Urwaldrand heute morgen.

Gestern abend erzählte mir Sch., als wir in Schlafanzügen vor dem Schlafengehen im Mondschein vor dem Haus ein wenig bei den großen Agaven hingingen, daß neulich der Tiger abends um halb zehn Uhr hier beim Hirschgehege aus Haus gekommen war.

Am Abend gestern schmackte in der Pflanzung ein Ziegenmelkervogel wie auf Tandjang Morawa bei E. s Rasenplatz vor dem Hause dort. Auch das Wiegenlied, das Julius' inländische Mutter hier immer summt, hörte ich gestern abend wieder, und die wehen Wochen der ersten Zeit meines Hierseins, als ich dem Krieg und Annie fernbleiben mußte und voll Sehnsucht gereizt und erschüttert umherging, kamen mir in Erinnerung. Jetzt ist alles sanfter, geduldiger, unabänderlicher, aber immer noch weh und gedämpft in mir; doch es schmerzt nicht mehr so kraß wie früher. Auch hoffe ich, daß die längste Trennungszeit vorbei sein möchte.

E. telephonierte mir, daß ein Brief an mich angekommen sei. Ich habe ihn zu Julius Sch. senden lassen, wo ich in den nächsten Tagen wieder sein werde, um dann nach Tandjong zurückzufahren. — Und dann nach Java und Amerika abzureisen.



Hilf Himmel, daß es möglich wird, daß ich endlich zu Annie komme nach Europa!

Lima=Poeloeh, 30. Januar 1915, Samstag.

Wie man doch alte Dinge langsam wiederfindet! Man kann sie tagelang anstarren und nicht entdecken, nicht sehen. Dann auf einmal feiert man Wiedersehen.

Als ich eben Mittagsruhe hielt und vom Bett aus geradeaus durchs weiße Bretterzimmer starrte, entdeckte ich die einfältige Waschkanne, die so grell blau und weiß mit zwei rotgelben großen Irisblumen auf dem Bauch durch die einfache Kammer schaute. Ich habe sie in langen Träumen und in Sehnsucht nach Europa vor Monaten stundenlang angestarrt, wenn ich auf dem Bett matt ausgestreckt lag und nur seufzen und beten konnte. Auch die Messinglampe an der Wand mit dem verstaubten gelben Gaseschleierschirm, die sich im Spiegel über dem Waschtisch betrachtet und mich doppelt ansieht, entdeckte ich wieder. Oft saß die schwarze Holzhummel nachts unter dem Lampenschirm und flog morgens zum Fenster hinaus, wenn ich bei Sonnenaufgang um sechs Uhr die Laden öffnete. Und nun bin ich immer noch hier auf Sumatra. — Heute nachmittag kommt Frau J. mit ihrem Mann von Dolot zu Besuch. Sie ist die Dame, die im Oktober zu mir sagte, sie glaube, ich müßte bis Februar hier bleiben.

Unser Pferd wäre auf dem Heimweg dort in der Nähe beinah vor einem alten, weißhaarigen Malaien gescheut, der mit pechschwarzem rund aufgespanntem Papierschirm hinter hohem Kalanggras an einer Wegkreuzung stand. Der Alte verstand deutsch, als ich ihm zurief, er müsse den Schirm schließen. Denn dort in der Kalang- und Urwaldeinsamkeit von Doesoen=Belve versteht man mittags, wenn es totstill und heiß ist, alle Sprachen der Welt.

Unterwegs mußten wir in den andern Pflanzungen über verschiedene schlechte Brücken. An jeder Brücke saßen Javanen in anderen Stellungen. Einer wusch seinen Kochtopf. Zwei, ein Mann und ein Weib, standen unter der Brücke und wuschen sich selbst, — so

wechseln die Bilder am Wege. Dann kam senkrechter warmer Sturzregen vom Himmel. Wir mußten rasch die Mäntel anziehen. Wurden aber ebenso durch und durch naß wie das Pferd am Wagen, das glänzte vom Wasserfall.

So wechseln die Bilder am Wege.

Unter den großen, vielverwachsenen Luftwurzeln eines alten Rambongbaumes stand ein junges Javakulipärchen. Sie warteten den Regen ab und hatten es schweigend still und gut.

Wir kamen kurz vor Lima-Poeloeh beim Fluß unten am Hohlweg bei dem Stallschuppen der Bengalesen vorbei. Dort hatte ich gestern erschütterndes Wehklagen gehört, als wir den neuen Wegbau dort betrachteten. Ein Bengalese war gestorben. Die Kinder und Frauen hielten in dem Schuppen Totenklage. Ich sah einen schlanken Inder, gefolgt von einer schwächtigen Inderin, in das Stallhaus oben am Hügel eintreten. Später ging ich mit Sch. durch den Schuppen. Es war ein weiter, dürftiger Raum. In Seitenkammern kochten Leute Inderessen. Einige Männer mit grellen anilinroten Tüchern standen und grüßten uns. Aus einer dunkeln, der letzten Kammer kam das Geschrei, das Geschluchze, das Klagen und das Antworten von religiösen Klagesäßen. Als ich vorbeiging, sah ich in der Sekunde eine große, schlanke Frau, die stand aufrecht, eine kleine mit einem Kind stand vor ihr, beide Frauen hielten sich eng umarmt. Die große lag mit dem Kopf auf der Schulter der kleineren. Beide klagten herzerbrechend. Sie weinten in hohen Tönen, riefen und antworteten sich in Ekstasen der Trauer und der Klage. Stumm und trocken und ernst geworden, ging ich, mich meiner Neugierde schämend, möglichst unauffällig vorbei an der offenen Kammertür. Ich werde nie den halbdunkeln Raum vergessen. Auf gestampftem Erdboden mit nackten, silberberingten, braunen, feinen Füßen die beiden Inderinnen, die sich umschlungen hielten. Die schlanken blumenhaften Hälse der beiden Frauen. Frauen, die, in den Hüften wie Gazellen schwächlig, beisammen standen wie eine biegsame Trauerweide,

die sich über eine andere Weide biegt. In Demut und Aufrichtigkeit klagten sie ihre Trauerschmerzen vereint in die Luft und — waren nur Kulis.

Gestern abend saßen wir im Mondschein in dem alten Gummibaum am Biersprungplatz. Der Vollmond stand silbergesichtig in den Zweigen, wie blank vom Goldschmied gekommen. Der alte Baum hatte ein wenig gewintert. Sein Laub war licht. Aber es kamen schon neue Blätter.

Eben bekam ich vom javanischen Boy Annies wunderbaren Brief aus Stockholm vom 16. Dezember ins Schreibzimmer gebracht. Ich bin so glücklich, daß sie so treu schreibt. Leider bekommt sie nicht alle meine Briefe. Ich will ihr wieder telegraphieren. — Sie denkt auch, daß ich versuchen soll, nach Amerika zu kommen. Dann kommt sie dorthin. Wenn sie es auch will, wird die Reise dorthin sich wohl, trotz allem, was dieser Krieg dazwischen legt, durchführen lassen. — O Himmel, gib deinen Segen zur Reise und zum baldigen, frohen, treuen Wiedersehen!

Lima=Poeloeh, 31. Januar 1915

Heute mittag um ein Uhr soll ich hier abreisen. Ich komme dann gegen drei Uhr zur Eisenbahnstation. Um halb fünf Uhr werde ich in Tebing-Tinggi sein und werde von dort mit Wagen nach Tanah Bessi geholt. —

Karlchen steht neben mir am Schreibtisch und möchte Abc schreiben. Er ist ein lieber kleiner Kerl. Sein Bruder Julius fängt jetzt an zu plaudern, auch glaube ich, daß er recht musikalisch ist, er singt gern vor sich hin. — Ich bin aber so abwesend in Gedanken, daß ich wenig Muße finde mit den Kindern hier Fühlung zu finden, wie vorher, wo ich länger hier war.

Ich muß dem Haus und ganz Lima=Poeloeh bei jedem stillen Umschauen mit den Augen immer „Lebewohl“ sagen. F. hat mir einen Brief an seinen Sohn, der an der Paketsahrt-Gesellschaft in Weltevreden-Batavia ist, mitgegeben. Er soll mir behilflich sein, von Java nach Amerika zu kommen. Ich werde sehen, ob er eine glückliche Hand hat.

Jetzt habe ich zum Abschied mit Karlchen das Abc geschrieben.

Ich fuhr eben wieder mit Karl Sch. durch B.8 Abteilung, wo in den gelben, trocknen Ahrenfeldern des Reises die Paddy-Ernte ist. Es war drückend heiß in der Mittagstunde. Die Ahrenfelder waren von warmem Erddunst brütend warm umgeben, — dieses am letzten Januar 1915. Wir besprachen, daß Karl Sch. den kleinen Karl, sobald sein Bruder nach Hause reist, wenn wieder Frieden ist, mit einem Javanenboy herüberschicken soll nach Europa, da der Kleine jemanden bei sich haben muß, der mit ihm malaiisch spricht. Karl Sch. hofft bald selbst mal nach Europa kommen zu können. Wir sprachen, daß wir nach so schwerer zusammen verlebter Vaterlandsnotzeit und Kriegszeit Freunde fürs Leben bleiben werden. Ich sagte ihm, daß ich in einem Alter bin, wo ich schwer neue Freundschaften schließe. Aber ich hoffte, daß dieses eine Lebensfreundschaft bleiben werde. Schon der kleine Karl wird dazu beitragen, daß wir durch das Kind freundschaftlich verbunden bleiben. Dieses besprachen wir, während wir auf der Buggy den großen, breiten neuen Weg am Urwaldrand bei den unendlich großen, weiten gelben Reisfelderflächen hinfuhren, und in der Ferne am andern Waldzipfel stand ein bleiblaues schweres Wettergewölk, der Donner rollte, als ob man vom Kriegsschauplatz Geschützdonner hören könnte.

Eben als ich zu Hause aus dem hölzernen Kiosett-häuschen kam, sah ich eine Spinne beim Türschloß. Ich dachte, es bedeutet am Mittag „viel Arbeit und Plag“, wenn man einer Spinne begegnet. — Da dachte ich, ich möchte das Schicksal befragen, ob ich jetzt über Amerika oder über Suez heimkomme, oder ob ich in Gefangenschaft gerate. Ich ging in mein Schlafzimmer, schloß die Türe, setzte mich an den Tisch, nahm aus dem Geldbeutel ein Zweimarkstück, eine Jubiläumsmünze, die ich in einem Seitensack bei mir trug. Auf einer Seite ist ein Adler, der auf einer Schlange sitzt und sie umklammert. Auf der andern Seite ein Fürst zu Pferd, begrüßt vom Volk. Ich wählte letzteres Bild als Heimfunftsbild.

Ich betete herzlich, drehte dann das Geldstück auf der Tischplatte. Es zeigte mir Heimkunft und keine Gefangenschaft. Immer Heimkunft in diesem Frühjahr über Amerika oder über Suez und nirgendes Gefangenschaft. Ich betete wieder ein Dankgebet und bin recht ruhig und voll Vertrauen seit diesem Orakelspruch zur Mittagstunde des 31. Januar 1915. — Die Bahn kann ich nicht benützen, da Regen droht und die Wagen dachlos offen sind, denn es sind Arbeiterwagen bis Tebing-Tinggi. Es laufen noch keine Personenwagen, da die Bahn noch nicht eröffnet ist. Ich mußte von Sch. ein Automobil bestellen lassen, das mich vom Gambuweg aus fährt. Sch.s Auto ist immer noch nicht gemacht, es ist zu alt, um es herzurichten zu lassen, es lohnt sich nicht mehr.

Ich habe nachgesehen in diesem meinem Tagebuch, was ich am 15. und 16. Dezember, da Annie in Stockholm den Brief schrieb, den ich gestern erhielt, getan habe. Da war ich damals auf der Hochfläche in Brastagi im Senembah-Haus. Morgens war mir die weiße Kaze begegnet (früher habe ich Annie immer weiße Kaze genannt). Jedenfalls war jener Tag damals auffallend feierlich für mich gewesen, Annies Seele weilte dicht bei mir und zeigte sich aus Farben und Dingen meiner Umgebung in einer Bildersprache.

Ich bleibe noch, da es bald zu regnen beginnt und große Donnerwolken drohend heranziehen. Ich fahre erst morgen früh.

Wir saßen, Sch. und ich, im Abend bei einer Flasche „Kreuznacher Weißwein“ auf der unteren Veranda bis elf Uhr, der Mond schien klar, und in der Ferne aus dem Battakerkampong vom Urwald klangen die Gongschläge einer Gamelangmusik in unser Gespräch. Es war meine letzte Abendstunde auf Lima-Poeloeh.

Tanah-Bessi, 1. Februar 1915. Montag

Heute morgen gegen neun Uhr fuhr mich Sch. zum Gambuweg. Wie gut kenne ich jetzt den alten Gambuweg. Dort an der Ecke bei der Regierungsstraße wartete das Mietauto eines Chinesen aus



Tebing-Tinggi, das mich für zwanzig Gulden nach Tanah-Bessi fuhr.

In der letzten Stunde, heute morgen in Lima-Poeloeh, fiel mir auf, daß seit zwei Tagen ein eben ausgeschlüpfter großer schwarzgelber Schmetterling mich und das Haus auffallend umkreiste. Ich war ihm schon am Tage vorher zwischen Kontor und Wohnhaus auf dem Rasen begegnet bei den goldgelben Blüten des Hibiskus, dessen grüne Büsche dort den Landweg säumen. Jetzt, wo ich im Morgen unten auf der Veranda den schön blauen ewigen Sommerhimmel Sumatras betrachtete und im stillen von Lima-Poeloeh Abschied nahm, kreiste der große goldgelbe Schmetterling wieder um mich.

Hier auf Tanah-Bessi saß neulich überall in der Halle ein bräunlicher großer Schmetterling vor mir auf dem steinernen Fußboden. Ich muß daran denken, daß die Schmetterlinge immer heller werden, die mir in den letzten Wochen begegnen. Selten sehe ich noch einen von den düster schwarzen Schmetterlingen, die Todesahnungen ähnlich sehen, um mich, wie ich sie so viel im September und Oktober überall sah. Auf Lima-Poeloeh begegnete ich aber jetzt gar keinem solchen schwarzen düsteren Ding mehr. Früher war jeden Abend einer auf der Veranda oder im Schlafzimmer am weißen Bettvorhang gewesen.

Vielleicht werden die Zukunftsaussichten für das Wiedersehen mit Annie lichter, weil die Schmetterlinge um mich heller fliegen; sie stellen doch das Zukunftsleben dar in der natürlichen Bildersprache, mit der das stumme Schicksal lebhaft zu dem spricht, der um sich die Buchstaben und Worte der Schicksalschrift lesen und entziffern will.

In der Lima-Poeloeh-Pflanzung heute ging plötzlich, als wir hinfuhren, eine große Elefantenspur über den Weg. Wir stiegen vom Wagen, sie zu betrachten und ein wenig zu verfolgen. Links und rechts vom Weg standen auf einige hundert Meter lauter Heveabäume, dahinter lag Urbusch. Wir sahen die breite, runde Trampelspur des Elefanten in der gelockerten bloßen Erde von dem einen Urwaldrand

quer über die Straße zum andern Urwalbrand unter den Heveabäumen hinlaufen.

Sch. erkannte die Spur wieder. Es war ein alter Einzelgänger. Ein alter Elefant, der früher immer hier war. Seit zwei Jahren war er verschwunden. Er war jetzt den Elefantenpfad durch den Busch gekommen und war auf einem andern Elefantenpfad gegenüber dann weitergetrabt.

Wo war er nur in den zwei Jahren gewesen, der alte Bursche? Vielleicht gehörte er zu der Vierzig-Stück-Herde, auf die Sch.s Bruder vorgestern gejagt hatte. Er hat sie aber nicht zu Gesicht bekommen, erzählte er mir vorhin. Er hatte nur ihre Lagerplätze im Salangfeld zertrampelt gefunden. Am Abend hatte man sie noch trompeten hören. Sie waren auch seit zwei Jahren nicht mehr auf jener Pflanzung gewesen. Wo kamen sie alle nach zwei Jahren auf einmal her? Machten sie kleine Erinnerungsreisen in alte Gegenden?

Soll es bedeuten, daß ich auch in zwei Jahren wieder denselben Weg nach Lima-Poeloech kommen werde, weil sie zum Abschied von sich reden machten und jeder der Brüder Sch. das Wort „zwei Jahre“ betonte in meiner Abschiedsstunde?

Der Wind, der immer durch dieses sehr offene Hügelhaus weht, biegt draußen vor den Fenstern im Garten die großen Stpalmenzweige. Sie nicken und winken. Bejahren sie das, was ich hier vor mich hin denke und niederschreibe? Der Wind hebt sich in großen Wogen, rauscht fern in der Pflanzung, biegt einen Fensterflügel, der singt, und das Eisen eines andern Fensters antwortet melodisch tiefgründig und friedlich singend. Die beiden singenden Fensterlaute erinnern mich an das einsame Senembah-Haus auf der Hochfläche von Brastagi, da ein Fenster sang, wenn ich an Annie dachte, und als sie mir schrieb am 16. Dezember, da tutete das Fenster im Wind wie ein Postauto, so daß ich damals hinaus auf die Veranda trat und mehrmals nach einem Auto ausschaute hinaus auf die Salangfelder der Hochfläche, wo immer eine Windstimme umherwandelt und in der

Einsamkeit Musik macht. — Dieses singende und wahrsagende Fenster dort oben ist seltsamerweise bei allen Leuten, die je in Brastagi im Senembah-Haus waren, bekannt. Die Damen erwähnen es immer, wenn sie von jenem Hochflächtenhaus reden. Es hat aber auch eine seltsame, unergründlich wahrsagende Stimme, voll Heimlichkeit und Weltferne, so wie die Telegraphenstangen sie sausend haben, wenn man das Ohr an sie legt.

Ich bin heute so hellseherisch und herzzitternd gestimmt. Es wird wohl viel Blut wieder auf den Schlachtfeldern in Europa vergossen, und Annie wird sich sehnen, wie ich mich sehne — deshalb diese Zartheit den ganzen Tag in mir.

Der letzte, der mir zum Abschied in Lima-Poeloeh nachwinkte, war Karlchen. In seinem kleinen weißen Hemdlein stand er mit nackten Armen und Beinen im überdachten Gang zwischen Wohnhaus und Küche und winkte so schlank und niedlich. Ich ging mit Sch. über den Rasenplatz zum Kontor, und als ich mich umsah, war Karlchen der einzige, der da winkte. Ich habe ihn lieb, und ich will dem kleinen, feinen Jungen später, wenn er nach Europa zu mir kommt, ein Vater sein, wie ich mich schon längst sehne einer zu sein. Seine Mutter hat ihm schon erzählt, daß er zu mir nach Europa kommt, und Julius soll auch später nachkommen. Ich bin so froh, daß auch Annie ihn bereits aus der Ferne liebt und sich auf ihn freut.

Tanah-Bessi, 2. Februar 1915. Dienstag.

Gestern abend, als wir den Mondaufgang auf dem Hausdach plaudernd erwarteten — ich nenne die Plattform am Hausgiebel immer die Loge des Urania-theaters, da man dort Sternenschauspiele, Wolkenspiele, Gewitterdramen und Mondaufgang wie in einem Welttheater bewundern kann, wenn die Tagesarbeit vorbei ist und die Sehnsucht nach himmlischer Ruhe die Hausbewohner überkommt, — gestern abend telephonierte Frau Doktor Sch. nach mir und fragte an, wie es geht. Sie beschäftigt sich täglich mit mir,

sagte sie, sie las mein Buch „Gedankengut“ und fand es sehr schön, besonders die Möncheninseln in der schwedischen Reise. — Sie erzählte auch, drei deutsche Damen wären aus Singapore mit den Kindern ausgewiesen und nach Sumatra geflüchtet, indessen ihre Männer, weil Deutsche, dort von den Engländern gefangen gehalten würden. Sie wohnen augenblicklich bei F. in Tandjong Morawa. Sie ziehen alle am 3. Februar hinauf nach Brastagi auf die Hochfläche. Sie erzählten, daß sie in Singapore auf Schritt und Tritt von Polizei begleitet wurden. Man erlaubte ihnen aber, von ihren Männern Abschied zu nehmen. Und es galt als eine Vergünstigung, daß sie überhaupt abreisen durften.

## 2. Februar 1915

Die kleinen Hunde im Hause, denen neulich die Schwänze abgehakt wurden, heulen jetzt nicht mehr und spielen wieder harmlos zusammen. Als ich gestern hier ankam, lagen in der Galerie vor der Küche alle Hunde und alle Katzen wie eine große Tierversammlung im Sonnenschein, und jedes Tier schlief in einer anderen Stellung.

## 3. Februar 1915

Es ist ein wundervoller, blauer, wolkenloser Morgen draußen. Ich fühlte das schöne Wetter schon um sechs Uhr durch die geschlossenen Fensterladen meines Schlafzimmers. Es ist mein letzter Tag auf Tanah-Bessi. — Vielleicht will mir der Himmel deshalb nochmals vom Hügelhaus aus die weite Heveapflanzung in friedlichem blauem Licht zeigen. Der angebrochene wolkenweiße Vollmond hängt wie eine freisrunde dünne, lichte Wolke in der hohen, weiten Bläue. — So wie diesen Morgen mit seinen himmelblauen Sonnenstunden wünsche ich mir einmal meine Todesstunde und Abschiedsstunde vom Leben innen und außen.

Vielleicht hat Annie heute in Stockholm meinen Brief bekommen, den ich an Weihnachten absandte, und wo ich ihr von meinem Wohlfsein auf der blauen

Hochfläche von Brafastagi seitenlang erzählt habe. — Vielleicht ist diese Bläue aus ihrem Herzensfrieden, den sie heute fühlt, übergeflossen über den Himmel und über die Meere bis zu mir nach Sumatra.

Ach, so einen reinblauen, schönen Morgen habe ich nur in den schönsten Tagen in Würzburg und in meinem Häuschen im Guckelsteggraben mit Annie zusammen erlebt. Hier auf Sumatra war in den fünf Monaten kein Morgen so herrlich rein wie dieser heute.

Als ich die Fensterladen nach dem Ankleiden öffnete, flogen lautlos zwei feine Schwalben in der Höhe hin und her und kamen manchmal ganz nah, so daß ich den weichen, kleinen blinkenden Leib zwischen den dunkeln spitzen Flügelfedern leuchten sehen konnte am blauen Himmel. Und die Sperlinge hüpfen auf dem Attapdach und haben ein lachendes Zwitschern erfunden, mit dem sie mit mir plaudern, wenn ich ihnen ihr Einmaleins vorpfeife. Sie paarten sich auf dem Dach, oder taten wenigstens so, die lieben kleinen Kerlchen, die mir so viel Erinnerung an meine Fensterbank in Würzburg geben.

Ach, daß man nicht statt Französisch, Englisch, Latein und Griechisch die Sprachen der Tiere, Pflanzen und Dinge lehren kann. Dann wäre man im Weltall göttlich zu Hause!

Gestern abend um fünf Uhr fuhren Sch. und ich im Auto nach dem Hafen von Wanda-Klippa.

Unterwegs stieg ein Administrator, Herr F., ein Schwede aus Gothenburg, zu uns. Er ist schon fünf Jahre hier im Land. Er sollte früher Pfarrer werden, brannte zu Hause durch, wurde drei Jahre Matrose auf einem Handels-Segelschiff, war in Amerika und England und ging dann nach Sumatra. Ich redete ihn schwedisch an. Er sagte verblüfft, es wäre ihm in den fünf Jahren hier noch nie vorgekommen, daß er von einem Ausländer in seiner Muttersprache angedredet worden sei. — In Wanda-Klippa war es noch hell. Es ist das ein kleines Malaiendorf mit winzigen einstöckigen Holzhäusern, die bald weiß, bald blau oder grün gemalt sind. Eine große eiserne Fisch-



markthalle mit Betonfußboden steht an dem kleinen dickflüssigen, gelben Tropenfluß Mentariß. Dieser Fluß geht zehn Minuten weiter ins Meer. Er soll ausgesandet werden. Man will hier eine alte Hafenlandungsstelle, die eingegangen war, wieder aufnehmen. Von hier soll der Gummi der Pflanzungen rund um Teling-Tinggi verschickt werden. Dicke Kokospalmen und Rotangpalmensträucher füllen die seichten, halb unter stoßendem Wasser stehenden Ufer an. Nirgend ein Hügel oder Berg. Nur fruchtbares Palmendickicht. Es ist eine große Uppigkeit hier; wie eine Speckschwarte liegt das fruchtreiche Palmendickicht dem fetten Fluß entlang mit kleinen, schlumpigen braunen Malaienhütten; von braunem Rauch umzogene Hüttengiebel lagern unter den grünen radförmigen Kokosbäumen. Die Leute haben zur Nahrung schwere Fische vor sich im braunen Wasser, große wohlschmeckende Haie holen sie in schlanken hinfliegenden Segelbooten aus dem nahen Meer, und die Früchte der Palmen fallen ihnen vor die Füße. Sie leben, ohne viel arbeiten zu müssen, unter dem reichen Himmel hier beinahe sorgenlos. — Buntgekleidete Javanen, Malaien und Inder sammelten sich ums Auto, als wir kamen und gingen. Feuerwerk wurde neben einer Palmenhütte gegen die bösen Abendgeister abgeknallt. Frauen mit dicken gelben Goldreifen ums dünne Handgelenk hockten arbeitend oder sich waschend zwischen nackten, spielenden Kindern mitten auf der nach Fischen stinkenden Hauptgasse, die zur Anfahrtshalle der Dampfer führte. Es brannten kleine Kerzen an einem Chinesenaltar, der hoch an die Vorderseite eines Hauses angehängt war. Ich sah gern in das Getriebe der braunen und gelben buntgekleideten Leute. Einmal tauchte eine indigoblaue Seidenjacke und das rosablumige Weinkleid eines Mannes im Gewühl der von Palmenkronen umstandenen Hütten auf. Einmal gingen Frauen, eine mit karmoisinrotem Schal, eine mit kirschgelbem Schal, eine mit backsteinrotem Schal, in der Ferne vorbei. Der blaue Abendnebel sank über Palmen, Hüttdächer, Rauch und Gestalten in die Straße und über die Landschaft. Dann fuhren wir

auf dem langen, hohen Dammweg viele Kilometer wieder zwischen üppigem Sumpfpalmenland zurück an noch vielen glücklichen und seligfaulen Hütten und Malaienleuten vorbei.

F. zeigte uns sein Haus und erzählte und zeigte uns Bilder von Weihnachten, Photographien seiner Braut. Er heiratet spätestens am 16. März, sagt er. Er möchte am liebsten schon jetzt gleich heiraten, aber die Damen müssen noch nähen. Er heiratet eine Dänin K., die Tochter eines Administrators. Er gab ein großes Weihnachtsfest. Rieß „Lutfisk“, das schwedische Nationalessen, vom Chinesenkoch machen, nachdem er einen Monat versucht hatte, mit Pottasche und so weiter den Fisch zuzubereiten. Es gelang ihm endlich. Zehn Skandinavier waren bei ihm zum Julfest zusammengekommen, darunter auch seine Braut mit den Eltern. Das Haus war mit zwei Reihen chinesischer Papierlaternen behangen. Ein großer Weihnachtsbaum stand in der Halle. Der war gemacht, indem man einen großen Liberiakaffeebaum entblättert und Nadelbüsche des indischen Tjimarabaumes daran gebunden hatte. Mit Watte geschmückt und mit vielen Kerzen war es ein prächtiger Weihnachtsbaum geworden. Man trank sechs Flaschen Punsch, aß Fisch, Gans und Grütze; vorher war man zur Küche gegangen, hatte gekochten Schinken aus einem Kessel gegessen und Brot in die Fettbrühe des Kessels getaucht, — als alte schwedische Weihnachtsitte. Man hatte schwedische Lieder singend rund um den Weihnachtsbaum getanzt. F. hatte ein Klavier aus Medan kommen lassen, und man sang am Klavier zwei skandinavischen Krankenschwestern, die auf einer Leprosinsel draußen vor Medan bei Belavan Kranke pflegten, im Telephon zu, und diese sangen zurück ins Telephon. Also brachte man auch etwas schwedische Musik und Weihnachtsluft auf die Leprosinsel, wo sich eine Schwedin und eine Norwegerin auf opfern.

Mir ging das Herz ordentlich auf, als ich den Schweden laut und natürlich erzählen und ohne falsche Scham plaudern hörte. Ich mußte so sehr an Annie denken. Und ich erzählte ihm von der Westküste, von

der Insel Roster, und von meinen schönen Schwedenreisen, von Arild, Wisby, von Quille, Stockholm und Strömstad, und war dabei ganz bei Annie. Auf Stunden vergaß ich, daß ich in Sumatra saß. Es kam mir kaum mehr zum Bewußtsein, und ich ging schlafen, immer an Annie und Schweden denkend, als ob ich dort wäre. Erst heute morgen war ich wieder hier. Und der große blaue Himmel draußen, der bis nach Schweden zu Annie reicht, tat mir so wohl und gut, daß ich mich immer noch glücklich fühle.

Tanah-Bessi, 5. Februar. Freitag. Morgens  
sieben Uhr

In der Zeitung steht gestern von der Schiffsagentur Nie & Co. eine Annonce, daß am 25. Februar ein Schiff direkt nach Amerika von Batavia abgeht. Um zu diesem Schiff zu kommen, muß man am 16. Februar in Medan-Belawan mit dem Schiff „London“ abreisen. Wie gern möchte ich da mitreisen. — Ich will alles versuchen, daß es geht. Wir wollen eben jetzt, wenn das Kontor von Nie & Co. geöffnet wird, alles Nähere telephonisch erkunden.

Ich habe gestern morgen Frau Doktor Sch. telephonisch abgesagt, daß ich nicht zu dem Zirkusfest des Medan-Reitclubs kommen kann. Ich bin in den letzten zwei Tagen besonders traurig gewesen über die englische Blockade der deutschen Küste zwischen Trelleborg und Saßnig. Ich bekomme nun keinen Brief mehr von Annie. Und auch die Schließung des Suezkanals hat mich traurig gemacht. Ich bin nun von dem Menschen, dem ich mein Herz gegeben, von meiner Annie, unendlich lange getrennt und habe so wenig Aussicht, sie bald zu sehen! Ach, wie mich das anzugreifen beginnt auf die Dauer, diese furchtbar lange Trennung. Ich habe keine Lust, unter Menschen in einen Zirkus zu einem Fest zu gehen.

Wir haben an Nie & Co. in Medan telephoniert. Welche Enttäuschung! Das Schiff, das direkt nach Amerika geht, geht über Suez und Genua nach Newyork. Es ist schrecklich traurig. Ich glaubte, es führe über Manila und Panama nach Newyork. Ach, es

ist zu traurig! — Ich bin schon ganz gelähmt von der Hoffnungslosigkeit.

Tanah-Bessi, 6. Februar 1915. Sonnabend  
morgen

Es scheint mir seit einigen Tagen, daß sich etwas Schweres zusammenzieht. Die Sonne ging in den letzten beiden Tagen und heute auch so trüb auf in grauem, schmutzigem Gewölk. Der ganze Osthimmel ist mit solch speckigem, trägern Nebelgewölk bis acht Uhr angefüllt. Es ist, als wolle die Sonne kaum emporkommen. Jetzt ist es auch noch ganz trüb draußen. Es liegt ein Mißmut des Lichtes in der Luft. Es bereitet sich etwas Unangenehmes vor, glaube ich.

Ich werde nicht erstaunt sein, wenn Holland sich mit in den Krieg hineinmischt. Es ist dies jede Stunde zu erwarten. — Jetzt regnet es.

Tanah-Bessi, Montag, 8. Februar 1915

Abends hatte Herr Sch. gestern alle zu sich zur Ananas-Bowle und kaltem Aufschnitt in den Garten geladen. Auch Karl Sch. mit F. kamen gegen neun Uhr im Auto. Sie fuhren um ein Uhr nachts wieder fort. Wir saßen unterm Sternhimmel. Der „große Bär“ oder „Wagen“ steht hier im Süden auf dem Kopf. Die Räder nach oben.

Nach Mitternacht entdeckten wir auch hinter dem Haus über den Pflanzungsbäumen das einfache „südliche Kreuz“, schräg liegend, auf den Baumreihen. Es stieg nach einer Stunde hoch und lag schön am südlichen Himmel, als die Herren im Auto fortfuhren. — Der südliche Sternhimmel, fremd und mit dem umgestürzten Wagen, stimmte mich voll Heimweh, da er mir immer sagte, wie fremd auch der Himmel und die Nacht dem Europäer hier sind. — Dieses war mein Abschiedsabend auf Tanah-Bessi.

Tanah-Bessi, Dienstag, 9. Februar 1915

Ich bin immer noch hier. F. sagte mir gestern im Telephon, daß er erst morgen früh wieder nach Hause

kommt; also reise ich erst morgen nachmittag nach Tandjong Morawa.

Sch. aus Lima Poeloe telephonierte gestern, daß ein Brief von mir aus Schweden zurückgekommen sei. Ich trauerte schon, daß Annie ihn nicht erhalten hatte. Und heute morgen höre ich, daß jener Brief ein Brief von Annie sei, der an mich dort angekommen ist. Ich erhalte ihn heute nachgesandt. Und freue mich natürlich jetzt sehr darauf.

Wie lange in der Nacht doch die Eingebornen in vereinzeltten Waldhütten bei der Landstraße noch ihre Kokosöllämpchen brennen! Noch gegen Mitternacht sieht man Licht hinter den breiten Rigen der Mattenwände durchschimmern. Es sieht traulich aus. Manchmal sitzen auch ein paar draußen bei einem Lämpchen, einer betet vor. Andere beten nach. Auch ist da am Weg eine Ladenbude. Die hatte Tische außen und hatte Lämpchen innen und außen und rotes Tuch und weißgestrichenes Holz leuchten; da ist jeder Abend festlich, und indische Karrenführer halten dort Plauderstunden, indessen ihre Karren, je mit zwei Laternen, in langer Lichterreihe am dunkeln Wegrand stehen. — Dieser eine Laden gefällt mir immer besonders in seiner ärmlichen Festlichkeit und großen Feierlichkeit, die er verbreitet. — Ich muß mich jedesmal im Wagen nach ihm umwenden, und immer bedaure ich, kein Jnder zu sein, der dort die Lebensstunden friedlich vorüberziehen läßt. Alles ist lautlos dort. Man hört die Menschen kaum wispern. Nur beleuchtete Schatten kauern beieinander. Und die Lichtflämmchen in den Önläpfen bringen mir immer Weihnachtsstimmung in den Palmenwald und in die Sumatrawildnis und in die Nachtfinsternis. Auch ein Baum, ein kleiner, nicht größer als ein Kind, stand im Sumpfpflanzengewühl der Nacht, das von Leuchtläfern durchzogen wird. Dieser kleine Baum war strahlend mit Hunderten von Leuchtfiegen behangen und sah wirklich festlich und zauberheimlich aus, als wir gestern dort gegen Mitternacht vorbeifuhren.

Ich war heute morgen mit Sch. in der Pflanzung. Ich sah im Busch einen wunderbaren Schwamm. Der



war wie eine ausgebreitete Lilienblume. War scharlachrot mit feinen gelben Rändern. Ich hielt den Schwamm erst für eine Blume, bis ich näher hinsah.

Neulich brachte Sch. das Thermometer aus der Sonne. Es war auf über fünfzig Grad Celsius gestiegen, höher als die letzte Zahl, die auf der Skala verzeichnet stand. Mehr als vierzig Grad Réaumur! Und doch finde ich es nicht mehr zu heiß. Ich habe mich an die tägliche Sonne und Hitze ganz gewöhnt. — Es geht jetzt auch noch täglich eine angenehme Windluft vom Meer her. Dieser Luftzug macht das Atmen in der Sonne leicht.

Tandjong-Morawa, Freitag, den  
12. Februar 1915

Seit vorgestern abend bin ich hier. Ich reiste um drei Uhr vierzehn in Tebing-Tinggi nach Loeboe-Pakam ab. Dort, als ich mit Gepäck aus dem Bahnhof trat, fuhr T. mit seinem Auto heran und holte mich ab. Es war fünf Uhr abends. Später gegen sieben, als ich vor T.s Haus gegen den großen Rasen hin saß, kamen T. und Sch. zu Pferde vom Ritt zurück. Ich las Zeitungen, und Doktor Sch. rezitierte vom Pferd aus mein Gedicht: „Verdammt bin ich hier, zu folgen dem Krieg nur auf Zeitungspapier!“

Tandjong-Morawa, 15. Februar 1915. Montag

Die Zeit flieht so schnell, wenn man sich zur Reise bereit macht und im Geist schon abwesend ist. Ich habe heute morgen gepackt. Morgen nachmittag vier Uhr soll mein Boot nach Java gehen. Es heißt: „Buyskes“. Es ist sonderbar, wie oberflächlich das Packen und die Gedanken an das Reisen machen. Es ist schade, man verliert sich aus der Gewalt. Man ist Eile. Und Eile soll man nie sein. Eile ist eine ewige Null. Man hat mit Eile kein „Leben“ und kein „Ich“ mehr.

Heute nachmittag, wie ich von Sch.s Kam vom Tisch, da saßen Affen im Flußbett unten in der Schlucht; ganz wie badende Menschen saßen sie ruhig im Wasser und wateten darin herum.

Die Gorillaäffin, die Mona, war gestern aus ihrem Käfig. Sie darf öfters herausgehen und in den Palmen oben spazieren. Sie ist sehr manierlich. Wir plaudern immer zusammen ein Weilchen, wenn ich am Käfig vorbeigehe. Dann necken wir uns manierlich und freundschaftlich.

Toto darf immer im Auto mit nach dem Tobameer und bei allen Autofahrten. Aber die Dackel und Tifus müssen alle zu Hause bleiben.

Die Dackel begrüßten mich eben im Dunkeln und freuten sich, daß wenigstens ein Besuchsherr im leeren Haus geblieben ist.

Abends kommen bei Sch.8 jetzt immer Feuerameisen zu Besuch. Es sind das ganz große Ameisen. Sie sind gegen kleine Ameisen so groß wie ein Pferd gegen den Menschen. Immer läuft mir jeden Abend eine am Rock herab.

Jeden Morgen werde ich von einem Affengrützen geweckt. Der Hauptaffe der Flußaffengesellschaft sitzt nah bei meinem Pavillon auf irgendeinem Baum. Mir klingt es, als säße er auf dem Hausdach. Das ist seltsam, wenn er beginnt und ein Affe nach dem andern durch die weite Landschaft laut echoend erwacht. Ich hatte das nie vorher gehört.

Auch ein Gecko lebt in der Nähe des Pavillons, und eben ruft er hustend, ähnlich wie der stumme Hund in Tanah-Bessi.

Grillen singen, während ich schreibe, draußen im Garten, aber nicht so laut wie zur Regenzeit, nicht so massenhaft jetzt.

Eine Riesenspinne begegnete mir heute morgen im Zimmer. Sie verschwand irgendwo, und eben heute abend erschien sie wieder, ich ließ sie zur Türe hinauslaufen.

Meine Zimmer sind leer. Nur der Battakerzauberstab steht noch dunkel in der hellen Ecke, vom elektrischen Licht noch dunkler an der klarweißen Wand beleuchtet. Alle Koffer sind fort. Nur ich allein bin da und bin erleichtert und ruhiger, seit die Koffer fortgeschafft sind. — Meine letzte Nacht auf Sumatra. Nun bin ich wieder wie auf der Weiterreise. Ich

reise weiter fort von Europa. Das schmerzt schon in Gedanken heute. Morgen bin ich auf dem Meer, im engen Kabinett, im rauschenden Wasser, bei stampfenden Maschinen und beim Elfarbengeruch der Schiffswände.

In Java wird es nicht viel anders als hier auch sein. Kein Weiterkommen! Kein, kein, kein Nachhausekommen zu Annie. Eine Schneeansichtspostkarte kam heute von Ellen, von Annies Schwester. Sie ist vom 9. Januar aus Stockholm. Von Annie nichts!

Nun gute Nacht, gute liebe Annie, du im verschneiten Schweden, indessen ich im brühwarmen Dunkel der Nacht hier in Sumatra schweize, mehr als im Augustmittag zu Hause in Europa, hier beim Schreiben. Die Schweißperlen stehen auf meinem nackten Arm. Ich sitze in Unterkleidern und dampfe mitten in der Nacht wie in einem Dampfbad.

Neulich, als ich zum Abendessen bei Sch. war und neben Frau Doktor Sch. saß am Eßtisch, wo auch ihr Vetter van B. aus Algier da war, da kam eine Ratte in den Eßsaal von der Terrasse herein und lief an der Wand und oben an einem Gesims entlang. Man erzählte, daß an der Decke ein Rattenloch war. Man hat einmal nach einer Ratte oben geschossen, und da sind — zwei Ratten tot heruntergefallen. Viele Menschen, besonders Frauen, sind wie Ratten. Man glaubt, es ist ein Mensch im Zimmer, aber wenn man nach ihnen im Dunkeln schießen würde, würden vielleicht öfters zwei Tote daliegen, sobald man Licht machen würde.

Nun ist der 16. Februar. Es ist ein wenig mit Wolkendunst belegter Morgen, sieben Uhr. Ich mache mich abreisefertig. Ob ich je wieder die Thür der Klambukammer hier melodisch quietschen hören werde? Vielleicht weiß es die Thür besser als ich, da sie trotz allem Gequietsch doch am Tage mehr schweigt als die Menschen.

Leb wohl, guter Pavillon. Leb wohl, alle Dackelhunde. Leb wohl, alter Pumpelnußbaum, dessen schönste kindskopfgroße Früchte ins Gras fallen und nicht auf gelesen werden. Du bist wie mancher Denker, der

seine schönsten Gedanken allein für sich denkt. Lebt wohl, ihr vielen Morgensingvögel draußen in den Baumkronen. Der Rasen ist versengt braun. Die Straßen sind voll Staub. Es ist Hochsommerzeit im Februar hier. Lebt alle wohl bis zum grauen Staub da draußen in Sumatra.

Euer Max Dauthendey

Batavia, Hotel der Nederlanden

20. Februar 1915.

Morgens sechs Uhr kam ich heute, Sonnabend, in Java an im Hafen von Priok. Nach der Zollabfertigung Abfahrt nach Weltevreden um acht Uhr fünfzig morgens. Ankunft nach neun Uhr im Hotel der Nederlanden.

Die Reise von Belawan-Medan nach Priok Batavia dauerte von Dienstag nachmittag fünf Uhr bis Sonnabend morgen. Also etwas über drei Tage.

Ich schrieb unterwegs einen neun Briefbogen langen Brief an Annie. Laß die Briefe von Frau Kat an Goethe. Ich hatte sie in Medan gekauft. Auch laß ich Goethes Jugendgedichte aus Leipzig. Die Briefe der Mutter gefielen mir aber besser als die Jugendreime des Sohnes. Sie ist wie Annies Mutter, die alte Kat Goethe, die sich Frau Aja nannte.

Nun bin ich heute zum drittenmal während eines Jahres in Java, in Batavia, angekommen.

Es ist jetzt noch bis Mai die Regenzeit hier. Es regnet aber nur gegen Abend. Der Himmel auf der dreitägigen Meerreise war sonnig und bedeckt. Er war viel wolkiger als auf Sumatra. Dort bei Medan war schon richtige Trockenzeit gewesen. Es war sehr staubig, und überall silberig bestaubtes Laub und weiße bestaubte Landstraßen.

Ich las heute in den Zeitungen, daß seit Montag, 15. Februar, in Singapore ein Aufstand der Chinesen und der indischen Truppen ausgebrochen sei. Die Holländer und Engländer mit Kindern flüchteten auf die Schiffe. Zwanzig Europäer, auch Damen, wurden totgeschossen.

Ich muß mich erst wieder daran gewöhnen, daß ich in einem ganz anderen Lande, in Java, bin, und nicht mehr in Sumatra. Es ist alles hier zarter, mimosenhafter und katzengeschmeidiger. In Sumatra ist die Pflanzen-, Menschen- und Tierwelt derber, natürlich düsterer und urgründiger. Hier ist mehr geistiges Fluidum in allen Dingen, und die Formen der Dinge wirken mehr elektrifiziert als schwer irdisch. Als ich gestern morgen vom Bahnhof in Priok hinaus nach Weltevreden (Wohlfrieden) fuhr, da blühten unter schwülen Wolken am Morgenhimmel hohe laubige Mimosenbäume zu beiden Seiten der Landstraße und zeigten feine goldgelbe Blütenbündel. Sie leuchteten grell aus dem Grün in die Luft. Auch blühten an den Hauswänden in den Haufen der Windenblätter feine zartblaue Windenkelfe in Massen. Nirgends war Staub. Die Luft sah wassergetränkt, schwer gesättigt aus. Große, grüne, feuchte Moosflecken wucherten an allen Häuserwänden. Die Straßenerde war noch feucht vom Nachtregen. Das Laub dunkelgrün, ohne Stäubchen, sah gewaschen und strobend aus. Die Luft atmete sich schwer, dunstig warm, wie ein lauer Luftbrei, den man verschlucken muß. Die Pflanzenwelt machte, vom Regen gesättigt, einen geschwollenen Eindruck. Hinter dem Haupthaus, im Hotel der Nederlanden, wo ich wohne, ist eine Art Pavillonstraße. Zwei Reihen langgestreckter Pavillonhäuser stehen wie in der Straße einer kleinen Stadt mit offenen Veranden und langen Altanen und langen, braunen, gemütlichen Ziegeldächern einstöckig einander gegenüber. Nur lange Reihen Türen münden aus den hellen weißgetünchten Zimmerräumen auf die langen Vorhallen. Bei jeder Tür ein Tisch mit Liegestühlen. Da sitzen heute am Sonntag junge Angestellte, Kaufleute der Stadt, lesen oder schreiben, neben sich ein Glas Whisky-Soda, und lassen den Sonntag vergehen. Auch Familien, spielende Kinder von Europäern mit prächtigen neuen Spielsachen, schöne weißgekleidete Damen sitzen vor ihren Hotelzimmer-



rüren auf den Veranden. Zwei Reihen niederer Palmensträucher stehen in der langen Verandenstraße, und große Waldholzbäume, riesenhafte, heben ihre Laubkronen zum regendrohenden Himmel. Um manche Bäume sind auf Holzgestellen reichlich Raketen aufgestellt, die jetzt alle in strotzender Blüte rote Blumenkolben zeigen. Ein Klavier übt Molltöne in der Ferne. Eine schöne rothaarige Holländerin sitzt mit ihrer Mutter an einem Tisch am Ende meines Verandahauses, wo ich im ersten Stock ein großes Zimmer habe. Es kostet sieben Gulden mit Essen täglich.

Die schöne Rothaarige muß nachmittags und morgens, wenn sie zum Baden geht, an meiner Tür vorüberwandeln. Ich sitze dann auf der Veranda bei meinem Tisch. Die Ähnlichkeit ihres Kopfes voll schön goldroter Haare und ihre wunderbare Pfirsichhaut erinnern mich an Annie, als sie jung war in Schweden und wir uns eben kennen lernten. Die schöne Holländerin trägt zum Badegang einen wunderbar rosasanften Schleierkimono, auf den rund mit unklar grauer Seide zerstreut Ranken und große Blumen gestickt sind. Aber im Rücken unter dem Hals und Nackenhaar sitzt ein dunkel gestickter Fleck, ein kleines japanisches Wappenzeichen. Dem muß ich immer nachsehen. Es zieht mich beinahe mit sich, wenn sie an mir vorübergegangen ist, und da sie mich nie ansieht und immer im Gehen still und anständig übers Verandageländer schaut, in sich selbst vertieft und ihr Bad am Körper schamhaft fühlend, so könnte es sich ereignen, daß ich, von ihrem Da- und doch Nichtdasein einmal ganz in süße Gedanken gehüllt, durch ein Fluidum vom Stuhl aufgehoben werde und ihr nachwandle, immer glaubend, ich ginge hinter Annie in Schweden einher.

So war es gestern nachmittag und heute morgen. Aber im Zimmer auf meinem Tisch, an meinen kleinen aufrechten Handspiegel gelehnt, steht Annies kleines Bild, das sie mir aus Malmö schickte. Es ist nicht die Annie der Jugend. Nicht die maitätschensilberig-häutige und goldhaarige Schwedentochter. Es ist das kostbare und echte Herzensbild meiner Annie,

wie ich sie mir mit Liebe und wie sie sich mir mit Hingebung geformt hat, nach dem Drang und nach dem Gebot der ewigen Liebe unserer beiden Herzen. Es ist das stille, ernst und würdig und arm an äußerlichen Hoffnungen, aber glücklich an Innerlichkeit gewordene treue Gesicht einer mit Unergründlichkeit liebenden reifen Frau. Ein Gesicht, geheiligt durch die Sorge um die Liebe. Dieses kleine Stückchen Platinpapier auf braunem Karton, das da in stahlfarbenem Grau das ernste Frauenbild meiner Annie im kleinen Sommerstrohhut und im weiten schwarzen Reifeseidenmantel zeigt, liebe ich sehr. Sie hat das Bild unterwegs auf ihrer Reise Berlin—Malmö—Stockholm im Frühjahr 1914, als ich schon von Bremen nach Java abgereist war, mir nach Genua nachgeschickt. Ich trage es immer in meiner Handtasche bei mir. Je länger ich es ansehe, desto schöner wird es. Je länger ich es liebe, desto inniger liebt es mich zurück. Und dieses kleine Stückchen Papier zieht mich doch stärker an als alle rotblonden sanften Holländerinnen. Es kann stärker zaubern als der Seidenfleck unterm Nacken am Kimono meiner jungen Zimmernachbarin. Annies kleines Bild bleibt immer Sieger in allem Ringen vorüberziehender Gefühle.

Ein kleines grauweißes Käzchen lief mir gestern nach, als ich vom Korridor in mein Zimmer kam. Es ist ein munteres Tier. Es sprang gleich auf den Tisch, wie eine kleine Hexe. Dann stieß es den kleinen Handspiegel mit Annies Bild um. Es schlug mit dem Pfötchen nach seinem Spiegelbild und wollte sich dann an die Kaze im Spiegel anlehnen. Dabei rumpelte das Käzchen alles um. Es schlief dann auf meiner schwedischen grauen Reisendecke am Fuß meines Bettes, als ich Siesta hielt. Es saß neben mir und bekam Milch in der Untertasse von mir, als ich um fünf Uhr im Verandastuhl meinen Tee nahm. Dann sprang es fort zu der schönen Holländerin. Ich sah es nicht wieder. Aber es war wirklich wie eine kleine Hexe, die gekommen war, um mich zur Untreue zu werben.

Gestern abend, als ich im Eßsaal saß, kam ein

Würzburger an meinen Tisch, ein Doktor der Chemie, der hier in Java reist. Ich kannte ihn von der Ausreise. Er war mit auf der „Goeben“ von Genua ab. Er glaubte, ich wäre längst nach Europa zurückgekehrt. Er sagte, es wäre keine Möglichkeit, nach Manila zu kommen. Er erzählte, daß einer mit falschem Paß in Suez vom Schiff geholt und als Spion behandelt wurde und erschossen werden sollte. Er wurde aber zu Gefängnis begnadigt. „Ich will gar nicht mit falschen Papieren reisen,“ sagte ich zu ihm. „Ich will nach Manila und dann nach Amerika.“ — „Es geht nicht,“ sagte er, „machen Sie sich keine Hoffnung!“ Ich glaube aber doch noch daran. „Und was wollen Sie in Manila?“ sagte er. „Die Deutschen dort sind auch nicht fortgekommen. Sie sind noch alle auf Manila und können nicht weiter.“ Ich will es aber doch versuchen. —

Welch ein Regensonntag-Nachmittag. Ich habe ein wenig ausgeruht. Und da ich mich in der zugigen Kabine des „Bunskers“ erkältet und Schnupfen habe, schlief ich schwer und fest. Vor meiner Abreise von Sumatra hatte ich in der letzten Nacht einen auffallenden Traum. Ich sah in einen Wald. Durch den führte ein immer enger und enger werdender Weg an vielen, vielen dünnen Baumstämmen vorüber. Vor mir her sprang ein schwarzes gewandtes Tier, bald wie ein pechschwarzer Hund, bald wie eine pechschwarze Kage, bald wie ein schwarzer Affe. Das Tier leuchtete vor Schwärze wie ein Stiefel im Schnee. Es sprang eilfertig in Zickzacklinien vor mir her. Ich wußte, das Tier war der leibhaftige Teufel. In seinem Springen lag Freude. Mir war, als geriete ich in einen immer enger und enger werdenden Irrweg, und ich fand kein Ende. Aber das schwarze flinke Tier, vor dem mir graute, wußte das Ende, das sah ich seinen gewandten, sicheren Sprüngen an.

Oft glaube ich bestimmt, liebe Annie, ich finde nicht mehr heim zu dir aus dieser Kriegswirrnis. Oft wird mir so weh. Meine Zimmernummer ist 50 hier im Hotel. Ich habe zeitlebens die Fünf als eine Todeszahl angesehen. Ich fand diese Zahl immer von pech-

schwarzem Aussehen. Ach, wenn ich wenigstens Annie noch einmal küssen dürfte! Ach, wenn ich doch nicht allein, sondern in Annies Armen sterben könnte!

Draußen spielt eine so wundervolle traurige Weise auf einer Violine oder Mandoline. Es sind zwei Instrumente, Mandoline und Violine zusammen. Es kommt unter einem der langen Ziegeldächer her, drüben aus den Pavillons. Es muß ein Italiener sein, der so schmachtend spielt.

Dazu der graue, kühle Wolkenhimmel, dessen erquickende Wolkenkühle in meine offene Tür hereinhaucht. Schwalben, viele kleine deutsche Schwalben fliegen über den Baumwipfeln. Und das italienische Lied flieht, begleitet von einer halblauten Männerstimme. Es klingt zu mir herauf, als sänge eine Stimme aus der Erde. Und dazu der deutsche Regen. Die deutsche, graue, vornehm gedämpfte Stunde des Sonntagnachmittags! Die junge Holländerin schreibt an ihrem Verandatisch. Die Ältere ging eben allein vorüber. Ich fand, als ich die Junge bei Tisch im Eßsaal sah, daß sie gar nicht so rotblondes Haar hatte, wie gestern nach dem Bade. Sie sah gestern viel goldroter aus. Hinter einer verschlossenen Tür meines Hotelzimmers pfeift jetzt ein dort wohnender Herr die Melodie der Mandoline dem Italiener nach. Er kann es aber nicht. Wie einsam ist so ein Hotelsonntag. Es gibt nichts Einsameres als das Hotelleben. Je älter ich werde, desto grauenhafter und leerer scheint mir das Reisen und das Wohnen in Hotels zu sein. — Ein Fink singt im Regen. Der Regen fällt lautlos und still und redet nichts.

Gestern las ich in der Batavia-Zeitung die Übersetzung eines Tagebuchteiles des verstorbenen Walter Heymel. Es ist der Tag eines Kampfes in einer französischen Stadt beschrieben. Heymel war Kavallerist. Er beschreibt den schaudervollen Kampf sehr gut. Und jetzt ist er tot. Nicht im Kampf gefallen. Er starb an galoppierender Schwindsucht. Vom Schlachtfeld fort krank nach Hause geschickt. Wie sich das Wort, ein jedes, kritikloser liest, sobald der Autor gestorben ist! Vielleicht muß ein Dichter oft deshalb

früh sterben, damit seine Lieder zur Geltung kommen. Vielleicht! — Aber Dich, Annie, möchte ich doch erst noch einmal und viele Male küssen, ehe ich sterben soll.

Auf dem Schiff „Bunsfers“ träumte ich in der Nacht vor der Ankunft hier auch etwas Auffallendes. Es erschienen mir am Ende des Schlafes, ehe ich von anderen Träumen erwachen wollte, drei Männer. Alle drei saßen um drei Seiten eines viereckigen Tischchens. An der vierten Seite stand ich. Sie waren altmodisch wie Buren oder Engländer aus dem achtzehnten Jahrhundert gekleidet. Ich wurde von ihnen streng befragt. Ich behauptete irgend etwas, das ihnen unangenehm war. Um was es sich handelte, weiß ich nicht mehr. Aber als ich hartnäckig dabei blieb, holte einer nach dem anderen eine Pistole oder ein Gewehr unter dem Tisch hervor und legte die Waffe quer vor sich auf die Tischplatte. Da sah ich ein, daß man mir ans Leben wollte. Vielleicht bedeutet mein Traum von heute nacht, daß die drei Alliierten mich nicht nach Hause reisen lassen. Sie haben die Gewalt in Händen. Und alle meine Heimreisege Gedanken sind Versuchungen, die ich gegen die Übermacht nicht durchführen kann.

Vorhin habe ich mir ein paar kleine deutsche Spägen mit ihrem deutschen Gezitscher in meine Sonntagnachmittag-Einsamkeit gewünscht. Jetzt sitzt ein Spägenpärchen draußen auf der Veranda unterm Dachbalken und zwitschert mir zu. Und der Regen bekommt auch eine deutsche Stimme. Das italienische Lied schweigt, nur Regen und Sperlinge sind laut und munter. Mein Herz fühlt sich beruhigt von den treuen Heimatlauten. Es donnert. Es ist dunkel dämmerig. Jetzt beginnt auch in der Ferne ein Sonntagsnachmittag-Klavier zu spielen. Die Heimatsstimmung würde immer deutlicher, wenn nicht der Javanenboy draußen barfuß und lautlos vorübergehen und mit seiner Reisigrute an das Geländer klatschen würde. Diese Reisigrute soll die Moskitos aus den Mullvorhängen der Betten schlagen, und sie gehört zu jedem Boy wie die Zunge in den Mund. Dieser Reisigbesen



schlag um die Spätnachmittagstunde ist ein bekannter häuslicher Laut in ganz Niederländisch-Indien.

Weißt Du es, liebe Annie, daß wir nun bald, im Mai, neunzehn Jahre verheiratet sind? Vorhin beim Teetrinken rechnete ich es aus. Neunzehn Jahre! und es ist mir wie neunzehn Monate kaum.

Nun regnet es schwer und gewichtig.

23. Februar 1915

Ich bestellte mir drei graue Leinwandanzüge und einen dunkelblauen Stoffanzug. Jeder Leinwandanzug kostet zwölf Gulden. Der blaue Stoffanzug sechzig Gulden. Sie werden mir nach Garoet nachgeschickt. Die Sitte, daß man hier am Äquator täglich einen oder zwei frisch gewaschene Anzüge anzieht und abends noch einen Abendanzug in den Hotels, — das verteuert das Leben. Aber es ist billiger hier, als es in Amerika sein wird, darum lasse ich den dunkeln Anzug hier arbeiten. Ich kaufte auch eine silberne Armbanduhr für dreißig Gulden, da meine Stahluhr seit langem verrostet und unbrauchbar ist. Füllfederhalter, Schuhe, Bücher, Papier machen viel Ausgaben. Um meinen Mut aufrecht zu halten, trinke ich hier täglich eine Flasche Rotwein. Den billigsten Margaux zu anderthalb Gulden. Die Flasche reicht mir gut für drei Hauptmahlzeiten. Ich finde zwar, es ist eine große Überschußausgabe, aber ich bin so erkältet und verschnupft, daß ich mir den Rotwein als Medizin leiste. Abends, wenn ich durstig in ewiger Einsamkeit auf meinem Zimmer oder auf der Veranda sitze und der Regen schwer herunterstürzt in die lange Pavillonstraße, so daß man nichts als das Regenrauschen hört und das Hotel totenstill scheint, dann trinke ich einen „Split“. Das ist ein Schoppenglas Sodawasser mit einem Schnapsgläschen Whisky gemischt. Denn Whisky und Soda oder Rotwein sind die bestbekömmlichen Getränke in Assen. Limonaden trinke ich nie, da sie meist künstlich sind. Nur auf den Pflanzungen in Sumatra bei Karl Sch. tranken wir Ajer-jiruk, das ist Zitronenwasser, das aus kleinen grünen Zitronen

gepreßt war. Aber zu den Mahlzeiten trinken alle Pflanzeur meist Rotwein, mit oder ohne Wasser.

Bandoeng (Java), Hotel Hohmann,  
26. Februar 1916, Freitag morgen.

Seit gestern abend bin ich hier. Morgen will ich nach Garoet weiter reisen. „It's a long way to Tipperary“ singen die englischen Soldaten, wenn sie in den Krieg ziehen, ich möchte singen: „Es ist ein langer Weg ohne Annie“. Wie mich bei allem Sonnenschein, dem guten Essen und den guten Hotels diese Reise um die Heimat herum anstrengt auf die Dauer! Und mit allen Dingen, von denen ich längst im Juni dieses Jahres vor der Neu-Guinea-Reise Abschied genommen habe, feiere ich ein Wiedersehen, das mitleidig ist auf beiden Seiten. Die Spazier hier auf der Veranda, die Palmenstiele im Hof, die Orchideen, an ihren Stämmen kleine weiße Blüten treibend und sich den Vorübergehenden hinhaltend, wie Vögel, die vom Zweig fortfliegen möchten und die weißen Federn von der Sonne durchleuchtet ausstreuen, — mit allem feiere ich Wiedersehen. Von der am Aloen-Aloen stehenden Moschee tönt seit dem Morgen ein Gong wie ein Sekundenzeiger, immer jede Sekunde betonend. Unendlich eintönig. Manchmal, wenn auf der Straße Wagen vorbeirasseln oder im Hause Geklapper ist, glaube ich, der Gong ist still, aber er geht immer richtig in seinem dunklen Anschlag ruhig weiter. Er ist wie ein Unterton, der aus der Erde oder aus dem Sonnenschein kommt, Gleichmaß haltend im Tagesgelärm, im unregelmäßigen, mit dem Urgesang der Nächte. Heute ist Freitag, der mohammedanische Sonntag. Die Moschee war bis in den Turm hinauf gestern abend elektrisch mit Glühbirnen erleuchtet. Und eine Reihe Sadowagen hielt im Abend am Ausgang und wartete. Ich bin doch sehr beglückt, daß ich in dem künstlerischen Java bin und nicht mehr auf dem harten, arbeitschweißigen Sumatra, wo das ganze Land wie eine Tabak- und Rubberfabrik arbeitet und kein Volk, keine Kunst, kein heiteres Dasein kennt. Außer den Battakern in Brastagi auf der Hochfläche und außer

dem Tobameer und seinen Rampongs dort sah ich nichts Künstlerisches und nichts Ursprüngliches. Hier aber, wenn auch das Javavolk den Holländer als Herrn über sich hat, spürt man doch, daß die dreißig Millionen Menschen, das heißt Javaner, ein großes, bedeutendes altes Kulturvolk sind, und der Europäer tritt neben ihnen auf, aber er steht nicht so hoch über ihnen, wie er in Sumatra über dem Battaker steht. Mit großem Vergnügen sah ich die freie schöne Preangerlandschaft gestern nachmittag am Fenster des Speisewagens. Und ich war froh, nicht unendliche Reihen regelmäßiger Olivenwälderplantagen zu sehen, deren Anblick verblödend auf das Künstlerherz wirkt, das jeder Mensch in der Brust hat, sondern die großen, tiefen Schluchten, die Terrassen blinkender Wasserreißfelder, die Berge, die vielen, reichgestaltigen, die Javanen, heimziehende Arbeitergruppen am Weg, die am Abend auf einer Landstraße Tänze begannen, als sie den erleuchteten Abendzug vorbeisaußen sahen. Das stimmte mich befreit, und ich bin froh, wieder hier zu sein.

Garoet, Papandajan-Gasthof.

28. Februar 1915. Sonntag

Hotel darf man und dürfte man als Deutscher nie sagen, also sage ich Gasthof. Gestern morgen nach elf Uhr fuhr ich von Vandoeng ab, um zwei Uhr kam ich in Garoet an. Die Fahrt war herrlich, aufsteigend und durch die Hochebene zwischen großen Kratern nah unter den Wolkendächern des Himmels hinfahrend. Ich erkannte mit schmerzlich beglücktem Gefühl die Bergrücken, die Reiseebenen mit den Glas scheiben ähnlichen Wasserflächen wieder. Der Tag war sonnig und wolkenbewegt. Weißblühende Büsche und viel Wasserspiegellicht und Wolkenblendlicht erregten die weiten, ungeheuer weit ausgestreckten Täler und die Kratergestalten. Ich erkannte die Zuckerhutfiguren mancher Krater wieder. Als ob ich Reisekameraden begegnete, so wohl tat mir das Grüßen hinüber und herüber aus den Wagenfenstern links und rechts zu den Bergen. Im Hotel Papandajan erkannte mich

Herr H. halb wieder, er gab sich jedenfalls die größte Mühe, sich zu besinnen, wer ich war. Aber Major von A., der seit vier Monaten hier wohnt, hatte ihm schon von mir erzählt. Ich habe nun ein schönes Berandazimmer im Oberstock eines Flügels, das Aussicht in grüne Glanzblätter dicker Baumkronen hat, mit Zwischenblicken auf schieferblaue Stücke der Kraterwelt hinter himmelragenden Kokospalmen. Mit Herrn von A. plauderte ich gestern vom Mittag bis in die Nacht. Wir hatten uns viel zu erzählen. Wir hatten uns im Juli auf dem Neu-Guinea-Reichspostdampfer „Manila“ kennen gelernt. Wir reisten da ungefähr vierzehn Tage von Rabaul nach Raewieng, von Raewieng nach Wilhelmshafen zusammen. Der Major erwartete dort bei Regierungsamtmann G. den „Komet“, das Regierungsschiff des Gouverneurs Haber (Gouverneur von Neu-Guinea). Er erzählte mir jetzt lebhaft, was er von der Einnahme von Neu-Guinea wußte.

Aber vorher muß ich noch berichten: ich war mit einem Schreckschuß im Herzen von Vandoeng abgereist. Der Hoteldirektor war im Augenblick, wo ich in den Wagen stieg, an mich herangetreten und fragte: „Haben Sie schon die letzte Nachricht von heute morgen gelesen?“ Ich verstand sofort, daß eine Angstnachricht in der Luft liege. Und ich hörte, daß der Landsturm in Holland nun wirklich unter die Waffen gerufen war. Am Tag vorher hieß es, es sei eine Gesetzbvorlage für April eingebracht, ob der Landsturm einberufen werden soll. Nun war es Tat geworden. So schnelle Tat, daß alle Gemüther in Niederländisch-Indien, alle Holländer heftig erregt waren. „Es ist nur eine Frage von wenigen Stunden,“ sagte der Gasthausbesitzer, „dann wird die Kriegserklärung da sein.“ — „Und zwischen wem wird Krieg sein?“ fragte ich. „Zwischen Holland und Deutschland,“ sagte der Gasthofleiter. Ich hatte gedacht, es wäre vielleicht doch möglich, daß Holland gegen England ziehen würde.

Unter dem Druck dieser Nachricht fuhr ich von Vandoeng ab. Ich sah mich im Geist schon feindlich

von allen Holländern betrachtet, und ich war froh, als ich in Garvet im deutschen Gasthof des Herrn H. ankam. Niemand wußte dort noch etwas. Herr H., der Besitzer des Gasthofes, telephonierte sofort nach verschiedenen Richtungen. Aber er bekam keinen richtigen Bescheid. Wir verbrachten lange Stunden unter dem Gefühl der plötzlichen ungewissen Kriegserklärungsnachricht. Ich dachte schon, ich würde am Abend Kriegsgefangener sein. Denn man würde wohl hier ebenso wie in Singapore und Colombo, Penang, Hongkong als Deutscher hinter einen Stacheldrahtzaun gesetzt werden.

Meine Veranda ist lustig, und unten rauscht ununterbrochen ein Wasserlauf an der Straße vorbei. Es ist wie in Oberbayern oder Tirol, wo die Luft voll ist vom Wasserrauschen der Bäche und Wasserfälle. Ich höre mich kaum selbst. Und wenn ich zur anderen Tür hinaus auf die entgegengesetzte Seite des Zimmers in das Treppenhaus trete, dann tut die Stille, die dort herrscht, meinen Ohren wohl. Heute morgen glaubte ich, es sei noch immer der strömende Regen wie gestern abend vor der Tür. Aber es war das Rauschwasser unten an der Straße. Nachmittags, wie jetzt, regnet es und donnert es und ist richtig gebirgsgrau rundum. Und es ist mir, als ob ich in Oberbayern in Partenkirchen oder irgendwo dort eingeregnet sitze und schreibe. Wohin nur die großen Schmetterlinge verschwinden mögen so schnell? Es segelten vorhin noch große graue, schwarze und weiße Schmetterlinge durch die Mandelbäume, deren Blüten beinah unsichtbar im Laub stecken.

Im Hause wohnen noch einige Deutsche. Einer von der Firma Sp. in Annam war aus Saigon ausgewiesen. Einer aus Singapore ausgewiesen, zu Anfang des Krieges. Einer aus Darjeeling-Kalkutta gekommen, geflohen zu Beginn des Krieges. Er hat sieben Kinder.

Drei große schöne Katzen sind im Hause. Wir haben schon Freundschaft im Vorbeigehen geschlossen. Es sind behäbige, prächtige, selbstbewußte Tiere. Im Hotel Dolce, tiefer im Ort gelegen, wohnen auch



Deutsche. Viele hat der Hilfsverein aus Batavia hier untergebracht.

Nein, dieses Wasserrauschen, dieses nie endenwollende, ich weiß nicht, ob ich das ewige Geschlürfe und Gesprudel zu meinen Füßen auf die Dauer aushalten werde. Es ist ja beunruhigend. Man kommt zu keinem Frieden mit sich selbst. Kopf und Ohren möchten fliehen.

Es scheint mir lang, seit ich von Annie den letzten Brief bekam. Das war am 16. Februar, dem Tag meiner Abreise von Medan-Sabang auf Sumatra. Auf mein Telegramm aus Batavia vor ein paar Tagen habe ich noch keine Antwort.

Im Hotel sind nur wenige Gäste. Man merkt doch, daß es Kriegszeit ist. Alle Durchreisenden fehlen.

### Baroet, 2. März. Dienstag

Nun darf ich schon „März“ schreiben. Es klingt hier in den Tropen doppelt deutsch, frühlinghaft. Hoffentlich rückt mit dem deutschen Frühjahr meine Freiheit heran. Ob ich zu unserem Hochzeitstag am 3. Mai bei Annie in Europa sein werde?

Mein Leben hier ist sehr regelmäßig. Vormittags nach dem Frühstück ein Spaziergang mit Major von A. von acht bis neun Uhr auf den schönen grünen Baumstraßen zwischen Reisfelderseen in der schönen blauen Kraterlandschaft Baroets. Dann Schreiben bis Mittag. Nach dem Essen um zwei Uhr Ausruhen. Um vier Uhr Tee, Lesen, Schreiben, ein Besuch bei Deutschen gegenüber im Hotel Dolce. Abends nach neun Uhr bis elf Uhr Geplauder in der Vorhalle des Papan-dajan-Hotels. Dann Schlafengehen. Es regnet meistens in den späten Nachmittagsstunden. Die Luft ist kühl und feucht vom vielen Reisfeldwasser und vom Regen. Ich muß wollene Unterkleider unterm weißen Leinwandanzug tragen. Aber ich huste trotzdem und fühle mich erkältet. In Singapore soll der Aufstand noch nicht beendet sein. In Kalkutta muß es auch noch unruhig sein. Herr F. hier im Hotel bekommt seit vierzehn Tagen keine Kalkutta-Zeitung mehr. Es er-

scheinen auch seit zwei Wochen keine Singapore=Zeitung mehr.

„Gott strafe die Engländer!“ ist der Tischgruß des Herrn J. hier. So wie es in Deutschland jetzt allgemein Sitte sein soll. Daraufhin antwortet der andere: „Er strafe sie!“ Das klingt gewaltig stark und unheimlich. Ich kann mich nicht dazu entschließen, mein Mittagmahl mit dem Schlachtenwort zu beginnen. Aber Herr J. verblüfft mich jeden Mittag und Abend bei Tisch mit der unheimlich still verbissenen, fluchenden Begrüßung: „Gott strafe die Engländer!“

Wie erstaunte ich, als mir kurz nach meiner Ankunft hier Major von A. im geheimen mittheilte, daß Herr S., den ich zur Reise über Manila nach Amerika auffordern wollte, bereits am 15. Februar, also ungefähr zu meiner Abreisezeit von Sumatra, von hier über Soerabaja nach Menado mit Herrn K. abgereist sei. Die Herren wollten versuchen, von Menado nach Manila und von dort nach Amerika zu kommen. Es ist seltsam, daß ich zu gleicher Zeit den gleichen Plan hatte. Es tut mir sehr leid, daß ich nicht zwei Wochen früher hier ankam. Dann hätte ich mitreisen können. Wie mich das erschütterte, daß diese Herren, auf deren Reisegesellschaft ich so bestimmt rechnete, bereits abgereist waren! Sie wußten aber nichts von meinem Plan und ich nichts von dem ihrigen. Ich wollte zuerst gleich nachreisen. Aber ihr Vorsprung ist zu groß, Major von A. riet mir ab. Jetzt soll ich hier warten, bis telegraphische Nachricht aus Menado kommt, ob die Herren überhaupt nach Manila weiterreisen konnten. Aus Soerabaja telegraphierten sie an Major von A., der ihnen nachfolgen wollte: „Sehr zweifelhaft!“ A. meint, sie werden von Menado wieder zurückkommen, da er nicht glaubt, daß sie Manila erreichen werden. Ich bin sehr gespannt, welche Nachricht von ihnen eintrifft. Aber es ist doch seltsam, daß ich in Sumatra zu gleicher Zeit denselben Gedanken für Manila bekam wie diese Herren hier auf Java.

Über das Geländer meiner Veranda steigen die fül-

ligen Blätterkronen wilder Mandelbäume auf. Eben flog ein hübscher schwarzweißer winziger Vogel ins Gezweig und versuchte lange Zeit einen Bastfaden von einem Zweig abzugiehen für seinen Nestbau. Es gelang ihm aber nicht. Er flog beschämt seitlich fort.

Garoet, 6. März 1915. Samstag

Ich weiß nicht, warum mir so sonderbare Zahlen heute begegnen. Mit dem Sado III fuhr ich heute spazieren, und die Zahl II begegnete mir öfter in den Tagen. Ich fuhr bis zum Kilometerstein III. Und am Haus 33 stieg ich aus, und am Haus 333 stieg ich ein. Auch die 30 ist mir jetzt oft am Weg. Mein Zimmer hier hat die gute Zahl 36. Das ist Quersumme 9. Neun ist die Musenzahl. Ich fühle mich aber nicht recht heimisch in Garoet. Liegt das an der Höhenlage, die mich so unruhig und unendlich unzufrieden macht? Dabei bin ich faul. Ich habe nicht mal Lust, Tagebuch zu schreiben. Es fehlen um mich die fleißigen, guterzogenen Männer und Frauen, die ich in Sumatra um mich hatte. Es ist mir eine Qual, täglich die Mahlzeiten mit zwei kleinen Handlungsgehilfen am selben Tisch zu essen. Es sind gute, aber so fürchterlich ärmliche Naturen. Dazu sind sie krank und sprechen immer von ihrem Stuhlgang, ihren Medizinen, ihren Fiebermessern usw. Der Major ist ja ganz unterhaltend, aber zu unterhaltend, wie ein Hösling, der sich darauf eingedrillt hat, immer den guten Gesellschafter zu spielen. Seit zwei Tagen ist der Major fort auf eine Teepflanzung zu Besuch gereist. Dort bleibt er bis Montag. Gestern morgen zeichnete ich und badete in dem kleinen Quellenbad zu Tjipanas. Es war ein schöner Morgen. Palmengrün von vielen Kokospalmen, viele Reisfelderseen, viele grüne Bambusstauden zu beiden Seiten an der breiten Fahrstraße. Schöne silberweiße Wolkenküsten über dem Palmengrün und blaue Widerspiegelung des Himmels auf den grünen Reisfeldwasserspiegeln. Blau, weiß und grün waren die einfachen Morgenfarben der schönen Landschaft, die zu Füßen des Vulkanes Goentoer lag. Mein ganzer Tag

spielt sich, wenn ich nicht morgens einen Spaziergang mache oder die Eingeborenen=Markthalle besuche, auf meiner Veranda angesichts der dicken Baumkronen, angesichts üppig grüner Blätterscharen ab, die zwischen Dach und Verandageländer zu mir auf den Schreibtisch der Veranda sehen oder in das Buch vor mir gucken, das ich, ausgestreckt auf dem Strohliegestuhl, lese. Ich las gestern und heute „Das große Heimweh“ von Rudolph Herzog. Der Major lieh es mir. Es spielt in Amerika und schildert die Sehnsucht aller Deutschamerikaner nach Europa. Aber es ist ein unkünstlerisch geschriebenes, inhaltleeres Buch. Es schwärzt zu viel. Schwärzt abstrakt. Auf jeder Seite kommt das Wort Begeisterung, Kraft, Mut, Pflicht, Ernst, Aufgabe, Arbeit, sittliche Stärke usw. vor, lauter hohle Massenschlagwörter; damit arbeitet der Autor so recht für das Schlagwörterpublikum wie ein Viertischpolitiker. Das kleine Buch „Die Insel der Verheißung“, das so tendenzlos und doch lehrreich, lebensweise, menschliche Schwächen leise verstehend und humorvoll geschrieben ist, von dem Dänen Laurids Bruun, das ich vorgestern las, gefiel mir herzlich gut.

Diese Faulheit des Luftkurortes Garoet, dieses Hotelnichtstuerleben wird mir zum Ekel und schwächt mich täglich mehr. Ich sehne mich nach tätigen Menschen, die täglich fleißig um tägliches Brot arbeiten. Ein ähnlich faules, widerliches Dasein spürte ich schon in Batavia im Hotel der Nederlanden, wenn ich die jungen Leute täglich auf den Verandastühlen vor ihrer Zimmertür im Halbschlaf liegen sah. Es ist nicht zum Aushalten auf die Dauer, dieses mit anzusehen. Da war es bei Julius Sch. in Limah-Poeloe, wo am fleißigsten gearbeitet wurde, mir doch am wohlsten. Fleiß ist ansteckend, so gut, wie Faulheit lästig ist. — — Heute bin ich schon eine Woche hier. Wieviel Wochen müssen es noch werden? O, hat denn keiner der sieben Himmel ein wenig Erbarmen mit einem Liebesdichter? Wird denn mein Herz ganz, ganz übersehen, das stündlich so grauenhaft viel aushalten muß? Jedes Wort, das ich lese, schildert mir

Gefühle von Männern und Frauen; nur ich darf meine Gefühle nicht befriedigen. Bin so weit, so unendlich lang von Annie getrennt. Es sollte mich nicht wundern, wenn man mich eines Morgens tot im Bett finden würde. Einmal zersprengt mir das Weh die Herzader, das fühle ich.

Baroet, Hotel Papandajan, 11. April 1915

Nun habe ich seit 6. März, also beinahe fünf Wochen, nichts mehr in mein Kriegstagebuch geschrieben. Ich konnte nicht mehr schreiben. Ich weiß aber nicht recht, warum. Aber wenn ich zurückschaue, hat sich in diesem ganzen Monat auf den Kriegsschauplätzen sehr wenig ereignet.

Ein Telegramm vorgestern am 9. April, das am 7. April aufgegeben worden ist, sagt mir: „Rencontres nous toujours huit matin temps suédois“. Sie meint, daß ich täglich um zwei Uhr mittags, was gleich ist mit schwedischer Zeit acht Uhr morgens, mich mit ihr in Gedanken vereinigen soll. Ich tat es bereits zweimal jetzt; gleich nach Tisch legte ich mich aufs Bett und dachte lebhaft an meine ferne, ferne Annie und betete.

Ach, vielleicht führen uns die Gedankenstunden zusammen. Weil heute schon der Kapitän aus Batavia von der Reisemöglichkeit mit japanischen Schiffen spricht. So schwanken Hoffnungen und Angst nun schon seit Monaten in uns allen, die wir hier verbannt von der Heimat uns in der Sehnsucht, heimzukommen, inwendig verzehren. Ich habe Herrn B. zum Dank, daß er mir diese Nachricht gebracht, ein Kriegsgegedichtbuchexemplar von mir geschenkt. Von den zwei Deutschen, Herrn S. und Herrn K., die beide am 12. Februar über Menado, Manila, San Franzisko reisen wollten, ist nur die letzte Nachricht aus Menado von Mitte März eingetroffen. Sie haben den holländischen Dampfer durch Zahlung eines kleinen Vermögens dazu bewegen können, sie zwei Tage weiter zu fahren, als des Dampfers Fahrlinie ist, und sie an einem Südhafen der Philippinen abzusetzen. Von dort haben sie aber im taifunstürmischen Meer



noch eine lange, ungewisse und gefährliche Reise bei wilden, unbewohnten Küstenstrichen mit gefährlicher Insulanerbevolkerung vorbei, wochenlang im Motor- oder Segelboot, das sie dort aufstreiben müssen, bis sie Manila erreichen können. Heute, am 11. April, also zwei Monate nach ihrer Abreise von hier, ist noch keine Nachricht von ihnen eingetroffen, ob sie jemals Manila erreicht haben.

Meine Gedichtbücher „Des großen Krieges Not“, hundert Stück für mich, sind aus Medan hier angekommen. Sie werden zum Besten der Hinterbliebenen der „Emden“ verkauft. Die anderen vierhundert Stück werden in Medan verkauft. Die Korrekturbogen meines Novellenbuches „Geschichten aus den vier Winden“ habe ich aus Stockholm erhalten.

Neulich abends fuhr uns Herr H., der Gasthofbesitzer, nach einem Nachbardorf, wo ein javanisches Theater europäisch-javanische Operetten spielte. Es war sehr drollig anzusehen. Mehr grotesk als schön. An meinem Tisch essen täglich Herr Sch., Herr W., der Major a. D. von A. und ich. Ein junger Deutscher, Herr von G., Dresden, von Siemens & Halske angestellt, der erst vier Tage vor Ausbruch des Krieges abgereist ist, stellte sich gestern abend im „Ratskeller“ vor; so nennen wir die Veranda bei der Hotelhalle unten am Eingang, wo wir Deutschen vom Hotel jeden Abend zusammenkommen und von Politik plaudern bis elf Uhr. Getrunken wird aber nichts, nur geraucht. Ich rauche nicht.

Neulich war Rennen in Bandoeng. Am nächsten Tag wurde das preisgekrönte Pferd des Sultans von Preanger hier in Garoet nachmittags vom Bahnhof abgeholt. Der Zug kam durch die Allee der wilden Mandelbäume. Das Pferd hatte einen rosa Seidenschal um den Kopf gewunden, und vor ihm her zog Volk mit holländischen Fähnchen und Musik, Pauke und Flöte, und einer ging neben dem Pferd und hielt einen gelben ölgetränkten Papiersonnenschirm über das Tier, dem eine jubelnde Menschenmenge folgte, Kinder und Frauen, javanische.

Abends im Mondschein ziehen oft ein Violinspieler

und ein Flötenbläser, zwei javanische Künstler, am Hotel unter meiner Veranda vorbei.

Javanische kleine Straßenbilder. Braungekleidete Sträflinge und ihr wachthabender, schläfriger, gemüthlicher Polizist hocken auf dem Aloen=Aloen (Rasenplatz vor der Moschee) und sollen mit ihren krummen Kris-messern das Gras abhauen. Sie hocken aber alle im Kreis weit verteilt auf dem Rasen und ruhen meistens plaudernd aus. Dann läutet es um fünf Uhr im weißen, kleinen, sauberen Gefängnißhaus am Platz, und alle ziehen gemüthlich ab, ins Gefängniß zurück. Sonntag morgens um acht Uhr dürfen ihre Frauen und Familien die Gefangenen besuchen und stehen dichtgedrängt wartend draußen am Thor auf dem Aloen=Aloen.

Am Weg zu einer Aussichtsbank traf ich in einem Reisfeld, dessen Wasser abgelaufen war, eines Vormittags im Schlamm watend und in flachen Körben Schlammfische fangend eine große Menschenherde. Viele Frauen, Kinder, Burschen, alte und junge. Im Hintergrund auf einer grünen Wiese vor roten Büschen, über denen die blaue Kuppe des Papan-dajantraters hervorguckte, lief ein hellgekleideter Junge und ließ einen rosa Papierdrachen höher als die Kokospalmen fliegen. Es war ein echt javanisches Landbild, lustig, neckisch und doch zierlich und empfindsam.

Auf der Auktion vorgestern in der offenen Eishalle vor dem Pfandhaus im grünen Rasengarten ersteigerte ich für achtunddreißig Gulden zwei große Brillantohrknöpfe für Annie. Auch einen Metallgürtel und drei winzige Silberringe, einen davon mit einem Türkis. Letztere für einen Gulden zusammen.

Garoet, 13. April 1915

Gestern war Herr L. aus Villa Dolce hier und erzählte dem Major und mir, daß Nachricht aus Manila angekommen ist. Herr K. und Herr S. sind glücklich dort angekommen und sind jetzt schon auf dem Weg nach San Franzisko (wahrscheinlich schon in

Honolulu). Von den Einzelheiten der Reise zwischen Celebes und Manila war im Brief der Zensur wegen noch nichts erzählt.

Heute morgen kam Herr B. und brachte uns einen Brief von dem Kapitän. Er schreibt, daß das japanische Kohlenschiff, das er meinte, das uns nach Tokio und von dort auf einem anderen Schiff nach San Franzisko helfen könnte, dieses Mal außergewöhnlicherweise Hongkong anlaufen würde. Da Hongkong englischer Hafen ist, könnten wir als Deutsche dieses Mal nicht mitreisen. Doch in Soerabaja sollen andere japanische Schiffe sein, die uns vielleicht mitnehmen werden.

Aber wir müssen noch warten, bis uns ein deutscher Kapitän, der sich dort erkundigen soll, Nachricht sendet. Ich habe in dieser Angelegenheit an den Kapitän Sch. geschrieben. Ein Herr S., alter Pflanze aus Sumatra hier im Hotel, sagte Herrn B., daß er mitreisen möchte. Uns hat er sich noch nicht vorgestellt. Aber ich habe über ihn in Medan sprechen hören. Er schrieb „Glück und Segen“ unter die deutsche Note-Kreuzliste bei der Sammlung in Medan und gab nichts. Darauf zog sich der deutsche Verein von ihm zurück. Er war fünfundzwanzig Jahre in Sumatra, ist reich geworden und will jetzt „für gut“ heimreisen nach Deutschland, Dresden. Heute bekam ich von Vandoeng, Nederlandsche Handels-Maatschappij Sub-Agentschap Vandoeng, einen Brief und Check auf sechshundertzehn Gulden (tausend Kronen) aus Amsterdam. Ich telegraphierte Annie.

Der blaue Himmel und der Sonnenschein,  
Sie stiegen nicht mit mir ins Schiff hinein.  
Beim Regen bin ich einsam hier gelandet,  
Im Meere schlug mein Herz noch weit, — jetzt  
liegt es hier versandet.

Der Regen fällt und füllt mit Trübnis die Gedanken,  
Sie schwimmen grau vorbei wie tote Hüllen.  
Ihr Mut starb hin, da sie im Gram versanken.  
Die Wünsche töten, die sich nicht erfüllen.

Vin wie ein Kranker, den die Nacht bedrängt,  
Vin wie der Mond, der blaß im Raume hängt.  
Darf ich mein Blut nicht bald an Liebe stillen,  
Sterb' ich an meiner Wünsche legtem Willen.

Garoet 1915

Garoet, Hotel Papandajan, 17. April 1915

Ich schickte an Annie am 14. April zwei Bücherpakete (eingeschrieben), im ganzen vierzehn Bücher meines Gedichtbuches „Des großen Krieges Not“. Außerdem zwei Sumatrazeitungen mit Kritiken über meine im Januar in Medan ausgestellten Bilder (im Kunstkring). Dann den Ausstellungskatalog. Das Buch „Die Briefe der Frau Rat“ (Goethes Mutter). Dann zwölf Photos aus Garoet, die ich mit meinem nun schon fünfzehn Jahre alten Reiseskodak photographiert habe. Aber die vielen Bäume, die hohen alten, an den Garoetstraßen halten auch am hohen Mittag das Licht fern, so daß Momentaufnahmen, gute, fast unmöglich zu machen sind; sie werden alle unterbelichtet, auch die meinigen sind es. Ich hoffe, Annie erhält diese Sendung bald. Auch schickte ich zugleich zwei Briefe. Einen mit sechs neuen Gedichten von mir und sechs Photos von Garoet. Einen mit Nachrichten.

Auch an Lisa schickte ich einen Brief; von meiner Schwester habe ich seit einem Jahr nichts gehört. In diesem und im letzten Monat habe ich viel an Annie telegraphiert. Gestern in vier Wochen das sechste Telegramm an Annie. Einmal von Batavia vom Hotel Nederland um Geld und von den Aufregungen hier im Osten (Singapore-Troubles), und daß ich deshalb nach Amerika will. 1. das war am 23. Februar. 2. dann von Garoet meine Papandajan-Hoteladresse. 3. dann die Aufforderung, daß sie ihre Mutter in Stockholm nicht verlassen soll. (Da sie, Annie, nach Deutschland reisen wollte.) Dann nochmals meine Adresse von hier, da ich fürchtete, das Telegramm vorher wäre verloren gegangen, da Annie nicht hierher, sondern nach Sumatra weiter telegraphierte. Dann 5. einen Oster-

gruß: Baiser. 6. dann gestern Bestätigung, daß ich sechshundertzehn Gulden telegraphisch erhalten habe und die Verabredung jeden Morgen um acht Uhr einhalte. Also sechs Telegramme in einem Monat, das sind ungefähr hundert Gulden fürs Telegraphenamt hier in Java.

Aber wie bin ich froh, daß man diese Erfindung hat, die Telegraphie. Ohne das Telegraphieren würden zwei Liebende, wie Annie und ich, in dieser Kriegszeit bei dieser halben Erdumfang-Trennung langsam eingehen.

Durch den Vier-Wochen-Durchfall, den ich hier in Garoet hatte, bin ich bereits so viel eingegangen, daß ich schlank, schmal und leicht geworden bin. Ich habe drei Kilo abgenommen und wiege nur siebenzig Kilo jetzt. Mein Magen ist noch nicht besser. Ich glaube, ich habe ihn nachts oder tags in zu dünner Kleidung gründlich erkältet. Man nennt dies die Garoet-Krankheit. Alle bekommen sie hier, der eine stärker, der andere schwächer. Ich habe sie stark. Deshalb, da ich schwach und schwindlig war und immer auf dem Liegestuhl der Veranda lag, mußte ich vom 6. März bis 13. April mein Tagebuchschieben aussetzen. Jetzt habe ich wieder Lebensmut und bin etwas wohler.

Drüben über der sonnigen, laubgrünen Straße vor meiner Zimmeraltane baumelte in einem der Mandelbäume im Morgenlicht, als ich beim Vogelgezwitscher meine Zimmertür öffnete, ein braunes welkes Blatt auffallend hin und her im Morgenhauch. Es hängt gerade über drei Telegraphendrähten, die unter der Baumkrone vorbeigezogen sind. Dieses Blatt schien mir auf die Drähte zu deuten und mir zu sagen, daß mein gestriges Telegramm heute bei Annie ankommt. Vielleicht heute mittag zwei Uhr, wenn ich meine Gedankenbegegnung mit Annie morgens um acht Uhr in Stockholm haben werde. Ich will die Begegnung heute nicht versäumen. Denn gestern habe ich sie zum erstenmal versäumen müssen, da mir Herr Sch. auf seiner Veranda Wilder aus Java zum Kauf anbot und mir stundenlang alte chinesische Messingkunstwerke und



die Bilder seiner Braut in Berlin zeigte. Darüber vergaß ich zum erstenmal die Verabredung. Aber ich hatte den ganzen Morgen vorher an Annie geschrieben und Gedichte und Bücher eingepackt und Photobilder für sie, so daß ich vormittags Stundenlang bei ihr gewesen bin. Und die Annemieß verzeiht ihrem Herrchen schon mal das Versäumte. Es soll aber hoffentlich nicht wieder vorkommen.

Am 16. April morgens erhielt ich um sieben Uhr fünfundzwanzig ein Telegramm von Annie aus Stockholm, das war vom 14. April dort abgeschickt. Es lautete: Si départ possible, chercherai argent. Souvenirs. Dauthendey.

Der Major meinte, Annie wollte abreisen, wenn die Abreise möglich. Aber ich verstehe es, daß Annie mir Geld sehen will zu senden, wenn meine Abreise möglich sein sollte. Bekam heute nachmittag eingeschriebenen Brief von Kapitän Sch. aus Batavia. Er will uns nach Japan-San Francisco helfen. Hat in diesem Sinn an einen befreundeten Kapitän in Soerabaja geschrieben, der die Küstenverhältnisse kennt und uns eventuell raten kann, welchen japanischen Kohlendampfer wir nehmen sollen. Er bietet mir auch für hundertfünfzig Gulden einen schweizerischen Paß an. Er meint, ich könnte damit direkt nach Europa reisen. Sogar schon mit dem nächsten Boot von Batavia, das über Padang-Sabang fährt und Colombo nicht anlauft. Was ging alles durch mein Herz und meinen Kopf, als ich nun plötzlich zwei Abreisemöglichkeiten in den Händen trug!

Ich machte mit dem Major von A. einen Spaziergang zur Teestunde, und wir gingen an der Tjikoraj-Bank vorbei, durch einen Bambushain in einer Schlucht, durch die ein Fluß fließt, und gingen dann den Kirchhofsweg, wo die alten holländischen Gräber mit weißgestrichenen großen, behäbigen Grabsteinen leuchteten. Ein Seiler mit Familie arbeitete dort zwischen den Javanenhütten, vor denen Kinder wimmelten. Dann gingen wir den Papandajanweg, bogen in den Heckenweg hinter dem Sultanhaus ein, wo der schlammige Sultansteich ist.

Eine Agave der großen Hecke hatte einen riesigen Blütrieb in den Himmel stehen, wie ein junger Pappelbaum so hoch. Der Sultanspavillon ist verwachsen mit Unkraut und Schlinggewächsen. Der schmale Steinweg, der vom Haus aus auf die Pavilloninsel führt, ist auch grün von Gras und Kraut, verwildert. Frauen und Kinder des Sultans standen am andern Ufer. Dann, an spielenden Kindergruppen und bellenden Hunden und lautlosen Hütten vorbei, kamen wir zum Aloen-Aloen, wo von ungefähr fünfzig eingebornen Sapanenburschen großes Fußballspiel auf dem Rasen unter den alten ausgebreiteten Zweigen der heiligen Aloen-Aloen-Bäume gespielt wurde. Wir sahen auf einer Bank unter einem alten Baum sitzend dem Spiel zu. Vergaßen es. Sprachen eindringlich vom Ende des Krieges, wie sich das gestalten würde, müßte, könnte, sollte. Eiferierten uns. Vergaßen die Dunkelheit. Bis wir die Moschee gegenüber erleuchtet im Freitagabend liegen sahen. Dann standen wir auf und gingen, gut ausgelüftet, zum Hotel Papandajan zurück. Ich fragte Gott im Gebet, die Sonne am Himmel, die Mandelbäume vor der Veranda, die Reiskörner in den Mandelbäumen, ob ich nach Osten oder Westen abreisen soll. Ich bin zu dem Entschluß gekommen, nach Westen zu reisen, wenn der Paß, der mir angeboten ist, auf meine Person paßt. Ich telegraphierte heute am 17. April an Annie: Riber, Strömstad, Telegraphiez vite ici mille Florins je dépars après semaine prochaine a Sanfrancisko Heureux Max Dauthendey. Das telegraphierte ich, weil es augenblicklich noch sicherer ist, daß ich nach San Franzisko reise. Denn den Paß kenne ich noch nicht für die Westreise.

Garøet, 22. April

Vorgestern abend kam Herr H., der Gasthofwirt, an unseren Tisch und sagte uns, daß der Krieg zwischen Osterreich und Italien ausgebrochen sei. Italien habe alle Beziehungen abgebrochen. Mein Wagen wurde wieder schlechter bei der schlechten Nachricht. Wir waren über den neuen, den achten Feind

Deutschlands bei Italiens Kriegserklärung bestürzt. Gestern morgen erzählte dann der „Preanger-Vote“, die Zeitung aus Bandoeng, daß zwischen österreichischen und italienischen Truppen schon eine Grenzschlacht geliefert worden ist. Die Italiener gewannen und drangen vor. Ich fürchte, wenn das wahr ist, dann wird vielleicht auch Holland kriegsmutig werden. Aber ich glaube die Reuternachricht doch nicht ganz. Heute morgen sagt jetzt auch die Zeitung, daß der Grenzkampf nur eine Zollbeamtenstreitigkeit war. Daß die Nachrichten stark übertrieben wären. Vom Krieg zwischen Italien und Oesterreich wird gar nicht weiter gesprochen. Der Paß, den ich bekommen sollte, paßt leider nicht. Der Herr hat blaue Augen, und ich habe braune. Auch ist er nur einen Meter sieben- undvierzig Zentimeter groß, ich bin einen Meter sechs- undsechzig, sagte der Major. Dieses geht also nicht. Nachricht aus Soerabaja vom anderen Kapitän ist noch nicht da. An Annie schickte ich gestern einen eingeschriebenen Brief mit vielen neuen Kriegs- und Liebesgedichten von mir. Ich hatte vorgestern den ersten Brief von ihr, der direkt von Schweden nach Saroet gesandt worden ist, und der nicht über Banelten, Medan, Sumatra ging.

Wenn auch Holland beginnen würde, wäre es doch sehr schlimm für Deutschland, da dann sicher auch Italien Ernst macht. Und wir Deutschen hier auf Java werden gleich auf eine Insel außerhalb Batavias gebracht. Diese Insel heißt „Unrust“, d. h. Unruhe. Es soll eine richtige Fieberinsel sein. Augenblicklich sind Soldaten aus einer Garnison, in welcher Starrkampf ausgebrochen war, in die Baracken auf der Insel „Unrust“ hingebracht worden. O, wenn ich doch nur schon mit einem japanischen Dampfer auf dem Weg nach Amerika wäre! Von dort könnte ich dann leicht nach Europa.

### Die Frage

Ein Licht brennt auf dem Tische  
Die lange, lange Nacht.  
Und in der Fensternische  
Steht bleich ein Weib und wacht.

Sie wandert mit den Blicken  
Nie müd am Himmel hin.  
Die Himmelslichter nicken,  
Die langsam weiterziehn.

Rehrt er zurück? Die Frage  
Stellt sie sich Nacht um Nacht.  
Sie wartet ohne Klage.  
Sie wartet und sie wacht.

Garoet 1915

Die Welt um mich ist ein Krankenzimmer  
Mit geschlossenen Läden im Zwielftschimmer.  
Ich möchte nur leise Schritte machen,  
Meine Augen schmerzen vor nächtlichem Wachen.  
Meine Brust ist von Sorgen eng umbunden,  
Inwendig bluten mir stehende Wunden.  
Ich kann noch kein Ende der Krankheit sehen.  
Werd ich je froh auf den Füßen stehen?  
Das Fieber des Krieges, Heimweh und Sehnen, —  
Ich dulde stumm mit verbissenen Zähnen.

Garoet 1915

Am Hügel schlummert der Klapperbaum  
Und das Kalanggras an des Weges Saum.  
Der Halbmond wacht im Himmelsraum.

Die Sehnsuchtgedanken sind mein Geleit.  
Ihr Atem ist warm. Ihr Weg war weit.  
Sie kommen von dir über Urbusch und Meer.  
Sie trinken mein Blut. Sie trennen sich schwer.

Garoet 1915

Sonntag, 25. April. Nachmittag

Eben als ich in mein Schlafzimmer komme, sitzt eine der Hauskazen, eine weißliche, auf dem Strohmatten-Bettvorleger und bricht sich. Ich bin erschrocken und rufe, um sie zu verjagen, da schlüpft sie unter mein sauberes, in den weißen Tüllhimmel gehülltes Bett und bricht sich dort weiter. Der Boy, der auf der Altane vor seinem Stiefelwichskasten am Geländer am Fußboden fauert, wo sein Besen und sein

Handtuch hängen, kommt und jagt die Kaze aus dem Zimmer und beginnt die Reinigung. Ich aber bin immer noch erschrocken.

Ich laufe an Herrn von A.s Verandatür. Er hat einen Malariaanfall heute und war eben dabei, zu Bett zu gehen. Ich warne ihn, er soll seine Türen schließen, damit die franke Kaze nicht zu ihm hereinkäme. Ich rede aber eigentlich nur, um meinen Schrecken los zu werden, der sich an die Erscheinung der Kaze knüpfte. Denn in Sumatra bedeutete eine weiße Kaze immer Annie in Schweden. Dort auf der Hochfläche vor Weihnachten schrieb und dachte und sorgte sich Annie heftig um mich an einem Tag, an dem eine weiße Kaze immer meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Annie wird sich heute große Sorge machen um mich, da ich bis Ablauf dieser Woche tausend Gulden zum Abreisen haben wollte und sie es mir wahrscheinlich nicht verschaffen und senden kann, das Geld. Ich bin nun darüber einigermaßen beruhigt, weil ich bereits heute morgen um neun Uhr ein Telegramm an sie abgeschickt habe. Das lautete: Argent pas necessaire maintenant voyage impossible. Cordialement. M. D. Ich bin so froh, daß ich sie dadurch beruhigt habe. Es sieht auch wirklich so aus, als sollte die Abreise jetzt unmöglich sein. Denn der Kapitän aus Soerabaja antwortet nichts über japanische Schiffsgelegenheit. Und Konsul A. schrieb vorgestern, es gebe höchst selten japanische Gelegenheit.

Als ich die franke Kaze vor meinem Bett sah, war mein erster Gedanke: Das bedeutet, daß Annie vor Aufregung und Sorge magenkrank geworden ist. Ich setzte mich, nachdem ich mit dem Boy mein Eisenbett aus der Zimmerecke weggerückt hatte, auf meinen Verandaschaukelstuhl. Ich starrte in das Spätnachmittagslicht, in den brütenden, dunstigen, verschleierten Himmel, sah ins grüne Blätterdach der Mandelbäume, sah auf die fernen Palmen und betete herzlich zu Gott, er solle Annie gesund machen, er solle sie beschützen, er solle sie streicheln, und er solle sie ein Stündchen schlafen und dann ge-



sund aufwachen lassen. Ich klagte mich an, daß ich das Telegramm nicht einige Tage früher schickte. Aber gestern abend, als ich es um sechs Uhr schicken wollte, war das Postamt dummerweise schon geschlossen. Vor neun Uhr morgens wurde es am Sonntag nicht geöffnet. Fünfzehn Minuten nach neun Uhr ließ ich es aufgeben heute morgen.

Der arme Deutsche W., der augenleidend hier im Hotel wohnte und sich jeden Morgen von der Frühsonne zwischen sieben und acht Uhr auf der Veranda liegend wärmen ließ, hatte vor drei Tagen heftigen Blutsturz mitten in der Nacht. Der Arzt wurde gerufen, machte ihm eine Morphiumeinsprizung. Der Blutsturz wiederholte sich gestern und heute, und jetzt ist er heute morgen zum Hospital gebracht worden. Das greift mich sehr an, das junge Leben so absterbend zu wissen. Der Arzt glaubt ihn noch ausheilen zu können. Er muß jetzt vierzehn Tage still flachausgestreckt liegen. Er darf vierzehn Tage nicht sprechen, nicht lesen. Er tut mir sehr leid.

Gestern stand es im „Preanger-Voten“, daß hier in Garoet die Cholera ausgebrochen ist. Sieben Tote. Aber man sagt, sie wüte nur unter den Eingeborenen. Vor fünf Jahren starben in den Kampongs rund um Garoet an zwei Drittel der Bevölkerung.

Ach Gott, jetzt ist die Kaze schon wieder da und bricht sich. Das arme Ding! Sie ist jetzt auf der Nachbarabteilung der langen Veranda, sie muß totfrank sein. Warum sie aber gerade meine Nähe aufsucht, um sich zu brechen?!

Gestern morgen fragte ich die Reißvögel in der großen, prächtigen Tanne, die vor der Halle des Hotels am Eingang mitten im Garten steht, sie sollten mir doch sagen, ob es bald Frieden würde. Sie flogen ab und zu, aber ich konnte wenig aus ihrem Flug erraten. Ich verstand, daß sie sich mir verständlich machen wollten, aber ich begriff es nicht, ich war zu dumm. Ich beobachtete einen kleinen Vogel, der saß lange auf einem kahlen Ast und guckte mich an. Wohl eine Viertelstunde flog er nicht fort. Andere flogen indessen ab und zu in den schönen, prächtigen Baum, dessen Zweige tief bis ins Gras reichen. Endlich ver-

abredete ich in meinen Gedanken mit den kleinen Reisvögeln, sie sollten mir, wenn es Frieden wird, weiße Schmetterlinge zeigen. Da kam nach einer Weile ein kleiner, kleiner Vogel. Er knickte und wippte. Damit wollte er mich locken, aufzustehen und meinen Stuhl in der Halle zu wechseln. Ich verstand es endlich und setzte mich auf einen anderen Strohsessel am Rand der drei Treppenstufen, die zum Garten führen; von da konnte ich gegen die Sonne hinsehen.

Ich saß noch nicht lange, da blinkte ein weißer Schmetterling auf und stieg aus einer Baumkrone hoch und verschwand. Nach einer Weile in der Ferne zwischen zwei Bäumen blinkte hoch in der Luft ein zweiter. Und so saß ich eine halbe Stunde geduldig und sah den ab und zu fliegenden weißen Schmetterlingen nach. Ich bedankte mich durch Lockpfeife bei den Reisvögeln. Und war glücklich, glauben zu dürfen, daß es nun bald Frieden wird.

Ich erwache immer vor Sonnenaufgang. Dann gehe ich auf die Hinterhausveranda zu meiner Tür heraus, die in den Hofgarten und fort auf ferne Bergketten sieht. Dort am Geländer aufgestützt, erwarte ich im Schlafanzug, indessen ich mein Morgen- gebet verrichte, den Sonnenaufgang, der meistens blaß und schmucklos ist. Manchmal sind dabei vom Morgenlicht die Hauswände lila und rosa getüncht, aber das ist selten. Heute morgen fragte ich die auf- gehende Sonne, als sie noch im Morgendunst hinter einer Baumgruppe versteckt war, um ein Zeichen, wie viele Monate es noch dauern würde, bis es Frieden wird. Da flogen erst fünf Vögel in Gruppen zu drei und zwei Vögeln übereinander über dem fernen Baumwipfel vor den Ostwolken vorüber. Ich legte es mir aus, daß es noch zwei bis drei Monate bis zum Friedensschluß dauert, vom April ab gerechnet. Danach brach die unsichtbare Sonne in drei kleinen leuchtenden Punkten durch die Wolkenbank, und ich dachte: Es werden drei Monate werden. Der dritte Punkt war ein wenig kleiner. Vielleicht kann ich in zwei bis drei Monaten nach Hause reisen.

Als ich heute vom Aoen-Aoen-Platz kam, wo ich mir ausgedacht hatte, die „Geschichten der Bank am Aoen-Aoen“ zu schreiben, zitterten und schwankten die drei Telegraphendrähte lebhaft, die drüben unter den Alleeebäumen entlang der Gartenstraße laufen. So, dachte ich, sie wollen mich an mein Telegramm erinnern, daß ich abschicken soll. Oder ist eben ein Telegramm von Annie an mich unterwegs?

So spreche ich gern in meiner Verbannung und Einsamkeit mit allen Dingen rundum. Aber ich tue es auch sonst gern, auch in Städten und in der Natur zu Hause. Ich fühle mich gern mit allen Dingen vereint als ein ewiges Wesen.

Das kleinste Kind von F.s muß auch krank sein. Der Arzt war da, und es schreit seit dem Vormittag ununterbrochen. Herr H. sagt, es hat Krämpfe. — Frau F. liegt auch immer noch an Dysenterie und soll den Liegestuhl nicht verlassen, der Arzt macht ihr täglich Einspritzungen. Wieviel Krankheit hier heute um mich herrscht! Deshalb bin ich so in Sorge um Annie, weil ich hier so viel Krankheit weiß.

Ach Gott, manche Tage sind schwer und drückend angstvoll. Die braunen Schmetterlinge, die bräunlich rot wie ein Flug Herbstblätter tagelang auf den Rohrmatten der Veranden lagen und an den weißen Kalkwänden aller offenen Korridore des Hotels herumfrochen, auf den Treppen, im Lesesaal, und in den Speisesaal kamen, denen alle Kinder nachliefen, die sind jetzt allmählich abgestorben und verschwunden. Sie waren eine große Brut, die an einem einzigen Baum im Vorgarten ausgefrochen war; dort hingen sie zu Hunderten im Geäst. Die Zwillinge und die F.schen Kinder kletterten alle von der Bank unterm Baum hinauf ins Geäst, um die Schmetterlinge abzupflücken. Tagelang lebten diese hübschen Herbstblätterfalter auf Schritt und Tritt in allen Räumen des Papandajanhotels, jetzt sind sie eingegangen.

Daß es jetzt sechs Uhr abends ist, merke ich daran, daß über der Landstraße in dem Haus eines mohammedanischen Javanen der kleine ewig surenlernende Knabe wieder mit laut quäkender, gedehn-

ter und singender Stimme die Koransprüche hersagt. Er beginnt immer Sonntags, wo er den ganzen Tag geschwiegen hat, um die Christen in ihrer Sonntagseier nicht zu stören, abends um sechs Uhr, wenn nach seinen Begriffen unser Festtag zu Ende ist. Sonst in der Woche lernt er von morgens bis abends laut singend den ganzen Tag. Er kauert am Fußboden auf einer Matte, vor ihm das heilige Buch aufgeschlagen. Manchmal hockt der Lehrer neben ihm. Der raucht und hat ein Brett mit Teegeschirr neben sich am Boden stehen. Manchmal sind es auch mehrere Knaben, jeder den Koran vor sich, die singend und lernend auf der Matte im offenen Hause kauern und unendliche Sprüche hersagen.

Ein mächtiger, handflächengroßer, prächtig geschwungener und mit großen Flügelaugen gezeichneter graulila Schmetterling sitzt auf dem Milchglas meiner elektrischen Birne über dem Verandatisch, an dem ich schreibe. Er ist wie das elastische Leben so schön. Die Moskiten werden im schwülen Abend, im windstillen, heute unerträglich. Ich muß mit Schreiben aufhören.

Vielleicht besuche ich heute das Cowboy-Paar, das mexikanische, das sich seit zwei Tagen im Bioskop sehen läßt. Sie kamen plötzlich eines Tages im gelbgrauen Mexikanerkostüm vom Bahnhof zur Mittagstunde in den Speisesaal des Hotels und wohnen jetzt im Hotel. Sie waren theatralisch, ein kleines junges „American girl“ und ihr „boy“. Sie haben ihren Indianer bei sich. Auf den schießt sie. Er muß Kugeln halten und Zigaretten rauchen, die sie wegschießt. Seine Hände sind aber verbunden, sie scheint also nicht immer zu treffen. Sie sind beide jung. Zierlich ist sie und fett. Sie essen mittags im Cowboy-Kostüm, abends in Gesellschaftstoilette. Sie wirken im ruhigen Hotel, wo nur Touristen absteigen, komisch. Sie fahren mit Musik durch die Straßen. Das heißt, sie reiten, die Musik mit Plakaten fährt und kündigt die Abendvorstellung an. Er ruft auch aus und lockt beim Umzug durch die Straßen so die Leute hinter sich her. Hoffentlich verdienen sie gut, die jungen



Leutchen. Programme liegen überall auf den Tischen jetzt im Speisesaal verteilt. Eine Photographie, sie bei der Arbeit mit ihrem Indianer, hängt unten im Hotel beim Kontor. „Three nights only!“ steht darauf gedruckt.

Als ich heut aus der Tür trat, um einen Jungen zu rufen und dem kranken W. eines meiner Kriegsliederhefte hinüber zu schicken, flog, als ich über die Hinterveranda nach W.s Zimmertür hinsah, ein auffallend großer schwarzer Schmetterling schräg an der Veranda und an der Tür des Kranken vorbei. Da war der Todfranke schon ins Spital geschafft worden. Wer weiß, ob er je wieder von dort zurückkehrt, sagte der schwarze unheimliche Schmetterling zu mir.

Meine Ohren schmerzen von dem Schrillen der Zikaden in den Bäumen. Es schmerzt einem auf die Dauer das Trommelfell. Es ist, als ob trillernde Kinderpfeifen aus den nächtlichen Bäumen mit diesen ewigen Lauten das Ohr anbohrten. Ach, wenn ich doch nur schon wieder in meiner sanfteren deutschen Waldheimat im Guckesgrabenhäuschen im Güttenbergerwald bei Würzburg friedlich mit Annie in meinem Garten zur Nachtigallenstunde auf meinen Gartenbänken in meinem Hügelgarten unter meinen Obstbäumen und beim aufgehenden stillen deutschen Mond ausruhen dürfte von all dem Tropenlärm und von all den Tropenungeheuerlichkeiten.

Herr B. und L. aus Villa Dolce sind auch abgereist. Aber ein Berliner ist dazu gekommen. Ich war neulich Mittag mit F. und Sch. in Villa Dolce zum Klub. Dort hängen immer zeitgepflegte Kriegskarten an der Wand, und die Kampflinien im Osten und Westen sind aufmerksam von K. mit zweierlei Fähnchen besetzt. Auch haben sie dort immer im Pavillon, wo der Klub zusammenkommt, neue illustrierte Zeitschriften aus Deutschland und neue Vögel in Käfigen. Ein Papagei flog fort. Jetzt haben sie einen sprechenden schwarzen Beovogel. Man plaudert gemütlich.

Ich habe an Annie ein verlangsamtes Telegramm geschickt: Prie ne venez pas ici, santé bonne visitez



pour me aider princesse Cecilie et ses parents letre suive. Embrassements. M. D.

Ich habe ihr im Brief von voriger Woche genau auseinandergesetzt, wie krank ich bin. Ich mußte die Wahrheit sagen, auch wenn es mir sehr weh tat, Annie erschrecken zu müssen. Aber wenn sie alles weiß, wird sie alles anstrengen, mich zurück nach Deutschland zu bringen. Das glaube ich bestimmt. Das Telegramm kostete vierundzwanzig Gulden. Das zahlte ich gern, es ist so gut, so schnell nach Hause sprechen zu können. Es tut so wohl, und meine Gedärme, die mich Tag und Nacht frieren machen und die ich nicht durch Wein, nicht durch Alkohol, nicht durch Sonnenbäder, nicht durch kochende Wasserbäder, nicht durch Spazierenlaufen, nicht durch roten Pfeffer, nicht durch wollene Decken erwärmen kann, werden warm, wenn ich an Annie telegraphieren darf, oder wenn ein Zeichen von ihr kommt. Mir fehlt die Wärme der Liebe, die Hitze der Liebsten, ich bin krank an kalt gewordenem, entsagungsvollem Blut; bald ist mein Blut in den Adern von der langen Liebesentbehrung, die nun über ein Jahr dauert, so kühl wie Tau in meinen Adern und so keusch wie Maientau. Davon frieren mir die Därme. Es ist mir manches Mal, als würde ich vor Sehnsucht und Heimweh immer weniger und weniger. Mein Blut kommt mir schlang und dünn vor. Die Adern sind glatter und kühler, ich sehe mir selbst zu, wie ich an dieser Tropensonne fortschmelze. Ich dürste und hungere nach frischer deutscher Luft, kräftiger deutscher Nahrung, nach Liebe und Leidenschaft. Alles vergebens. Diese Wünsche träumte ich schon seit bald einem Jahr. Die Geburt einer neuen Welt in Europa ist noch nicht beendet. Ich darf das Neugeborene noch nicht begrüßen, ich höre immer noch das Geschrei der Gebärerin und muß andächtig und gequält nach Europa hinhorchen.

Gestern abend stand in der Zeitung eine gute französische Kriegsepisode, ein Drama. Die Frau eines französischen Kapitäns, Mutter von drei Kindern, die durch den Krieg lange Zeit von ihrem Mann getrennt lebte, sehnte sich so sehr nach ihrem Mann, daß sie

zu ihm reiste, als sie eines Tages erfuhr, daß er mit seinem Regiment in Compiègne liege. Sie hatte ihre Kinder verlassen, da sie ihren Mann anbetete, und sie wollte, in Compiègne bei ihm angekommen, nicht mehr von ihm fortgehen. Aber der Regimentskommandeur befahl dem Kapitän, dafür zu sorgen, daß seine Frau schleunigst nach Hause nach Südfrankreich zurückkehre, da es den Offizieren verboten ist, ihre Frauen im Kriegslager bei sich zu haben. Andernfalls, wenn es ihm nicht gelingen würde, die Frau zur Abreise zu bewegen, würde man dem Kapitän die Orden nehmen und ihn degradieren. Die Frau aber weigerte sich, Compiègne zu verlassen. Der Mann redete ihr erst schweren Herzens gutmütig, dann immer lebhafter, dann erregt, zuletzt verzweifelt zu. Zuletzt erschoss er die widerspenstige Frau. Er wurde vom Kriegsgericht frei gesprochen. Wie schrecklich war der Zweikampf dieser beiden sich innig liebenden Menschen!

Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'

Da draußen liegt der Sonnenschein.

Drückt er denn nicht die Blätter tot?

Mich zwingt er nur zum Traurigsein,

Mir spricht er nur von Krieg und Not.

Da draußen ewig Himmelsblau.

Doch mir wird längst kein Tag mehr hell.

Um mich ist's stündlich kummergrau,

Mein Leid rückt nicht von seiner Stell'.

Man hungert meine Heimat aus.

Man tötet deutsches junges Blut

Und hält mich fern von Weib und Haus.

Wer frinkt da nicht an stiller Wut?

Garret, Juni 1915

Garret, 4. Juni 1915

Gestern abend besuchte ich mit Sch—n und Sch—r eine chinesische Hochzeit auf der Terrasse eines chinesischen Gasthauses in der Hauptstraße von Garret. Der Bräutigam sah im schwarzem Gehrock mit Myr-

ten im Rockknopfloch wie ein Konfirmand aus. Es waren am Ende des Vorplatzes, vor dem Gasthaus, javanische Gamelang-Musikanten und zwei javanische Tänzerinnen. Sie tanzten sehr zart und vorsichtig. Man setzte uns ein Glas Limonade vor. Als ich zahlen wollte, wurde nichts angenommen. Ich gab dem Diener einen Gulden. Auch Spieltische waren da. Es wurde lebhaft gespielt. Lange Reihen Stühle an der langen Vorgalerie. Draußen auf der offenen Straße standen Tausende von Javanen, Männer und Frauen, Garoelleute, die dem Fest zusahen. Die Braut sahen wir aber leider nicht mehr. Die beleuchteten Köpfe standen dichtgedrängt, beschienen von den Azetylenlampen. Wir waren zuerst auch unter den Straßenzuschauern, dann forderte uns der Gastgeber auf, herauszukommen auf den erhöhten und überdachten Vorraum. Die Chinesen waren meist in weißer oder schwarzer europäischer Kleidung, Gehrocken. Nicht einer in Nationaltracht.

Aus Annies Brief hat mich erstaunt, daß sie mir so viel von Christus redet. Sie lebt ganz in der Bibel. Sie möchte, daß ich Griechisch lerne. Sie will es auch und will die Bibel im Urtext lesen.

Garoet, 28. Juni 1915

Seit dem 25. Juni schreibe ich täglich „Meine Neu-Guinea-Reise“. Es war am 23. Juni ein Jahr, daß ich mich in Priok, dem Hafen von Batavia, von Java nach Neu-Guinea einschiffte. Ich schreibe nun täglich über das, was vor einem Jahr am gleichen Tage geschah. Diese Arbeit tut mir sehr gut. Ich bin froh, daß ich jetzt in den Tropen so gut eingewöhnt bin gesundheitlich, so daß ich eine andauernde geistige tägliche Beschäftigung aushalten kann. Das ist aber auch nur im kühl gelegenen Gebirgsort Garoet möglich, daß ich geistig tätig sein kann.

Es war drei Tage ein Zirkus hier. Die Zelte auf dem Aloen=Aloen im Mondenschein, umgeben von kleinen Lichtern der fliegenden Händler, sind ein Bild, das mir nicht mehr aus der Erinnerung fortgeht. Ich möchte es gern aus dem Kopf als Aquarell malen.

Und Nacht um Nacht der Wind hinrauscht,  
Und Nacht um Nacht mein Ohr hinlauscht.  
Und immer die gleichen Sterne ziehn,  
Und immer dieselben Stunden fliehn.  
Und immer nagt in mir derselbe Gram,  
Und keine Nacht ich weiterkam.

Garoet 1915

8. Juli 1915

Seit mir Annie neulich am 25. Juni telegraphierte (aus s'Gravenhage, Holland): „Tout marchera, comme tu le prescrivais. Retourne demain Cecilie, bientôt bonne nouvelle“, seit diesem Telegramm habe ich keine Nachricht mehr. Es ist nun vorgestern der zweite Wochenposttag gewesen, ohne daß ein Brief für mich von ihr hier ankam. Wie bedrückend das ist, wenn man am europäischen Posttag unten im Hotel in der Vorhalle mit allen Deutschen zusammensitzt und nach dem Mittagessen von zwei Uhr bis halb vier Uhr auf den Postboten wartet. Kommt er dann endlich, und Herr H. breitet auf die saubere, glänzende hellgrüne Kachelstreppe, die beim Kontor zum Eßsaal führt, die eingelaufenen Briefe aus, dann verwandeln sich alle fremden Briefadressen in meinen Namen. Aber es wird mir nicht geglaubt, wenn ich rufe: „Aber da ist ja ein Brief für mich, — das ist mein Name!“ — „Nein, da steht ein anderer Name drauf!“ lautet die Antwort fünfzigmal. Bis ich mit leeren Händen fortgehen muß und zusehen, wie die anderen Deutschen nicht schnell genug ihre erhaltenen Briefe aufreißen können. Ich muß mich dann an den Nachrichten der anderen beteiligen, um mich zu vergessen. Aber mein Herz weint leise vor sich hin.

Uns allen war es, als binde man uns mit noch festeren Ketten hier an, als wir hörten, daß einer von uns ganz plötzlich abreisen und nach Deutschland mitten durch die feindlichen Linien unbehelligt heimkehren dürfe. Den ganzen Sonntag freute ich mich mit Sch. Aber am nächsten Tag weinte ich bitterlich vor meinem Bett und betete heftig zu Gott, daß ich doch noch heimkehren dürfte. Das Telegramm

von gestern abend, das vom Kriegsende im Oktober spricht, schien mir eine Antwort des Himmels für mein Gebet gewesen zu sein.

## Brief an seine Frau

Garoet, Hotel Papandajan, 13. Juli 1915

Herzschlag, es ist heute wieder Posttag. Mir ist der Tag immer wie ein Hasardspiel. Wird mir die Poststunde einen Brief von Dir bringen oder eine Niete? So frage ich mich schon Tage vorher und heute jede Stunde. Ich arbeite jetzt immer vormittags weiter am Buch der Neu-Guinea-Reise. Ich nenne es: „Die letzte Küstenschiffahrt. Kleine Erinnerungen von meiner letzten Neu-Guinea-Reise“. Während ich an Dich schreibe, kommt unter den fernen Palmen der Garoet-Gärten europäische Orchestermusik her. Die Kapelle des „Klubs der Weißen“ übt in den frühen Morgenstunden. Der Himmel ist ein schöner blauer Hintergrund zu der gedämpften europäischen Melodie. Wenn Sonnabend vor dem Abendessen dieselbe Kapelle ihre öffentliche Spielstunde im Gartenpavillon des Societätshauses hat, oder wenn sie Sonntag nachmittag fünf Uhr auf dem großen Rasenplatz im Pavillon bei der Moschee und beim Hause des Sultans spielt, dann kann ich es auf meiner Veranda nicht mehr aushalten. Dann macht mich diese Musik todunglücklich, wie Musik mich immer in meinen Kinder- und Jünglingsjahren schmerzte und mich unglücklich machte. Ich glaube, ich hatte schon damals unbewusste Sehnsucht nach Dir. Am Sonnabend weiß ich dann zur Musikstunde nie, wo ich hinlaufen soll. Ich möchte keine Menschen, möchte keine Java-Landschaft mehr, möchte Dir in die Arme laufen. Ich fühle mich recht alt und schwach geworden in solchen Stunden, und überhaupt in diesen letzten Monaten komme ich mir ganz dünnblütig vor. Dieses ewige Sichsehnen und Schmachten von Tag zu Tag nach Dir und der deutschen Landschaft und die ewige Kriegsnot sind wie ein ununterbrochener alptrücker Traum. Es ist, als müßte ich plötzlich erwachen



und sagen können, ich bin bei Dir im Guckelezhäuschen, und alles ist nicht wahr gewesen, es war nur ein Alpdruck. Aber leider träume ich diesen schweren Traum täglich vierundzwanzig Stunden. Und kann nicht erwachen. Der kleine Vogel in dem Götter-Blütenbaum, der über die Straße herüber öfters am Tage viele mal: „Siegrid“ ruft, der tröstet mich so oft. Ich höre bei „Siegrid“ immer Deine Stimme und weiß, der Vogel will mich Dir nahe bringen mit dem Ruf „Siegrid“. Ich habe Deine kleine blaßblonde Puppe im Geist genau vor mir, die Arme hat es jetzt auch einsam in irgendeinem Schrank unserer Wohnung. Sie ist wie ein kleiner Schutzengel Deiner Jugend. Sie dankt Dir heute für Deine Spiele mit ihr, indem sie ihren Namen aus der Ferne dem kleinen Garoetvogel im Traum zugeflüstert hat. Der ruft nun so lieb, wie Du die kleine Puppe früher gerufen hast. Ach Gott, jedes Ding will dazu beitragen, daß wir uns nicht zu weit getrennt fühlen sollen. Wenn nur die Europapost heute nachmittag auch so lieb sein möchte und Deine Briefe endlich herbringen würde! Oder sind alle deutschen Briefe von den Engländern gekapert worden?

Ach, eben kommt ein Deutscher herauf — ein Brief von Dir ist angekommen, soeben mit der Frühpost schon; ich reiße ihn jetzt auf und lese. Ich habe die Frage Deines Briefes, den ich eben las, tief nachgeföhlt: Wo ist der Dauthendey hin, der das Ewigkeitsfest aufgedeckt hat? — Herz, mein Herz, es war ja ein Dichter, der jenes Buch schrieb. Dichter und Wirklichkeit, — das geht nicht zusammen, oder nur dann, wenn der Dichter ganz und vollkommen in seiner Kraft ist. Aber bin ich denn ohne Dich ganz? Es fehlt mir doch mein ganzer Lebensinhalt, wenn ich ohne Dich hinleben muß. Ich bin dann schwächlich, zitterig, ärmlich, unklar und unsicher in meinen Gedanken und möchte mich scheintot auf ein Bett legen und erst wieder bei Dir aufwachen, wenn die Trennung so un menschlich dauert. Du schreibst mir so wenig über mein Sumatra-Gedichtbuch und über meine Gedichte und schreibst wieder soviel über die Bibel.

Bedenke doch, daß ich Künstler, daß ich Dichter bin, der im Leben stehen, mit seiner Zeit mitfühlen soll; und daß ich mich nicht wie eine Frau an der Bibel erbauen kann, da ich zuviel Bibelphilosophie als mir künstlerisch schädlich empfinde und auch schädlich meiner deutschen Sprache, wenn ich in Asien auch noch jüdisch-asiatische Literatur lesen soll.

Eine winzige Hoffnung bleibt mir nur, daß Du in meiner Heimreisefache mehr erreichst, als alle es könnten, da Du mit Liebe handelst. Auf Hilfe hoffe ich immer noch im stillen. Aber ich bitte Dich, zerstöre mir diese Hoffnung, wenn sie unmöglich ist, und schone mich nicht auf diese Weise. Denn keine Wahrheit ist so hart zu ertragen, das sagte ich Dir immer, als es die Unklarheit, als es die Unwahrheit ist. Sieh, Du redest mir in Deinem Brief so zu, als wäre es eine göttliche Sünde, wenn ich schwach bin und vor Liebessehnsucht leide. Aber wie kann einer, der sich so lange Zeit sehnt, stark bleiben! Wenn ich an gebrochenem Herzen sterben würde, so wäre das fast lächerlich auszusprechen heutzutage, so sehr ist es jetzt Mode, sich falsche kalte Kräfte einzureden und nicht die tödliche Süße der Sehnsucht auskosten zu wollen. Ich finde aber, es ist ebenso stark, sich sehnen zu können, als es stark ist, die Sehnsucht von sich durch eingeredete Beweggründe fern zu halten. Der eine Mensch ist nur warm stark, der andere ist kalt stark. Jetzt ist es Mode, kalt stark zu sein, und darum kann mich heute kein Mensch verstehen, und meine Sehnsucht ist in unserer Zeit beinahe eine Beleidigung der kalten Göttin Lebensernst. Der Dauthenden des „Weltallfestes“ feiert eben das Fest tödlicher Liebessehnsucht. Und Du sollst ihn nicht unter den unbeweihten Propheten der Bibel suchen, nicht unter jüdischen Dichtern, denn ein deutscher Dichter ist zart wie die deutsche Wiese und nicht so großartig gewappnet wie die asiatischen Pflanzen Palästinas, wie der Kaktus und die Aloe. Aber ich hoffe immer, daß diese Wartezeit meine Kräfte nicht übersteigen wird, wenn Du mir die Erleichterung des regelmäßigen Briefaustausches zukommen läßt. Ein Posttag ohne

Brief erfüllt mich jetzt, wo ich schon ganz überempfindlich durch die langen Wartemonate geworden bin, mit Selbstmordgedanken. Aber habe keine Angst: zwischen dem Gedanken und der That liegt noch eine lange Reihe von Meilen. Ich male es mir nur aus, da ich eben als Dichter zu nichts anderm als zum Phantasieren da bin, wie mir wäre, wenn ich schmerzlos ins Jenseits schlafen dürfte. Und dort würde ich Dich auch einmal finden. Doch es ist müßig, daß ich solche Gedanken schreibe. Aber sieh mal, Herz, es erwartet mich außer Deinen Lippen zu Hause in Deutschland nicht viel Gutes und nur so viel Unverstand und so wenig Anerkennung, daß mein Fortgehen von der Welt mir innerlich wie äußerlich nützlicher sein könnte. Ich wäre der Welt verständlicher, wenn ich zu den deutschen Bücherschrankgeistern der Literatur gehören würde. Die Zeit, wo die Nation die Dichter wie die Priester ernährt, ist leider noch nicht angebrochen. Ich erlebe sie nicht mehr.

Meine Schrift wird so häßlich, theils weil ich täglich so viele Stunden schreibe, theils weil mein Wesen so voll Ungeduld ist wie ein siedendes Wasser, das voll Hitzeblasen prickelt und nicht mehr glatt liegt, so wie das kalte Wasser es tut. Es freut mich aber, daß Du in der Bibel so schöne Geschichten liest. Und wenn Dir dieses Lesen der Heiligen Schrift so gut bekommt, wie es meiner lieben friedsinigen Mutter bekommen ist, dann segne ich jede Stunde, die Du bei der Bibel verbringst.

Es wird heißer Mittag draußen, und die blauen Berge legen sich ein wenig flacher hin. Der Schwung des Morgens ist von den Berglinien verschwunden. Das denke ich auch immer, wenn ich mein jämmerliches Gesicht im Spiegel suche. Es ist Spätnachmittag in meinen Gesichtszügen. Ich bin mager und verhärmt. Wenn ich meine Hände wasche, so ist mir, als fühlte ich die Finger eines Kindes an meiner Hand, so winzig und glattschlank sind die Hände geworden. Es ist, als wollte der ganze Leib verschwinden, weil er keine Bedeutung mehr findet in der Leere hier.

In der Zeitung stand vor einigen Tagen, der Kaiser habe vor seinen Truppen in Berlin in letzter Woche eine Rede gehalten und gesagt, es gäbe keinen Winterfeldzug mehr. Ist das wahr? Ach, ich freute mich so und schlief einmal wieder nach diesem Telegramm, das wir abends erhielten; denn bis zum Herbst halte ich gut aus. Wenn es nur wahr ist, daß der Kaiser diese Versicherung gegeben hat; aber es klingt eigentlich unglaublich.

Nachts lehne ich im Dunkeln fast in jeder Stunde einige Zeit am Geländer meiner Veranda und gehe mit den Augen um den indischen Sternenhimmel herum. Ich kann so wenig schlafen. Und nachmittags schlafe ich auch nicht mehr. Und morgens stehe ich zwischen fünf und sechs Uhr schon auf. Heute morgen bin ich wieder einmal geritten. Aber allein ist es kein Vergnügen. Deshalb reite ich so selten, weil alles, was man allein tut, nicht schmeckt, wenn man so alt wie ich ist und so dumm wie ich und so unmodisch wie ich.

Liebes Herz, ich wollte Dir erzählen und brach den Satz ab, als Dein Brief vorhin kam. Samstag zog ein neuer javanischer Sultan-Regent hier in Baroet ein. Der alte achtzigjährige Herr dankte ab. Ich war mit drei Deutschen im Smoking morgens um zehn Uhr zum Empfang des jungen Sultans in den Palast zugelassen. Und wir wohnten der Vereidigung durch die holländischen Behörden bei. Du hättest die tausendköpfige Javanenmenge auf dem weiten Rasenplatz vor der Empfangshalle sehen sollen! Alle hatten ihre besten bunten Gewänder an. Es war seltsam, daß wir Europäer beim Empfang den Vorrang vor ein paar hundert javanischen Prinzen hatten. Die standen wie eine Lämmerherde dicht gedrängt um den Rand des Saales. Dieser Saal ist nur ein großes Dach auf einigen Eisensäulen. Er sieht einer viereckigen Markthalle ähnlich, steht vor dem Sultanhaus im Garten, rundum offen, rundum von einem Meer von Gesichtern der Eingeborenen belagert. Auch die Sultansfrauen waren da. Die Achtzigjährige sah noch sehr schön aus. Die junge Frau des neuen Sultans sah



sehr bescheiden aus. Sie trugen schwarzseidene Jacken mit goldenen Treffen bestickt wie die Jacke des Sultans, ein amtliches Kostüm. Um die Beine nur ein handgemaltes Sarongtuch, das sieht wie ein ganz enger fleidsamer Damenrock aus. Es war Farnkraut braun auf weißem Grund in Vatifarbeit auf den Frauenrock gezeichnet. Der Sultan trug auch über der Militärhose einen Vatiktuch-Schurz, ebenso alle hundert uniformierten Prinzen. Um den Kopf hatten sie nachtmützenartig braunweißes Vatiktuch gewunden. Nur die Frauen trugen schlicht gekämmtes schwarzes Haar zur Schau, mit wenig Brillantnadeln geschmückt. Aber sie hatten große Brillanten in den Ohren und Goldketten um die feinen Hälse. Der Empfang dauerte bis halb zwölf Uhr vormittags. Ein Zug Javanenfrauen brachte dem Sultan Geschenke. Sie legten sie auf den Teppich zu seinen Füßen. Und legten sich selbst dazu auf den Boden. Ein javanischer Dichter las, an der Erde liegend und singend, sein Huldigungsglied vor. Nach jeder Rede wurden Böllerschüsse draußen abgegeben. Man klatschte in die Hände. Die Volksmenge jubelte laut wie ein prasseln des Feuer draußen unter dem blauen Himmel und unter den uralten Bäumen des Platzes vor der Moschee.

Es wurden uns Champagner, Gebäck, Zigaretten und Zigarren gereicht. Wir gaben dem alten und dem neuen Sultan die Hand. Sie plauderten gemütlich holländisch mit uns. Dann fuhr das Automobil vor, und wir Deutsche aus dem Hotel Papan-dajan fuhren als die ersten durch die Menschengassen des Festplatzes davon.

Die ganze Stadt hatte geflaggt. Vor jeder Hütte eine holländische Fahne blau-weiß-rot auf einer Bambusstange. Mancher Javane hatte den Fahnenstoff wahrscheinlich abends bei Licht eingekauft und hatte statt der blauen die schwarze Farbe gewählt, — so sah manche Flagge beinah deutsch aus.

Das Abendfest mit Tanz war abgesagt, weil tags vorher der mohammedanische Priester gestorben war. Aber der Festplatz war doch voll von Hunderten



von Lichtern und voll fliegender Garfücken, die schmorten wie beim Münchner Oktoberfest so auch hier für die Javanen, die von der ganzen Provinz zusammengekommen waren.

Lieber Schatz, im Grunde beruhigt es mich doch sehr, daß Du in diesen Wirren so festen Fuß bei Gott und in der Bibel gefaßt hast. Und wenn ich Dich auch so schwer wiedererkenne, so bist Du mir doch dadurch größer und stärker und gibst mir mit Deinen Briefen innerlichen Trost. Aber ich habe keine deutsche Bibel hier und würde auch augenblicklich nicht imstande sein, darin zu lesen, so wie Du, da ich zu viel an meinem Tagebuch und am Reisebuch schreibe. Und außerdem habe ich vor Jahren die Bibel gründlicher gelesen als Du, und ich erinnere mich an alles, was Du mir erzählst. Wie oft las ich an meinem Schreibtisch stundenlang das Buch des Tobias und anderes, um einen Dramenstoff zu finden, bis ich die Bibel sein ließ und über den Stoff der deutschen alttestamentarischen Geschichte von der „Heidin Geilane“ schrieb. Warum wird die „Heidin Geilane“ jetzt nicht aufgeführt? Der ernste religionskämpfende Stoff paßt so gut jetzt in ernstesten Zeiten auf die sich nach Ernst sehnenden deutschen Theater. Ich glaube, daß man nächsten Winter Sinn für ein so ernstes Stück hat.

Herzensschatz, jetzt ist bald Mittagszeit. Ich habe mit kleiner Unterbrechung den ganzen Vormittag bei Dir verbracht. Ich bin davon so wohl gestimmt. Ich möchte die Feder gar nicht hinlegen und immer, immer weiterkugeln, bis ich Dich sehe und mit den Lippen fühle und nichts mehr dann zu sagen habe als „Mein Herz!“

Dein Herrle, Dein unmodisches

Dort in der Nacht, schlafender Mandelbaum,  
Die Lampe bescheint dich streichelnd im finsternen  
Raum.

Heute am Tage, da spielten Schmetterlinge bei dir.  
Jetzt in der Nacht, da stehst du, ach, so verlassen  
bei mir.

Aber dir kehrt die Sonne morgen zurück ins Geäst.  
Morgen feierst du wieder begeistert dein Blütenfest.  
Doch zu mir Verlassenen kommen die Stunden  
nur leer.

Licht ward zur Dornenkrone. Täglich drückt sie  
mich mehr.

Garoet 1915

24. Juli

Die Schlacht um Warschau tobt noch immer fort.  
Es muß ein furchtbarer Kampf sein. Der Himmel  
helfe unseren Männern!

Neulich nachmittag (vor drei Tagen), als ich mir  
von dem Battaker-Barbier in meinem Zimmer die  
Haare hatte schneiden lassen, stand ich mit einem  
Handspiegel vor meinem Waschtischspiegel und wollte  
sehen, ob das Haar an meinem Hinterkopf gut ge-  
schnitten sei. Da sehe ich im Spiegel einen Toten-  
kopf, der mir über die linke Schulter schaut. Ich  
erstaunte. Als ich näher in den Spiegel sah, erkannte  
ich die Umrisse einer Stuhllehne, über welcher mein  
weißer Rock hing. Die Ausschnitte im Holz der Lehne  
bildeten zwei Augen, die unter dem weißen Rock dun-  
kel wie Totenkopfaugen über meine Schulter starrten.  
Ich mußte an das Bild von Böcklin denken. Sein  
Selbstbildnis, auf welchem ihm, wie er geigt, der  
Tod über die Schulter sieht.

In diesen Zeiten, wo die Zeitungen täglich den  
Tod der Tausende auf allen Schlachtfeldern bringen  
und man immer vom Sterben hört, ist man beson-  
ders schreckhaft, und oft glaube und fürchte ich, nie  
mehr nach Europa zu kommen.

Als ich mich dann zum Mittagschlaf auf mein Bett  
legte, träumte ich schwer und wachte unter Bängen  
auf. Ich war im Traum in einem Dampfer. Ich be-  
fand mich in meiner Kabine vor dem Spiegel und  
kämmte mich. Da höre ich erschrockene Ausrufe auf  
den Schiffsgängen und Lärm. Ich fürchtete, dem  
Schiff sei etwas zugestoßen. Da legt sich das Schiff  
schon so auf die Seite, daß ich nicht mehr in meiner  
Kabine aufrecht stehen kann. Ich öffne die Türe. Und

sehe, daß ich draußen nicht mehr fortkomme, das Wasser dringt überall ein. Ich fühle, es bleibt mir nur noch Zeit, ein Gebet zu sprechen. Nur noch ein Gebet, ist der einzige Gedanke, den ich habe. Und der Gedanke stimmt mich so bitter ernst und bitter traurig. Nicht mehr Zeit habe ich zum Leben, als ein Vater unser lang ist, und dann ist der Tod da. Mit diesem Gedanken, nur noch ein Gebet lang Lebenszeit zu haben, erwachte ich. Und wachgeworden, betete ich inbrünstig. Und erschöpft lag ich dann mit offenen Augen auf dem Bett und wiederholte mir das Traumbild, und freute mich allmählich, daß ich doch noch leben durfte, und daß alles nur ein Traum gewesen ist.

26. Juli 1915

Gestern war mein achtundvierzigster Geburtstag, ich verbrachte ihn still. Niemand nahm davon Notiz. Erst spät am Abend gratulierten mir einige Herren im Vorübergehen. Ich fühlte mich recht einsam. Ich dichtete, und das gab mir ein wenig Festlichkeit. Außer den Reisvögeln in den Bäumen vor dem Fenster hat mich an diesem Tag nichts erfreut; die Vögel gratulierten mir schon am frühen Morgen.

Heute redete mich im Kontor, als ich einen Brief wiegen ließ, ein Holländer an. Er fragte, ob ich Schach spiele. Er sagte mir, daß er auch Schriftsteller sei. Sein Vater sei Gelehrter, und er habe sich seit seinem zehnten Jahr mit der Weltliteratur beschäftigt. Er dichte auch. Van Enden, der große holländische Dichter, sei sein Freund. Er selbst übersehe eben Heines Gedichte ins Holländische. Er sagte, seine Mutter sei Österreicherin gewesen. Er selbst war dreizehn Jahre in Deutschland. Er wünschte auch für Deutschland zu kämpfen. Er bot mir seine Papiere zum Heimreisen an. Er wollte mir seinen Paß geben. Er wollte mir behilflich sein, heimzureisen. Ich war ganz verblüfft. Er war Regierungspflanzer. Er habe jetzt seine Entlassung genommen. Er wollte mir auch das Entlassungspapier geben. Er wollte mir in drei Wochen den holländischen Akzent lehren. Mir schwindele. Er spielte drei Schachpartien vor dem Mittag-

Aber dir kehrt die Sonne morgen zurück ins Geäst.  
Morgen feierst du wieder begeistert dein Blütenfest.  
Doch zu mir Verlassenen kommen die Stunden  
nur leer.

Licht ward zur Dornenkrone. Täglich drückt sie  
mich mehr.

Garret 1915

24. Juli

Die Schlacht um Warschau tobt noch immer fort.  
Es muß ein furchtbarer Kampf sein. Der Himmel  
helfe unseren Männern!

Neulich nachmittag (vor drei Tagen), als ich mir  
von dem Wattafer-Barbier in meinem Zimmer die  
Haare hatte schneiden lassen, stand ich mit einem  
Handspiegel vor meinem Waschtischspiegel und wollte  
sehen, ob das Haar an meinem Hinterkopf gut ge-  
schnitten sei. Da sehe ich im Spiegel einen Toten-  
kopf, der mir über die linke Schulter schaut. Ich  
erstaunte. Als ich näher in den Spiegel sah, erkannte  
ich die Umrisse einer Stuhllehne, über welcher mein  
weißer Rock hing. Die Ausschnitte im Holz der Lehne  
bildeten zwei Augen, die unter dem weißen Rock dun-  
kel wie Totenkopfaugen über meine Schulter starrten.  
Ich mußte an das Bild von Böcklin denken. Sein  
Selbstbildnis, auf welchem ihm, wie er geigt, der  
Tod über die Schulter sieht.

In diesen Zeiten, wo die Zeitungen täglich den  
Tod der Tausende auf allen Schlachtfeldern bringen  
und man immer vom Sterben hört, ist man beson-  
ders schreckhaft, und oft glaube und fürchte ich, nie  
mehr nach Europa zu kommen.

Als ich mich dann zum Mittagschlaf auf mein Bett  
legte, träumte ich schwer und wachte unter Wangen  
auf. Ich war im Traum in einem Dampfer. Ich be-  
fand mich in meiner Kabine vor dem Spiegel und  
kämmte mich. Da höre ich erschrockene Ausrufe auf  
den Schiffsgängen und Lärm. Ich fürchtete, dem  
Schiff sei etwas zugestoßen. Da legt sich das Schiff  
schon so auf die Seite, daß ich nicht mehr in meiner  
Kabine aufrecht stehen kann. Ich öffne die Türe. Und

sehe, daß ich draußen nicht mehr fortkomme, das Wasser dringt überall ein. Ich fühle, es bleibt mir nur noch Zeit, ein Gebet zu sprechen. Nur noch ein Gebet, ist der einzige Gedanke, den ich habe. Und der Gedanke stimmt mich so bitter ernst und bitter traurig. Nicht mehr Zeit habe ich zum Leben, als ein Vater unser lang ist, und dann ist der Tod da. Mit diesem Gedanken, nur noch ein Gebet lang Lebenszeit zu haben, erwachte ich. Und wachgeworden, betete ich inbrünstig. Und erschöpft lag ich dann mit offenen Augen auf dem Bett und wiederholte mir das Traumbild, und freute mich allmählich, daß ich doch noch leben durfte, und daß alles nur ein Traum gewesen ist.

26. Juli 1915

Gestern war mein achtundvierzigster Geburtstag, ich verbrachte ihn still. Niemand nahm davon Notiz. Erst spät am Abend gratulierten mir einige Herren im Vorübergehen. Ich fühlte mich recht einsam. Ich dichtete, und das gab mir ein wenig Festlichkeit. Außer den Reisevögeln in den Bäumen vor dem Fenster hat mich an diesem Tag nichts erfreut; die Vögel gratulierten mir schon am frühen Morgen.

Heute redete mich im Kontor, als ich einen Brief wiegen ließ, ein Holländer an. Er fragte, ob ich Schach spiele. Er sagte mir, daß er auch Schriftsteller sei. Sein Vater sei Gelehrter, und er habe sich seit seinem zehnten Jahr mit der Weltliteratur beschäftigt. Er dichte auch. Van Enden, der große holländische Dichter, sei sein Freund. Er selbst übersehe eben Heines Gedichte ins Holländische. Er sagte, seine Mutter sei Österreicherin gewesen. Er selbst war dreizehn Jahre in Deutschland. Er wünschte auch für Deutschland zu kämpfen. Er bot mir seine Papiere zum Heimreisen an. Er wollte mir seinen Paß geben. Er wollte mir behilflich sein, heimzureisen. Ich war ganz verblüfft. Er war Regierungspflanzer. Er habe jetzt seine Entlassung genommen. Er wollte mir auch das Entlassungspapier geben. Er wollte mir in drei Wochen den holländischen Akzent lehren. Mir schwindelte. Er spielte drei Schachpartien vor dem Mittag-



essen mit mir. Er gewann alle drei. Er rauchte lebhaft und war sehr nervös. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Er will sich seinen Bart abnehmen lassen. Er ist mir dann ähnlich. Er ist mager, hat schwarzbraunes Haar, braune Augen. Auf seinen Paß könnte ich wohl reisen. Aber dieses lebhaftes Angebot macht mich ganz stumm, ganz schwindlig vor banger Hoffnung. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen darf. Gott rate mir!

Hier im Hotel sind seit zwei Tagen zweiundvierzig christliche Sendlinge versammelt. Es sind drei religiöse Tage. Männer, Frauen und Kinder. Der holländische Herr sagt auch, daß er zu der Vereinigung gehört. Sie singen und haben fromme Vorträge in der Sozietät und in dem Vetsaal.

Gott, hilf mir! Ach hilf, daß ich heimreisen darf!

Ich höre eben dem frommen Gesang mit Orgelbegleitung im Abend über die Gärten her auf meiner Veranda zu. Ich habe eben das elektrische Licht aufgeschraubt. Es ist sechs Uhr abends. Ach, es ist doch etwas sehr Beruhigendes in dem frommen Liede frommer Menschen. Es ist wie ein Flügelpaar, diese Musik, die einen höher hinauf in die göttliche Abgeklärtheit trägt. Aber außerdem schmerzt es. Es liegt so viel Europaheimweh in dem christlichen Lied für mich. Es ist mir, als stehe hinter den Palmen eine Würzburger Kirche.

#### Gebet

Allmachtgott, du naher,  
Seit ich zu dir halte,  
Wird mein Kummer leichter,  
Glatt die Sorgenfalte.

Gott der hellen Höhe,  
Gott der klaren Tiefe,  
Selig machst du alle.  
Daß dich jeder rief!

Bist die Lebensruhe  
An der wilden Straße.  
Bist die Lebenswelle  
In der toten Masse.

Vin dir voll ergeben.  
Glücklich macht Dein Wille.  
Dein Wunsch ist mir Freude,  
Gott der Lebensfülle.

Garvet, 2. August 1915

### Brief an seine Frau

Garvet, Hotel Papandajan, 18. August

Liebes Herz!

Wieder ein Posttag ohne Lebenszeichen von Dir. Der zweite Posttag in vierzehn Tagen! Ich verstehe gar nicht, warum ich kein Wort mehr von Dir höre; seit Du in Deutschland bist, habe ich keinen Brief von Dir erhalten.

Dein letzter Brief war vom 24. Juni aus dem Haag in Holland. Und Dein letztes Telegramm war zum 25. Juli, meinem Geburtstag.

Seit zwei Monaten weiß ich nun nicht mehr, wo Du eigentlich lebst und wie. Ob Du in Berlin bist? Oder bei Freunden in Bayern? — Nichts weiß ich. Ach, hättest Du mir doch einmal Deinen Aufenthalt telegraphiert, daß ich im Geiste bei Dir sein kann.

Hier ist es eiförmig. Immer derselbe Sonnenschein unter blauem Javahimmel. In voriger Woche Sonnabend und Sonntag waren die großen Rennen hier. Am Sonntag abend war im Gesellschaftshaus hier die Verteilung der silbernen Rennbecher.

Da die Pferdebesitzer meist vornehme Javanen waren, so saß an der einen Seite im Sozietätsaal der Regent mit dem Hof. Jeder aufgerufene Hofherr mußte im javanischen Tanzschritt, begleitet von drei javanischen Tänzerinnen, zum Tisch hintanzen, wo ihm vom holländischen Präsidenten des Klubs der Becher überreicht wurde.

Dann tanzte auch der Sultan ganz allein mitten im Saal, umgeben von den drei sehr schönen Tänzerinnen, vor den Europäern.

Auf den Straßen ging, da zugleich javanischer Neujahrstag war, jeder Javaner, auch der ärmste, in neuen Kleidern. Wie Menschenbilder auf dem Grünen. Alle

Straßen sahen aus wie Bilder mit ganz neuen, frischen Farben. Eben fertiggemalt. Nie sah ich in meinem Leben vorher eine so bunte Welt beisammen.

Heute sagt die Zeitung, die deutsche Heeresverwaltung teile in Deutschland mit, daß sie genügend mit Vorräten für den Winterfeldzug vorbereitet sei. Damit scheint also endgültig bestätigt zu sein, daß der Krieg wirklich noch einen Winter dauern wird. Ich hoffte immer noch, daß die großen Siege Deutschlands über die Russen und der Fall Warschaus den Krieg abkürzen würden.

Aber es muß wohl noch gut sein für die Menschen, daß sie noch einen Winterfeldzug dulden und leiden sollen, wenn der Himmel den Krieg noch einen Winter zuläßt.

Wir wird es schwer, mich in diesen Gedanken zu finden. Aber es bleibt einem nichts anderes übrig, als zu dulden. Es wird wohl auch einen Nutzen haben, am Ende.

Ich bekomme von einem Herrn hier einen Frack geliehen, und dann will ich mir vom Generalgouverneur eine Eintrittskarte zu den großen Hochzeitsfesten in Solo verschaffen. Die sind Anfang September. Sie sollen märchenhaft werden. Der javanische Kaiser dort heiratet eine sechzehnjährige junge Javanin. Man sagt, er wurde von seiner ersten Frau geschieden, weil sie ihn geheiratet hat, da er noch Kronprinz war. Nun ist ihr Kind deshalb nicht kaiserlich. Denn es muß unter der Krone geboren sein. Er war damals noch ungekrönt. Man glaubt nun, daß diese neue Heirat nur eine äußere Formsache ist. In drei Monaten spätestens würde die neue junge Kaiserin vergiftet werden. Heimlich. Und dann würde der Sultan, nachdem er durch die Formheirat dem Brauch Genüge getan (gegenüber den holländischen Behörden), wieder die erste Frau, die er liebt, von neuem heiraten.

Welche grauenhafte Voraussage! Ich freue mich, nach Solo zu reisen. Es ist eine Tagereise mit der Bahn von hier. Dort lebt der javanische Kaiserhof. Und dort sieht man mehr als in Djokja das alte javanische Leben.

Ich habe neulich einen deutschen Herrn kennen gelernt, der javanische Gamelang-Musik für Klavier bearbeitet hat. Dieser Herr ist mit dem Hof in Solo seit Jahren befreundet. Er kennt alle alte Musik Javas. Er sagte mir, ich wäre der erste Europäer, dem er begegnet sei, der das Wesen der javanischen Musik begriffen habe. Javanische Musik will nämlich nicht aufregen, wie europäische Musik. Sie will einen ins Nirwana versetzen, und sie wirkt hypnotisierend und zuletzt süß einschläfernd, so daß man fast ganz wunschlos wird. Als würde einem ein leichter Schlaftrunk liebebeischend eingeträufelt. Ich sagte zu ihm, ich sähe das als einen Vorzug der Musik hier an, daß sie beschwichtigend wirke und nicht aufpeitschend. Die meisten Europäer finden diese Musik langweilig und sind zu ungeduldig, um die Süße dieser herrlichen, glücklichen Melodien genießen zu können.

Die Europäer sind wie ungeduldige Schulkinder, die noch nicht Raum genug, noch nicht Nirwana genug in sich haben, um der javanischen Seelenmusik folgen und sich ihr mit Genuß hingeben zu können. Mir kommt aber die Gamelang-Musik ganz selbstverständlich vor, als wäre sie das Instrument der Engel des Himmels. Diese Musik träumt und ist dabei so einfach, so seligmachend, wie der Duft einer Teerose beglücken kann. Ich werde Dir, sobald ich die Noten erhalten habe, javanische und auch chinesische Musik schicken. Gamelang-Musik erinnert am meisten an ein sanftes Klavierspiel. Es ist die Gamelang-Musik eine Versammlung (Orchester) von Instrumenten, die ähnlich sind den kleinen Metallklavieren, die man als Kind in Europa zum Spielzeug bekommt und die man mit Holzhämmern spielt. Aber diese hier in Java bestehen aus großen Metalltöpfen, die abgestimmt sind und auch mit Holzhämmern gespielt werden. Und dazu kommt noch Gong und eine ganz seltsame altmodische Stehgeige, ähnlich unserem Violoncell. Auch gibt es einige Trommeln dazu. Es spielen ungefähr immer zehn Musikanten zugleich. Und es ist wie ein Trillern von Silbergabeln mit dem dumpfen Untergrund der Gongschläge und dem Holzklang, der so mild trau=

lich dazwischen tönt, wie ein Beil im Waldhackern, wenn man von weitem der Waldarbeit zuhört.

Ich möchte sehr gern für Reinhardt ein ganzes Gamelang-Orchester mitbringen, wenn er es will. Es wäre zu Friedenszeiten ein nie dagewesener Genuß für uns, einen javanischen Tanz und javanische Musik echt zu sehen.

Es gibt jetzt gar keine Moskiten. Die Tage sind warm und vom Winde angenehm durchfächelt. Es ist ein wirklich paradiesisches Klima in diesen javanischen Wintermonaten jetzt. Dabei strotzt die Palmenwelt und die Fruchtbaumwelt wie zu Hause im August von Fülle. Wenn es je ein Paradies gab, so kann das nur hier auf Java gewesen sein. Das muß ich trotz meiner trostlosen Seelenverfassung, trotz meiner Sehnsuchtsqualen täglich zu mir sagen. Und ich danke Gott, daß er mich hierher und nicht an einen weniger schönen Platz verbannt hat, wo ich dulden muß, bis es Frieden wird.

Eben läutet der Mittag-Gong. Es ist ein Uhr. Ich muß in den Eßsaal hinunter. Ach, wie lange muß ich noch ohne Dich allein die Mahlzeiten nehmen? Wird es wirklich noch einen ganzen Winter sein müssen?

Tröste Dich wenigstens damit, daß ich es äußerlich hier gut habe. Die Hotelverpflegung ist ausgezeichnet, dabei das Zimmer und alles tadellos reinlich. Die Spaziergänge sind wundervoll. Nur fürs Herz habe ich nichts.

Tröste mich doch Du auch bald damit, daß Du gesund bist. Daß ich Dich bei guten Menschen weiß, oder bei Deiner Mutter. Diese Unruhe, daß ich nichts von Dir weiß, quält mich nun außer der Sehnsucht auch noch. Nun hoffe ich bis nächsten Montag zur nächsten Europapost Dich als Brief zu küssen. Aber heute ist erst Mittwoch.

Grüße alle lieben Freunde in Deutschland und danke allen herzlich von mir, die Dir Gutes tun.

Herz,

Dein Max



## Aus einem Brief an seine Frau

Garroet (Java), 23. August 1915

Liebes Wieß, dummes, eben kommt ein Brief von Dir aus dem Haag, vom 29. Juni in Berlin geschrieben und aus dem Haag hierhergeschickt, wo Du Dich dummes Wießchen nennst. Du schreibst den Brief, als Du, zurück aus Holland, im Hospiz in Berlin wohntest. Ich bin ganz dicht neben Dir hergegangen, während ich las, und war so in Berlin, daß ich eigentlich gar keinen Freibrief mehr brauche. Ich denke, es wird eine Zeit kommen müssen, wo, wenn die Gedanken so dicht irgendwo landen können, der Körper auch hin kommt ohne Schiff und ohne Eisenbahn. So war es mir eben, als ich diesen Brief las. Ebenso, als ich Deinen vorletzten Brief neulich bekam, den aus München vom 12. Juli. Du mußt wissen, daß ich fast gar nicht hier bin, sondern im Geist überall, wo Du bist. Und daß ich jetzt, seit ich von Dir fort-reiste, seit über einem Jahre, stärker im Geist als im Körper lebe.

Ich bin eigentlich auch nur im Geist hier. Denn mein Körper lebt nicht eingewurzelt, wo er keine Liebe genossen hat. Und er liegt eigentlich immer in einer Art Scheintod. Ich esse, so wie man einen Scheintoten oder einen Dauerschläfer nährt. Ich lache, ich spreche, aber ich bin dabei geistlos, witzlos, oft fast dumm und einfältig in meinen Äußerungen, weil mich hier nichts fesselt. Und alle müssen hier vom Dichter Max Dauthendey die schlechteste Vorstellung bekommen. Denn ich lebe nicht als Dichter, sondern in allen Stunden wie eine mechanische Figur, die nur das tut, was sich geziemt den Fremden gegenüber. Und die, wenn sie allein ist, nichts denkt, als wie sie mit der Sehnsucht sich auseinandersetzt. Teilß betäube ich mich durch Lesen oder Gedichteschreiben in den Alleinseins-Stunden.

Am liebsten aber höre ich viel oberflächlichen Lärm um mich. Viel banalen Witz, viel Sprechen, sinnloses und endloses, nur nicht zu anstrengendes Sprechen, denn ich habe für nichts Geist und Sinn. Und alle

weh zu beschreiben. Es sieht aber immer mehr aus, daß der Krieg nochmals einen Winter, wenn nicht noch zwei Winter, dauern wird. Wo bin ich dann, nach dieser Zeit, mit dieser Heimwehkrankheit hingeraten?! Ich kann und mag es nicht ausdenken. Der Winter steht wie ein böses Gespenst vor mir. Ich bin bald am Ende meiner geduldigsten Kräfte.

Meinen Beovogel habe ich jetzt in einem Käfig oben auf der Veranda stehen. Er spricht viel mehr Malaiisch, als ich verstehe, und ich sehe im Wörterbuch nach, das neben mir auf dem Schreibtisch liegt, um zu verstehen, was er spricht. Ich gehe nachts noch, abends um halb ein Uhr, im Mondschein spazieren, da es so schön hell und dunkel, angefüllt zugleich vom Mondlicht und Mondschatten, in den Baumgängen Garoets ist. Ich kann vor Heimweh abends nie schlafen und bin erschöpft von Sehnsucht und irre schlaflos mit meinem Heimweh zigarettenrauchend umher. Oft bete und weine ich auf der Bank neben der Moschee am Aloen=Aloen im Dunkeln. Dann bin ich wenigstens etwas erleichtert, wenn ich mich unter den ewigen Blicken der Sterne ausgeweint habe und wenn ich ins Dunkel zum großen Dunkel gebetet habe, — zur Ewigkeit, die alles kann, alles weiß. Und die auch Wunder wirken kann. Fällt eine Sternschnuppe quer über den Nachthimmel über den Riesenbaumkronen des Aloen=Aloen, wünsche ich heiß und stark dem Wunsch, der jetzt Tag und Nacht von mir Besitz genommen hat, baldige Erfüllung.

Nur die Sorge mir übrig blieb.

Nun habe ich bald die Sorge lieb.

Die Sorge redet ernst und schlicht,  
Die Sorge wie eine Mutter spricht.

Bist du mit der Sorge auf du und du,  
Dann siehst du der Wahrheit des Lebens zu.

Liebst du mich, Gott, dann Sorge gib.  
Die Sorge macht uns das Leben lieb.

Garoet 1915

## Brief an K. H.

Baroet, Java, 22. September 1915

Lieber K.!

Im Brief, den ich mit letzter Post über Strömstad sandte, ließ ich Dir schon danken, aber ich muß es nochmals heute an Dich direkt sagen, wie herzlich dankbar ich Dir bin für alles Gute, was Du meiner Annie und mir in dieser schweren Zeit getan.

Werden wir uns überhaupt wiedersehen? Es sieht täglich schwieriger aus. Vorher hatte ich wenigstens Pläne und Hoffnungen, von hier durchzukommen. Sie wurden weniger und weniger. Und nun sagt man auch noch, der Krieg würde noch zwei Jahre dauern. Die ernstesten Leute hier behaupten es. Ich fange an, es auch einzusehen. Aber überleben werde ich das wohl kaum.

Das Gedichtbuch im Bürstenabzug bekam ich vor einigen Tagen. Für das schöne Vorwort und den Wunsch, daß ich zum Friedensgeläut bei euch in Deutschland sein sollte, da danke ich halt recht herzlich Dir und dem Verlag. Aber wenn der Frieden erst in zwei Jahren eingeläutet wird, dann — bin ich im Geist bei euch, aber der leibliche Teil ist aufgezehrt bis dahin vom Heimweh. Das brennt Tag und Nacht. Es wird schlimmer statt besser. Ich möchte überhaupt lieber, als diesen Winter noch mich abzuquälen, gleich davon.

Ist das nicht zum Berrücktwerden, wenn einer über ein Jahr auf einem Bahnhof sitzt und auf den nächsten Zug wartet, um heimzureisen. Und nun sagt man ihm, er müsse noch zwei Jahre in dem Wartesaal zubringen. Und dabei kommen unausgeseht Depeschen aus der Heimat, daß dort das Größte und Schwerste sich ereignet, das sich jemals zugetragen. Und immer sieht er Züge nach der Heimatrichtung abgehen, die seine Briefe mitnehmen. Aber ihn nimmt kein Zug mit. Ist das nicht schon zum Berrücktwerden, wenn man sich das vorstellt? — Und nun am eigenen Fleisch solchen wahnwitzigen Wartezustand erleben zu müssen — dagegen sind alle Qualen Dantes in der „Göttlichen

Komödie" eine Kinderei. Welcher Teufel konnte solchen Zustand ausfindig machen, um sich an mir zu rächen? Er ist mindestens so groß wie Hindenburg in seiner Kriegskunst.

Und denke Dir weiter, in all der Zeit muß ich an einem Ort leben, wo es so fremd, so ohne Europa=Erinnerungen ist, daß ich bald gar nicht mehr weiß, ob es noch Birken und Tannen, Schnee und frische Luft auf Erden gibt. Und die Frauen sind braun und auf ihre Weise schön zu nennen. Aber es ist doch keine Annie dabei, und wie kann man überhaupt nach neunzehnjähriger Liebe eine andere Seele lieben, als die, der man sich für immer ergeben hat?

Als Kind, wenn man nur Schokolade essen wollte und kein Mittagessen, wurde einem gedroht, fürs Leben in eine Konditorei eingesperrt zu werden. Man würde das bald satt haben, erklärten die Erwachsenen. Nun — ich sitze nun bald ein Jahr in dem süßen Java, das einer Konditorei gleicht, wo alles aus Schokolade ist und aus Vanille und Fruchtcrème. Die Bäume, diese ewig schönen Palmen, die ewig mit den ewigen Blattschwänzen vor der Sonne herumwedeln, die ewigen Fruchtfaucengerüche in der Luft, voll Ananasgedanken und Vanillesentimentalität und in ewiger Küchenwärme, wo der Herd noch nachts weiter geheizt ist, — als Deutscher in dieser strengen, großen Zeit hier sein zu müssen! Es ist so schamrotmachend, daß ich mich wundere, daß die Tinte, die Dir diesen schmachvollen Zustand schildert, nicht in der Feder rot wird. Aber es ist eben holländische neutrale Tinte, die spürt nichts.

Lieber K., ich habe mit letzter Post auch einen Brief an den Verlag geschickt und gebeten, ob man mir durch eine Adresse an den Kaiser heimhelfen könnte. Der Kaiser könnte die Militärbehörden zu einem Ausnahmefall umstimmen, wenn er den Wunsch ausspräche, mich gegen einen Engländer austauschen zu lassen. Ach, ich bitte Dich herzlichst, befürworte doch eine solche Adresse. Du rettetest mir damit mein Leben. Ich sagte das auch neulich dem Verlag. Noch einen ganzen Winter oder gar zwei hier in den Tropen, — das ist zuviel für einen deutschen Lyriker. Ich werde ent-

weder verrückt oder muß mir was antun. Es ist voller, einfacher Ernst.

Alles, was ich hier täglich sehe und erlebe, sehe und erlebe ich ja gar nicht mehr. Ich bin mit Leib und Seele innerlich zu Hause. Und gerade dieser Zwiespalt macht verrückt, wenn er sehr lange dauert.

Hört mich und glaubt nicht, daß ich mit dichterischer Überschwenglichkeit meinen Zustand übertreibe. Niemand kann mir heimhelfen als der Kaiser, wenn er die deutschen Militärbehörden zu einem Ausnahmefall bewegt. Nur er kann das, wenn kein Gesetz es kann.

Ein Dichter ist doch auch schließlich für sein Land so viel wert wie eine Kathedrale, die man schont und nicht unnütz vernichtet.

Hoffentlich bist Du, lieber K., mit all Deinen Lieben wohl und nicht so gequält, wie ich hier am Ende der Welt.

Euer Max

8. Oktober 1915. Freitag. Morgens 7 Uhr

Seit Sonnabend nacht bin ich krank geworden. Ich hatte Sonnabend abend einige Stunden in der Villa Dolce mit vier Deutschen verbracht. Herr St. spielte den Flügel, und Herr F. aus Soerabaja machte mir Kartenkunststücke vor, wir tranken einige Glas Whisky-Soda, und als ich unter den Garoetsternen um halb zwei Uhr nach Hause ging, da schmerzte bereits mein Magen. Am nächsten Morgen konnte ich mein Frühstück nicht essen und mußte mich vor Bauchschmerzen auf meinen Liegestuhl legen. Herr F. besuchte mich zufällig den Morgen, später Herr Sch. Niemand wollte einsehen, warum ich Schmerzen haben sollte, da ich mich stundenlang unterhielt. Mittags aber, als ich nur einen Teller Makkaronisuppe gegessen hatte, mußte ich mich zu Bett legen um ein Uhr. Ich lag bis gestern, Donnerstag. Denn in der Nacht vom Sonntag zum Montag erwachte ich mit Fieber und mit furchtbaren Schmerzen unterhalb und rechts vom Nabel und über der Leistengegend. Ich dachte aber noch nicht an Blinddarmentzündung. Der Schmerz



krampf drehte mich im Bett um und um. Zuerst glaubte ich, es würde ein Riesendurchfall beginnen. Unter kaltem Schweiß und heißem Schweiß und Schmerz tastete ich mich hinaus, konnte kaum gehen und kaum noch denken. Ein starker Brechreiz dabei. Es war sehr quälend. Kein Mensch, kein Diener in der Nähe. Es war mir zu weit zum Eßsaal, wo sie alle am Steinboden schlafen. Es hätte mir auch kaum nützen können.

Zu meinem Unglück ist der einzige Arzt von Garoet ein leidenschaftlicher Blinddarmabschlachter. Allen Leuten will er diese Operation machen, auch wo keine Schmerzen sind. Darum ließ ich ihn nicht rufen und behandelte mich selbst. Sterbe ich daran, so sterbe ich, weil ich es wollte, und nicht, weil Narkose oder Operation nicht richtig arbeiteten. Vorläufig geht es noch, so wie ich mir durchhelfe. Denn das Fieber ist ganz fort. Nur habe ich Schmerzen beim Aufrichten, Sitzen und Bücken. Am besten ist flaches Liegen auf dem Rücken. Heute Freitag ist der sechste Schmerzentag. Heute morgen um fünf Uhr machte ich wieder einen nassen Wickel. Um sechs Uhr brachte der Junge Tee ans Bett. Morgen am siebenten Tage müßte ich eigentlich gesund sein.

Garoet, Montag, 11. Oktober 1915

Seit gestern bin ich wieder ganz wohl und kann alles essen. Ich bin aber noch sehr mäßig. Ich machte nachts immer weiter kalte Umschläge. Diese sind doch in allen Entzündungsfällen immer das Beste und das Kräftigendste. Heiße Milch trinken tut auch so gut. Nur ist man als Kranker vor Schmerzen so energielos und entschließt sich schwer, aufzustehen und sich selbst einen Umschlag zu bereiten. Denn selbst ein Handtuch auszuringen, ist anstrengend beim Kranksein. Ich habe soviel in dieses Buch nachzutragen, daß ich kaum weiß, wo anfangen. Zuerst der Krieg und dann meine vielen Träume.

... Es scheint mir, gottlob, noch Dinge zwischen Himmel und Erde zu geben, die der Verstand der Herren Menschen nicht ergründen kann. Nur aus

diesem Grunde, aus Andacht vor der Unergründlichkeit, aus Verehrung vor der Übergröße des Daseins bin ich abergläubisch. Und ich bin es immer mehr von Herzen, je älter ich werde. Der Mensch ist endlich und hat Grenzen. Deshalb ist seine große Waffe der Erkenntnis, der Verstand, auch endlich. Aber die Seele, der Geist der Schöpfung, der auch im Menschen lebt, ist unendlich. Doch die Seele stellt nichts fest wie der Verstand, sie weiß alles im Unbewußten, ohne es in Worte und Erklärung kleiden zu können. Denn Menschenworte sind endlich. Sie müßte, um sich zu erklären, die Urweltsprache sprechen, die keine Worte hat. Und die sie auch spricht, indem sie fühlt und fühlen läßt. Gefühl ist die Ewigkeitssprache alles Lebens. Wer fühlt, erkennt mehr als der, der Worte sucht zur Erklärung; Worte beschränken das Gefühl. Verstand ist Beschränkung im Gegensatz zum Gefühl.

Djokja, 1. November 1915

Im Eisenbahnzug, als ich in der Abenddämmerung von Solo\*) nach Djokja durch die schönen halbdunklen javanischen Felder, Palmenwälder, Strohhüttendörfer, über Ströme und breite, mit Regenbäumen wie mit Lauben bewachsenen Landstraßen fuhr und, je dunkler es wurde, die Feuerfunken, die roten, aus der Lokomotive immer lebhafter am offenen Wagenfenster vorbeiblizten, da versank ich ganz in Schwerkmut, daß ich nicht als ein hoher javanischer Prinz und Dichter zugleich in Djokja oder Solo geboren bin. Und ich fühlte mich, als wäre ich arg zurückgeblieben in meinem Innern dadurch, daß ich aus dem maschinenreichen, neuzeitlichen, schulmäßigen armen Europa stamme, das sich nun selbst zerfleischt mit den wahnwitzigsten Waffen, die es nicht nur aus Meteorsteinen

---

\*) In der Zeit vom 23. Oktober bis zum 1. November 1915 wohnte Max Dauthenden in Solo auf Java den Hochzeitsfeierlichkeiten des dortigen Sultans bei. Die Schilderung, die er in seinem Tagebuch davon gibt, ist unter dem Titel „Die Hochzeit des Nagels der Erde“ in der ersten Abteilung dieses Bandes „Erlebnisse auf Java“ abgedruckt.

und Eisen geschmiedet hat, sondern aus wildestem Ehrgeiz und wildester Reichthumsucht unedelster Art, in dem wahnwitzigsten Krieg, der je auf der Erdkugel ausgebrochen ist.

Ich fuhr heute zum zweitenmal in einer Woche nach Parangtritis an die Südküste. Ich besuchte dort einen kleinen Tempel auf einer Anhöhe. Als ein Mann mir den Tempel aufschloß, war aber ein mit weißem Betthimmel sauber verhangenes großes mohammedanisches Grab darin, das, fünf Stufen erhöht, aus der üblichen langen Steinplatte und zwei aufgerichteten kleineren Spitzsteinen am Fuß und am Kopfbende bestand.

Ich war auf die falsche Anhöhe gegangen; statt dem kleinen Tempel der Göttin und Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans habe ich ein altes Grab besucht.

Der Hügel des Tempels der Kaiserin sieht dem Hügel des Grabtempels sehr ähnlich, liegt aber, wenn man von Solo kommt, vorher an der Landstraße. Ich bin leider vorübergefahren. Ich wollte diesen Tempel sehen, um ihn zu beschreiben für die Aufführung in einem Theaterstück, das ich vielleicht über die Festlichkeiten bei der „Hochzeit des Nagels der Erde“ dichten möchte.

Ich fuhr um halb zehn Uhr in Djofja ab und kam um halb fünf Uhr nachmittags im Auto wieder zurück.

Unterwegs war überall in den Feldern reiche Zuckernernte. Die Halme waren haushoch. Eine Kuh vor einem reifen Zuckerrohrfeld sieht wie ein kleiner Hund aus im Verhältniß zur Höhe der Riesenhalme.

Es war bedeckter Himmel, windig warm am Meer. Der Sandstaub bewegte sich über die aschgrauen Dünen, die zu wandern schienen. Der breite Strom, den man, nachdem man das Auto verlassen hat, mit einem kleinen Wagen durchwaten muß, war heute angeschwollener. Und als ich zurückfuhr, war er noch höher, und beinahe wäre mir der Rückweg abgeschnitten worden, und ich hätte vielleicht bei der Kaiserin des südlichen Indischen Ozeans übernachten müssen oder beim Grab.

Diofja, 3. November 1915. Dienstag abend

Ich war heute bei den Tempelruinen von Brambanan. Fuhr morgens sieben Uhr vierzig hin und kam nachmittags vier Uhr dreißig zurück.

Immer bin ich tagsüber zu jeder Stunde erstaunt, wenn ich aus meinen europäischen Gedanken aufstehe, meinen Tropenhut aufsetze und auf die Straße trete, wo ich die kleinen halbnackten, bescheidenen Javanen vor der Tür und in der Stadt finde. In den Hotels vergißt man beinah, daß man bei einem fremden Volk in fremdem Lande lebt. — Den Javanen ist alles, was die Europäer bauen, viel zu groß, wie zu große Kleider. Wenn man die Javanen in den Eisenbahnstationen sieht, so sind alle Türen zu hoch, die Fensterbrüstungen unnütz hoch, die Möbel im Wartesaal zu hoch, das Haus sieht wie ein Riese aus, das Zwerge in Schutz nimmt. Aber es ist nicht wohnlich und heimisch im Zwergstil für Zwerge berechnet. Die Europäer hier in Java bauen nur für sich und übersehen den Javanen ganz. So wie ich ihn vergesse, wenn ich im Hotelzimmer denke, lese, schreibe, so vergißt der europäische Architekt und Baumeister den Javanen, wenn er am Reißbrett Baupläne zeichnet. Auch die Städte, die Eisenbahnwagen, die Trambahnen, alle öffentlichen und unöffentlichen Europäerhäuser sind nicht für das Land Java, für das gefühlvolle, geschmeidige und graziose Land Insulinde gebaut, sondern für Holland-Europa.

Dieses Zweiseelenleben täglich zu bewältigen, ist für einen harmonie- und einheitsbedürftigen Menschen, wie es Grundbedingung für einen Künstler und Dichter ist, so ungemein anstrengend auf die Dauer. Und dieses strengt mich mehr an als das rein javanische unschuldige Hirtendasein der Bevölkerung hier. Es ist die unkünstlerische europäische Gewaltherrschaft, die man, wenn man einfach und ehrlich zusieht und hinguckt, wohl einige Zeit übersehen und nur unklar erleben kann, aber auf die Dauer wird sie zu deutlich, drängt sich auf, beleidigt den Künstler und ehrlichen Menschenkenner und quält einen im Herzen unsagbar.

Alles koloniale Leben ist Räuberdasein und Zwingherrschaft. Dieses sollten die Europäer bedenken, wenn sie Kolonien gründen. Sie laden sich Schuld auf und gehen an ihren Kolonien, so wie Rom und Athen, zugrunde. Warum konnte denn China Jahrtausende ohne Kolonien auskommen? Weil es weiser und tieffühlender und herzlich einfacher regiert wurde.

Garoet, 4. November 1915

Abends neun Uhr. Donnerstag. Gestern abend sieben Uhr kam ich in Garoet an, zurück von Djokja—Solo.

Ich war morgens halb zwölf in Djokja abgereist mit dem Java-Express.

Es war seltsam, wie sich im Gebirge von Preanger die Fruchtbarkeit verlor. Keine Zuckerrohrfelder, keine Tabakfelder mehr, die um Solo und Djokja hoch und reich standen. Reisfelder mit vielen Wasserflächen bildeten die Fruchtbarkeit in Preanger.

Gestern abend erhielt ich viele Briefe. Einen auch vom Konsul W. vom deutschen Generalkonsulat aus Batavia. Er teilt mir mit, daß ich, wenn ich in Britisch-Indien wäre, jetzt nach Hause dürfte. Denn es ist ein Abkommen zwischen England und uns getroffen, daß von jedem Lande die Dienstuntauglichen heimreisen dürfen.

Leider bin ich aber im neutralen Land Java, und da muß ich bleiben. Es ist schrecklich. Aber er schreibt mir auch, daß viele hohe Persönlichkeiten für mich in London wirken, Lord Aberdeen, Lord Haldane, Lord Courtney und Bernhard Shaw, — durch sie würde ich Papiere erhalten. Aber Annie schreibt mir heute, daß der französische Schriftsteller Romain Rolland, der für mich nach London schrieb, um mich frei zu bekommen, zur Antwort bekommen habe: da ein deutscher Dichter, Lissauer, das Haßgedicht gegen England verfaßt habe, sei man in London nicht sehr geneigt, einem deutschen Dichter heimzuhelfen.

Das deutsche Konsulat in Batavia darf mir aber nicht über das Mittelmeer, sondern über den Stillen Ozean, Manila, Amerika heimhelfen, — diese Weisung



gab das Auswärtige Amt in Berlin, Herr Legationsrat Zimmermann. Er soll mir helfen, sobald ich die Papiere von England besitze.

Zu Hause habe ich in meinem Zimmer alles gesäubert gefunden. Auf dem Verandatisch stand ein weiß und rosa Rosenstrauß. Mein Beo schrie mir heute den ganzen Tag wieder das eine Ohr voll. Denn das andere Ohr ist immer noch zu.

Möchte so gern es singen, wie mir's ums Herz bestellt.  
Zu welchem Ohr wird's dringen? Taub ist des  
Krieges Welt.

Taub vom Geschrei der Wunden, taub von der Waffen  
Schlag.

O, hätt' ich heimgefunden! Wann klart mein Heim-  
kehrtag?

Die Stunden stumm sich scharen. Land, Menschen  
wurden Traum,  
Die einst mir Heimat waren. Mich schluckt der Fremde  
Raum.

Garret, 10. November 1915

12. November 1915, ein Uhr mittags

Jetzt ist die heiße Stunde. Auf meiner Veranda scheint alles zu brennen, so heiß ist es. Ich mußte ins kühlere Zimmer gehen. Ich wundere mich, daß die Blätter der Bäume, die Landstraße unten, die Häuserwände und die Holzbrüstung nicht große Hitzeblasen treiben. Denn die Luft glüht vom grauheißen Himmel herab wie aus einem Ofen, in dem Eisen geschmolzen wird. Der Verggrat des Goentoor im Nordwesten steht mit bleiblauem Hizedunst behangen und scheint zu schmelzen und sich in bleiblauen, heißen Hizer Rauch aufzulösen. Mein Kopf liegt matt auf meiner rechten Schulter, es ist mir, als könnte ich ihn nie mehr gerade richten. Mein Kopf scheint aus Eisenwellblech zu sein, so heiß ist er und will plagen. Die Strohmatten hängen vor der Veranda herab, aber sie engen die Luft, die erstickende, ein. Es gibt

sicher ein Gewitter, ein Erdbeben oder einen Taifun. Die Luft glüht, die Erde glüht, das Haus glüht, und ich glühe mitten darin.

Endlich regnet es und donnert ein wenig.

Gestern am 11. November sollte der große Friede sein, nach der Weissagung der Quersummenrechnung. Heute am 12. November wissen wir noch nichts davon. Aber es ist mir seltsam, daß ich einen Kalenderzettel heute morgen fand, den ich zu Anfang des Krieges auf der Schiffsbrücke beim Kapitän Roscher auf dem Postdampfer „Manila“ vom Bretterboden aufsaß und aufbewahrte. Der Zettel ist vom Sonntag, dem 26. Juli 1914. Und der dritte Vers des Liedes lautet:

Nie soll weiter sich ins Land  
Lieb von Liebe wagen,  
Als sich blühend in der Hand  
Läßt die Rose tragen.

Nikolaus Lenau

Denselben Vers hatte mir vorher im Juni eine alte Freundin, Frau K., im Brief geschrieben und mich an das Lenausche Lied erinnert. Nun fand ich damals bei Kriegsausbruch das Lied auf dem Schiff, auf dem ich fuhr, auf einem Kalenderzettel. Und heute finde ich diesen Kalenderzettel, den ich gut in einer Briefftasche mit Annies Wildern verwahrt hatte, auf dem Mattenfußboden meines Zimmers. Ich las ihn wie zufällig unter dem Stuhl auf und war überrascht. Ist es eine Vorbedeutung, daß ich das Lied wiederfinde?

Wenn ich nur jeden Tag einen Brief von Annie haben könnte! Ich fühle mich immer so aufgerichtet von ihren Briefen. Nach ein paar Tagen falle ich dann wieder zusammen. Ich bin so stark, während ich ihre lieben, klugen, klaren und herzlich guten Worte lese, dann aber wird der Brief wie die Rübenmenschen des Rübezahls. Die Worte verrunzeln und welken, und der Brief stirbt Ende der Woche, und ich warte auf einen neuen zum nächsten Wochenanfang.

Junge Menschen haben keine Seele. Die Seele ist ein Aroma, das sich erst mit den Jahren aus dem Leben im Menschen ansammelt, wie ein Geist aus dem Weh- und Wohlinhalt vieler Jahre. Es ist gar keine Kunst und gar kein Verdienst, wenn man durchs Altwerden Seele oder Aroma des Lebens bekommt. So wenig, wie es ein Verdienst ist, daß man, wenn man sich satt gegessen hat, keine Suppe mehr mag und kein Gemüse, sondern Kaffee, Zigarre und Likör, lauter stark duftende Dinge. Als reifer Mensch stört man die unreifen nur mit seiner Satt-heit und mit seinem Verdauungsüberblick über das Leben. Die jungen Leute lieben keine Würde, aber sie fürchten sie, sehen sie als notwendig an, aber nicht als unterhaltend. Unterhaltend ist Würde nur für die Würdigen im würdigen Alter.

### Wunschlosigkeit

Ein wolkenstärker, enger Tag,  
Wie ich ihn in der Heimat mag,  
Liegt über Reisfeld und Vulkan.  
Der Morgen sieht sich dunkel an.

Und der Mimosenbäume Zeile  
Windstill am Wege. Und ich teile  
Den Ernst der Straße, die gebleicht  
Wunschlos in weite Ferne reicht.

Und lautlos, wie nur Vögel fliehen,  
Javanen durch die Felder ziehen.  
Sie tragen Gras in Bündeln fort  
Und tauschen nur ein Flüsterwort.

Lautlos zu sein ist ihr Behagen.  
So still. Man hört die Wolken fragen:  
Wo will der Weg der Menschen hin?  
Wunschlosigkeit hat frommen Sinn.

Garret 1915

Garoet, Sonntag, 14. November 1915

Heute mittag war mir ganz wehmütig, daß mein Voo nicht dabei war, als ich wie immer für mich allein am Tisch meiner Veranda saß und aß. Ich stehe sonst beim Essen auf und stecke ihm etwas durch die Käfigstäbe zu. Er tanzt so lange auf seinen Stangen im Bauer herum und so auffallend, bis ich komme und ihm etwas bringe. Ein wenig Kartoffel oder Brot oder Frucht und morgens ein wenig vom weichen Ei bekommt er immer. Und ich lasse mich gern von ihm bei Tisch stören und verwöhne ihn ein bißchen. Wir sind gute Kameraden geworden. Heute fehlt er mir, und meine Veranda scheint mir verlassen.

Garoet, Donnerstag, 18. November

Vorgestern ist Herr D. mit kleinem Sohn und Kinderfräulein hier angekommen. Herr D. war der erste Mann in dem großen deutschen Geschäft von B. M. & Co. in Singapore. Er wurde mit allen Deutschen zu Anfang des Krieges 1914 in ein Gefangenenlager bei Singapore gesetzt, wo auch der franke W. war, der hier lungenkrank liegt. W. wurde wegen seiner Krankheit zu Weihnachten freigegeben. Und kam hierher. D. aber entfloh Mitte Februar 1915, als der indische Armeeaufstand in Singapore war, mit dem Leutnant L. (von der Emden) in einem chinesischen Sampan (Barke) über das Meer nach Sumatra. Das beide bis Padany durchquerten. Von wo sie später mit einem holländischen Schiff nach Batavia kamen. Seitdem lebt er auf Java. L. aber gelang es im Frühjahr, nach Manila und nach Amerika zu reisen, und er soll jetzt in Deutschland angekommen sein. Warum gelingt das mir nicht? Ich verstehe nicht, weshalb ich trotz aller Mühe nie eine Gelegenheit finde, hier fortzukommen.

Seit dem 15. November begannen die schweren Nachmittaggewitter, die mit Sturzregen ein paar Stunden dauern. Oft sind die ganzen Tage jetzt wolkenbedeckt. Und ich muß an die halbdunkeln Novembertage Deutschlands denken und genieße den Anblick der grauen javanischen Wolkendecke am Himmel.

Gestern abend schon und heute abend wieder ist ein großer Schwarm von fliegenden Termiten-Ameisen, großen Dingern, ausgeflogen und wirbelt massenhaft um die elektrischen Lampen am Mast bei der Hotel-ecke vor meiner Veranda. Einige kamen eben in mein Zimmer unter die Glühbirne am Waschtisch. Sie rascheln mit den vier großen Flügeln an der Kalkwand des Zimmers hinauf und herab. Sie werfen unruhige große Schatten aus der Luft herab, wenn sie fliegen. Aber verblüffend ist, daß sie ihre vier Flügel, einfach wie ein Esser Messer und Gabel hinlegt, ablegen und flügellos weiterlaufen, wenn man sie anfaßt. Immer glaube ich, daß alle fliegenden Ameisen ihre Flügel sich selbst machen und sie künstlich an ihren Körper anlegen, zum Liebesflug. Immer kam es mir so vor, als seien die Ameisenflügel gar nicht angewachsen. Sie haben sich in ihrer Ameisenkultur bereits Flügel erfunden, die sie aber nur zum Liebesflug anlegen dürfen, diese Flugmaschinen.

### Gestern und heute

Ach, gestern schossen sie hier voll Mut.  
Die Bäume stehen bespritzt mit Blut.

Was tun sie heute? Was tun sie dort?  
Sie gehen im Gras umher ohne Wort,  
Den Helm im Nacken, sie stehen gebückt,  
Soldat bei Soldat heut Blumen pflückt.

Heut grub man den tapferen Toten das Grab,  
Heut senkt man sie blumengeschmückt hinab.  
Nicht eine Hand heut ans Töten denkt.  
Sie sind ins Blumenpflücken versenkt.

Der Fuß geht vorsichtsvoll, nicht hart,  
Und Wiesenhalme umwehen den Bart.  
Sie pflücken alle. Sanft pflückt die Hand,  
Die gestern Zeit nur zum Töten fand.

Und bald vielleicht liegt still und starr  
Dieselbe Hand in der Blumenschar.

Baroet 1915



## Wie ich mich schäme

Wie ich mich schäme, wenn ich mich labe,  
Daß ich täglich mein Essen habe.  
Wie ich mich schäme des Bettes, der Kissen,  
Und meine Brüder im Schneefeld zu wissen,  
Die da im Laufgraben brechen ihr Brot,  
Zur Seite den kältesten Freund — den Tod.

Wie ich mich schäme der tatlosen Hände,  
Die ich nur falten kann täglich ohn' Ende,  
Den Himmel droben um Segen zu flehen,  
Segen für sie, die im Feuer heut stehen,  
Schäme mich meiner Atemlust,  
Schäm' mich im Schlafe noch unbewußt.

Schäme mich blind vor den Sonnentagen,  
Die da glänzen, nicht Kummer tragen,  
Sehn' mich nach Nebel, nach grauem Regen,  
Darin die Tage sich trauernd bewegen.  
Schäme mich stündlich und trage Gram,  
Bald erstick' ich an dieser Scham.

Garoet 1915

Garoet, Dienstag, 30. November 1915

Seit vierzehn Tagen habe ich keine Post bekommen. Nun muß heute doch endlich wieder ein Brief von Annie kommen. Ach, ich mag schon gar kein Wort mehr über meine Herzdürre reden oder schreiben. Am wohlsten ist mir, wenn ich tagelang an einem Kriegsgedicht arbeiten kann. Dann vergesse ich alles bei der schönsten Arbeit der Welt, beim Dichten.

Der Kapokbaum, der dünne, blattleere vor meinem Fenster, zeigt jetzt unter seinen vielen handgroßen grünen Schoten einige Bündel brauner getrockneter Schoten, die aufgeplatzt sind, und silberweiße Wolle schaut heraus.

Jetzt gibt es täglich Mango-Früchte (Manga sagt man hier) zum Nachtsch zu essen. Auch Bananen wie immer und kleine grüne Apfelsinen (Tjiroet). In den Gärten blühen alle Rosen, gelbe, weiße, rosa und purpurrote. Auch Dahlien und die ewige Kletter-

pflanze, die weiß und lila Rispenblüte der Glyzinen. Auch Veilchen in Töpfen, weiße Orchideen und große weiße Lilien und blaßlila Flocks in Büschen, dazu die ewig dunkellila blühenden Bugainvilleblüten. In einem Garten der Regentenstraße sahen Frau K. und ich gestern abend beim Heimweg mitten auf einem Kieselsteinplatz im Garten vor der Veranda eines holländischen Hauses einen großen, dichtblühenden tief-lila Bugainvillebaum, der hatte, trotzdem er rein lila-farben dastand, unter seinem Stamm an der Erde statt eines dunkeln Abendschattens einen leuchtenden lila Blütenteppich von abgefallenen Blüten. Er war auf der Erde wie ein lila Spiegelbild der lila Krone des Baumes ausgebreitet.

Wenn ich bedenke, wie kahl jetzt Nordeuropa im letzten Novembertag dasteht. Wind und Nebel in den Straßen. Warme Öfen in den Zimmern. Wollebekleidete und pelz umhüllte Menschen. Vermummte Leute vor den glänzenden leuchtenden Schaufenstern auf nassem dunkeln Asphalt im Regen wie schwimmende Schatten unter schwarzen Regenschirmen vorüberziehend. Und hier alle Türen Tag und Nacht offen, grüne, dichte, schattige Baumgänge. Die Gärten voll Sommerblumen. Vögelzwitschern. Die Javanen, braun wie die Erdgüte, halbnackt. Kleine Kinder ganz nackt am Weg. Kleine Frauen mit entblößten schönen, runden, milchschweren Brüsten nähren ihr Kind am Weg unter den Bäumen und vor den Verandastufen ihrer Strohmattenhäuser. Alles lebt in der ewigen Sommerluft. Ich bin im weißen Leinwandanzug. Und habe nur eine Regjacke als Unterjacke an. Weiße Stiefel aus Leinwand. Und der weiße Strohhut ist morgens oft zu dünn; ich muß den schweren weißen Tropenhelm zum Sonnenschutz tragen. Und dazu die reifen und reisenden Früchte an den Bäumen vor den Augen. Nie endet die Fruchtzeit des Landes. Mangos und Drangen und Zitronen und Kokosnüsse, Durian und Sauersack und viele, viele andere Früchte kommen und gehen. Aber nie ist eine fruchtleere Zeit an den immergrünen Fruchtbäumen hier. Aber das schlimmste ist: als Europäer wundert man sich darüber nicht. Man

sieht es kaum. Man geht herum und denkt, es muß so sein. Es ist ja warm hier, es sind hier die Tropen; auf dem Globus und im Atlas liegt das Land unterm Äquator. Das hat man schon in der Schule gehört, daß es hier immer grün ist, und daß es hier immer Blumen und Früchte gibt. Der Europäer bringt sich durch seine Schulweisheit und durch sein nüchternes Hinschauen auf die Tropen um den schönsten Lebensreiz, um den Lebensgenuß. Er vertieft sich nicht in die Genüsse des Landes. Er tadelst meistens die Eingebornen, daß sie sich in dem Reichtum nicht so arm und so arbeitsgequält wie Europäer benehmen. Er schimpft, daß der dumme Javane keine Arbeit tun will, keine Maschinenarbeit, daß er keinen Sinn für Kapitalistenthum hat wie der Chineser. Und dabei bedenkt der Europäer nicht, wie fleißig der Javane seine Reisfelderterrassen bestellt, mit der Hand jede Ähre aus dem Saatbeet ins Feld setzt und die Bewässerung immer gut von Terrasse zu Terrasse instand halten muß. Der Europäer bedenkt nicht, daß in dem fruchtreichen Land unser Bauer aus Europa nicht so hart arbeiten würde. Außerdem weben die Frauen nicht nur, sie sind auch Künstlerinnen. Und das Kleid jeder javanischen Bauernfrau ist von einer Künstlerin mit Wachs auf Leinwand handgemalt, ebenso das Kopftuch und das Schultuch. Der Javane hat sich seine Tänze, seine Tänze der Hände, erfunden, seine Schattentheater und seine Menschentheater, seine Gamelangmusik, seine Volks- und Heldenlieder, seine Märchen und Geschichten. Alles das sieht der geld- und arbeitgierige oder der touristenflüchtige Europäer wohl, aber es wundert ihn nicht, so wie ihn der ewige Sommer, die Hautfarbe der Javanen, die Nähe des Äquators nicht wundern. Er will es nur gesehen haben, oder er sieht es überhaupt nicht und will in Java immer von Europa sprechen und mit Europa vergleichen, und er beschimpft bei diesem Vergleichen sinnlos fremdes schönes Land und fremde eingeborne Leute. — Der europäische Dünkel ist mir in Asien so zuwider, wie mir in Europa das dünnkelhafte Frankreich oder das nun noch dünnkelhaftere England zu-

wider war vor dem Krieg. — Warum genießt der Europäer immer sprechend, immer schwägend wie eine Elster? Warum genießt er nicht aufnehmend, schweigend, besonnen wie ein Javane, wie eine Pflanze, wie ein vernünftiges Wesen? Der Europäer ist kindisch im Genießen. Und er sieht auf die Javanen herab, an Frechheit überlegen, wie die Teufel der Hölle, die die Engel des Himmels Kinder nennen. Dem Europäer von heute in Asien fehlt das schönste, höchste Gut der Welt, das ist die natürliche Unschuld. Er fühlt sich schuldig, er fühlt sich Eindringling, darum wird er geschwätzig, sieht nichts vom Schönen und Guten hier und ärgert sich über Ruhe, Weisheit und Stille und Friedlichkeit der Javanen, die ihm überlegen sind an Unschuld der Natur. Ganz wenige Europäer sehen das ein, zucken die Schulter, können es nicht ändern und adeln sich wenigstens dadurch, daß sie schweigen, das Land und seine Leute nicht beschimpfen und sich im stillen fortsehen nach ihrer Heimat, wo sie sich einst so unschuldig gefühlt haben wie die Javanen bei sich.

Unter diesem Eindruck, daß ich mich vor dem feingebildeten Javanen der tyrannischen Macht meiner Europabrüder hier schäme, leide ich den ganzen Tag in Asien.

Dazu kommt die Sorge um des großen Krieges Not und die Sehnsucht nach Annies Liebe. Wahrhaftig, ich leide eine ganze Masse und wehre mich dabei nicht, weil alle Wehr augenblicklich nutzlos ist. Meine einzige Wehr sind meine Gedichte. Und daß es mich dann fränkt, wenn die Garoet-Deutschen, die meisten, es unbeachtet lassen, wenn die „Deutsche Macht“ in Batavia neue Lieder von mir bringt, — das ist doch selbstverständlich. Und selbstverständlich ist auch, daß mir von den Mitgefangenen etwas Anerkennung, mündliche, wohlthäte.

Als Belohnung für meine Treue erhalte ich eben einen Brief von Annie vom 12. und 13. Oktober aus Pasing bei München. Sie ist also noch in Deutschland. Sie schreibt mir so lieb. Ach, wie glücklich kann ich sein, sie zu haben. Ich will nichts, nichts

anderes mehr im Leben. Ich hatte gestern schon, als nur die Zeitschrift „Woche“ für H. ankam und niemand einen Brief erhielt, auf Post verzichtet, und nun kommt der Brief doch noch heute früh. Ich muß gleich antworten, da es morgen fürs Postschiff schon zu spät wird.

Annie schreibt, eine Wahrsagerin habe gesagt, der Dezember würde schwer für mich werden. Aber im Februar würde ich reisen können.

Gern will ich einen schweren Dezember erdulden, wenn ich nur dann endlich reisen darf, heim zu ihr und zum geliebten Deutschland.

Warum aber fürchte ich immer, daß ich hier sterben muß auf Java?

Gestern sind dem H. die zwei javanischen Köche fortgelaufen, denen er eben bewiesen hatte, daß sie Zucker in Massen gestohlen hatten. Und um vier Uhr nachmittags wird der kräftige halbjährige kleine Hermann, der Sohn der Frau H., krank und hat 39 Grad Fieber und ist keinen Brei und bricht alles aus. Hier geschieht so viel Geheimnisvolles in Java. Und es wäre möglich, es hat von den Köchen einer dem Kind etwas Schlimmes ins Essen getan oder in die Milch. — Dieses unsichere Gefühl, daß hier alles Phantastische leichter geschieht als irgendwo, hatte ich vom ersten Tag in Java. — Es ist das Land der Zahl dreizehn für mich. — Und doch liebe ich die Landschaft und die Javanen und die Seele und den Körper dieses Landes sehr.

Ich habe in der Abenddämmerung nochmals Annies liebe Briefe von heute beim Tee durchgelesen und war so schön weltzufrieden und schrieb dann beim Anschauen des lautlosen und schmucklosen Dunkelwerdens auf der Veranda vor der deutschgrauen Tropenlandschaft ein kleines Gedicht für Annie.

O, ich habe gebetet unter dem nächtlichen Baum,

O, ich habe gebettelt um eine Gnade nur.

O, ich fragte beim Reichtum der Sterne im  
Raum.

Götter, lenket das Glück auf meine Spur!



Ging und wurde schweigend wortlos entlassen.  
Ging und schwieg vor mich hin in den leeren Gassen.  
Baroet 1915

Sonntag, 5. Dezember 1915

Vorhin, als ich nach dem Mittagessen ein wenig mit Frau G. bei dem kranken W. saß, da kamen wir auf Blumen zu sprechen. Im Garten draußen blühte eine seltsame rote Tropenblume, die Blüte glich einer roten Koralle. Aber sie ist den Augen schädlich und macht sie krank. Und wir kamen auf Flieder, Maiglöckchen, Nelken, Eichenlaub, Birkenlaub und deutschen Wald zu sprechen, und wir überboten uns jeder darin, eine andere schöne deutsche Blume zu nennen, und wir wurden so freudig erregt dabei, als stünden wir auf einer deutschen Wiese und gerieten in Entzücken, Blume um Blume zu finden und zu bewundern. Es ging uns wie hungrigen Schiffbrüchigen, die sich alle Speisen der Küche vorstellen, um sich angenehme Gedanken zu machen und ihren Hunger mit Phantasiebildern zu stillen. — „Es geht doch nichts über, ach, Deutschland, Deutschland über alles!“ schloß Frau G. seufzend die Blumenunterhaltung.

In der neuen Nummer, dem Dezemberheft der „Deutschen Wacht“ steht mein Gedicht „Des Königs Sturz“ gedruckt. Ich erhielt es gestern zugesandt. Ein gedrucktes Gedicht von mir muß ich immer viele Male lesen und nachprüfen und untersuchen, ob auch alles gut ausgedrückt ist, und ich genieße es eigentlich erst, wenn es so unwiderruflich klar gedruckt vor mir liegt. So geht es mir mit allen meinen Büchern, wenn sie mir der Verlag frisch gedruckt zusendet. Wie ein Kind, das eine Weihnachtsspielsache nicht aus der Hand legt, so gehe ich mit meinen Neudrucken zufrieden umher und lese sie immer wieder und lege sie in der ersten Zeit ungern zur Seite. Bis ich davon müde werde. Dann erst trenne ich mich.

Ach, wenn ich nur einmal Annies Stimme wieder neben mir hören würde! Mein rechtes Ohr ist heute wieder fest zu. Vorübergehende Taubheit auf einem

Dhr soll in den Tropen oft vorkommen, sagte heute Frau K. zu mir. Ich glaube, mein rechtes Dhr ist zu, weil seine Seele Urlaub von mir genommen hat und zu Annie nach Europa gewandert ist, um dort ihre Stimme zu suchen. — Es dämmert. Die Zikaden beginnen zu schnarren, ich höre es auf einem Dhr. Der Sonntag neigt sich seinem Ende zu. Zu Hause bei Annie ist es jetzt mittags zwölf Uhr. Sie geht bald zu Tisch. Ich will ausgehen und mir die Sonntagssehnsucht damit vertreiben, daß ich einen kleinen Bilderrahmen für Annies Bild einkaufe.

Es war eben ein schöner weinroter Abendwolkenhimmel. Er verblaßte aber schnell. Ich wollte auf den Aussichtsturm, aber die eiserne Tür oben war zu. Meine Zimmertüre geht seit einiger Zeit auch schwer auf, die Schwelle ist von Feuchtigkeit geschwollen. Es ist, als wollte die Türe keine lästigen Besucher hereinlassen. Denn Türen haben ebenso wie Menschen und alle Dinge ihren Willen. Ich freue mich über den Willen meiner treuen, guten Zimmertüre.

Garvet, Dienstag, 8. Dezember 1915

Habe gestern nachmittag Briefe von Annie vom 18. und 20. Oktober bekommen, mit meinem Brief vom 13. Juli, Abdruck in der Frankfurter Zeitung. Und auch mit einer Notiz in der Münchener Zeitung vom 20. Oktober, daß der Schweizer Schriftstellerverein den englischen Gesandten in Bern bewogen hat, für mich bei der englischen Regierung um freies Geleit nachzusuchen (Reise nach den Vereinigten Staaten).

Bis jetzt habe ich noch nichts gehört von der englischen Regierung. Es wird auch kaum etwas eintreffen, denn Sch., der doch als Neu-Guinea-Beamter freie Heimreise haben sollte, hat bis jetzt noch keine Papiere aus London erhalten, trotzdem ihm dieselben schon im Juli-Anfang angekündigt wurden durch das Berliner Auswärtige Amt.

Geduld, Geduld, mein altes dummes Herz! Einmal muß es doch auch wieder Frieden werden.

Die Bäume laut im Dunkeln rauschen,  
Der Wind nimmt mich zur Ferne mit.  
Ich muß noch nachts der Sehnsucht lauschen,  
Mein Ohr horcht hin auf jeden Schritt.

Der Sehnsucht ist es nie genug.  
Die Bäume reden schnell im Winde,  
Und Schmerzen, die ich täglich trug,  
Ich nachts noch spät am Wege finde.

Garoet 1915

Garoet, Freitag, 10. Dezember 1915

Draußen der dünne Kapokbaum vor dem Fenster hängt jetzt ganz voll brauner Kapseln. Viele davon sind aufgeplatzt und zeigen dicke weiße Wolle, gekräuselt wie Schafwolle und auch so silberglänzend weißgelblich. Der Baum hat immer noch keine Blätter. Viele Monate hat er nun schon keine Blätter. Nur die Schoten, die erst wochenlang grün an den wagerechten Ästen hingen und nun alle vertrocknet reif sind und sich abhählen und den Wolleninhalt zeigen, bleiben zah bei ihm.

Heute vormittag las ich in dem „Preanger-Boten“, daß am 20. Dezember ein Dampfer Arakan der neuen Java-Pazifik-Linie von Soerabaja nach Makassar-Manila-Hongkong-San Franzisko geht. Ich kann nun nicht nach dem englischen Hongkong reisen, darf aber vielleicht bis Manila mitreisen, und von dort findet sich vielleicht Gelegenheit für mich, mit einem Lastsegelboot nach Amerika zu kommen.

Ach, wenn diese Reise möglich wäre! Es wäre großartig! Mit einem Schlag, so angenehm plötzlich sich auf dem Weg gen Amerika-Europa zu befinden. Ich bat das Konsulat um Reisegeld, da ich nichts mehr besitze als mein Monatsgeld für Dezember. Heute Abend will ich auch nach Batavia telephonieren. Ich möchte mich so gern laut freuen, wage es aber noch nicht, ehe ich weiß, ob man Deutsche auf den Schiffen der neuen „Pazifik-Linie“ reisen läßt.

Baroet, Sonntag, 12. Dezember 1915

Ich habe gestern und heute aufgeräumt und für alle Fälle zu packen begonnen. Welche Unmasse beschriebenen Papiers sammelt sich in zehn Monaten bei einem Schriftsteller an, das ist kaum zu glauben. Ich habe Unmassen fortgeworfen und zerrissen. Ich habe alle Briefe geordnet. Annies Briefe in gesonderten großen Umschlägen gesammelt und ebenso die Briefe der Bekannten in anderen Umschlägen und die Gedichte auch in Briefumschlägen, die ungedruckten.

Schön ist es, wenn im dunkeln hohen Goldregenbaum da drüben am Regentenweg eine goldene Wolke aufglüht, als solle der Baum Feuer fangen. Und es ist, als glühte ein Geist, der sich im Baum einen Schlafplatz gesucht hat, und lachte mir zu.

Welche Krankheit steht mir jetzt bevor? Ich glaube, ich habe neulich zum zweitenmal geträumt, daß ich mich im Traum selbst gesehen habe. Man sagt, wenn man sich im Traum selbst sieht, muß man sterben. Ach, ich möchte vorher noch einmal Annie küssen und Deutschland wiedersehen. Früher, lieber Himmel, laß mich nicht von der Erde fortgehen!

In der Ferne spielt wieder die Musik aus dem Klubhaus. Es ist heute abend so totenstill. Jetzt liegt schwarze Finsternis draußen. Kein Stern, kein Baum, nur tiefe Schwärze ist vor der Veranda. Die Grillen schrillen und bohren sich in die Stille. Und Moskiten erscheinen und beginnen lästig zu werden. Es muß schon wagrechter Halbmond sein. Aber es ist vor Finsternis nichts zu sehen. Totenstille überall, als läge in dieser Finsternis Schnee, der alle Geräusche zudeckt. Dabei ist es warm wie im Augustabend in Würzburg.

Meine Neu-Guinea-Heidentümer habe ich vom Nebentisch auch weggeräumt und in meinen großen Koffer gepackt. Auf der Veranda auf den beiden Seitentischen sind nur die zwei goldgerahmten Bilder der schönen Chinesenfrauen bei mir und auf dem andern Tisch der zugedekte Beokäfig, der abends mit braunrotem Batikstoff verhüllt wie ein Sarg dasteht. Ach, wenn ich nur abreisen dürfte am 20. Dezember

nach Manila. Aber Herr F. höhnte mich gestern im Eßsaal. „Packen Sie nur wieder aus,“ sagte er so laut, daß ich Angst hatte, die anwesenden Engländer würden es hören. Er sagte auch noch: „Englische Spione wissen längst, daß Sie reisen wollen. Und übrigens nimmt die Pazifik-Linie gar keine Deutschen nach Manila mit.“ Ach, wenn er wüßte, wie sehr mich mein Herzmuskel schmerzte, als er das so plump und laut heraus sagte. Er mag ja wohl recht haben. Aber warum zerreißt er mir die paar Stunden Hoffnung, die ich eben aufatmend genießen möchte?

Er hat alles hier, Frau und Kinder, und tut den ganzen Tag nichts. Ich habe nichts als meinen Atem hier. Ich habe kein Weib, kein Geld. Und außerdem quält mich die Angst immer, daß mir Gedichte und Tagebuch nicht so gut gelingen möchten, wie ich es wünsche, da das fremde schwüle Klima die Gedanken nicht überschüssig frisch macht. Dieser Mann ist außerdem dreiundzwanzig Jahre in den Tropen in Asien, und ich bin nur Durchreisender und bin auch zu alt, um mich nochmals an das neue fremde Klima gewöhnen zu können.

### Dual

Wie Berge einsam bin ich. Möchte klagen.  
Muß täglich, stündlich in die Leere fragen.  
Reisvöglein hat es gut dort im Geäst,  
Das ab und zu fliegt zu der Brut im Nest.

Der Leute Schritte in der Bäume Schatten,  
Die vor dem Haus hinwandern ohn' Ermatten,  
Sie wissen still und stet ihr täglich Ziel.  
Doch Ungewißheit treibt mit mir ihr Spiel.

Die Hahnenschreie, die vom Zaun herschallen,  
Hell heimatlich im Ohr mir widerhallen.  
Ein Rechen vor der Thür scharrt hin und her, —  
Einfachste Laute, von Erinnerung schwer.

Doch Krieg verhüllt mit grauer Luft die Ferne.  
Vergeblich such' ich nach der Heimat Sterne.



Kein Frieden zieht mehr in die bange Brust.  
Nie hat mein Blut von solcher Qual gewußt.

Garoet 1915

Garoet, 14. Dezember 1915

Auch einem schönen isabellenfarbenen Ponie begegneten wir. Das hatte so schönes, rotgoldenes glattes Seidenhaar am Leib wie das Haar auf dem Kopf meiner Annie. Und es hatte eine so weißhaarige Mähne und weißes Schweifhaar wie die Augenbrauen und Wimpern, die weißseidenen, meiner Annie. Als ich stehenbleibend dem Ponie nachsah, wendete es von weitem den Kopf nach mir um und wieherte stehenbleibend einen Augenblick, als lache es laut. Wollte das rotgoldene Ponie mich von Annie grüßen? Sicher, ich bin fest überzeugt.

Aus Batavia noch keine Nachricht, ob ich am zwanzigsten reisen darf. Meine Koffer sind beinah fertig gepackt.

Abends sechs Uhr

Heute nachmittag bekam ich einen Brief von Konfus W., daß die Java-Pazifik-Linie, die neue, keine Passagiere mitnimmt; er sagte, es wäre auch schwer, von Amerika heimzukommen. Ich bin traurig. Mit der Reise ist es also wirklich nichts. Ich darf nicht darüber nachdenken, es bedrückt mich zu sehr.

Gestern abend las ich im Berliner Tageblatt vom 23. Oktober, daß in Deutschland wöchentlich zwei fleischlose Tage gehalten werden müssen, und an drei Tagen darf nicht mit Fett gekocht werden. Ich habe heute beschlossen, auch zwei fleischlose Tage wöchentlich zu halten. Und als ich es beim Mittagessen sagte, meinte Herr von A. höhnend, das wäre dann eine Entfettungskur. Nun habe ich die aber nicht nötig. Ich habe hier fünf Pfund abgenommen und wiege nur achtundsechzig Kilo. Als mir der Junge die Fleischplatte reichte, legte ich ganz in Gedanken ein Bratenstück auf meinen Teller. Aber ich ließ es liegen und aß es nicht. Ich aß nur Gemüse, Kartoffeln, kleine Pfannenkuchen und eine Orange. Das war

reichlich genug und bekommt mir viel besser. Heute morgen aß ich auch kein Fleisch, nur zwei Eier. Ich finde, das ist das wenigste, was man tun kann, wenn man aus der Ferne im Frieden zuschaut, wie sich die Heimat quält, daß man sich ein wenig Beschränkung im Essen freiwillig auferlegt aus Mitgefühl und Ehrung für die Leiden und die Leidenden in der bedrängten deutschen Heimat.

Heute nachmittag träumte ich auf meinem Bette liegend: Ich sah einen Käfig, ähnlich groß wie mein Beokäfig. Darin saß eine große blaue Kronentaube, wie es welche in Neu-Guinea gibt. Die Taube, die wunderbar blaue, schien mir aber im Traum mein Beo zu sein. Sie begann den Hals zu strecken und wurde einem Phönixvogel ähnlich, sie streckte sich und schwebte dann bis an das Dach des Käfigs. Dabei schloß der Vogel verückt die Augen und hatte den Hals lang zur Höhe gereckt, als ob er schwebend hinreißende Erscheinungen in der Luft sähe, ähnlich wie ein Auerhahn auf der Walz. Dann sank er herab und fiel auf den Boden des Käfigs. Und ich dachte ängstlich: „Ach Gott, was hat nur mein Beo? Er streckt sich ja, als ob er sterben müsse. Es sieht aus, als wolle ihn sein Geist unter Verückungen verlassen!“ Dann aber, kurz ehe ich aufwachte, erkannte ich erst, daß der Vogel kein Beo war, sondern eine blaue wunderbare große Kronentaube. Beim Erwachen war ich noch lange unter dem Druck des sonderbaren Gesichtes: des verückt im Käfig auffliegenden und niederfallenden Vogels, des märchenblauen. Ich konnte mir den Traum nicht auslegen. Soll der Vogel meine Sehnsucht gewesen sein, die sich in ihrer Gefangenschaft gereckt hat in der Hoffnung, daß ich am 20. Dezember abreisen könnte; und nun war sie durch den Brief vorhin in Enttäuschung auf den Boden ihres Käfigs niedergesunken? Nur so konnte ich mir den auffallenden Traum erklären. — Schade, daß es keine Traumdeuter mehr gibt.

Es wird so dunkel, und mir wird so bang.  
Die Trennung von der Liebsten ist so lang.

Ich zittre, liege still und atme kaum, —  
Ein Blick fiel geisternd durch den Himmelsraum.

Ich bin so schreckhaft wie ein Wild im Wald.  
Die Sonne sank; und kehrt sie wieder bald,  
So hab' ich nur das eine stets gedacht:  
Fern von der Liebsten ist es ewig Nacht.

Garret 1915

Garret, Freitag, 17. Dezember 1915

Es wird in Batavia bestätigt, daß die Regierung ein Telegramm empfangen habe, das sagt, daß der Suez-Kanal vom Januar ab für die Schifffahrt geschlossen werden soll.

Dann werden die Schiffe mit unserer Post über das Kap der Guten Hoffnung um Afrika reisen müssen. Die Post wird wahrscheinlich dann zwei Wochen später ankommen. Es wird immer grausamer, das Getrenntsein von der Heimat.

Am Abend war L. bei mir zu Besuch und legte mir die Wochenausgabe der Straits-Times hin (vom 9. Dezember). Darin stand ein Artikel, überschrieben: „Von Deutschland nach Sumatra“. Darin wird geschrieben, es wäre in der Londoner Times eine Nachricht gewesen, daß ein deutscher Dichter namens Max Dauthendey in Sumatra spurlos verschollen wäre. Er wäre bei Kriegsausbruch auf einer Weltreise gewesen, wäre vom Krieg in den Mollukken überrascht worden, wäre nach Java und Sumatra geflüchtet, sei in das Innere von Sumatra gegangen und dort spurlos verschwunden. Und der Schreiber des Straits-Blattes höhnt dann und sagt, er habe mit dem deutschen Dichter gar kein Mitleid. Und der schweizer Professor Seippel aus Zürich habe sich zwar im Namen der Schweizer Literarischen Gesellschaft für meine Heimkehr in London verwendet, aber ich wäre nicht auffindbar. Wenn mal ein Kapitän in der Bandastraße am Ufer einen Weißen mit einem Rhinoceros kämpfen sehen würde, so wäre das sicher der ältliche deutsche Dichter Max Dauthendey.

Ich habe viel über diese freche und böshafte Bemerkung gelacht.

Aber am Abend bei Tisch bekam ich einen anonymen Brief aus Weltevreden zugeschickt, mit einem Ausschnitt aus dem Neuen Amsterdamer Courant, darin steht auch, daß ich in Sumatra spurlos verschollen und verschwunden und trotz aller Bemühungen unauffindbar sei.

Baroet, 18. Dezember 1915

Gestern kam Frau K., schöner als jemals, zu mir um fünf Uhr auf die Veranda. Sie hatte sich mittags durch ihr javanisches Mädchen, das sie schickte, für den Nachmittag anmelden lassen. Wirklich, ich habe, ehe sie kam, ein Stoßgebet gebetet, um mich nicht verführen zu lassen. Abgewiesen hatte ich sie schon am Sonntag mittag, wo sie anklopfte, dieses Mal mußte ich sie annehmen. Sie sah sehr gut aus im schwarzen Florkleid mit dem schönen weißen Hals. Sie sah gescheiter, aufgeweckter aus und ein klein wenig schwermütig. Aber beim Sprechen legte sie so viel bestrickendes Lächeln in ihre Gesichtszüge und ließ ihre blaßblauen Augen so eindringlich glänzen, daß ich schweren stummen Widerstand leisten mußte.

Ehe sie kam, hatte ich mir eingeredet, wenn einer einen schönen Apfel essen will, dann kann man ihm noch so viele Kirschen hinhalten, er denkt doch an einen Apfel. So ist meine Sehnsucht. Mein Apfel ist Annie. Die anderen Frauen sind andere Fruchtarten. Ich schreie nach einem Apfel und pfeife auf alle Kirschen. Aber wenn man gar nichts bekommt und Kirschen gegenüber sitzt, greift man zuletzt auch bei Kirschen zu, dachte ich, wie die Frau K. da vor mir war.

Doch ich griff nicht zu, trotzdem mir die Gelegenheit so leicht gemacht war. Ich verleugnete alle Manneslust vor ihr und gab ihr statt meines Mundes Lindt-Schokolade, und ich setzte mich weit von ihr in einen tiefen Stuhl. Der große Tisch stand zwischen uns. Sie saß hoch auf dem Schaukelstuhl, ich räkelte mich auf einem Halbliegestuhl. Ich sagte ihr, als

mein mürrisches Gesicht ihr auffiel, daß ich Sehnsucht nach Hause habe und geärgert bin, weil der Freibrief nicht ankommt.

Sie konnte nicht verstehen, daß ich das Leben hier in Garoet nicht schön fände. Da zankte ich sie ein wenig wegen ihres leichtsinnigen Lebenswandels. Das tat ich aber nur aus Nothwehr, um der Versuchung zu widerstehen. Zuerst las ich ihr aus meiner „Geflügelten Erde“ aus Japan vor. Dabei konnte ich mich hinter die Worte des Buches verstecken, bis es dunkel wurde und das Licht angezündet wurde. Dann als sie ging, hatte ich noch eine bange Sekunde. Ich begleitete sie höflichkeitshalber durch mein Zimmer bis zur Thür. Da sah ich, daß eine weiße Schnur aus ihrem Blusenschliß rückwärts am Rock blinkte, unglücklicherweise, denn ich hatte schon aufgeatmet, daß sie im Fortgehen war. Da blieb sie zwischen Bett und Tisch in der Mitte des Zimmers stehen, suchte umständlich mit der Hand rückwärts nach der Schnur und bog ihren nackten Hals, und ihre Figur stand so halb gebückt dicht vor mir, als sollte ich nur zugreifen, sie würde schon still halten. Es dauerte umständlich lange, man hätte sie viele Male in der Zeit umarmen und küssen können, dachte ich.

Endlich ging sie mit dem langsamen Schritt, der so klebrig am Fußboden haftet, so wie alle schönen Sünderinnen zu gehen die Gewohnheit haben, langsam und dem folgenden Mann Gelegenheit gebend.

Wie habe ich mich dabei beherrschen müssen. Und so war es schon oft, und nicht bloß bei ihr, bei mancher anderen jungen Frau ebenso. Aber ich habe mir in den Kopf und ins Herz gesetzt, ich will Annie meine ganze Treue nach Hause bringen. Ich finde dieses noch viel süßer, wenn es mir gelingt, als alles, was ich würde genießen können. Wohl leide ich oft, aber mehr noch genieße ich das Treusein. Frau A., die nun meistens mit Herrn S. spazieren geht, erzählte mir neulich, daß sie nach einer anderen Pension ziehen will, wo es billiger ist. Es ist besser, daß sie das tut. Sie ist zu quecksilbrig, denn sie ist jung und lebenslustig. Mir aber und meinem Herzen ist



diese unruhige Frau in meiner Sehnsuchtsstimmung und im Heimwehleid ein Greuel.

Ich habe in diesen drei Weihnachtstagen das Evangelium Matthäi durchgelesen, jeden Morgen einige Abschnitte. Nun liegt wieder einmal das ganze reine Leben von Christus vor mir. Es tut wohl, so ein durchgeistigtes Männerleben wieder einmal klar vor Augen zu sehen. Und wie stark ist jedes heilige Wort seiner Lehre, seiner Gleichnisse, seiner Anreden und Antworten. Es ist immer aus der Mitte des Weltalls gesprochen, so voll Edelsinn und Güte klingt jeder Satz seiner Reden und so voll köstlicher Weisheit. Ein Wort habe ich mir gemerkt: Betet und fastet, dann könnt ihr Berge versetzen. Ich will es befolgen. Es drängt mich innerlich dazu. Es ist mir ein Bedürfnis, zu beten und zu fasten.

Du Baum, allein am Hügelrand,  
Dein Einsamsein ist mir verwandt.  
Du siehst wie ich den Tagen nach,  
Und ruhlos rauscht dein Blätterdach.

O Wolken, Wind, o, Abendland,  
Wie seid ihr Schweigenden mir verwandt!  
Ein Blik springt übers dunkle Kraut, —  
Die Ewigkeit hat uns angeschaut.

Das Leben, — ein feuriger Augenblick!  
Und Sehnsucht und Sehnsucht ist unser Geschick.

Baroet 1915

## Brief an seine Frau

Soerabaia, 29. März 1916

Ach, Herz, mein Herz, am Tag (vorgestern), wo ich bereits sechs Briefe endlich erhalten hatte von Dir, nachdem ich beinahe ein Vierteljahr ohne Nachricht (seit Weihnachten) gewesen, erhielt ich am Abend noch zwei Briefe von Dir. So schön habe ich nie hier geschlafen, wie nach dem Tag mit acht Briefen von Dir.

Liebe Annie, ich begreife so gut, daß Du zuerst Dich im Haus eines Gelehrten nicht so wohl fühltest. Aber es ist nicht das Wohlgefühl, nicht die Unterhaltung, die man im Leben bei den Menschen suchen soll, sondern die Ehrlichkeit ihrer Absichten. Bei ehrlichen, braven Menschen herrscht immer eine gute Luft. Wenn diese Luft manches Mal, besonders in Süddeutschland, den Eindruck der Langeweile macht, so muß man sich doch begnügen und immer wieder danken, wenn man bei guten, treuen, ehrlichen Herzen zu Besuch sein darf.

Ich finde das hier nirgends. Ja, nur Doktor S. in Medan, und Karl S. und sein Bruder Julius hatten treue, gute, herzliche, aber auch etwas langweilige Lust um sich. Aber die Ehrlichkeit und Einfachheit dieser Menschen ist mehr wert als alles Geistesblitzen, wenn dadurch belacht und bespottet wird, was herzlich und einfach ist.

Du kamst vom lebhaften Berlin, darum ging es Dir dort so sehr auf die Nerven. Aber Herz, man sucht Stille bei den einfachen, ernstesten Menschen. Aber Du bist jetzt meinethalben so in Unruhe, daß Du die Stille nicht lieben kannst, die Dir nutzlos erscheinen muß. Ich verstehe alles so gut. Ich glaube aber auch, daß die andern, die Du voll Unruhe besuchst, wenn sie gütig sind, Dich verstehen können und müssen, — wenn sie Zeit dazu übrig haben und Geduld.

Aber nun ist es der Krieg, der alle bedrückt, der viele gute Leute blind macht vor Nervenaufregung. Ich habe hier in Soerabaia noch keinen ruhigen Deutschen getroffen. Alle rennen aneinander vorüber und auch an mir. Ich leide oft darunter. — Die ganze Welt ist eben krank am Krieg. Bleib Du mir nur gesund bis zum Frieden!

Ich spreche, wenn ich nicht zu Javanen einige Brocken Malaiisch sprechen muß, immer Deutsch. In allen Geschäften hier beginne ich sofort die Holländer deutsch anzureden, und nicht englisch oder französisch. Sie antworten dann auch alle gut deutsch zurück. Und sie empfehlen mir dann ihre deutsche Ware, die

sie immer als die dauerhafteste anpreisen. Was mich sehr freut. Die Hotelmanager sind oft Deutsche und Österreicher. Hier im Simpang-Hotel ist es ein Österreicher. Das tut mir gut, manches Mal am Tag im Vorübergehen fünf Minuten reines Deutsch zu hören. Du glaubst nicht, wie mein Ohr nach deutscher Sprache schmachtet, denn schließlich ist einem Dichter doch die Muttersprache das Lebenselement, wie dem Vogel die Luft. Immer dieses halb deutschähnliche Holländisch um mich auf den Galerien des Hotels von den Zimmernachbarnfamilien zu hören, macht mich schon am frühen Morgen einsam und heimwehkrank. Lieber höre ich noch von den Javanendienern das Malaiische, das gar nichts mit Deutschland zu tun hat, als die holländische Sprache, die beinahe deutsch und doch nicht deutsch ist; wie eine Stiefmutter, die beinahe Mutter und doch nicht meine Mutter ist. — Übrigens, wenn ich Holländisch sprechen will (lesen kann ich es vollständig), so komme ich immer ins Schwedische, da beide Sprachen sich noch ähnlicher sind, als Deutsch und Holländisch.

Es freut mich, daß Du die javanischen Lieder erhalten hast. Du mußt die Begleitung am Klavier Glockentönen, ähnlich wie Glockengeläute, nachmachen. Dann bekommst Du, wenn du Glocken klingen läßt und nicht zu taktfest spielst, den besten Eindruck von javanischer Gamelang-Musik, die einen eigentlichen Takt nicht kennt; so wie alle Kirchenglocken, zugleich geläutet (ähnlich wie in der Weihnachtsnacht), ein Konzert von Tönen ohne festen Rhythmus geben, aber ein beseligendes Gefühl von schwingendem Glückszustand im Herzen der Menschen schaffen. — So viel Musik, wie man bei den Javanen von Garoet hört, hört man nirgends auf Java. Dort sind aber auch bekannterweise die schönsten Frauen Javas zu Hause. Und diese lösen im Mann natürlich immer — wenn er leidenschaftlich ist — Musik aus. Immer hört man in Garoet auf Spaziergängen hinter irgendeiner strohernen Hüttenwand Musik — Gamelang oder Flöte. Davon ist nichts hier in Ost-Java. Hier sind die Männer — besonders die Madurezen —

gleich mit dem Krismesser bei der Hand. Die Hitze des heißen flachen Landes am willkürlichen, endlosen Meer scheint die Männer blutdürstig zu machen. Die Frauen hier sind üppiger, unkünstlerischer als die viel feineren Frauen der Provinz Preanger, in der Garoet liegt, wo ich bisher lebte. — Das Land hier strotzt auf Tagereisen von Süßigkeit, denn alles Land ist voll Zuckerrohr hier, und es ist nur wenig Reis dazwischen. Diese schwüle Süßigkeit macht wohl alles Blut zu üppig, und die Leute hier wirken stumpfer und heftiger und blinder vor allzuviel Leidenschaft.

Seit der gute deutsche Zensor von Emmerich in Deinen Brief geschrieben hat, daß ich so viel schreiben darf, als ich will, schmiere ich Seite um Seite voll, nur um bei Dir zu sitzen im Geist und mir einzubilden, ich führe ein Plaudergespräch, wie wir im Leben so viele geführt haben, durch die ich Dich vom Haushalt stundenlang abhielt. Ich glaube, es war auch damals mehr die Lust, Dich nah zu haben, als die Lust, zu sprechen, die mich zwang, stundenlang in Dich hineinzuschwägen, ich verliebter Schwäger, ich.

Dein altes Herrle Dein

Während ich dieses vertieft in Dich schrieb, hat mich die „Babu“, das javanische Zimmermädchen, einer Dame nebenan, lange beobachtet. Sie hockt am Rand der Galerie und fächelt die Glut in einem Bügelstahl an. Sie sah mir mit zwei langstieligen Augen nach, als ich eben aufstand und diesen fertigen Brief in mein Zimmer trug. Immer sitzen irgendwo hier unbemerkt zwei javanische Augen in einem Winkel, lautlos wie halbschlafende Ragen. — Du weißt, meine Augen gehen mir manches Mal ein wenig salzwässrig über. Wenn ich lange mich zu Dir hingedacht habe und dann aufsehe und allein bin, dann schlüpft ein wenig Tränensaft unterm Augendeckel vor, und ich kann mich von dieser Zimperlichkeit nicht gleich frei machen. Denn es ist dumm, immer wieder schwach zu werden. Tagsüber bin ich wie ein geduldiges Stück Asphaltpflaster, das nicht knackt, wenn die Hufe darüber trampeln. — Die Javanin sitzt

noch immer draußen und fächelt nachdenklich das Bügeleisen. Sie hat wohl noch nie vorher die Träne eines Mannes und noch dazu die eines harten Europäers auf ein Schreibpapier tropfen sehen. Sie glaubt ganz sicher, jemand hat mir ein Liebesgift eingegeben. Halb erschreckt, halb verstehend sah sie zwischen Bügelstahl und Strohfächer nach mir, ohne in ihrer Arbeit eine Sekunde auszusetzen. Denn taktvoll sind alle javanischen Menschen, wie vorsichtige gute Haustiere, die im Unterbewußtsein schneller verstehen als der Verstand der Verständigen.

Herz, mein Herz, bleib mir nah, wie ich Dir bin!  
Grüße alle herzlich vom furchtbar geduldigen

Marla Dein

Soerabaia, 30. März 1916

Hier in Java jetzt in der Kriegszeit als Deutscher zu reisen ist direkt ein Kunststück. Als Europäer fährt man natürlich nur erster Klasse und sitzt unter Holländern. Öffne ich den Mund und bestelle ich im „Java-Express“ Essen oder Tee, so fragt mein Reisefreund: „Sie sind Engländer?“ und grinst freundlich. Sage ich prompt: „Nein, ich bin Deutscher“, dann weicht er zurück, sucht ein offenes Fenster, — gerade, als ob er sich sofort hinausstürzen müßte, um dem Deutschen zu entkommen. Allmählich aber gewinnt er Mut, er zündet sich eine Zigarre an und beobachtet mich von weitem, wie man im Aquarium argwöhnisch die Schlangen hinter den Glaswänden betrachtet, immer mit dem Gedanken: Wenn jetzt das Glas nicht wäre . . .!

Der Holländer beginnt dann aber böshaft zu werden und fragt: „Kommen Sie aus Tsingtau?“ Die unverschämteste Frage, die er stellen kann. Tsingtau bedeutet hier in Asien die einzige deutsche Niederlage, die wir erlitten haben. Und damit, daß er mir sagt: „Sind Sie aus Tsingtau?“ will er böshaft sagen: „Sind Sie aus Tsingtau vor den Japanern davongelaufen?“ Ich gucke ihn groß an und sage ruhig: „Ich komme aus Berlin, Mai 1914.“ Dann



beginnt er plötzlich begeistert von Deutschland zu schwärmen: wie wenig man den Krieg dort fühlt, denn er wäre 1915 erst in Geschäften in Berlin gewesen.

So wie Kinder sind diese Menschen hier. Zuerst entsetzt und dann begeistert. Wie Kinder, die man lehrt, ein Pferd furchtlos zu streicheln. Zuerst bang und dann doch entzückt über den Mut, daß sie mit einem leidhaftigen Deutschen in Kriegszeit Gelegenheit zum Sprechen finden, — so sind die meisten Holländer, die in Eisenbahnen und Hotels in meine Nähe kommen.

Mir ist es deshalb wie ein Spießrutenlaufen, wenn ich an neue Plätze unter Holländer komme, bis sie endlich wissen, daß ich ein Deutscher bin, und sich daran gewöhnt haben.

Neulich im Auto von Tosari herunter mußte ich drei Stunden neben einem jungen Engländer aushalten. Wir beide ganz allein saßen Seite an Seite in der herrlichen Berglandschaft. Er sah nach rechts, ich sah nach links, — drei Stunden lang! Kein Gruß wurde gewechselt.

Soerabaia, Simpang-Hotel, Sonntag,  
6. April 1916

Vier Tage sind vergangen, seit ich in dieses Buch schrieb, und schwere Stunden waren in diesen Tagen. Mittwoch, am 2., kam S. herein in die Stadt, als ich eben auf dem norwegischen Dampfer „Ätna“ gewesen war, um den Kapitän zu sprechen. Vergebens hatte ich vormittags auf dem Konsulat und nachmittags im Hotel bis zum Abend gewartet, und ich wurde unruhig. Nachmittags schickte er mir sein Auto ins Hotel und Herrn W., einen Angestellten, der mir mitteilen sollte, der schwedische Konsul sei dagewesen und hätte R. mitgeteilt, daß der Kapitän ein Däne sei und kein Schwede; und er wolle keinen Deutschen mitnehmen. Nun sollte ich selbst nochmals eine Überredung versuchen und selbst auf das Schiff fahren, denn am nächsten Tag sollte die „Ätna“ den Hafen von Soerabaia verlassen. Ich fuhr im Auto sofort zum Hafen und ließ mich in einem Boot auf

das Schiff fahren. Ach, die Seelust, der Schiffsgeruch, die norwegische Flagge im kleinen Salon des Frachtdampfers. Alles war so angenehm für meine Hoffnung und Heimwehsehnsucht.

Ich fand einen Offizier mitten unter den Arbeitern, die Holz einluden. Der sagte mir, der Kapitän sei am Land und werde erst am nächsten Tage in der Frühe zu sprechen sein. Ich sollte um neun Uhr morgens wiederkommen. Ich mußte gleich wieder zurück an Land fahren. Leider.

Am nächsten Morgen gegen zehn Uhr fuhr ich wieder voll Hoffnung zu dem Norweger, der um zwölf Uhr abdampfen sollte. Aber der Kapitän war wieder nicht da. Er wollte mich in einem Hafenbureau am Land um elf Uhr erwarten. Dort traf ich aber einen Engländer. Ich ging fort, nachdem wir nur schwedisch gesprochen hatten, und redete gar nicht weiter. Ich begriff, daß nichts auszurichten war, wenn der Engländer dabei sein sollte, während ich mit dem Kapitän sprechen würde.

Ich fuhr zur Stadt, und auf dem Konsulat bei A. bekam ich einen heftigen Weinkrampf, so sehr enttäuscht und entmutigt war ich durch alles. A. lud mich nachmittags zu einer Kaffeegesellschaft bei sich ein. Ich war noch ganz benommen vom mißglückten Abreiseversuch.

Es kamen Damen und Herren, und ich versuchte mich zu zerstreuen. Aber mein Herz weinte dabei inwendig verzweifelt, während ich harmlos aussehend plauderte. Mein Herz weint heute noch.

Am nächsten Tag machte ich einen Besuch auf S.s Schiff „Anghen“, das nahe bei der Madura liegt. Abends segelte ich wieder nach der Stadt zurück. Es wurde viel gehämmert und geklopft auf dem Schiff, aber die Seelust tat mir wohl, und das Gefühl, daß das Meer bis nach Europa reicht, erleichterte mein Herz, solange ich auf dem Schiff war.

Beim Hinsegeln zum Schiff hatte ich einen japanischen Dampfer bemerkt. Abends telephonierte ich an A., um ihn zu fragen, ob der Japaner mich nach Manila mitnehmen würde. Er sagte, ich sollte am nächsten Tag hinschicken und am Hafen fragen lassen, wann

der Dampfer fährt und wohin. Inzwischen fuhr ich gleich zum Präsidenten und bat um einen Leumundsschein, damit der Japaner mich mitnimmt, wenn er sieht, daß polizeilich nichts gegen mich vorliegt. Ich bekam nach einer Stunde schon das Papier. Er war sehr freundlich. Ich sagte, ich brauchte den Leumundsschein, weil ich eine Anstellung suchte, denn ich konnte ihm nicht sagen, daß ich Abreiseversuche machte. Aber das Lügen war für mein Herz recht aufregend; und manchmal fürchtete ich, der Herzschlag setzte von allen Aufregungen plötzlich aus. Ich warte nun wieder voll Ungeduld auf morgen, um zu erfahren, ob mich der Japaner mitnimmt.

Gestern abend war ich im Deutschen Verein, wo kaum sechs Menschen hinkommen. Der Saal war öde und leer. Ich saß mit dem Kapitän von der „Offenbach“ zusammen. Auch ein Norweger war da. Er schien mir ein englischer Spion zu sein. Aber man sieht jetzt alles Fremde argwöhnisch an. Vielleicht war er ganz harmlos. Ich war froh, mit einem Menschen zu sprechen. Das Alleinsein ist mir kaum mehr möglich. In der Verzweiflung rauche ich sehr viel jetzt.

Mein Geld ist schrecklich zusammengeschmolzen, und ich weiß nicht, ob ich mehr erhalten werde. Auch Geldsorgen, bei allen anderen Sorgen noch, das greift das Herz an. Wenn der Japaner mich nicht mitnimmt, nimmt mich vielleicht dann ein solch wildes Zuckerschiff mit nach Amerika. Von einer Enttäuschung zur andern.

Gestern abend, nachdem ich den ganzen Tag totstill und mundstumm auf der Veranda im Stuhl vor meinem Zimmer gesessen, kam ein dicker Brief von Annie, und ich erfuhr, daß mir die liebe Selma Lagerlöf ihre Monatseinnahme durch den Verlag senden ließ. Ich wurde ganz verlegen und gerührt beim Lesen.

Nun kommt doch die Nachricht, daß der Japaner nicht nach Manila geht. Das ist wieder eine neue Enttäuschung, und sie muß mit vielen anderen hinuntergewürgt werden. Nun scheint mir, bin ich doch verdammt, hier zu sitzen bis in die Ewigkeit. Es ist zu grimmig.

## Aus einem Brief an seine Frau

Soerabaia, Hotel Simpang, Mittwoch,  
10. Mai 1916

Liebste mein, zwei Briefe habe ich in voriger Woche von Dir bekommen. Einer war vom 15. bis 19. Februar aus Würzburg, einer vom 3. März aus Berlin. Es freut mich, daß Du schreibst: „So fühle ich, als wäre ich in Heidelberg auf meinen eigenen Grund gedrängt worden. Das hat mich erzogen, und es tut weh und gut!“ — Das ist es, was ich in allem tiefsten Unglück hier auch alle paar Tage fühle. Es tut weh und gut, — liebste Anniemiege mein, so ist das ganze Leben. Und diese Erhabenheit, daß es weh und gut tut, das ist die tiefste Erkenntnis. Das kann ein Weiser nur auf der allerletzten Lebensstufe erkennen. Dann braucht er überhaupt nicht mehr geboren zu werden, nachdem er aus eigenem Antrieb diesen Ausspruch tun mußte. Daß Du in dieser Unglückszeit aber schon so weit gekommen bist, das tut mir auch — weh und gut.

Wenn ich nicht immer wieder fühlen würde, daß das Leid nicht bloß weh, sondern auch gut tut, so hätte ich in den letzten drei Monaten, die mit Abreisebemühungen und Abreiseenttäuschungen meine schwersten Monate auf Java gewesen sind, — wenn ich nicht fühlen würde, daß mir auch die Enttäuschungen im letzten Grunde gut tun, dann wäre ich krank oder verrückt geworden vor inneren Verzweiflungsstunden.

Ich habe nie so heftig weinen müssen in meinem Leben als neulich in dem Augenblick, da mich das norwegische Schiff nicht mitnahm. Auf dem Konsulat bin ich ganz zusammengefallen vor Bitternis. Aber dann jetzt erst hinterher fühle ich, daß mich das innerlich verändert hat. Ich fühle mich gut dabei, nachdem der erste gewaltige Schock überstanden ist.

\* \* \* \* \*

## Ohnmächtige Schiffe

Der Leidensroman deutscher Seemänner auf Schiffen  
ohne Fahrt im äußersten Osten zur Zeit des großen  
Krieges

(Unvollendetes Bruchstück)

Gruß aus Java an die Heimat, 23. Mai 1916,  
Soerabaja (Ost-Java)

Ich habe es hier mit erlitten, und Euch daheim muß ich's erzählen: das Meer hat es nie vorher erlebt, daß schöne Handelsschiffe, die ihr Leben lang fleißig gefahren sind, auf einmal faulen müssen im Stillstand und langsam verrosten. Wie geknebelt liegen die deutschen Flotschiffe hier draußen und ihre Mannschaften in großen und kleinen Häfen des indischen Archipels. In einigen Häfen drei Schiffe, in anderen fünf, in anderen eines allein. Wie der Augenblick des Kriegsausbruches sie vor zwei Jahren überraschte, so liegen sie heute noch am selben Fleck im gleichen Zufluchtsort an der knirschenden Ankerkette. Unter dem Meeresspiegel setzt sich an den stillliegenden Schiffskörper die Kalkmuschel an, die hier im Tropenwasser rasch um den Schiffsbauch wuchert wie eine steinerne Kruste. Über dem Meeresspiegel aber frißt in feuchtwarmer Tropenluft der Rost an den Eisen-Schiffsteilen wie ein unheimlicher Aus-  
sag. Im Wasser unten versteinert so der tote Schiffs-  
leib, an der Luft aber wird das Schiff zermürbt vom Rostfraß. So wirkt die Zerstörung von Monat zu Monat an den einst so stolzen eisernen Schiffsgestalten, die kräftig einst und sicher geführt der Bereicherung des deutschen Volkes und dem Handelsruhm Deutschlands dienten, und die nun hier an der Ankerkette ziehen und zerren und nicht vom Fleck gekommen sind zwei Jahre hindurch. Es ist ein Jammer!



Wenn ich im Segelboot durch das Hafenwasser segle, sehe ich die Schiffsschornsteine mit großen Deckeln zugedeckt. Mächtige Leinwandhüllen sind über die Oberdecks ausgebreitet. Die so zur Untätigkeit verdammten, einst zur Fahrt klaren Schiffe liegen nun wie eingepuppte Raupen da, die auf den Tag warten, da sie Schmetterlingen gleich alle im Augenblick des Friedens die Hüllen abfallen lassen wollen, um fortzuziehen durch die strahlende Meeresluft, die stündlich lockt, hinaus in die Meerfreiheit.

Auch ein fahrendes Schiff, wenn es zum Hafen kommt, scheint mir immer wie gestorben in dem Augenblick, wo die Ankerkette rasselnd ins Grundwasser gleitet, in dem Augenblick, wo die Maschine im Schiffsbauch „stopp“ gesetzt wird, in dem Augenblick, wo der finstere Rauchstrom aus den Schornsteinen sich auflöst und nur ein leichter Atem heißer Luftmengen über der Schornsteinrundung zittert.

Aber ein Schiff mit kalten Kesseln, mit zugedeckten Schornsteinen, mit ver mummt em Deck, mit leeren Laderräumen, mit leeren Schiffsgängen und ewig stillstehenden Ladefräsen, mit verstaubenden Landkarten und verhülltem Kompaß auf der Brücke und mit stockendem Steuerrad und stockender, seit Jahren stockender Schiffsschraube, das ist ein ebenso jammervoller, herzzerreißender Anblick wie ein an der Schwindsucht und ewigem Krankenbett hinsiechender Schwindsüchtiger ihn bietet.

Ich bedauere aber nicht nur die Schiffskörper, die einst wieder zu ersetzen sind mit Geld und Kraftanstrengung, ich bedauere vor allem, wenn ich im Segelboot durch den Hafen kreuze und die hier liegenden vier deutschen Dampfer an ihren Ketten sich um sich selbst drehen sehe, die Menschen darauf, die guten, braven deutschen Seemänner, die hier sich ehrlich wehren müssen gegen die fürchterliche Lage, in die niemals vor ihnen Seeleute gekommen sind, solange die Meere von Schiffen befahren werden.

Wo hat es sich je in der Menschengeschichte ereignet, daß die Führer herrlicher großer Schiffe Jahre hindurch ein Schiff ohne Fahrt bewohnen mußten?

Wo in der Erinnerung des Seemannsgeschlechtes ist je auf dem Meer eine Zeit gewesen, daß Kapitän und Offiziere und Mannschaft wochen- und monats- und jahrelang im Schiff wie Geister herumwandern müssen, an das Schiff gebunden, wie der Geist an einen gefangenen Leib.

Die Kapitäne und Offiziere tun, was sie können, um die Schiffe zu retten. Jeder ist auf seinem Posten, um das stillliegende Fahrzeug zu erhalten. Die Maschinenteile werden nachgesehen, geölt und öfters langsam die Hebel gedreht. Die Schraube wird langsam gewendet. Die Farbe wird abgeklopft und die Rostschicht mit einem Farbstoff übermalt. Das Hämmern und Klopfen auf allen stillliegenden Schiffen endet seit zwei Jahren nie.

Würden wenigstens noch zu diesem furchtbaren Los in dieser furchtbaren Zeit alle Handelsfahrer, alle Seeleute der Welt verdammt sein, so wäre das unsern deutschen Seemännern wenigstens ein kleiner Trost. Sie würden sich sagen, daß das gleiche Schicksal alle Völker betroffen hätte, wenn überhaupt kein Schiff mehr einen Hafen verlassen könnte. Aber es ist die äußerste Grausamkeit, die man einem tüchtigen, seinen Beruf verehrenden und nach seinem Beruf verlangenden Mann antun kann, wenn man ihn zusehen läßt, von morgens bis abends und täglich immer wieder, wie andere Männer desselben Berufes rund um ihn wirken und schaffen dürfen, und nur ihm, dem einen unter allen, hat man eine Kette angelegt, hat ihn verdammt, zusehen zu müssen, wie andere frei kommen und gehen und handeln, er aber zum Zuschauen verflucht ist, wo er tätig die Arme rühren möchte. Er hört immer die Eisenglieder seiner Kette knirschen, und er muß, zu jahrelangem Lahmliegen gezwungen, der inneren und äußeren Freiheit beraubt, wie ein entmannter Mann seinen Ohnmachtsgedanken nachhängen, — Gedanken, die sich immer um den einen Punkt, um Sehnsucht nach Tätigkeit, um Sehnsucht nach Freiheit drehen, und die nur vom gleichförmigen Drehen der Kette begleitet werden.

So sitzen deutsche Kapitäne, Offiziere und Mannschaften auf ihren verankerten, seit Jahren festliegenden Schiffen, schauen über die Reeling, über die Fläche des Hafenwassers, wo die Schiffe der Engländer, Russen, Franzosen, Norweger, Schweden, Dänen und Amerikaner aus- und einziehen, umlagert bei ihrer Ankunft von den Ladekränen, begrüßt von den herbeieilenden kleinen Motordampfern der Hafenbehörden und Reedereien und Schiffsagenturen, beschäftigt mit Aus- und Einladen, tags laut und lärmend unter dem heiß-blaugrauen Tropenhimmel, nachts unter dem reichen Sternhimmel und beleuchtet von elektrischen Lampen auf allen Decks, wie zu Festen mit Hunderten von Lampen erhellt.

So werden die tätigen Dampfer aller Völker den armen, zum Hindämmern gezwungenen deutschen Schiffseuten im Hafen zur Herzensqual. Die armen deutschen Schiffe zeigen in der Nacht an einer Mastspitze ein armseliges Lämplein, keine Luke ist sonst erhellt, keine Ladekräne umgeben sie, schwarzen Riesensärgen gleich liegen sie seit Monaten und Jahren untätig, und es frisst an den einst so frischen Seemännern das Gift der Untätigkeit, das Gift der Verzweiflung, das Gift der Ohnmacht und inneren Wut.

Dem Seewind, der Seeströmung und dem Blut im Menschenleibe ist es Lebensbedürfnis, immer zu wandern und immer fortzuziehen und nicht stillzuliegen; so ist es dem Seemann Lebensdrang, von Küste zu Küste, von Weltteil zu Weltteil, von Volk zu Volk zu ziehen und den Ort zu wechseln, wie Luft, Wasser und Blut es tun.

Freiheit ist keinem Berufsstand so sehr im Herzschlag wie dem Seemann. Der Seemann ist kein Mann der stillstehenden Erdscholle. Das Element der Erde ist ihm fremder als anderen Menschen. Er sieht die Erde nur als eine flüchtig in seinen langen Wasser- und Himmelstagen auftauchende bunte Erscheinung an. Er genießt die Landung auf der Erde nach langer Seewanderung wie ein Kind, das die Arme nach einem vielfarbigen Regenbogen ausstreckt, den es aber nie fassen kann. Und die Küste entschwindet

ihm auch immer so schnell, wie ein Regenbogen zerfließt. Aber die Seewelle, die Seeluft, der Sternenhimmel, der Sonnenstand über ungeheurer, schrankenloser Meeresweite, die Luftströme, die Seetiefe, sie sind Heimatboden, der eigentliche, ewig bewegliche, des Seemannsherzens. Vom stillstehenden Lande spricht er wie von einem zerbrechlichen Spielzeug, halb mit Hohn, halb mit wehmütiger Sehnsucht. Wie ein Kind einer kurzlebigen Seifenblase nachschaut, so betrachtet er den verschwindenden Hafenort. Das starke Meer aber und sein ungewisses Leben, sie sind das Wirkliche, der Ernst der Elemente ist die Tat, der Stolz, die Ehre des echten geborenen Seemannes.

Ich muß den Seemann oft im stillen mit dem Künstler vergleichen. Das, was dem Bürger, dem unkünstlerischen, in den Städten als das wirkliche, zu erstrebende Dasein erscheint, das behandeln wir Künstler mit leisem Hohn. Besitz, Eigentum, äußerer Stand, gesammelter Reichtum, Orden, Adel, ängstlich bewahrte Sitte und ängstlich behütete Formen dünken uns Künstler lächerlich. Das ganze wirkliche Leben in den Bürgerkreisen erscheint uns, mit geistig frischen und herzlich freiheitlichen Augen betrachtet, ein Regenbogen, eine Seifenblase, und wir können uns zum Staunen der ehrenwerten Bürgerherzen nie entschließen, wegen Besitz, Orden und Adel unsere Idealwelt preiszugeben, unseren Herzenszug, den Zug zur Schöpfung eines Kunstwerkes, auch wenn es keine sichere, nützliche Kapitalvermehrung verspricht. Wir leben auf dem Meer der Phantasie, in dem endlosen Reich der idealen Träume. Ähnlich wie der Seemann finden wir unsern Lebensernst und unsere Lebenslehre fern von der Küste der Bürger, auf einem ewigen Wandern begriffen, in ewigen Meeren der Träume. Auch wir Künstler landen gern wie der Seemann zeitweilig, lebhaft begierig nach Erdenleben, unter den Bürgern. Wir greifen dann heftig zu, für kurze Zeit das Erdendasein genießend und seine Süße rasch durchkostend. Aber bald sind wir satt. Und es zieht uns in unsere Einsamkeit hinaus, auf das Riesenraummeer, wo wir Herren, unumschränkte stolze



Meister sind, wo wir uns nie so allein fühlen im Unendlichen als sonst im Endlichen.

Die Sehnsucht nach der unendlichen Freiheit der Meere, die Sehnsucht nach dem ewigen Wandern mit Licht und Welle zwischen Himmel und Erde verbindet mich als Künstler dem Seemann so innig, daß ich heute hier beim Betrachten der Leiden der Schiffsmannschaften mit diesen meinen deutschen Brüdern mehr noch leide als mit den andern, die sich zu Hause in Deutschland im Schützengraben und im Heerwesen betätigen und sich als Männer zeigen können. Die zu Hause ernten in der großen Kriegszeit stolze Befriedigung, aber die Armen hier draußen, die geknebelten Seeleute, die deutschen, sie leiden mehr als alle Vermundeten in allen Lazaretten, da sie innerlich zerrüttet werden, da sie ohnmächtig gegen eine ihnen völlig fremde Welt ankämpfen müssen, gegen die Welt der ihnen aufgezungenen Ruhe und des ihnen unverständlichen Binnenlebens, das sie von ihren Schiffen nun ewig am gleichen Fleck vor sich haben.

Sie wollen kein Land, sie wollen keine Bürger sein, sie wollen Meer, sie wollen Künstler des Meeres sein, sie wollen keine Ruhe, sie wollen ruheloses Wandern. Sie wollen nicht das Landleben verstehen lernen, das sie doch nie begreifen, das ihnen nur Spaß, aber keinen Ernst bietet. Sie wollen den Ernst der harten Seefahrt, den bitteren Tages- und Nachtdienst auf See, der ihnen Genuß ist, so wie die bittere Seelust die Adern und die Seele reinigt und den Seemännern süßer als alle süße Lust der Gärten und Wälder der grünen Erde ist.

Diese Leiden deutlich zu Hause fühlbar zu machen und die Herzen daheim zu erschüttern, dazu will ich das Buch aus schmerzlicher Erfahrung und angeborener Erzählungskunst schreiben.

Im Frühling 1913 hatte ich mein kleines Landhaus im Guttenberger Walde bei Würzburg in Unterfranken eingeweiht. Ich habe zwei Jahre lang jeden Zoll seiner Mauern durchdacht. Es sollte nur ein kleines Nest für zwei werden. Im April 1913 stand das Häuschen fertig im braunen Gartenboden, dem noch der grüne Rasen fehlte.



Die Zimmerlein des Häuschens waren mir gut gelungen. Sie sind lauschig und schauen mit viereckigen Bauernfenstern einfach und schlicht unter alten und jungen Bäumen hinein in einen Rosengarten, der sich an einem Hügel hinaufzieht. Zwischen Kartoffel- und Kleefeldern schiebt sich mein Garten bergan, darin ich sanft ansteigende Wege und Pfade ziehen ließ, hinauf zu einem unter Baumschatten liegenden Rundplatz am Berge.

Ich hatte mich so viel in Bau- und Gartengedanken die zwei letzten Jahre vorher vertieft, daß ich nach dem Einzug ins Häuschen dort nicht zufrieden war, denn ich ging mit Augen umher wie ein Hausmeister, der das ganze viel zu viel bewacht, und war noch nicht zum selbstverständlichen Besitzer geworden.

Im Garten blühten meine dreihundert Rosenbüsche, auch viele Stachelbeer- und Johannisbeersträucher, Pfirsichbäumchen, Apfelspaliiere und Kirschen. Vor dem Häuschen in einem langen Buchsbaumbeet leuchteten Fuchsien, Nelken, Hortensien und blühende Rosenbäume, letztere höher als ich selber.

Das Häuschen, in zartgelbem Ton gehalten, schaut über Blumen und über ein langes grünes hölzernes Gartengitter den Hügel hinunter zum tiefen bewaldeten Guckesgraben, darinnen Eichen und Espen stehen und in den Haselbüschen Amseln und Schwarzlöffchen nisten. Gegen Süden aber liegt als Ausficht schwerer Wald auf sanften Hügeln, der große, tiefe Guttenberger Wald, der sich über Hügel bis an den Himmelsrand fortzieht und nie zu enden scheint mit seinen weichen Buchen und harten Eichen, mit Tannenständen, dunkeln und lichten Birkenplätzen. Dahinter weiß ich stille, alte fränkische Dörfer, wo die Ruhe so gut und herzlich gepflegt werden, wie die katholische Madonna in der Zimmerecke, vor der das Weihwasserschälchen steht und am Bilderrahmen der Ostersäckchenstrauß steckt, der gegen Blitzfeuer im Haus und im Herzen schützen soll.

Der Kuckuck rief, und ich lag in meinem neuen und doch so altmodischen Blumen- und Obstgarten und sah Tag für Tag zu, wie das Gras wuchs auf dem

braunen Boden, fein grün dem stillen Frühlingssonnenschein entgegen.

Im Oberstock in einem Stübchen bei meinem Schreibzimmer hatte ein Schwarzplättchenpärchen hinter einem offenen Fensterflügel sein Nest gebaut. Ich hatte das Zimmerchen abgeschlossen und ließ die beiden verliebten ungestört ihrer Lebenslust leben. Nach einigen Wochen waren Junge ausgeflogen. Ich sah es unten vom Garten. Als ich den Zimmerraum vorsichtig betrat, da lag im fein geflochtenen Nest hinterm Fenster noch ein einziges übriggebliebenes winziges, grünliches Ei. Das hatten sie mir zum Andenken geschenkt. Sie ließen es, es war wahrscheinlich unfruchtbar und nicht ausbrütbar. Dieses waren meine kleinen Waldfreuden.

Aber im Mai schon hatte ein strömender Regen eingesetzt. Meinem jungen Garten war der sehr willkommen. Aber der Lehmweg von meinem Häuschen zur Landstraße hinunter war unergründlich geworden, und der Regen machte mich zum Gefangenen. Ich konnte wochenlang Haus und Garten kaum verlassen und sah gelangweilt auf den fernen verschleierte Waldberg und auf die Weinbergabhänge, die über den Baumwipfeln des Guckesgrabens vor meiner Gartentüre verwaschen dalagen.

Und es regnete weiter. Es regnete den Juli, es regnete im August, fortgesetzt ohne Ende, Tag und Nacht. Nur manchmal schlich sich eine Sonnenstunde in die nassen Waldberge, die dann dampften wie schwitzende, rauchende Pferde Rücken. Das Getreide oben auf der Bergfläche lag verregnet an allen Geländen, und es konnte nur schwer geerntet werden. Die Kartoffeln in den Feldern drohten zu faulen, und vom Dorf Hühberg hinter dem Hügel, von wo mir täglich Milch, Fleisch und Gemüse ins junge Landhäuschen wanderten, hörte ich Klagen und Sorgen der mich besuchenden Bauersleute über den Regensee, den der Himmel über uns ohne Ende ausschüttete.

Es wurde mir zu bunt, der einfarbige Regen benahm mir die Garten- und Waldfreuden, und für einen solchen langfädigen, Monate dicken Regen war

das kleine Häuschen mit seinen fünf winzigen Zimmern nicht berechnet. Der Regen jagte mich endlich Ende August aus meinem verschwiegene Waldnest. Der ewige Regen jagte mich aus Franken, aus Bayern, aus Deutschland über die Alpen nach Italien. Man hatte mir vom Lido bei Venedig geschrieben, daß dort nur blaue See und blauer Himmel wären. Die Farbe Blau hatte ich seit einem Vierteljahr vor lauter Regen gar nicht mehr zu Gesicht bekommen können. Ich sehnte mich nach Himmelsblau.

Am 23. August schloß ich mein Häuschen im Wald und meine Gittertür im Garten von außen zu und ging den Hügel am Guckeßgraben entlang bergab. Unten bestieg ich einen Wagen, fuhr in einer halben Stunde nach meiner Heimatstadt Würzburg zum Bahnhof und bestieg den Zug nach Italien.

Es war Sonnabend, und am Sonntag morgen fuhr ich schon hinter Ala bei Verona in die Lombardei ein, und zum Mittagessen kam ich in Venedig an. Eine Gondel fuhr mich im Canale Grande zur Pension Petrarca, die in Sonne getaucht mit offenen Fenstern und Balkonen in das schwarzfunkelnde Kanalwasser sah, wie in die Tiefe tiefster, finsterster Zukunftsgedanken versunken.

O du verfluchter Regen, was hast du getan! Du hast einen Deutschen aus seinem deutschen Waldraum verjagt, du hast ihn vom lauschigsten Waldwinkel fort in die leere Fremde gesetzt, du hast einen Heimatreichen heimatarm gemacht. Nie mehr habe ich seit dem 23. August 1913 meinen deutschen Waldfrieden wiedergefunden.

Ich jagte hinter der italienischen Hitze her. Als es Herbst und rauher wurde am Adriatischen Meer, fuhr ich von Venedig nach Rom. Und von dort nach Neapel und von dort nach Sizilien und von dort zu den Liparischen Inseln und kam endlich zur Insel Stromboli, die ein großer Vulkan ist, der wie ein umgestülpter schwarzer Trichter aus der Meeresfläche schaut. Und dort an dem natürlichen Feuerofen suchte ich mich bei echtem Malvasierwein, der an den Abhängen zwischen zwei Feuern reift — dem Feuer

des Himmels und dem Feuer des Erdinnern —, dort suchte ich vom langen Regen trocken zu werden. Aber als ich auch dabei nicht ganz warm wurde, beschloß ich beim Anblick der blauen See, die bis nach Afrika hinüber reichte, wieder einmal nach Asien und an den Äquator zu reisen, um recht lange vor dem deutschen Windsfadenregen bewahrt zu bleiben.

Feuerspeiende Berge und ewiger Sonnenhimmel schienen mir die besten Freunde, die ich in der Natur finden könnte. Den deutschen regenverschleierte Wald hatte ich voll Grauen noch im Gedächtnis, und ich wünschte ihn vorläufig nicht wiederzusehen. Ich ging nur noch einmal zu Verhandlungen nach Deutschland, nach Berlin, um mich dort bis Ostern auf eine neue Riesenreise nach dem fernsten Osten, nach Java und Neu-Guinea, vorzubereiten.

O Regen, hätte ich ahnen können, daß ich, durch dich verjagt, Europa in seiner schwersten Zeit missen mußte, ich hätte es ewig auf mich regnen lassen und wäre hartnäckig hinter den verregneten Fensterchen meines Häuschens geblieben und hätte auf Feuerberge, Palmen und Äquatorsonne gern verzichtet.

Ich war einer der Wenigen, die in Europa, fast täglich im Jahr 1913, diesen Weltkrieg, der heute noch tobt, vorausgesagt haben und die die große Zeit prophetisch voraussahen. Schon auf meiner Reise nach Italien in jenem August 1913 nahm ich mein ganzes Reisegeld nicht in bequemem Papiergeld und bequemen Scheckbriefen mit, nein, ich schleppte mich mit langen Goldrollen ab, denn Gold könnte seinen Metallwert nicht verlieren, sagte ich mir, wenn ich plötzlich im Ausland vom Kriegsausbruch überrascht werden sollte.

Der Balkankrieg 1912 zwischen Bulgarien und der Türkei schien mir damals immer der Vorläufer und die Eröffnungskriegsmusik zum Riesenweltkrieg zu sein. Ich sagte es meinen Freunden in Berlin und München, und alle lachten mich aus: „Du mit deiner Kriegsfurcht! Krieg gibt es nie mehr. Du siehst Kriegsgespenster, wo keine sind.“ Und man neckte mich, während ich mich ganz allein fühlte mit



meiner starken Vorahnung von großen Kriegsschrecken. Denn wer die Politik jahrelang aufmerksam verfolgte, der mußte es ahnen, daß der günstigste Moment zum Weltkrieg gekommen war, da man sich in Europa allseits gesättigt hatte an den jahrelangen Ausgaben von Milliarden für unendliche Kriegsrüstungen. Aber niemand glaubte mir im Kreise der mir bekannten Künstler, die ich zuletzt mit meiner ewigen Voraussage des ganz nah bevorstehenden Europakrieges langweilte. Traurig sah ich auf die Blinden, die mich allein ließen mit dem Schreckensbild des zweiten Gesichtes vom Weltkrieg im Sommer und Winter 1913. In Berlin herrschten im Winter 1913 höchstes Wohlbefinden und eine erschreckende Genußsucht. Es war mir, als tanze man dort auf einem Vulkan, dessen Feuer jeden Augenblick ausbrechen könnte.

In Berlin standen in jedem Fenster Damenpuppen in Gruppen aufgebaut, in einem Fenster Damen mit grasgrünem Haar, in anderen Damen mit kornblumenblauem Haar, Damen mit veilschönen lilafarbenen Haarfarbe; und rosa, zitronengelbes, mohnrotes und silbriges Haar war als Lösung ausgegeben für die kommende Jahresmode. Dazu, zum bunten Haar, zeigten die lebensgroßen Damenpuppen die passende Straßenkleidung, zur Farbe des Haares gestimmt. Es war der helle Wahnsinn.

Ich ging an den Scheiben entlang, dahinter die bunten Puppen standen, und sagte mir, das Leben wird ein ewiges Maskenfest auf der Straße werden, und aller Lebensernst geht verloren, wenn die Frauen sich der Natur so entfremden wollen, daß sie auf der Straße bunte Haare anlegen und ihre schöne natürliche Haarfarbe verbergen wollen. Ich sagte, in diesem Wahnsinn der Mode und der Tanzwut des Tangos kann nur ein großer Kriegsschrecken säubernd wirken. Körperliche und seelische Reinigung muß der Krieg allen Europäern bringen. Und ich sehnte mich fort aus dem dem Wahnsinn entgegenstauenden Lebensgenuß der europäischen Weltstädte, und ich sehnte mich zu den stillen, in ihr Traumdasein vertieften asiatischen Ländern hin, wo



zwar der Fluch der Unrast des Europäertums längst hingedrungen war, wo aber doch noch im Untergrund die verborgenen Tiefen asiatischer Ruhe und asiatischen stillen Ernstes mir Hochachtung einflößten, — die Hochachtung, die ich vor dem Großstadt-Europäer verloren hatte.

Ein Krieg muß kommen! Nur ein großer Krieg kann in diesem geistigen Wirrwarr europäischer Herzen aufräumen, dies fühlte ich deutlich, als ich mich zur Abreise rüstete nach Java und Neu-Guinea. Ich sehnte mich nach der Ehrlichkeit dieses Krieges, wie ich mich nach der Meeresluft sehnte. Ich fühlte mich wie ein Seemann, der zu lange Landluft geatmet hatte und dem Landvergnügen nachgegangen war, gesättigt und verstaubt vom Landrattentum. Mein Herz weilte am liebsten in Gedanken auf großen klaren Schiffen, in großen klaren Meeren, in großen klaren Fernen, weit im Osten, weit von Europa fort in der ehrlichen Bitternis erhabener Einsamkeit.

Der Frau, die ich liebe, sagte ich zum Abschied zu Ostern 1914: „Und sollte in meiner Abwesenheit der Krieg, den wir beide längst erwarteten, ausbrechen, so geh zu deiner Mutter und erwarte mich in Ruhe ohne Sorge, ich reise zu Meeren, die nahe dem neutralen niederländischen Kolonialgebiet liegen. Neu-Guinea liegt dicht hinter Niederländisch-Indien. Dort werde ich jeden Augenblick einen holländischen Dampfer nehmen können, um zurückeilen zu können. Denn vom neutralen Schiff darf mich kein Feind Deutschlands herunterholen. Ich reise dann eben nur den kleinen Umweg über Holland nach Deutschland zurück.“

Auf vier Monate, höchstens fünf, hatte ich meine Reise festgesetzt. Im Herbst, Septemberanfang 1914, sollte ich spätestens wieder zu Hause sein. Dann wollte ich einen Monat in meinem Wald im Guckelegrabenhäuschen ausruhen und im Oktober auf Vortragsreisen gehen durch Deutschland, die Schweiz und Österreich. Ein großes Konzertbüro in Berlin wollte mir die Reihe der Vortragsstädte zusammenstellen, es sollten ungefähr vierzig Städte sein, die ich im Winter 1914/15 besuchen wollte.

Nun ist es Mai 1916, und ich sitze immer noch vom Krieg aufgehalten auf Java in Soerabaia. Der große Krieg ist damals losgebrochen, wie ich es vorausgesehen hatte, gar nicht zu meinem Staunen, wohl aber zu meinem Schrecken insofern, als mich kein holländisches Schiff mit nach Hause nach Europa nehmen konnte, da die Engländer alle heimreisenden Deutschen von allen Schiffen schon gleich zu Anfang des Krieges herunterholten, — etwas, was ich nie erwartet hatte.

Der Versuche sind viele, die ich in all der Zeit machte, heimzukommen. Ich war zuletzt noch mit allen Koffern an Bord eines Dampfers. Vormittags schien die Abreise möglich, nachmittags wurde ich von der Schiffsagentur abgewiesen. Dem Gespött der englischen Reisenden ausgesetzt, mußte ich meine Koffer wieder in ein Boot laden lassen und zurück rudern zur Landungsbrücke des Hafens von Soerabaia. Ich hatte schon Seelust, kräftige, hoffnungsvoll geatmet. Ich war schon glücklich im Geiste gewesen, endlich die Verbannung verlassen zu dürfen, da werde ich zurück gejagt an den javanischen Strand. Qualvoll war der Rückzug. Dieser Tag, der 23. Februar 1916, war der schwerste meiner Verbannungszeit.

Im Sommer 1914, am 6. August, hatte mich der Kriegsausbruch in den Molukkeneilanden überrascht. Ich mußte den deutschen Reichspostdampfer, der Kloydlinie gehörend, verlassen. Denn das Schiff blieb an einer der Inseln des indischen Archipels in einem kleinen neutralen Hafen liegen.

Ich erreichte einige Wochen später Java, dann Sumatra. Aber hier kam ich nicht weiter. Den Winter 1915 blieb ich auf Sumatra bei lieben Deutschen, bei tüchtigen Pflanzern, prächtigen Männern, die mir Gastfreundschaft geboten hatten und mir treue Freunde fürs Leben wurden.

Es drängte mich im Februar 1915 aber von der Güte und Freundschaft aus Sumatra fort. Die Heimatssehnsucht trieb mich nach Java zurück, von wo sich eher Gelegenheit bieten konnte, über Amerika heimzukommen. Denn der Krieg, den man erst nur auf Monate berechnet hatte, schien sich Jahre in Europa

ausstoben zu wollen, und diese Borausicht machte mich heimwehkrank über alle Maßen.

Aber es war für mich auch kein Fortkommen aus Java. Ein Jahr saß ich auf Garoet in Java im Gebirge, vom Februar 1915 bis zum Februar 1916, immer nach Gelegenheiten zur Abreise ausschauend. Dann schien sich mit der 1916 im Januar eröffneten neuen „Java-Pazifik-Linie“ eine Möglichkeit zum Reisen zu bieten. Ich fuhr nach Soerabaja, und dort erlebte ich den schwersten Tag, von dem ich vorhin sprach.

So kam ich bis heute noch nicht fort von hier. Und täglich vermindert sich die Aussicht auf ein Heimkommen. Werde ich überhaupt jemals wieder zurück zu deutschem Boden, zu Weib und Haus heimfinden? Ich will meinen sinkenden Mut am Mut der hier leidenden deutschen Seemänner stärken. Ich will das Leid der Leute auf den ohnmächtigen deutschen Schiffen hier draußen über mein eigenes Leiden stellen und will mich mit dem Schreiben dieses Buches am Mitleiden zu trösten suchen, wenn ich hier erzähle, was die Ankertetten der ohnmächtigen armen Schiffe ohne Fahrt knirschen.

Auf der Hinfahrt von Berlin nach Bremen flösten mir die Turmmauern Spandaus, die den Kriegsschatz bergen sollten, schwere Hochachtung ein; und die Kasernen Spandaus und die militärische Straffheit in den Eisenbahnzug einsteigender preussischer Offiziere machten mich an die Zucht Spartas denken.

Dann fuhr ich durch die schlichte, ernste norddeutsche Landschaft. Unter den weißstämmigen Birken lagen junge Grasflächen voll blankgelber Löwenzahnblüten, und noch lange Strecken brauner Feldflächen warteten auf das Maiengrün. Ich erinnere mich, daß ich auf solch einer Ackerfläche gegen den wolkengrauen hellen Himmel abgezeichnet einen Landmann stehen sah, hager, mit Hose und Hemd bekleidet, mit hochgestreiften Hemdärmeln; er schwang in den festen Armen eine spitze Hacke und ließ sie in Zwischenräumen auf die Erdschollen niederhauen. „Der Tod in Gestalt eines Landmannes, der ein Grab in die Erdkruste hackt, um neues

Leben zu pflanzen," dachte ich bei mir. Und das Bild des Erdarbeiters blieb mir den ganzen Tag schwermütig am Herzen hängen. „Seitdem," dachte ich oft, „ist dieser Ackermann ins Riesenhafte gewachsen und hat den deutschen Männern riesenhafte Gräber mit riesenhafter Kriegshacke gegraben, Gräber, aus denen ein größeres Leben als früher für Deutschland aufersiehen soll."

In Bremen wanderte ich, meinem Fahrschein zufolge, mittags angekommen, vom Bahnhof zum Geschäftshause unseres großen Norddeutschen Lloyd. Als ich in schmaler Gasse das stattliche, gediegene Lloydgebäude fand, kam dieses Haus dem Unerfahrenen zuerst fast zu groß vor für das kleine Bremen. Die Räume dort erinnerten an die großen Geschäftshäuser Londons. In dem weißen Riesenmarmorsaal saßen hundert Angestellte in Abteilungen, und hinter einem breiten, den ganzen Saal durchlaufenden langen Tisch standen die Herren, die den Fahrschein-Verkauf zwischen den Lloyd-bureaus und dem Publikum vermittelten, lautlos und gewandt und hilfreich.

Jetzt aber, wo ich die Kraft dieses deutschen Riesenunternehmens täglich ordnend, helfend, unterstützend und aufs klügste geleitet bis weit nach hier draußen im Osten beinah am Ende der Welt auf allen Schiffen spüre, für die jenes Bremer Welthaus sorgt, da dünkt mich jenes die Meere beherrschende und Deutschland zur See würdig vertretende Gebäude in der engen Gasse zu Bremen lange nicht groß genug. Und man staunt, wenn man weiß, welche Arbeitskräfte, welche Gedanken- und Gefühlsanspannung im Hause des Lloyd in der gegenwärtigen Kriegszeit ruhig und besonnen stündlich und minütlich geleistet werden muß.

Mit allen seinen kleinsten und fernsten zur Ohnmacht verdammten Schiffen auf den letzten Inseln und Weltteilen der Erde steht das Bremer Mutterhaus des Lloyd in enger Fühlung. Alle Männer hier draußen sind wie Kinder einer herrlichen Familie vom Lloyd während der Kriegszeit wohl bedacht und treu versorgt worden. Niemand ist vergessen, niemand



wurde entlassen, niemand ist in Nahrungsorgen geraten von allen den tausend und tausend Schiffsbangestellten des Norddeutschen Lloyd, die auf den ohnmächtigen Schiffen in neutralen Häfen den Krieg abwarten müssen. Die Gehälter laufen, wenn auch herabgesetzt, fort. Der Lloyd zahlt zwar statt Küstengehälter nur Heimatgehälter, aber auch dabei braucht niemand zu verhungern.

Ich habe in diesem Buche deshalb auch nicht von äußerem Leiden der deutschen Seeleute auf den festgehaltenen Booten zu sprechen, sondern von innerer seelischer Qual, die bei der langen Dauer des ewigen Stilliegens die Stärksten unter den Seemannern angegriffen hat. Gerade die vorher am unüberwindlichsten schienen und die vor keiner Taifunfahrt gezittert haben, sie brachen zusammen, zermürbt und geschwächt vom ewigen Drang nach erfrischendem Wechsel und vor der Sehnsucht nach Kraftbetätigung. Ein deutscher Kapitän hier im Osten von Java wurde verrückt, einer schwer herzleidend, einer starb an einem Herzleiden, und einer erschoss sich, weil er sich dem Trunk ergeben hatte und von seinen Leuten keinen Gehorsam mehr erzwingen konnte. Dieses ereignete sich alles im Jahre 1915, als die Aussicht auf den Frieden und das Kriegsende noch weit hinausgeschoben wurde.

Ich spreche aber hier nicht allein von Lloydsschiffen, sondern auch von den Schiffen der großen Australienlinie, die ihre Leute aufs beste stützt und versorgt, die es aber auch nicht hindern kann, daß es größere Feinde gibt als die Nahrungsnot und die Geldsorge. Diese hier draußen bei ihren Leuten zu bekämpfen, ist die erste Sorge der beiden großen deutschen Linien von Kriegsbeginn an gewesen. Aber was keiner bekämpfen kann in dieser großen Geduldzeit, das ist die innere Zerrüttung, das Nagen ohnmächtiger Wut, das Nagen der Sehnsucht nach Wechsel und das Nagen des Heimwehs, das Nagen der lahmgelegten Manneskraft im Seemannsdasein auf den ohnmächtigen Schiffen in neutralen Häfen Asiens und wahrscheinlich der ganzen Welt.

Nachmittags vier Uhr am 15. April 1914 fuhr ich



von Bremen nach Bremerhaven, um die „Goeben“, einen Lloyd dampfer von achttausend Tonnen, zu besteigen, der nach Tsingtau und Japan fuhr, und auf dem ich am 20. Mai in Singapore ankommen sollte, wo ich ihn zu verlassen hatte, um von dort hinüber nach Java zu reisen. Auf Java wollte ich vier Wochen das schöne Eiland „Insulinde“ betrachten und am 23. Juni den kleinen deutschen Reichspostdampfer „Manila“ besteigen, der mich hin und zurück von Batavia nach Rabaul bringen würde. Am 10. August ungefähr sollte ich wieder in Singapore ankommen. Dort würde mich der Lloyd dampfer „Kleist“ zurück nach Bremen bringen, wo ich am 23. September landen sollte. Also nur eine kurze Trennung von der Heimat, eine kurze Sommerreise war von mir vorgesehen und geplant. Aber mein Schicksal hat mir eine jahrelange Trennung aufgedrängt; aus der Sommerreise wurde eine Reise, deren Ende ich heute noch nicht voraussehen kann, — heute im dritten Jahre der Trennung von zu Hause.

Bei der Hinfahrt vom Ufer zur „Goeben“ auf dem Verbindungsboot traf ich zufällig einen Bekannten, einen jungen deutschen Dichter, der den „Kleistpreis“ erhalten hatte, der ihm freie Loydreise nach Algier und zurück gab, er wollte mit der „Goeben“ nach Algier reisen, die dort anlegen würde.

Und da sagt man noch, daß Deutschland nicht für seine Dichter Sorge! Ich kenne keinen ähnlichen Dichterpreis in Frankreich oder England, wo eine große Schiffahrtsgesellschaft Dichter unterstützt, wenn sie strebend und reisesüchtig sind. Auch mir hatte ja derselbe Lloyd entgegenkommend halbe Preisermäßigung gegeben und mir dadurch den Reiseausflug nach Deutsch-Neu-Guinea ermöglicht, wofür ich ihm immer herzlichen Dank schulde. Ich machte mit dem jungen preisgekrönten Dichter einen Ausflug in den Haag und nahm dort in dem gediegenen kleinen Museum, dem Maurits-Haus, Abschied von den ältesten niederländischen Meistern, besonders Rembrandt.

Am nächsten Tag in Southampton lag die silbrig grüne, ruhige Küste Englands vor mir; wie aus

Porzellan leuchteten saubere weiße Dampfer an den fernen Piers. Denn wir blieben mit der „Goeben“ auf der Reede liegen. Die „Nadeln“, zwei spitze Felsen, sah ich bei der Abfahrt von der uns heute so feindlichen Küste wie zwei Lampen aufrecht stehen, und ich hatte vielleicht im Vorgefühl der Zukunft keine Lust in meinem Herzen aufgebracht, von Vord zu gehen und England auch nur flüchtig anzusehen.

Ich blieb an Vord und sah die englischen „hams“ an, die in graue Leinwand eingenäht zu Haufen in die „Goeben“ verladen wurden. Es waren die letzten englischen Schinken vor der Aushungerungspolitik, die dieses deutsche Boot mitnehmen konnte. Ein paar Tage später fuhren wir abends in die breite Maas ein und lagen nach dem Abendessen still vor den riesigen Eisenhallen des Norddeutschen Lloyd, die sich in der Stadt Antwerpen am gemauerten Ufer des Flusses hinziehen.

Hier arbeiteten die Schiffskräne der „Goeben“ drei Tage. Indessen flogen wir Reisenden nach Brüssel aus, und sogar nach Löwen. Das heißt, nur mein Mitreisender, der junge Dichter, kam bis Löwen, ich kam nur bis Mecheln, denn Löwen, sagte ich, könnte ich ja ebensogut einige Monate später auf der Rückreise nach Bremen betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß diese Stadt bis dahin sich selbst Gericht halten und daß ihre alte Pracht in Kriegsflammen aufgegangen sein würde.

Es war abends nach fünf Uhr gewesen, als der Zug auf der Fahrt nach Bremerhaven durch kleine Landorte an hübschen Heidehäusern vorbei so flach hinlief, als läge das Land hier unter dem Meerespiegel; ich glaubte, ich spürte die hohe See schon vom Eisenbahnwagen, und das Gefühl der Annäherung an das große Meer übte auf mich Binnenländer einen Seelendruck feierlicher Erwartung und ungewisser Vangigkeit aus. Die ganze Lebensweise sollte sich nun für Wochen ändern. Statt grünender Frühlingsbirken und blumengelber Grasgärten sollten Wasserfelder mit weißen Schaumfurchen vor mir ins Leere wachsen. Mein Wohnraum eine winzige Kabinen-

zelle, statt des Erdbodens sollte ich Holzdielen, die über meilentiefen Meerwassern schaukelten, betreten. Und die Größe des alles verschluckenden Himmels und des alles beherrschenden Salzwassers würde vielleicht doch zuletzt meinen übermütigen Reiseumut kleinlaut machen. So hatte ich noch vor Bremerhaven gedacht.

Am Hafendamm sah ich dann beim Aussteigen aus der Station das zum großen Auswandererschiff umgebaute Lloydsschiff, den Kaiser Wilhelm I., liegen. Das trug drei Stockwerke gleichmäßiger Hallen, die alle nur für Zwischendeckreisende bestimmt waren. Ich hatte auf meinen Weltreisen früher nie ein ähnliches Schiff gesehen. Und ich sollte dieses Schiff auch nie wiedersehen. Es liegt heute versenkt unten bei Afrika bei Kapstadt im Meer. Es war zu Kriegsbeginn als Transportschiff geschickt worden; und von den Engländern angegriffen, versenkte es sich selbst. Alles, was ich schon zu Reisebeginn sah, hing, ohne daß ich es damals ahnte, bereits mit kommenden Kriegsbereignissen eng zusammen . . . . .

## Brief an seine Frau

Malang, 14. August 1916, Montag abend  
sieben Uhr

Herz, mein Herz! Ist es nicht grausam? Vom 17. März ist Dein letzter Brief datiert! Seitdem weiß ich nur aus dem Geburtstagstelegramm etwas von Dir.

Ich hatte eine schwere Zeit in den beiden letzten Wochen. Ich wurde oben in Patjet im Hause der Familie E. ganz plötzlich krank. Immer war ich einen Tag wohl, und den nächsten fieberte ich. Ich schwitzte und machte nasse Einpackungen. Alles half nichts. Das Fieber stieg bis über vierzig Grad. Am Samstag, 5. August, stieg das Fieber höher. Ich bekam heftige Herzzustände und Atemnot. So daß ich schon alles aufgab. Ich lief in die Badekammer aus dem Bett und goß mir Wasser über und stellte die Füße in Wasser bis ans Knie. Nachmittags fuhr man mich im Auto hierher nach Malang ins Hotel Jensen, und ich ließ den Arzt rufen, Doktor B. (Konsul R. fuhr mich mit mehreren Herren hierher.) Ich hatte einen Eisbeutel auf dem Kopf, einen Eisbeutel auf dem Herzen und die Füße bis ans Knie in einem Kübel voll Eis stehen. Die Autofahrt hierher dauerte von mittags drei bis abends sechs Uhr.

Hier nahm der Arzt mir aus dem Finger Samstag abend noch eine Blutprobe, und Sonntag früh sagte er mir, daß ich Malaria hätte.

Einen Tag, ehe ich den ersten Malaria-Anfall hatte, träumte mir, ich würde einem Tropenregiment eingereiht. Aber alle Soldaten hatten erdgraue Anzüge und mumienhafte Gesichter, wie Leichen. Dann lud mich ein Herr im Zylinder mit schwarzen Handschuhen an den Händen in einen Wagen ein. Wir fuhren zu einem Haus, wo wir Dich trafen und viele maskierte Menschen. Einer fragte mich, ob ich vom Lande der

Triumphe käme. „Nein, vom Lande der Trumpe,“ antwortete ich. Ich hatte auch schwarze Handschuhe in der Hand, zog sie aber nicht an.

Als ich den Traum morgens erzählte, schauderte es die Damen vor den schwarzen Handschuhen. — Am nächsten Tag hatte ich Schüttelfrost.

Nun gehöre ich auch zur Armee der Malaria. Ich dachte es mir schon. Ich bekam tüchtige Dosen Chinin zu essen. Und hatte dann nur noch zwei Fiebertage. Der letzte war schrecklich. Ich hatte starke Gehörsvorstellungen. Ich hörte die Stimmen aller Damen, Kinder und Herren aus Patjet unter meinem Zimmer. Das dauerte von nachmittags zwei Uhr bis abends sechs Uhr. Zwei Stunden las ich mir laut aus der „Geflügelten Erde“ selbst vor, nur um die Stimmen zu übertäuben, die unausgesetzt mit mir sprachen. Im Hotel hielt man mich für verrückt, weil ich vier Stunden ununterbrochen gesprochen hatte und im Fieber sprechend auf die Veranda gelaufen war.

Heute ist mein fünfter fieberfreier Tag. Ich muß bis 12. September eine Chininkur durchmachen. Dazwischen habe ich aber alle zwei Wochen drei chininfreie Tage. Heute ist mein erster chininfreier Tag. Es ist Abend, meine Temperatur ist unter sechsunddreißig Grad, und ich bin recht zufrieden mit der Kur. Das Chinin versetzt einen immer in einen gelinden Rausch. Und mit leisem Ohrensausen tauche ich dann zu gar nichts. Kann nicht mal Zeitung lesen.

Das Hotel ist leider sehr unruhig; es wird umgebaut. Ich wohne im neuen Flügel. Ein Drittel des Hauses ist erst fertig.

Ich bin so allein. In die Klinik wollte ich aber nicht. Mit Doktor B., der ein französischer Schweizer ist und in Holland in Leiden studierte, bin ich sehr zufrieden gewesen.

Nur das Alleinsein im Hotel ist etwas grausam. Besonders jetzt, wo ich etwas besser bin.

Malang ist eine kleine Landstadt. Drei Autostunden (sechs Eisenbahnstunden) von Soerabaya, es liegt fünfzehnhundert Fuß hoch. Niedriger also als Patjet, das zweitausenddreihundert Fuß hoch liegt.



Das Klima hier ist sehr angenehm. Ähnlich wie das in Garoet, frisch und mild und nicht so dumpf wie in Garoet, da es nicht so viel Reisfelder voll Wasser hier gibt, sondern mehr Zuckerrohrfelder, trockene.

Ich bin erstaunt, daß ich nun nach zwei Jahren Aufenthalt endlich doch noch Malaria bekommen habe. Meine Augäpfel sahen gelb wie Safran aus und meine Haut auch. Als man das in Patjet bemerkte, wußten alle, daß ich Malaria hatte, nur ich glaubte es noch nicht.

Der Schüttelfrost und der Kopfschmerz zu Anfang machten mich glauben, ich hätte nur meinen Magen an Schweinebraten verdorben. Unter fünf wollenen Decken fror ich mitten am heißen Tag, als läge ich unter kalten Glasplatten. Ich bin natürlich sehr abgemagert. Aber das gibt sich schon alles wieder. Ich liege bis Mittag zu Bett. Dann esse ich um ein Uhr im Speisesaal. Und dann lege ich mich wieder bis abends fünf Uhr zu Bett, stehe dann auf, spaziere vor dem Hotel ein Stündchen auf und ab, lege mich auf den Verandastuhl, esse um halb neun Uhr Abendbrot im Saal. Gehe um halb zehn Uhr zu Bett.

Morgens um sechs Uhr schon beginnt meine Chinin-  
kur. Außerdem fresse ich auch noch Karlsbader Salz in Wasser jeden Tag morgens. Ich muß alle drei Stunden Chinin nehmen. Fünf Dosen pro Tag. Und dabei meine Temperatur messen. Ich befolge alles gewissenhaft. Denn mir graut vor einem Rückfall.

Ich erzähle Dir das so genau, weil ich sonst in den vierzehn Tagen nichts anderes als dieses Kranksein erlebt habe und deshalb von nichts anderem zu erzählen weiß.

Außerdem interessiert mich diese Tropenkrankheit sehr, von der ich immer gehört hatte. Sie ist aber viel schlimmer noch als ihr Ruf, finde ich. Die Fieberstunden waren ganz unbeschreiblich heraufregend. Ich werde sie nie vergessen.

Gottlob, der Hotel-Manager ist ein Hamburger, und der Buchhalter ein Nürnberger. Beide Herren sehen sich manchmal nach mir um. Der Hamburger war 1914 auf der Reise nach Australien. Unterwegs mußte sein deutsches Lloydsschiff Java anlaufen,

da man die Kriegserklärung an Vord drahtlos aufgefangen hatte. Der arme Mann, der früher Ofenfehermeister war, ist jetzt Hotel-Manager hier geworden und verdient nur hundert Gulden monatlich und hat dazu freies Leben, Essen und Wohnung. Der Nürnberger ist schon zweiunddreißig Jahre auf Java. Er war hier vierundzwanzig Jahre holländischer Soldat. Dann Buchhalter. Es gibt lauter so kuriose Existenzen hier im Osten.

Wäre ich doch nie nach dem düstern Patjet gegangen. Lauter Unglück ist dort. Frau E. hatte dort vor drei Wochen eine Fehlgeburt. Einer andern europäischen Dame eines Nachbarhauses starb ein Kind am Typhus. Der Vulkan Weniran, der dort hinter dem Haus am Himmel leicht raucht, sieht so düster aus. Das Haus liegt an der Nordseite des Vulkans. Die Gegend hat etwas Starkes, Unerbittliches, Schicksalschwangeres. Neben dem Vulkan ist ein zerklüftetes Gebirge am Himmel, das sieht aus wie der Norden des Gardasees, wo sich Dante den Eingang zur Hölle dachte. Ich sagte das immer jeden Tag dort. Auch flogen täglich schwarze Raben auf mich zu, wenn ich auf der Veranda saß. Die machten mich oft stutzig. Und immer war jemand krank im Hause. Das Badewasser war voll Kupfervitriol, das Wasser roch so vergiftet, und ich ekelte mich vor jedem Bade dort. Alles war mir stündlich unheimlich in Patjet.

Hier im Hotel habe ich Zimmer 23. Hier fühle ich mich wohler. In einigen Wochen soll ich höher ins Gebirge nach Poedjoen. Dort soll es aber recht frisch sein. Viertausend Fuß hoch. Ich glaube, es ist zu hoch für mein Herz. Vielleicht gehe ich nach Garoet zurück. Das wäre für die im Oktober beginnende Regenzeit das beste für mich. Garoet ist zweitausenddreihundert Fuß hoch.

Herz, wann werde ich endlich mein Herz wieder zu Deinem Herzen legen dürfen und ausruhen von den zwei Kriegsjahren? Grüße alle!

Immer treu und gut

Dein Herrle

Malang (Java), Hotel Jensen, 19. August 1916

Ich sitze auf der langen Hotelgalerie, die wie eine lange Reihe von Pferdestallungen wirkt mit ihren braunen Holzscheidewänden zwischen den Vorgalerien der Zimmer, — ganz allein. Unten in den Nachbarhäusern sprechen im Hof Leute. Sonst hört man nur manchmal eine kleine Wand-Eidechse schmazen. Mein Tagebuch ist mein Kamerad. Es muß mir die Plauderstunden mit Annie ersetzen. Ich schreibe gern alles nieder, mit dem Gedanken, daß Annie mal später zu Hause, wenn wieder Frieden ist und sie mit mir im Garten des Guckelehäuschens im Guttenger Wald sitzt, alles nachlesen wird, was ich hier gedacht und gefühlt habe. Dabei habe ich aber oft das Gefühl, daß ein Wiedersehen ganz unmöglich wird. Weil dieses Land Java, wo diese Zahl 13 mich seit dem ersten Tag bis heute verfolgt, mich nicht mehr lebend hergeben wird. Und dann wird mir so weh zumut. Wie bin ich ganz traurig, auch in aller Traurigkeit nicht. Doch bei dem Gedanken, daß ich Annie und Deutschland und mein Häuschen nicht wiedersehen sollte, werde ich ganz still und fühle mich ganz traurig. „Aber alles, was kommt, ist gut, wie es kommt.“ Das ist mein Wahlspruch immer gewesen. Darum bin ich doch nicht ganz traurig, wenn ich das sage.

Von morgen ab habe ich wieder vier chininfreie Tage.

Drei Sperlinge besuchen mich jetzt tagsüber in meiner Einsamkeit. Morgens begrüßen sie mich, wenn ich auf der Hintergalerie aus meinem Zimmer zu den Bädern gehe. Nachmittags, wenn ich auf der Vorgalerie sitze, um fünf Uhr, besuchen sie mich dort, zwitschern, kommen aufs Steingeländer des Bogenanges und holen, an die geweihte Decke flatternd, die Moskiten vom Kalk weg. Ich freue mich darüber. Ich stehe mich so gut mit allen kleinen Vögeln. Auch Webervögel, die im großen Baum des Residentengartens hinter meinem Zimmer ein Nest, wie einen grauen Kleingeldbeutel groß, an einen Ast gewebt haben, kommen hochflatternd morgens zu mir, wenn ich die Türe öffne und die Sonne hereinlasse.

Ach, Einsamkeit gibt es eigentlich gar nicht. Diese letzten acht Tage, wo ich fast keinen Menschen als fremde Hotelleute sah, vergingen so schnell, und ich hatte nie Zeit; ich fand, die Zeit ging zu schnell, ganz wie im Haus im Guckesgraben im Wald.

Jetzt kommen die Abendtelegramme. Ich bekomme plötzlich einen Stoß schwedische Zeitungen, ich weiß nicht, von wem, mit der Post zugesandt. Immer noch behaupten die Engländer und Franzosen, daß sie vordrängen. Auch in Saloniki soll die Offensive begonnen haben.

Ach, es wird mir so dumm bang, wenn ich täglich nun seit vierzehn Tagen von den Siegen der Feinde lesen muß. Nie mehr kommt ein Bulletin aus Berlin hier durch. Alles kommt aus London, Paris, Petersburg, Rom, Genf und Bombay, was wir an Telegrammen erhalten. Auch keine amerikanischen Nachrichten werden mehr durchgelassen. Man erhält also täglich das Lügenbild der antideutschen Pressebureaus der Feinde zu lesen. Und da soll man nicht verzweifeln vor Kummer, wenn man alles aus der Heimat schwarz in schwarz gemalt vor die Augen hingehalten bekommt, jeden Tag jetzt.

Malang, Sonntag, den 20. August 1916

Wunderbar blauer Himmel nach den Gewittertagen. Bin chininfrei heute. Habe eben an Annie geschrieben. Vier chininfreie Tage! Ich möchte einige Ausflüge rund um Malang machen. R. telefonierte mir heute ein Telegramm von Annie aus Grindewald: „Monatliches Geld gesichert. Treu Annie.“ Dieses Telegramm erleichterte mich sehr.

### Brief an seine Frau

Malang, Hotel Jensen, Sonntag,  
20. August 1916

Liebste, Gute, Herzliche, ich kann den Brief nicht abschicken, ohne noch eine Seite Beruhigung für Dich dazu zu schreiben. Ich hatte keinen Fieberanfall mehr

und fühle mich wohler. Nur die Karlsbader Salz- und die Chinin-Kur greifen mich noch ein wenig an.

Ich sende Dir auch ein kleines Bild, das am Sonntag vor meiner Krankheit in Patjet gemacht wurde. Darauf bin ich noch dick und rund. Denn auf dem Schiff, wo ich sechs Wochen auf der Reede von Soerabaia lebte, kochte ein Nürnberger Koch deutsches Essen, und ich hatte wenig Bewegung.

Jetzt aber habe ich in den vierzehn Tagen Fieber alles wieder verloren, und das Karlsbader Salz nimmt den Rest, und ich bin, wie Du es wünschst, schlank wie eine Tanne, aber im Gesicht dadurch viel älter, weil schmaler.

Es ist schönes Sonntagwetter draußen, und ich bin wie immer allein. Denn so wie Du mich im Kreis von Damen, Familien und Kindern auf diesem Bild siehst, lebte ich in all den zwei Jahren nur neu-lich einmal zehn Tage. Und seltsam, gleich nachdem ich zum erstenmal eine Familieneinladung angenommen hatte und Gast war, muß ich dort in der Familie so schwer krank werden, wie ich es hier noch nie war; ich stand einen Tag vor dem Tode, so klapperte mein Herz bei einundvierzig Grad Fieber.

Ich taue nicht dazu, auf Besuch in Familien zu sein. Mein Organismus ist zu kompliziert, glaube ich. Und als Gast lege ich mir so viel Rücksichten auf, daß ich vor lauter Rücksichten rücksichtslos zu mir selbst werde. Ich fror immer nachts und wagte nicht, um eine Decke zu bitten, bis es zu spät war. Dann, als ich Schüttelfrost hatte, gaben mir plötzlich alle ihre Decken. Es waren zu wenig Decken im Haus, und meine Reisendecke lag im Hotel in Soerabaia im Wäschesack verschlossen.

Auf der Terrasse des Hauses zog es unaufhörlich wie auf der Terrassenecke der „Neuen Welt“. Und ich hatte den zugigsten Tischplatz bei den Mahlzeiten. Ich konnte aber nichts sagen, da alle den Zug nicht spürten; nur ich schwigte und erkältete mich unaufhörlich. Kam dann der Stich eines Malaria-Moskitos hinzu, so wurde das Fieber schlimmer, als es sonst gewesen wäre, da ich schon erkältet und fieberig war.



Ich tauge nicht für Familienbesuche. Ich tauge nur in mein eigenes Haus zu meiner „Mulde“ oder in Hotels.

Die Einsamkeit plagt mich gar nicht, wenn ich an Dich denke und an Dich schreibe. Es ist, als sieiest Du dann im Hotel im Nebenzimmer. Wenn nur endlich mal wieder ein Brief von Dir käme!

Herzlichen treuen Kuß

Dein Herrle

Malang, 23. August 1916

Hatte heute den vierten und letzten chininfreien Tag. War heute morgen mit Wagen (um vier Uhr Abfahrt) in Wendit. Das ist ein Platz nahe einer breiten und langweiligen Landstraße, dreiviertel Stunden von Malang. In einer Talsenkung liegt dort ein kleines seeähnliches Gewässer. Wir würden es zu Hause einen größeren Weiher nennen. Einige Gutshofgebäude liegen dort, feucht und ungesund. Man hat eine Halle am Wasser. Da kommen viele Affen, graue, und werden gefüttert, ähnlich wie am blauen Wasser bei Paseroean. Der Teich liegt ganz idyllisch in einer Talsenkung. Aber alles ist einfach und lustlos dort. Es ist wie ein Platz für arme Leute und arm gewordene verflossene Zeiten. Fundamente und Treppen, die zum Teich führen, auch Buddharesten, zeigen, daß hier mal eine Hindu-Anlage, ein Hindu-Badepark gewesen sein muß. Die großen Bäume, die auf einem Hügel am Weg zum Teich stehen, hatten ihre Riesenblätter abgeworfen. Das gab dem Weg einen verwahrlosten Eindruck. Der Himmel war grau und zugeschliffen. Eine Seltenheit auf Java. Und ich war ganz niedergestimmt von dem trostlosen Platz, als ich aus dem Wagen stieg. Ich setzte mich aber eine Stunde in die offene Halle ans Wasser. Die Sonne kam allmählich. Javanenmädchen verkauften Erdnüsse und Pisangs für fünf Cents und saßen am Fußboden um mich. Und ich fütterte die grauen, silbrigen frechen Affen mit Nüssen und Bananen. Sie kamen zu mir bis auf den Tisch und stahlen mir die Bananen vor der Nase weg. Sie waren aber sehr

komisch in ihrer Räuberei. Auf dem Wasser schwammen Enten, drei und drei hintereinander. Javanische gelbgraue Enten, unscheinbare schlanke Dinger.

Ein großer herrlicher Laubbaum, ähnlich einer Buche, mit hellgrauem, mächtigem Stamm stand einige Schritte von mir unten vor der Halle dicht am Teich. Er rahmte mit seinen Laubmassen hübsche Uferbilder der gegenüberliegenden, sanft ansteigenden Hügel ein. Dort arbeitete ein einsamer Mann im Felde. Im grünlichen Wasser zogen die Enten feuerblaue Furchen neben sich her. Auch kam eine lange Reihe schneeweißer Gänse und schwamm durch die Laubumrahmung des großen Baumes. Sie waren so weiß, die Gänse, wie aus Porzellan, und schwammen so lautlos, und es war, als wüßten alle zehn, daß sie sehr schön in ihrem blendenden Lichtweiß auf dem mattgrünen Wasser in dem Tal der Lieblichkeit aussahen.

In kleinen Buchten rauschte manchmal plötzlich das Wasser. Dann stand dort ein brauner Javane bis an die Hüften im Wasser und badete. Und unter einem schattigen Baum stand eine Gruppe Javanerinnen an einer Anhöhe im Dämmerlicht des Schattens und zog sich zum Baden aus.

An einer anderen Ecke des Weihers saßen zwei Wäscherinnen bis an die Hüften im Wasser auf den Kieseln und wuschen Sarongtücher, indessen sie zugleich badeten. Es waren auch Gruppen von einzelnen hingelagerten Javanen am Ufer zerstreut. Teils Feldarbeiter, teils ausruhende Leute.

In der Halle saß an einem Tisch im Morgenkleide, barfuß, mit abgestreiften Pantoffeln, eine blonde Europäerin. Neben ihr ein Herr im Schlafanzug. Beide sahen den Affen zu. Auch kranke, blaugekleidete Militärinvaliden aus Malang kamen, zwei. Sie kauften Bananen und warfen die Früchte hoch hinauf in die Bäume, wo die Affen sie auffingen.

Es war still, feierlich und lieblich, als die Sonne die Tiere und Menschen beschien und die grüne Landschaft des kleinen Teiches, der in verschiedenen Buchten sich in die Ferne schlängelte, von Kokospalmen, Bananenstauden, Reisfelderterrassen umstanden.

Um elf Uhr war ich wieder in Malang im Hotel Jensen. Beim Mittagessen erzählte mir Herr D. von dem Aufstand der Mores auf den Suluinseln im Jahr 1905. Er war 1907 dort auf einer der Inseln. Dort war ein Schlachtfeld in einem toten Kraterkessel, das hieß bei den Amerikanern „The battlefield above the clouds“, das Schlachtfeld über den Wolken. Denn der Krater, der die kleine Insel beherrscht, ist zweitausend Fuß hoch. Dort oben in der Kraterseifung hatten sich die Mores gegen die Amerikaner verschanzt. Ungefähr fünfzehnhundert Leute, Frauen und Kinder mit eingerechnet. Als die Amerikaner diese Vulkanfeste stürmten, warfen die Weiber in letzter Verzweiflung den Amerikanern die Kinder von ihren Brüsten in die Bajonette entgegen. Und die Männer stürzten sich auf den senkrecht steilen Wegen mit ihren Messern auf die Stürmenden. Die Amerikaner schonen die fünfzehnhundert Leute nicht. Sie töteten alles. Nur dreizehn Weiber kamen aus dieser „Schlacht über den Wolken“ von den fünfzehnhundert Menschen mit dem Leben davon.

D. hat Photos gesehen von Mores-Weibern, denen der Bauch aufgeschlitzt war, und das tote Kind hing der toten Mutter noch an der toten Brust. Der Kampf war schauerhaft. Auf sechzehn Meilen im Umkreis noch unterm Kratergipfel noch monatelang die Luft nach den verwesenden Leichen.

D. selbst fand noch oben in dem Krater alles voll Skeletten und Totenschädeln liegen. In den Schießscharten, die sich die Mores an dem Kraterrand gemacht hatten, fand D. noch stehende Gerippe, ebenso in den Stollen, die vom Krater senkrecht am Abhang hinunter führen, wo der Ansturm war, standen noch im Jahr 1907 aufrechte eingeklemmte Gerippe, zwei Jahre nach der Schlacht.

D. war oben mit einem alten Amerikaner, der kannte alle Wege. Es war im Jahr 1907 noch immer Kampf und Unsicherheit auf dieser Suluinsel. Aber die Herren kletterten nachts den Weg zum Krater hinauf. Morgens um neun Uhr waren sie oben über den Wolken am Schlachtfeld im Kraterkessel.

Die Aussicht oben ist herrlich. Rundum sieht man das Meer um die Insel. Unten paradiesische Wälder und Buchten im Morgenlicht. „Aber hier oben hausen die Geister der Getöteten,“ sagen die Bewohner der Insel.

Malang, Sonntag, 27. August 1916

Heute morgen um zehn Uhr kam ich von Bangelang zurück. Bangelang ist eine Regierungspflanzung, eine Probierspflanzung für Kaffee. Herr G. mit Frau, die ich Donnerstag hier kennen lernte, nahmen mich Freitag früh um zehn Uhr mit nach Bangelang. G. ist dort seit zwei Monaten Administrator. „Kommen Sie heute mit, Herr Dauthendey, Sie werden die Kaffeeblüte sehen, so schön, wie ich sie selbst noch nie gesehen habe, und wie ich sie nie mehr sehen werde. Sie müssen aber gleich heute mitkommen, der Kaffee blüht kaum zwei Tage. Wenn er heute morgen mit der Blüte begonnen hat, so blüht er höchstens bis morgen abend. Kaum vierundzwanzig Stunden, dann ist alles wieder vorbei. Es ist sehenswert, es ist, als ob es auf alle Bäume geschneit hätte in der drei Kilometer großen Pflanzung Bangelang.“

Ich packte rasch einen Handkoffer. Eine Stunde dann noch im kleinen Karetawagen durch hübsche javanische Dörfer talab, talauf. Um zwölf Uhr kamen wir an. Bangelang liegt am Abhang des Kawi. Die Pflanzung steigt sanft an der Südseite des großen Vulkans hoch. Sie liegt ungefähr sechzehnhundert Fuß hoch über dem Meer. Schon am Eingang der Pflanzung, als wir vom Hauptweg abbogen, wurden wir von den ersten Reihen blühender Kaffeebäume empfangen und von dem feinen Drangenblütenduft, den die Kaffeeblüte verbreitet.

Vor dem Pflanzungshaus, nachdem wir, immer bergauf, durchs Dorf der Arbeiter und an der Fabrik vorbei gefahren waren, stand an einer Wegkreuzung, zwanzig Meter vom Haus, der „Kaffeemutterbaum“. Ein Robustabaum, von ihm stammen alle Tausende Robusta-Kaffeebäume der ganzen Bangelangpflanzung. Der Mutterbaum blühte erst seit morgens acht Uhr und

war jetzt um zwölf Uhr mittags in vollster Blüte. Als ich am nächsten Abend an ihm vorbeiging, begann er bereits seine Blüten verwahrloßt abzulegen. Schön zum Willkomm stand der über mannsgroße breite Kaffeebaum mit seiner Reihe von Blüten-schneebällen auf jedem Zweig; wie eine dunkelgrüne Masse, aus der sich ein weißschäumender Springbrunnen mit vielen weißen Schaumstrahlen zur Höhe bäumt, so wirkten die mit Blüten weiß bedeckten grünen, schön gebogenen Zweige.

Wir gingen Freitag abend mit sechs Forterriern, Herr G. und ich, auf den breiten Wegen sanft bergansteigend durch die unendlichen Reihen weißblühender und unendlich fein und lebhaft duftender Kaffeebäume, zwischen Robusta- und Liberia- und Uganda-Kaffee usw. Die Blüte war durch Trockenheit lange zurückgehalten gewesen, aber durch leichte Gewitterregen der letzten paar Nachmittage war sie nun heute unendlich reich aufgegangen, und die Reihen von Blüten-schneebällen leuchteten wie Watteschnee auf Weihnachtsbäumen, so künstlich regelmäßig schienen die Blütenballen aufgereiht zu sein an allen Zweigen; und unter den Blütenballen hingen die breitlappigen, dunkelgrünen, großen Blätter der Bäume, links und rechts vom Zweig herabhängend, ebenso regelmäßig gereiht wie die Blütenballen. Ich konnte mich nicht satt sehen. Und ich weiß nicht zu sagen, was mir lieber war, der Anblick des feuschweißen Blütenwerkes oder der Duft der Blüten. Auch Bäume, beladen mit den grünen und roten Bündeln von Kaffeebeeren, standen da mit schwer vom Fruchtreichtum gesenkten Zweigen. Und die roten Beeren leuchteten wie kleine Kirschen. Aber meistens blühten die Bäume. Doch trafen wir auch Baumreihen, wo viele kleine Javanenfrauen und Mädchen geschäftig wie Bienen waren, die süßen Kaffeebeeren zu ernten und sie in kleine Körbe und in Säcke zu füllen. Diese gefüllten Säcke wurden von kleinen Bergpferdchen zur Fabrik heimgefahren.

Wir gingen bis zur Abenddämmerung immer bergan und kamen am Urwaldrand, am Busch und an großen



Bäumen vorbei, wo die Hunde die schwarzen Affen anbellten und nicht mehr zu halten waren. Wir sprachen im Abend von Urwaldtieren, und Herr G. erzählte eine ganz seltsame Schlangengeschichte.

Malang, Hotel Jensen, 29. August 1916

Heute morgen war ich in Singosari, wo ich zwei steinerne riesige Tempelwächter und eine kleine Tempelruine besuchte. Ich fuhr um halb neun Uhr, war um neun Uhr dort, und um elf Uhr fuhr ich zurück. War um halb zwölf Uhr in Malang (mit der Bahn) an der Station. Dann telegraphierte ich auf der Post an Annie:

Riber, Stroemstad

Vin krank gewesen, Malaria, jetzt ganz wohl. Geld erhalten im Monat Juli, ebenso zwei Telegramme. Dank, liebes Herz.

May Dauthendey

Wie ich nach dem Telegraphieren ins Hotel Jensen komme, gibt man mir im Kontor einen Brief. Von Annie! Einen wirklichen Brief von Annie vom 17. Juni! Der letzte, den ich vorher im Juni erhalten hatte, war vom 17. März aus Berlin. Dieser vom 17. Juni war aus unserem Häuschen im Guttenbergerwald, im Guckelesgraben bei Würzburg. Nun fehlen mir aber alle Briefe von Annie, die sie in dem Vierteljahr vom 17. März bis 17. Juni geschrieben hat. Dieser Brief heute erzählt, daß sie ganz einsam in unserem Waldhäuschen haust. Und ich kann gar nicht verstehen, daß sie sich nichts nicht fürchtet. Ich glaubte, sie wäre in der Schweiz bei J. D. oder in Berlin oder in Schweden bei Mutter oder bei Bruder Axel. Sie will mir aber wahrscheinlich im Häuschen und in Deutschland näher sein. Ach, und wie muß sie Mangel leiden! Und sie könnte es doch in Schweden viel besser haben. Sie schreibt, daß man jetzt nur siebenhundert Gramm Fleisch wöchentlich für jede Person bekommt. Eier und Butter bekommt sie noch. Sie ißt viel Griesbrei und kocht Hagebuttensuppe und Mehlklöße. Die Arme! Ich mag heute gar nicht ordentlich essen, der Appetit ist

mir vor Schmerz fast vergangen, wenn ich denke, wie sie und alle in Deutschland darben müssen. Und hier habe ich alles! Und lebe so üppig bei Fleisch und Fett und Butter und Eiern und Gemüse und Früchten, und alles ist überreichlich da im Hotel. Das kann doch nicht mehr lange so fortgehen in Deutschland. Es ist großartig, wie mein Weib und mein Volk diesen langen quälenden Mangel so flaglos ertragen.

Wenn Besuch zu Annie kommt, dann bringt man Kuchen und Eßwaren mit, „wie es sich in Kriegszeiten gehört“, schreibt die Liebste. Mein Gott, mein Gott, belohne dieses Volk, das unter allen Völkern der Welt heute am mutigsten im Feld ist und am mutigsten zu Hause darben kann! Tränen sitzen mir im Hals, wenn ich durch die Zeilen des Briefes das große, große Elend zu Hause deutlich spüre. Sie klagt über drei Wochen Regen im Juni. Und hier haben wir immer, immer Sonnenschein; auch ein Reichthum, der zufrieden macht. Wie gern möchte ich Sonne heimschicken. Aber es tröstet mich, daß dieser Vorommerregen zu Hause vielleicht ein Regen von Korn und Früchten wurde. Denn die Ernte, erzählt man hier, soll großartig in Deutschland sein in diesem Jahr. Nachdem sie 1915 so schlecht war, ist das ein großer Trost.

Eben besuchte mich am Abend Kapitän Sch., der mir morgen seine Schiffsgeschichte, alles, was er zu Kriegsbeginn zwischen Afrika und Australien aushielt, erzählen will. Er sagt, die Admiralität habe ihm zurückgeschrieben, daß seine Erlebnisse die interessantesten von allen Erlebnissen sind, die deutsche Handelschiffe bei Kriegsbeginn durchzumachen hatten. Bin sehr begierig, die Fahrt der „Bismar“ morgen aus dem Mund ihres Kapitäns zu hören.

### Brief an seine Frau

Malang, 30. August, nachmittags vier Uhr  
... Ich war inzwischen — ehe ich weiterschreibe — zum Mittagessen. Als ich mich zu Tisch setzte, er-

zählte mir der deutsche Geschäftsführer Herr J., daß Rumänien an Deutschland nun auch den Krieg erklärt habe. Gestern Italien, heute Rumänien; hoffentlich zwingt man nicht auch Holland gegen uns, dann würden wir hier alle auf einer heißen Insel in Baracken interniert werden, wir armen Deutschen.

Wie soll es werden?! Ich dachte, es müsse bald Frieden werden, und nun kommt eine neue Kriegserklärung nach der andern.

Wenn ich bei Tisch die vielen Fleischgänge sehe, — abends vier Fleischgerichte, Pudding, Suppe, Salate und Gemüse und Früchte, und wenn ich große Flaschen Milch trinke, da ich dem Alkohol ganz entsagt habe, da denke ich seit Deinem gestrigen Brief immer an Dich und Minko im Häuschen, — an Griesbrei und Hagebutten usw. Du kommst mir dann gar nicht an Deinem Platz vor.

Ich wünschte, Du wärest bei Deinem Bruder Agel in Strömstad oder bei Deiner Mutter in Stockholm.

Ich leide sehr unter dem Gedanken, daß Du Dir dieses Alleinsein im Häuschen auferlegt hast.

Meine arme Mulde und mein armes Deutschland, daß Ihr beide so viel aushalten müßt! Ich hoffe aber, wenn dieser Brief Dich erreicht, bist Du zum Winter vielleicht doch zu Deiner Mutter gegangen; es wäre mir eine so große Beruhigung, Dich bei guten, lieben Menschen gepflegt und beschützt zu wissen, meine treue Penelopeia, meine liebe.

Auch bin ich Dir aber noch viel treuer, als es Odysseus war. Ich habe nun zweiundeinhalbes Jahr keinen Mund mehr geküßt, keinen Leib umarmt, ich lebe wie ein Mönch.

Aber ich klage nicht. Ich spüre nichts mehr. Ich bin so im Leid des Krieges, so im Miterleben Deiner Einsamkeit und im Miterleben aller Kämpfe auf allen Schlachtfeldern, daß ich an nichts anderes denke als an das baldige Ende aller dieser unserer Leiden. Und die Zeit vergeht mir rasch beim Schreiben in mein Kriegstagebuch.

Ich bin trotz allem Elend immer froh, daß ich diese große europäische Kampfzeit erlebe, und nicht

tot bin wie Strindberg oder Zola oder Ibsen oder Tolstoi.

Es ist nicht schön, wenn Du mir so kleine Zwistigkeiten zwischen Norddeutschen und Bayern berichtest, so wie sie Dir der kleine Fritz W. erzählte. Ich will das nicht wissen, das ist zu klein in den großen Stunden der Welt, die wir jetzt miterleben dürfen.

Es ist mir auch gleich, ob Juden große oder kleine Helden sind. Wir leben nicht im kleinlichen Frieden mehr, wo es Unterschiede gibt, wir leben zwischen Leben und Sterben, und da übersieht man alles Kleinliche. Das Guckelezhäuschen ist ein Nest des Friedens für uns beide. Lebst Du allein dort, so siehst Du die Welt nicht mehr so großzügig, wie ich es immer so sehr an Dir liebe; es ist kein Platz für Dich allein. Daß Du weiße Haare hast — so viele, wie ich jetzt habe —, das tut mir nicht weh; das liebe ich, daß die Zeit uns zeichnet und das Alter uns würdig macht, mein treuer Schatz. Ob Du alt und verrunzelt wie ein alter vertrockneter Nußkern aussiehst, das ist mir gleich, wenn nur Deine Seele nicht armselig unbedeutend wird. Sonst ist mir alles lieb, was die Zeit unsern Leibern antun muß. Das ist mir heilig. Ich liebe Dich zu allen Zeiten mit und ohne Haare.

Man hat doch als sechsten Sinn den Liebesinn, der nicht hört und nicht sieht, der nur lieben muß, dort wo er liebt. Wie gerne wäre ich neben Dir beim Griesbrei im Häuschen bei uns und bei Deinen weißen Haaren.

Aus Deinem Brief verstand ich, als habest Du eine Wand einreißen lassen, oben in meinem Schreibzimmer im Häuschen, die, an der mein Schreibtisch stand. Erkläre mir das doch! Ist sie eingefallen vor Feuchtigkeit. Da Briefe, so viele von Dir, verloren sind, verstehe ich den Zusammenhang nicht. Ich dachte nämlich komischerweise hier oft in einsamen Träumerstunden, ich wollte die Wand zu dem kleinen Balkon abbrechen lassen, wenn ich heimkomme, damit das Zimmer geräumiger werden soll. Habe ich nun vielleicht mit meinen Gedanken, meinen träumenden, der

Wand den Gedanken gegeben, einzufallen? Das möchte ich so gern wissen.

Es hörte sich fast zu friedlich an, wie Du vom alten Dachdecker und seinem Lehrling erzählst. Ich fühle mich gequält von dieser unwahren Friedlichkeit, und doch freute es mich, vom Häuschen zu hören.

Erzähle mir, ob der Garten gut gedeiht, meine Rosen und unser Obst.

Warum pflanzt Du Dir im großen Garten kein Gemüse? Salat, Bohnen, Kohlköpfe. Jetzt in der Zeit braucht man keine Blumen, wenn man hungern muß. Es ist ja so viel Erde da und der alte Hupp und seine Töchter pflanzen Dir doch alles, was Du an Gemüse essen willst, auch Kartoffeln.

Aber ich hoffe, Du lebst wo anders, wenn Dich dieser Brief erreicht hat.

Ich zeigte heute abend in der Klinik Deine Bilder aus unserem Häuschen, die ich von Dir vor drei Jahren photographierte. Ich habe sie, seit Dein Brief gestern kam, immer angesehen und bin ganz bei Dir. Bin ja so froh, daß ich weiß, wo Du den Sommer verbringst.

R. und mehrere Herren, Deutsche aus Soerabaja, machen Ende der Woche einen großen Autoausflug auf das Idjen-Plateau, das höchste Gebirge von Java mit dem höchsten Vulkan der Welt. (Inzwischen haben sie den Ausflug wegen der rumänischen Kriegserklärung abgesagt. 7. September.)

Ich bin auch aufgefordert von D., habe aber noch nicht so viel überschüssige Kräfte, um eine lange Auto- und Reittour in den hohen Bergen auszuhalten. (Acht Tage.)

Es ist das sehr schade. Denn das Idjen-Plateau ist landschaftlich sehr berühmt. Aber für mein Herz ist es doch noch zu hoch. Das Herz wurde zu sehr vom dritten Malaria-Anfall in meiner Malariawoche angegriffen.

Wenn ich Dir heute abend nicht schreiben würde, so würde ich in einem Band Gerstäcker lesen. Da weile ich dann in der Phantasie unter Cowboys in Texas. — Mein Leben ist furchtbar eintönig. Nur



mein Tagebuchschreiben unterhält mich, weil ich mich da geistig anstrenge, und das tut wohl. Heute morgen wollte ich schon packen, um nach Soerabaja und dann wieder nach Baroet zurückzureisen. Will aber erst die Kur bis Mitte September hier beenden. Dort hatte ich ein so schönes, ruhiges Arbeitszimmer. Nie mehr hatte ich ein solches Zimmer seitdem wie im Hotel Papandajan.

Wenn die Regenzeit im Oktober beginnt, möchte ich ein ruhiges Arbeitszimmer haben. Ich sortierte heute morgen Deine alten Briefe und kramte so gemüthlich in den Koffern herum, wie Du es gerne tust. — Am Eßtisch unten im Saal esse ich ganz allein an einem kleinen Tisch. Es gibt nur kleine Tische. Und siebzehn javanische Diener umtanzen lautlos meinen Stuhl. Einer bringt Brot, einer eine Gabel, einer ein Messer, einer Salz, einer mein Glas Milch, einer hebt meine heruntergefallene Serviette auf, drei begleiten den, der endlich die Suppe bringt, und so geht es während der ganzen Mahlzeit. Ich esse eigentlich immer in Gesellschaft von siebzehn javanischen Herren. Sie haben weiße Anzüge an mit roten Streifen an den Hosen. Aber sie laufen alle barfuß auf braunen Füßen. Vor mir steht meistens ein großer Blumenstrauß mit lila und weißen Blumen, die ich nicht kenne. Und eine weiße Schale mit Bananen und Orangen.

So, nun habe ich Dir die Ohren und mir meinen Briefbogen vollgeschwächt. Und fühle mich doch recht einsam, weil ich nun um zehn Uhr allein hinter mein Moskitoneß steigen muß. Es ist schon todstill im Hotel. Die Holländer legen sich alle sofort nach dem Abendessen gleich nach neun Uhr zu Bett. Aber sie besuchen sich vor dem Essen von sechs bis acht Uhr meistens. Wird dieser Brief schon zu Deinem Geburtstag bei Dir sein? Ich glaube es beinah. Ich küsse Dich mit Geburtstagsküffen.

Wann liegt alle Not fern in Gedanken?

Ach, im Hügelland am alten Main,  
In dem Nebenland im frohen Franken

Möchte ich mit beiden Füßen sein,  
Nicht nur mit den sehrenden Gedanken.

Manches gute Lied singt man am „Stein“,  
Manchen guten Tropfen wir dort tranken.  
Warum muß das Gute fern jetzt sein?  
Ach, die Liedertage, sie versanken.

In den Guttenger Wald hinein  
Liegt mein Dach im ewigen Franken,  
Eräte gern zur grünen Pforte ein,  
Greifend nach zwei Händen, lieben, schlanken.

Ach, sie geht im Garten dort allein,  
Drunten sich Erinnerungen ranken.  
Wann steht wieder zwischen uns der Wein?  
Wann liegt alle Not fern in Gedanken?

Max Daubenden

Malang, Ost-Java, entseßlich weit von  
Würzburg, 2. September 1916

Es treibt mich noch abends zehn Uhr, in mein  
Buch zu schreiben. Mein Herz ist so schwer. Sollte  
es wirklich möglich sein, daß Deutschland unterliegen  
muß, weil die Neutralen sich fast alle zu England hin-  
neigen? Man sagt, der griechische König habe nach  
dem Inneren von Griechenland flüchten müssen, wo ihn  
zweihundert Ulanen bewachen. Die Griechen halten  
Zusammenkünfte in Athen ab, und viele Freiwillige  
sollen sich melden. Man erwartet als nächste Kriegs-  
erklärung an Deutschland die von Griechenland. Dann  
wird vielleicht noch Holland folgen „müssen“. Oft  
denke ich, wenn ich mich tief befrage: wird es nicht  
vielleicht nötig sein, daß Deutschland unterliegt, da-  
mit eine empfindendere, weniger ehrgeizige, aber  
dafür verinnerlichtere Zeit für Deutschland anbricht.  
Doch ich weiß es nicht zu entscheiden. Ich mag mir  
das Unterliegen nicht klar ausdenken. Ich glaube,  
es würde die schauerlichsten Folgen haben, die ich  
mir jetzt noch gar nicht ausmalen kann. Dieser Vision  
einer deutschen Niederlage stehe ich wie ein junges  
Mädchen gegenüber: ich kann sie nicht ausdenken.

So muß es Frauen sein in Herz und Verstand, wenn Männer ihnen etwas erklären wollen, wozu ihr Verstand nicht ausreicht, es zu begreifen.

Aber mein Herz ist davon bedrückt, unklar und unheimlich belastet. Jedenfalls wäre die Niederlage keine Schmach, nachdem sich unser Volk beinahe drei Jahre gewehrt hat wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt. Ich bin so schwach und zart und leicht erschütterbar, weil ich heute am Spätnachmittag das Gedicht „Wann liegt alle Not fern in Gedanken“ in dieses Buch gedichtet habe. Immer, wenn ich dichte, bin ich nachher fast überempfindlich und schreckhaft.

Beim Abendessen störte mich das Geklapper der messerpuhenden Javanen am Ende des Speiseraums. Und die Geräusche, die ich sonst nicht beachte, höre ich mit einem Mal aufdringlich. Niemand habe ich, bei dem ich mich nach der Arbeit wirklich erholen könnte.

Ach, heute fragte ich mich: Wie kann der Himmel zusehen, wenn ein Mensch sich innerlich so sehr quält? Ich kann ja kaum eine Ameise leiden sehen. Warum bekomme ich nicht durch ein Wunder endlich meine Freiheit, meine Heimat, mein Weib und mich selbst zurück? Denn ich bin es gar nicht, der jetzt hier so seit zwei Jahren nur ein Leben aus Zeitungsnachrichten, Briefen und Tagebuchgedanken erleben muß. Und jede Blutwärme, jede Umarmung, jedes Lebensglück ist mir versagt, seit der Krieg ausgebrochen ist.

Es war Pflanzervergadering (Vereinigung) heute in Malang. Im Hotel sind fünfzig Gäste, sagte der Geschäftsführer. Ich merke es kaum. Der Speisesaal ist etwas voller. Und in der Halle unten zählte ich heute morgen acht Autos. Es war auch viel Musik heute nachmittag am Aloen-Aloen und viel Gefahr.

Viel lebhafter aber wirkte heute abend auf mich in meinem Zimmer, als ich das Gedicht beendet hatte, eine große Ameise, die auf mein Tagebuch gelaufen kam und sich meine Unterschrift beguckte. Alle Dinge auf dem Tisch, Bücher, Tinte, Blätter und im Zimmer Bett und Schrank und Wandschirm standen totensstill, aber die große Ameise, die da plötzlich erschienen

war, bewegte sich ganz allein, und zwar mit einer Sicherheit, einem Spürsinn und einer Lebhaftigkeit, daß das ganze Zimmer vor mir verschwand; nur die große Ameise lief vor mir riesengroß spazieren.

Ich nahm sie auf ein Taschentuch, setzte sie vor die Tür auf die hintere Veranda, wo sie hinüber in den Residentengarten finden kann. Im Zimmer hätte sie später vielleicht der Javanenjunge totgemacht.

Die große Ameise war mein einziger Abendbesuch. Bedeutet sie eine Antwort auf meine Schlußfragen im Gedicht, eine Antwort, gegeben in der Bildersprache des Schicksals? Soll ich mir sagen: „Ich werde, begraben bei den Ameisen, mein Heimweh los werden.“ Oder soll es heißen: „Erst muß noch viel Arbeit, ameisenemföige Arbeit, geleistet werden, bis ich nach Hause reisen darf?“

Gern möchte ich die lebende Bildersprache des Schicksals ganz verstehen lernen.

Malang, 3. September 1916

Ach, heute ist Sonntag. Malang ist die einzige Stadt auf Java, in der ich Glocken gehört habe, Kirchenglocken. Weder in Garoet, noch in Batavia, noch in Soerabaja gibt es Sonntagsglocken. Sie klingen mir als Würzburger doch recht heimlich, die guten Glocken.

### Geheime Nachbarschaft

Im Nachbarhaus steht oft ein Fenster offen.  
Ein Bett, ein wolkenweißes, sah ich drinnen  
Mit feinen Schleiern und dem blanken Linnen.  
Auf welche Heimlichkeiten darf es hoffen?

Am Nachmittag, wenn schwere Regen fallen  
Und alle schlafen hinter kühlen Mauern,  
Hält jenes Fenster vor den Wasserschauern  
Die Scheiben zu, an die die Tropfen prallen.

Der Vorhang ist dann dicht und blind geschlossen.  
Ich sah nie Hände dort, die ihn berühren,  
Geheime Geister lautlos Leben führen.  
Das Fensterglas glänzt regenübergossen.

Oft komm' ich hin als Geist zu jenen Kissen;  
Im Arm die eine, die nur Träume bringen.  
Der Regen springt, die Wolken donnernd singen,  
Und Blitze blenden, — sie, die alles wissen.

Malang, 5. September 1916

Heute ist der Sterbetag meines Vaters. Es ist heute zwanzig Jahre her, daß er in Würzburg starb. Nun begehe ich diesen Tag schon zum drittenmal hier im Asien.

Gestern nachmittag, als ich die hintere Tür meines Zimmers zur Vädergalerie öffnete, flog drüben im Residentengarten ein ungeheurer Rabe zu meiner rechten Seite bis an den großen weikenden Baum, darin Webevögel ihr Nest haben, das noch dort im Gezweig hängt. Mir gegenüber flog der schwere, schwarze Rabe nicht mehr weiter, sondern er machte mitten im Baumgeäst kehrt und flog zurück. Ein zweiter Rabe, wie vom ersten herbeigewunken, flog ebenfalls lautlos im Garten aus einem Baum zu meiner Rechten, er aber flog höher und flog in gerader Linie nach Norden davon, an mir vorüber. Nachmittags krächzten dann beide oft in der Ferne ihr rauhes: Ra=Ra, Ra=Ra=Ra. Es waren schwere Wolken am Himmel, es fiel kein Regen. Ich hatte im kurzen Nachmittagschlaf vorher geträumt, daß ich in einem Bett saß, dessen Decke und Kissen mit weißer, sandiger Erde bestreut waren. Ich versuchte auch den Sand von einem großen, flachen, javanischen Strandhut abzuschütteln, der auch in meinem Bett lag. Der Traum machte mich nachdenklich. Soll ich heute über ein Jahr im Meersand begraben sein? Oder wird G., an den ich so viel denken muß, mit seinem Boot im Meersand stranden und untergehen? — Fragen an das Schicksal.

Malang, Freitag, 8. September 1916

Vorgestern abend besuchte mich A. mit einem jungen Mann seines Kontors, E. Sch. Sie kamen nachmittags im Auto von Soerabaja und fuhren nachts zurück. Und auch L. kam mit. A. wußte noch nichts



von der Abreise des Kapitäns S. von Priok. Er fährt aber Mitte dieses Monats nach Batavia und kommt am 20. September zurück. Ich glaube nicht mehr daran, daß mich Kapitan S. mitnehmen will. Vielleicht hatte er gehört, daß ich hier an Malaria krank lag, und hat deshalb darauf verzichtet, mich zu benachrichtigen. Es ist das recht traurig. Jetzt, wo der Friede wieder ins Endlose gerückt ist, seit Rumänien den Krieg erklärte, ist das Hiersein trostloser als je, und hoffnungsloser das Heimweh im Herzen. Ich habe eben Major von A. nach Garoet geschrieben, daß ich vielleicht Mitte dieses Monats wieder dort eintreffe. Welch trauriger Rückzug, wieder nach Garoet zu müssen, von wo ich damals mit so großen Reisep länen nach Amerika und Europa Abschied nahm, im Februar dieses Jahres.

### In der Frühe

Große weiße Malvenblüten, frischbetaute,  
Sah ich in der Frühe, da das Taglicht graute,  
In dem Garten, und es schliefen noch die Laute.

Jede runde Blüte leuchtete und brachte  
Hellen Schmelz dem Himmel, der erwachte,  
Als das Gartendunkel noch der Nacht gedachte.

In der Ferne stand ein blauer Berg gehoben,  
Lange Wolken sich am freien Gipfel schoben,  
Und vom Lichte lag dort dünne Spur gewoben.

Und ich dachte: Blüten, Berg und Licht, sie wissen,  
Daß sie heut am hellen Tage nichts vermissen,  
Und nur ich, nur ich bin heimatlos, zerrissen.

9. September 1906.      Max Dauthenden

### Malang, 12. September

Gestern Nachmittag hatten wir ein Erdbeben. Es dauerte siebenunddreißig Sekunden. Es war das stärkste Erdbeben, dessen sich die Malanger erinnern können. Ich war allein im langen Hotelflügel, im neuen. Die meisten Leute waren noch zu Tisch. Aber ich will

lieber die Beschreibung aus dem Brief, den ich gestern  
 abend an Annie schrieb, in mein Tagebuch bringen,  
 er ist lebhaft unter dem großen Eindruck stehend:  
 „Malang, 11. September 1916, abends sechs Uhr.  
 Liebes Herz, ich muß Dir einige Zeilen schreiben;  
 ich stehe noch ganz unter dem Eindruck eines heftigen  
 Erdbebens, wie ich noch keines erlebte. Es war kurz  
 vor zwei Uhr nachmittags. Ich hatte heute etwas  
 Durchfall und war deshalb nicht zu Tisch gegangen.  
 Ich hatte Reis oben in meinem Zimmer gegessen um  
 halb ein Uhr mittags und hatte mich dann auf mein  
 Bett gelegt. Ich wohne im Oberstock des neuen  
 Hotelflügels. Liegend las ich die Telegrammausgaben  
 des Soerabaja-Handelsblattes und las die Berichte  
 vom Erdbeben, das gestern abend acht Uhr in Garoet  
 und in ganz Mitteljava war, aber wir in Ostjava hat-  
 ten nichts davon gemerkt. Dann mußte ich die lange  
 Hintergalerie, alles ist massiv aus Stein erbaut, zu  
 den Klosetts laufen, die bei den Bädern liegen. Es  
 sind wohl hundert Meter bis dorthin. Dort ist auch  
 die einzige Treppe. Als ich zurückkomme, sehe ich  
 große schwarze Raben über einem hohen Baum des  
 Nachbargartens schweben, der dem Residenten, dem  
 holländischen, gehört. Diese Raben krächzten sehr laut  
 und freuften groß und schwarz und unruhig um den  
 halbkahlen Baum. Dann beginnen sich unter meinen  
 Füßen die glatten Kacheln auf der langen Stein-  
 galerie zu bewegen, — hin, her, wie geschüttelt. Ich  
 laufe nach meinem Zimmer, das das letzte am Ende  
 der offenen Galerie ist. Die Wände und die Eisen-  
 stäbe biegen sich, als wollten sie sich verschieben.  
 Die ganze schwere, steingebaute Galerie bewegt sich  
 wie ein Pendel, hin, her, hin, her. — Erdbeben!  
 Jetzt erst glaube ich daran. Ich war ganz allein in  
 dem Oberstock und sah nirgends Hilfe und kein mensch-  
 liches Wesen in der Nähe, nur das bebende Haus.  
 Und der Schrecken stak mir wie ein kaltes Messer  
 im Herzen. — Erdbeben. Alle Leute und javanischen  
 Diener befanden sich über den Vorhof weg zu ebener  
 Erde in einer offenen Halle, der Vorderseite meines  
 Zimmers gegenüber. Aber ich befand mich auf der

Hinterseite meines Zimmers, und hier sah ich niemand als unten eine lange Gartenmauer vor dem Residentengarten. Ich getraute mich nicht in mein Zimmer und nicht die hundert Meter zum Treppenhause zurückzulaufen. Das Geschüttel war zu stark. Ich hielt mich an einem der dünnen Eisenpfeiler fest, die auf einer Mauerbrüstung der Galerie stehen und das Wellblechdach halten. Das sonderbar weheste Gefühl war das der Unmöglichkeit, dem Erdbeben entlaufen zu können. Unter mir sah ich als nächstes Schreckensschauspiel die zwei Meter hohe Gartenmauer des Nachbargartens sich wie Pappendeckel, mit dem man jemandem zuwinkt, vor- und zurückneigen. Immer vorgebeugt, zum Einsturz fertig und dann wieder zurück. Davon wurde mir ganz unwohl, von dem langen beweglichen, winkenden Mauerwerk. Die Erde zischte inwendig. Denn alle Steine der Erdrinde rieben sich aneinander und knirschten und frachten eintönig und schauerhaft, halblaut und drohend rundum in allen Windrichtungen.

Ich selbst stand auf der Galerie an der Mauerbrüstung hoch oben über dem Unterstockwerk wie an der Reeling eines Schiffes, mit der linken Hand die Eisenstange des Pfeilers haltend. Das ganze Haus unter mir schien sich mit jedem einzelnen Stein zermalmend zu bewegen, als ob ein Ungeheuer mit den Zähnen knirsche, und ich stand auf dem Rücken des Ungeheuers hochoben. Dabei blauer harmloser Himmel, freundlichster Nachmittagssonnenschein, weiter Fernblick.

Ich überlegte bei jedem tausendstel Sekundenteil, ob es jetzt stürzen kann, das Hotel, oder ob es schlimmer kommen mußte. Das war sehr aufreibend. Es schien mir sehr lange zu dauern, das Beben. Aber zugleich wußte ich doch, daß nur Sekunden vergingen und keine Minuten. Aber tagelange Sekunden.

„Einsam verschüttet, gesteinigt, — soll das dein Tod sein?“ wimmerte meine Lebenslust. Ich wurde dabei weinerlich vor ohnmächtiger Schwäche und vor der Einsicht, daß ich nicht entfliehen konnte. Dies Stillstehenmüssen, dies Bewegtwerden von der sonst

immer festen Erde, das ist das Grausamste und Grauenhafteste dabei.

Ich fühlte, wie mein Blut im Gesicht kalt geworden war, und ich mußte, daß ich freidebleich und grünlich leuchten mußte.

Ich dachte weiter bei schärfstem Beobachten des knirschenden Mauerwerks rund um mich her: „Nun, ist es denn nicht bald aus? Es darf doch nicht länger dauern, es darf nicht. Und wie wird denn das, wenn endlich alles zusammenstürzt? Wirßt du dich aus dem Chaos fortzuschwingen können über die stürzenden Trümmer, oder werden dich fallende Wände einholen und begraben?“

Ich war so sehr allein da oben im wankenden Haus. Ich sah niemand als die krächzenden Raben. Unten im Gartenwinkel lief nur einmal ein Javane, blaß und breit zu mir hinaufschauend, von der Mauer fort unter einen Baum. Er lächelte, wie er mich samt dem Haus da oben pendeln sah. Er lächelte vor Todesangst, denn er mußte fürchten, ich würde gleich mit dem Oberstoß zu ihm hinunter kommen. Ich winkte ihm zu, lächelte auch, und da wurde er ernst und scheu und verschwand im Gesträuch.

Alles das dauerte höchstens vierzig Sekunden. Siebenunddreißig Sekunden, sagen heute die Leute. Nie möchte ich das zum zweitenmal erleben. Als es still wurde, traute man dem Stillstand der Erde nicht. Doch lief ich dann rasch durch mein Zimmer nach der breiten Bordergalerie, wo mein Tisch und meine Stühle stehen. Unten im Hof, in der Mitte zusammengedrängt, sah ich nun die ganze Tischgesellschaft. Alle sahen immer noch nach oben. Allgemeines Erstaunen und Ausrufe, als ich erschien. Man hatte das ganze Haus oben leer geglaubt. Ich mußte aber erst noch die lange Galerie entlang jagen. Unterwegs fiel mir ein, daß ich ohne Strümpfe nur in Pantoffeln und Schlafanzug war, und daß ich lächerlich aussehen mußte. Es war mir aber gleich. Nur aus dem Haus, aus dem Haus, ehe der zweite Stoß des Lebens kam.

Unten waren alle blaß und noch tief verblüfft.

Schlimm war es, nach einer Weile nochmals ins Haus zu müssen. Doch wollte ich Kleider holen.

Ich ging wieder ganz allein hinauf und rasierte mich rasch und zog frische Wäsche und Kleider an, bei jedem Knopf, den ich zuknöpfte, hinhorchend, ob nicht der zweite Erdstoß kommen würde. In Garoet war am Tag vorher der zweite Stoß vertikal gewesen. Das sind die gefährlichsten Stöße, sie stürzen alles um, wenn sie stark sind.

Atemlos, endlich fertig angezogen, nahm ich Hut und Stock und eilte aus dem Hotel. Fuhr im Wagen zur Klinik zum roten Kreuz, wo R. liegt und E. arbeitet. Ich fand unterwegs die ganze Stadt lautlos unruhig. Alle standen noch mit bebenden Gesichtern in ihren Gärten an den Hecken angelehnt, möglichst weit vom Hause weg, und die meisten in Schlafanzügen. Denn es war ja die heiße Stunde, wo in den Tropen alles schläft.

Alle betrachteten ihre Häuser von außen. Gesprochen wurde nicht viel. Der Todesschrecken saß zu tief in allen Gemütern. Die Telephone waren unterbrochen, wir wußten nichts von den umliegenden Orten. Malang hat nicht gelitten. Alle Häuser der Stadt bestehen nur aus Erdgeschoß und Dach und sind zu ebener Erde gebaut, ohne Keller. Mein Hotel Jensen, das neue Palasthotel, ist das einzige Haus der Stadt, das einen oberen Stock besitzt. Und ich war der einzige Mensch in Malang, der sich in dem oberen Stock befunden hatte, als alles bebte.

Wir warten heute noch die ganze Nacht auf den notwendigen zweiten Stoß. Ehe der nicht war, ist man nicht ruhig. Denn ein vulkanisches Erdbeben ist wie eine Pendelbewegung, vor und zurück. Man sagt, entweder kommt der Stoß schnell oder zwölf oder vierundzwanzig Stunden später. Gebe der Himmel, daß es dann ebenso gut abgeht wie heute. Man erzählt heute abend, daß Schornsteine im Land auf den Zuckerfabriken einstürzten und fünfzig Meter lange Mauern. Am Smeroe soll eine Bergkuppe niedergestürzt sein und große Steinkolosse. Besonders die Pflanzungen am Abhang des Smeroe haben gelitten,



dort stürzten ganze Lagerhäuser ein und Assistentenwohnungen. Auch in Soerabaja spürte man das Erdbeben stark. Wir sind hier in Malang, ebenso wie in der Provinz Preanger in Garoet, von großen Vulkanen umgeben. Wenn auch Malang in einer weiten Ebene liegt, so sieht man doch viele Vulkane am Horizont, näher und ferner. Wir sehen sehr schön im Osten den „Smeroe“, den höchsten Vulkan hier um Malang. Vom Bromo kann man nur bei klarem Wetter die Rauchwolke sehen, er liegt in Nebelferne. Im Westen sind aber sehr nahe die halbtoten Vulkane, der Ardjoeno, der Kawi, der Weniran und andere.

Dieses Erdbeben heute hat alle alten Malanger durch seine lange Dauer verblüfft. Jede Sekunde heute im Erdbeben hatte ungefähr sechs rasche Schüttelbewegungen. Sechsmal in einer Sekunde fühlst du dich mit dem Haus umstürzen. In vierzig Sekunden heute erlebte man also zweihundertvierzig Sterbeaugenblicke. In einer halben Minute zweihundertvierzig Todesaugenblicke. Das ist angreifend und macht den Menschen ernst. Ich fühlte mich nachher von kaltem Angstschweiß wie gebadet. Man staunt, daß man noch lebt. Und denkt, man müßte nun vom Leben etwas ganz Besonderes geschenkt bekommen, damit einem der ausgestandene Schrecken vergütet wird. Am meisten erstaunt mich, daß nach all dem Geschüttel der Neubau des Hotels und auch mein Zimmer nur kleine Risse in den Wänden zeigten.

Sonderbar war vor dem Erdbeben ein kleiner Sperling. Zehn Minuten vorher ungefähr beobachtete ich, auf meinem Bett liegend, nachdem ich das Zeitungsblatt fortgelegt hatte, den Vogel, wie er unausgesetzt draußen so hoch an mein Fenster geflogen kam und wieder wegflog. Wohl zwanzigmal machte er das. Ich dachte: „Was will der Sperling nur von mir? Es sieht aus, als wolle er mich aus dem Zimmer locken.“ Ich blieb aber, da ich ihn nicht verstand, dummerweise liegen und ließ den kleinen Spaz ängstlich flattern.

Sonderbar ist auch, daß ich vor einigen Tagen

morgens einen eigentümlichen Traum hatte, den ich hier ins Tagebuch schrieb. Ich sah im Traum Kalf und Mörtel auf meiner Bettdecke liegen. Und versuchte das Sandzeug von meiner Decke abzustreifen.

Bis heute mittag (den 12. September, wo ich dieses vom Brief in dieses Tagebuch abschreibe) gab es noch keinen zweiten Stoß. Aber man fühlt öfters ein Beben in Tisch und Stuhl. Aber es kann auch Schreckenseinbildung sein. Heute nacht ließ ich alles Licht der elektrischen Birnen im Zimmer und auf der Galerie brennen und schlief nur halb. Immer wachte ich auf. Manchmal knisterten die Wände, dann setzte ich mich hoch. Es ist übel, daß man so schreckhaft geworden ist. Hunde heulten so langgezogen schon seit mehreren Nächten. Aber heute nacht heulten sie ganz besonders. Es ist Vollmond, und der Nachthimmel war blauklar, mit einigen weißen Wölkchen. Heute morgen frächzten die Raben schon vor Sonnenaufgang, und später kam mein kleiner Sperling sogar ins Zimmer auf den Fußboden geflogen, was er noch nie getan hat. Heute ist mir's nicht ganz geheuer.

Malang, Mittwoch, 19. September 1916

Ich lerne seit einigen Tagen jeden Morgen Malaiisch. Da ich später in Europa die Kinder meines Freundes Sch. bei mir haben und erziehen will, so will ich, da beide Jüngens kein oder nur ganz wenig Deutsch sprechen, malaiisch mit den Kindern reden können, bis sie bei mir Deutsch gelernt haben. Malaiisch war mir zu Anfang etwas schwer, aber nun geht es von Tag zu Tag besser. Ich lerne für mich aus meinem Wörterbuch. Die Wörter, die ich wissen will, schreibe ich mir in mein Notizbuch, von wo ich sie auswendig lerne.

Das Erdbeben hat sich doch nicht wiederholt. Gottlob!

Bis jetzt habe ich so viel mit den Kriegsaufregungen zu tun gehabt und mit dem Holländischlernen (durch das Lesen holländischer Zeitungen), daß ich nicht zugleich Malaiisch lernen wollte. Zwei neue Sprachen

auf einmal war mir zu schwer in der aufregenden Kriegszeit.

Ich habe vorhin eine kleine Spazierfahrt gemacht, es ist auffallend windig heute. Die sonst immer schweigenden Tropenbäume rauschen, die Bambusbäume knistern wie Seide, Staub wirbelt auf der Landstraße, die Gewänder und Tücher fliegen. „Angin!“ sagte mein Javanenjunge Kain heute morgen. „Wind!“

Ich hatte eben das Wort aus dem Wörterbuch gelernt. — Angin (Anghin), soieß auch das deutsche Schiff, auf dem ich neulich zwei Monate, Juni und Juli, auf der Rheede von Soerabaya zubrachte. Wind habe ich hier in Ostjava sehr selten erlebt. Er ist ein Ereignis, so wie eine Nordlichterscheinung eine Seltenheit für Bayern ist.

Ich habe eben im Vorübergehen zum erstenmal der holländischen Hauptmannsrau, Frau W., einen Besuch auf ihrer Veranda gemacht. Ihr und ihrem schneeweißen Kafadu, der lange Reden halten kann in der Sprache, die man auf der Insel Seram spricht. Er hebt beim Sprechen auch die rechte Krallen auf, wie ein Prediger seine Hand. Die Dame, Witte der Dreißig, dreizehn Jahre verheiratet, hat ihren Mann im Innern von Borneo, wo er neues Land eröffnet. Und bis ihr Haus dort gebaut ist, muß die Dame hier in der Garnison Malang im Hotel leben. In Malang hat ihr Mann vor dreizehn Jahren in Garnison gestanden.

Sie erzählte mir eben, daß die kolonisierenden holländischen Offiziere zugleich Kriegs- und Zivildienst auf ihren Urwaldgarnisonen in sich vereinigen. Sie beruhigen die Leute erst mit Gewalt, dann mit Güte, und dann bauen sie ihnen einen schönen Marktplatz mit Markthallenbütten, bauen breite Wege mit schattigen Bäumen, bauen Schiffspiers, bauen Brücken und Regierungshäuser, Unterkunftshäuser im Innern und stiften vereint mit militärischer Kraft nur Gütes.

Wenn die Sultaneparteien beherrscht sind und wenn die Bevölkerung mal sieht, daß sie es bei der holländischen Regierungsart besser hat als bei ihrer Sultandruckherrschaft, dann sind die Leute auch dankbar

und bleiben meistens friedlich und wollen gar nicht mehr in die alten Zustände zurück. So erzählte mir die Dame, die auf der Insel Ampanan und auf der Insel Soembawa und auf Borneo und Celebes und Java seit dreizehn Jahren mit ihrem Mann überall meistens zwei bis drei Jahre lebte, meist in Länderstrecken, wo die Bevölkerung erst dem Weltverkehr angegliedert werden mußte.

Wir tut diese Angliederung der still für sich in alten Zuständen friedlich hinlebenden und hinspielenden Völker so leid, wie es mir leid tut, wenn ein träumendes, liebes spielendes Kind aus dem Elternhause fort in die Schule zum Abergierzieren geschickt und so auch dem Weltverkehr gewaltsam und verstandesgemäß angegliedert wird. Aber es muß ja leider so sein, sagt man allgemein. Ich weiß es nicht.

Der Wind schüttelt die Kokospalmen beim Eßsaal sehr tüchtig, die schönen, ähnlich wie Fischgräten scharf gegliederten Palmenwedel zischen laut und rasseln. Ein lebhafteres Hotel als dieses, wo immer gebaut, gehämmert, geklappert, geklopft und mit Brettern und Eisenstangen um sich geworfen wird, daß es nur so knallt, kracht und dröhnt, habe ich noch niemals bewohnt. Und heute am Windtag hilft die aufgeregte Luft mit Stößen bei dem Lärm und wirft im Hof alle Augenblicke schallend Gegenstände durcheinander.

So lebe ich nun seit sechs Wochen in dem Höllenspektakel. Dabei schreibe ich und dichte manchmal, lese und denke, schlafe, aber der Lärm läßt mich alles nur halb tun, habe ich das Gefühl. Aber hier in der frischen Malangluft gibt es kein anderes Hotel.

Heute nacht träumte ich von Annie. Ich sah sie mit einem schwarzen Hut auf dem Kopf auf einem Bett sitzen. Ist sie krank? Oder ist ihre Mutter gestorben? Da sie so gequält aussah? Ach, welche lange, lange Zeit habe ich nichts gehört! Oft glaube ich jetzt in manchen Augenblicken, ich kann es keine Stunde länger mehr aushalten, dieses öde, öde, liebeleere Dasein! Es ist zu lang, zu lang! Ich fange an inwendig vor grenzenloser Sehnsucht wild zu werden.



Ich verstehe gar nicht mehr den Himmel, daß er uns einen so grausam langen Krieg auferlegt. Ach Himmel, laß es genug sein! Mache Waffenstillstand, mache Frieden, und dann, wenn es nicht genug ist, kann ja nach ein paar Jahren ein neuer Krieg ganz allein gegen England angefangen werden! Nur jetzt mache Frieden! Nur jetzt endlich, — einige Jahre Frieden, — Himmel erhöere doch die Bitte!

Erdbeben — Die Erde, der Fußboden beben, der Marmortisch bebt, an dem ich schreibe. Ich glaube, ich muß auf den Hof fliehen — an die Wand pochte ein Schlag wie eine Faust — nun ein zweiter Schlag. Die elektrische Birne, bei der ich schreibe, schaukelt heftig, ohne daß ein Windzug geht.

Malang, 19. September 1916

Beim Erdstoß brach ich neulich ab. Es war aber nur ein leichtes Beben. Nichts im Vergleich mit neulich. Inzwischen war ich drei Tage in Soerabaja, das heißt eigentlich nur zwei Tage. Samstag mittag fuhr ich hier ab, um den „Pasar-Malam“ (eine Art Leipziger Messe) in Soerabaja zu besuchen. Sonntag abend schloß der Jahrmarkt.

Es war auf einem großen Platz eine Buden- und Gastwirtschaftsbetriebstätigkeit, die war großartig. Die javanischen Kleinarbeiter, Strohmatte- und Korbflechter, Messing- und Tonarbeiter, Musiker, Tänzer und Weijang-Theater, — alles war da. Der Riesensplatz hatte an den Seiten Budenstraßen, und im Ring um den Platz waren Ausstellungs-buden der javanischen Hausindustrie und Theater und Wirtschaften. Es flutete abends von elektrischem Licht.

Ich war Samstag nacht und Sonntag nacht bis zwölf Uhr dort. So viele Wagen und Autos hatte ich vorher nie in Soerabaja gesehen. Und Tausende und aber Tausende Europäer und Inländer, buntgeschmückte Javanerinnen, Chinesinnen und Europäerinnen füllten den ganzen Festplatz, der mit tausend Lichtbirnen erhellt war. Auch ein Scheinwerfer kreiselte seinen grellen Strahl über den Festplatz.

Sonntag abend war großes chinesisches Feuerwerk.



Auch ein großer asphaltierter Tanzplatz war da, Samstag war Ball, und Sonntagabends nach dem Feuerwerk tanzten dort die weißgekleideten Matrosen der Marine zusammen, was sehr drollig aussah, wie ein Tanz von Eisbären — Drachen.

Ich traf Sch—n, den ich zwei Monate nicht gesehen hatte, Sonntag im Hotel Simpang. Auch D., Sch—t und Kapitän Sch—r traf ich dort. Sonntag vormittag besuchte ich in Soerabaja den komischsten Tiergarten der Welt. Da gibt es wenig Garten, aber viele Tiere, während sonst das Umgekehrte der Fall ist. Es waren dort in Kisten und Kästen (wie auf einem Hof für Schuttablagerung, so grau und verrostet und eng und düster sah das Käfiggerümpel aus) viele Schlangen, die giftigsten, und ein Prachtstier. Auch Affen, Bären und Panther, Krokodile, Leguane, Papageien, die Tiere Javas und des ostindischen Archipels. Ein einfacher alter Sinjoemann ist der Besitzer. Der widmet sich nur den Tieren und lebt ganz in der Pflege seiner Gefangenen.

Auch eine Taubstumme, eine Idiotin, lief mit im Garten herum und bettelte mit verdrehten Handgebärden. Sie war wohl zwölf Jahre alt. Chinesenjungen warteten die Tiere. Und das Seltsamste, was ich sah, waren weiße Affen mit roten Kaninchenaugen, ganz wie Albinos anzusehen. Das Krokodil bekommt täglich dreißig Hühner zu fressen. Das ist ungeheuerlich viel.

„Die Erde brennt!“ so könnte man beinah ausrufen, so von allen Seiten liest man in den Zeitungen nichts als Krieg und Aufstände. In Djambi in Sumatra, wo vor Wochen der Aufstand ausbrach, sind jetzt die hinzugeeilten zwei Kompagnien mit ihrem Major von den Aufständischen eingeschlossen. Sie können keine Verbindung mit den herbeiziehenden anderen Truppen erhalten. Alle Boten, die man schickt, werden von den Aufständischen abgefangen. Kommandant D. ist mit sechzig Mann nach Moenratambesi gezogen. Auf Prawen-Booten sucht er den Fluß ab. Als der Abend sank, war er nicht mehr weit von Tolok Rendah. Kommandant D. beschloß, sein Nacht-

lager am Ufer aufzuschlagen. Als man sich dem Strand näherte, stand man plötzlich vor einer großen Bande Aufständischer. Die waren mit Lanzen bewaffnet und fielen sofort die Soldaten an. Zwei Soldaten wurden getötet. Fünfzehn verwundet. Zwölf Gewehre sind verloren, wovon die meisten in den Fluß fielen. Der Kommandant mußte umkehren. Er soll dann noch ein zweites Mal angefallen worden sein. Wovon aber alle näheren Nachrichten heute noch fehlen.

Wie gering klingen diese Verluste hier in Sumatra und Java gegen die täglichen Verluste von Toten und Verwundeten in Europa, die auf Tausende anwachsen. Und doch möchte ich glauben, daß die wenigen Toten und Verwundeten hier im Aufstand heute für die Zukunft sehr viel zu bedeuten haben. Die Mitglieder des S. J., des „Sarikat Islam“ werden sich aus den kleinen Erfolgen von heute großen Mut für morgen nehmen. Und dann wehe allen Europäern hier in Ostasien!

Am letzten Samstag telephonierte mir Fräulein W. ein Telegramm von Annie. Es machte mich sehr, sehr glücklich und lautete: „Bedaure Kranksein. Geld wird ankommen. Reise Schweden.“

Also sie ist nach Schweden zu ihrer Mutter, denke ich mir, gereist. Darüber bin ich sehr zufrieden. Denn was soll sie in der harten Winterzeit in Deutschland, in dem schmergequälten, hungerreichen, anfangen? Ich bin so froh, daß sie noch als Zuflucht ihre gute Mutter hat. Es ist mir ein so großer Trost in aller Sorge, daß wenigstens Annie eine Heimat hat.

Bergebens wird sie mich den ganzen Sommer im kleinen Häuschen erwartet haben, im Guttenger Wald im Guckelegrab. Ach, der Krieg blieb und wuchs immer größer, und der Herbst brachte keinen Frieden! Traurig mußte sie das kleine Häuschen, wo schon der Dachdecker gearbeitet hatte, wieder zuschließen, und unser Bett dort mußte sie verlassen und vor dem Winter und der Not fort zur Mutter flüchten. Das gute, treue Weiblein mein! Ach, arme liebe Annie, wie schwer müssen alle deine Schritte täglich

sein! Ich bitte Gott, daß du alles gesund aushältst bis zum Wiedersehen. Himmel, sei nicht grausam kalt, schenke uns, wenn es gut ist, bald Frieden und ein ungetrübtes Wiedersehen!

Seit Tagen höre ich den gräßlichen Unglücksvogel hinter den Dächern rufen, der auch in Sumatra, in Garoet so irrsinnig rief: „Hühü — hühühühühü.“ Es klingt in ewiger Wiederholung verrücktmachend, dieses Hühühühühühühü, in herunterfallender Tonart gepfiffen.

Im Hotel herrscht augenblicklich Wirrwarr in der Bedienung. Alle Bedienung streift. Fünf Javanen-jungen sind fortgelaufen. Die Korridore wären ihnen zum Laufen zu lang, sagte mein Junge gestern. Heute ist auch er verschwunden. Es war schlimm in den letzten Tagen. Niemand kam zur Bedienung, wenn man auch minutenlang klingelte. Bei Tisch laufen alle Jungen durcheinander, wenn man nur um einen Löffel bittet. Und dann heißt es, es gibt keinen Löffel. Stiefel wollte kein anderer putzen, wenn der Junge des Zimmers Ausgang hatte. Das Zimmer und die Galerie wurden nie gekehrt, das Bett nicht gemacht und nie die Matratze umgewendet, sehr selten die Kissen an der Sonne gelüftet, das Nachtgeschirr nicht ausgegossen, der Waschtisch nicht gereinigt. Je mehr Trinkgelder sie bekamen, desto weniger taten sie. Kaum bekam einer ein Trinkgeld, so machte er sich einen freien Tag, lief in die Stadt und kam am zweiten Tag erst wieder. Ich habe mich dabei viel geärgert, weil ich viel Zeit im Zimmer und auf der Veranda mit Lesen und Schreiben sitzend und liegend zubringe und von der Unsauberkeit und der Unordnung und Nachlässigkeit mich sehr gestört und gepeinigt fühlen mußte. Jetzt soll es anders werden, sagt der „Gerant“ Herr K. Hoffentlich! Er stellte mir einen neuen Jungen vor. Ich zweifle noch, daß es besser wird.

Die Unruhe kommt, weil das Hotel nur halb fertig ist. Neubau und altes Gerümpelgebäude teilen sich in den Betrieb. Dadurch entstehen Unklarheiten und Unlust bei der Bedienung. Meine schwere Erkältung, Schnupfen und Husten, der letzten Tage ist besser.

Ich lebe aber wieder in Chininfreßtagen. Immer drei Chinintage und dann sechs bis sieben Tage Ruhe dazwischen. Heute ist wieder ein zweiter Chininfreßtag.

### Schatten

Es rührt mich im Abend an  
Deine verlorene Hand.  
Und sinnend stehe ich dann,  
Den Blick gerichtet zur Wand.

Schatten durchstreifen den Raum,  
Heimlich die Kammerwand lacht.  
Du gingst — und Du kamst doch kaum.  
Hast mich aufatmen gemacht.

21. September 1916

Malang, Sonntag, 24. September 1916

Gestern war ein schöner Tag. Vom Morgen bis zum Nachmittag gedichtet. Spätnachmittag Besuch von R. und Doktor B. Und dann abends — langen Brief von Annie, vom 15.—17. Juli aus dem Guckeleisgraben.

Am Abend von zehn bis zwölf Uhr war ich auf dem Pasar-Malam, der gestern morgen hier eröffnet wurde auf dem Aloen-Aloen. — Das Schönste am Tage war mein Gedicht: „Schulden der Menschheit“, und am allerschönsten war Annies lieber Doppelbrief, mit einem kleinen Bild von uns beiden aus Barbizon bei Paris, vom Jahre 1904, wo wir dort mit D. und J. G. einen Parkpavillon bewohnten. Auf dem Bild, einer kleinen Momentaufnahme, sitzen Annie und ich auf der Treppe des Pavillons, wir sehen jung und glücklich aus. Trotzdem ich das Jahr vorher erst eben einen Gelenkrheumatismus überstanden hatte und manches andere. Annie tröstet mich im Brief, daß wir gut aushalten sollten, auch wenn die Trennung noch einen Winter dauern soll.

Eine Ungarin hat einen Brief geschrieben, den mir Annie schickt, sie liest alle Bücher von mir und hat

die Asiatischen Novellen übersetzt; sie will das ungarische Volk nach dem Krieg mit allen meinen Büchern bekannt machen. Das freute mich.

26. September 1916

Ich besuchte die letzten Abende vor dem Abendessen öfters den Pasar-Malam. Er ist voll von Inseländern und einigen Europäern. Man spielt meist an den chinesischen Buden Lotto, oder man wirft kleine Ringe auf Geldmünzen aller Art, die auf einem mit rotem Tuch bedeckten Tische ausgebreitet liegen. Oder man gewinnt Taschenuhren, die jede in einem Glas liegen, in welches man einen kleinen Ball hineinzuworfen versuchen muß. Oder es werden Roulettes gedreht, und es wird auf Zahlen gesetzt. Auch rollt man Kugeln, die über ein Brett mit Vertiefungen laufen müssen; fällt die Kugel in eine Vertiefung, so erhält man den Gegenstand, der die Nummer der Vertiefung trägt. Man kann ein Fahrrad gewinnen oder auch nur ein Taschentuch. Die Buden leuchten und glänzen von bunten aufgestellten Dingen, Uhren, Spiegeln, Geschirr, Seidentüchern, Watikstoffen, Kochapparaten, Bildern. Und die javanischen kleinen, schmalen Herren und Frauen drängen sich ebenso wie die inländischen Soldaten, die in heugrünen Leinwandanzügen gehen, vor den langen Budentischen. In drei Buden an verschiedenen Enden des Jahrmarktes werden inländische Tänze öffentlich auf erhöhter Bretterbühne vor den Vorübergehenden getanzt, und es wird dabei kein Geld gesammelt. In der Bude, an der das Schild „Pentjat Padang“ hängt, tanzen zwei Männer in schwarzen weiten Leinwandhosen und kurzen weißen Hemdjacks mit schwarzen Wollenmützen auf dem Kopf Sumatra-Tänze. Sie tanzen nach einer Musik, die fünf Musikanten, am Boden hockend, auf Trommeln, Flöten und Geigen und Gongs spielen. In einer anderen Bude tanzen zwei javanische Frauen auf dem hohen Podium zu ähnlicher Musik. Die Musikanten sind in rosa geblümete Baumwollhemden gekleidet. Alte Männer mit alten lieben Instrumenten, die sie rührend innig spie-



len, als unterhielten sie eine alte, alte Liebe, die in den Instrumenten sitzt. Der Tanz, der javanische, der Tänzerinnen, die wie alle javanischen Frauen langsamen Schrittes wandelnd tanzen und die Hände spreizen, heißt „Konggeng“, aus Semarang. Der dritte und mir der liebste Tanz wird von einer gelb gepuderten Frau getanzt und heißt „Gandroeng“, aus Bali.

Malang, Samstag, 30. September

Gestern abend war chinesisches Feuerwerk und Schluß des Pasar-Malam. Es war voll von Menschen. Ich nahm mit den Augen Abschied von der Bali-Tänzerin, von den alten Musikanten, der Semarang-Tänzerin, von den vielen geheimen künstlerischen, ungreifbaren Eindrücken des ganzen Marktes.

Ich war mit Herrn und Frau P. eine Stunde von sieben bis acht Uhr im javanischen Zaubertheater. Den Taschenspieler machte eine kleine Japanerin in schwarzseidener Kokototracht. Sie zauberte lächelnd und spielend grazios und wirkte mit Schminke und Puder sehr gut, bemalt wie einer der unwirklichen Wachsfigurenköpfe im Friseurladen. Eigentlich konnte sie auch als ein Stück Zuckerwerk von einem Konditor auf den Weihnachtstisch mitten auf eine Torte geboren sein. So süß, so fad, so gekünstelt und unwahr und schaumzuckerhaft war ihre ganze kleine selbstbewusste Persönlichkeit. Wie anders unschuldig künstlerisch sind dagegen die javanischen Tänzerinnen. Sie sind das Höchste an Unschuld und Grazie, das ich jemals sah. Denn auch ihre Sinnlichkeit ist Unschuld. Die Japanerin aber war berechnend sinnlich wie eine Pariserin, wenn auch nur leise berechnend. Davon kennt die Japanerin nichts. Ihr ist alles gleich, so wie dem Vogel, der nicht weiß, daß er schön fliegt, der einfach fliegt, weil er fliegen kann und fliegen muß. So tanzen Javanerinnen, weil sie tanzen können und tanzen wollen. Sie wissen dabei kaum, daß sie Zuschauer haben, sie wissen kaum, daß sie angesehen werden. Sie tanzen nur für sich selbst und für die Musik.

Gestern morgen war ich mit Frau M. um neun Uhr zum erstenmal zu den blauen Fischen bei den Chinesengräbern spazieren gegangen. Sie erzählte mir dabei gute Geschichten aus Offizierkreisen. Ich muß sie nächstens hier ins Buch erzählen. Heute habe ich Chinin-Freßtag, da kann ich nicht gut erzählen, bin zu unruhig und fiebernd.

Auch der junge M., der Manager des Simpang-Hotels, erzählte mir neulich seine Liebesqual mit einer jungen Dame. Auch dieses will ich später notieren. Liebesgeschichten sind so ergreifend, viel ergreifender als alle Ehrensachen und alle Mitleids- und Weisheitsgeschichten.

Vor zwei Tagen habe ich auch einen lieben Brief von Karl Sch. aus Sumatra bekommen. Er bleibt mein treuester Freund in dieser schweren Zeit, und es tut gut, daß er mir dieses immer wieder, ehrlich gemeint und schlicht, versichert. An seinen Söhnen hoffe ich von Herzen, daß gut machen zu können, was er jetzt an mir tut. Annie hat an ihn geschrieben und ihn gebeten, mir weiter zu helfen. Ich habe es mir beinah gedacht, daß die liebe Verzweifelte sich schriftlich an ihn wenden würde, wenn zu Hause alles versagt.

Konsul R. erzählte mir neulich, seine kleine dreijährige Else habe beim letzten großen Erdbeben, als ihr kleines Bett gerüttelt wurde, in dem sie Nachmittagsruhe halten sollte, gedacht, der Weihnachtsmann stände am Bett und schüttle es tüchtig. Sie sagte, sie habe sich sehr gefürchtet, aber nur vor dem Weihnachtsmann. Wie gut es so ein kleines Mädchenherz hat, das als Gefährlichstes auf der Welt nur den Weihnachtsmann kennt! Glückliche Else!

## Brief an seine Frau

Malang, 30. September 1916

Liebes Annieherz, ich bin jetzt schon froh, wenn ich wenigstens jeden Monat einen Brief von Dir bekomme. So glücklich war ich, als ich vor ein paar Tagen Deinen Brief vom 17. Juli bekam.

Aber wie selten kommen Deine Briefe jetzt! Es scheint mir schon beinah wie ein Zufall, wenn einer im Monat ankommt. Früher war ich reich, da kam jede Woche regelmäßig Dein Brief zu mir, mein einziges Herz, mein einziger Mensch, dem ich gehöre. Jetzt fühle ich mich atemlos vor Aufregung bei dem ungewissen Warten und bei der schweigenden Ergebenheit, mit der ich es tragen muß, immer einsamer und ärmer mich fühlen zu müssen.

Ich lebe immer noch im fahlen Hotel-Neubau in Malang, dem javanischen Provinzstädtchen. Ich fresse immer noch meine Chinindosen. Nun dauert diese Kur schon zwei Monate.

Ich fühle mich wieder recht wohl. Und alle sagen mir, daß ich wieder frisch und jung aussehe. Alle Leute berechnen mein Alter auf fünfunddreißig Jahre. Keiner will glauben, daß ich 1917 schon fünfzig Jahre alt werde. Nur ein Schnupfen mit Husten plagt mich seit vierzehn Tagen. Vor vierzehn Tagen, auf dem Rückweg von Soerabaja hierher, mußte ich mit allen Reisenden abends den Zug verlassen, mitten im freien Feld. Weil an der Lokomotive etwas zerbrochen war. Und da saß man in der Abendkühle auf dem Rasen am Waldrand, um stundenlang auf eine neue Lokomotive zu warten. Im dünnen weißen Anzug muß ich mich da ohne Mantel erkältet haben. Denn hier oben in Malang (fünfzehnhundert Fuß) sind die Nächte in der Temperatur nur sechsundzwanzig Grad Celsius abends. Am Tage fünfunddreißig Grad Celsius. Der Unterschied von zehn Grad ist am schwitzenden Körper abends leicht fühlbar. Und ich ziehe meistens abends eine Leinwandweste unter die weiße Anzugjacke an. Das genügt zum Ausgleich. Manchmal muß man abends aber auch einen europäischen leichten Sommeranzug anziehen.

In letzter Woche war auch Jahrmarkt hier auf dem grünen Rasenplatz unter mächtigen, riesenhaften Waringienbäumen. Da ging ich abends vor dem Abendessen von sechs bis acht Uhr öfters spazieren und sah mir besonders drei Buden mit Tänzern und

Tänzerinnen an. Die Tänzer kamen aus Sumatra zum Markt her und tanzten, immer zwei. Jeder in weiter schwarzer Leinwandhose mit weißer kurzer Hemdjacke angetan. Ihr Tanz hieß „Pentjak“ aus der Stadt Padang auf West-Sumatra. Sie tanzten mit einem Schwert in der Hand oder mit leeren klatschenden Händen.

Die zweite Bude war die einiger javanischer Tänzerinnen aus der Stadt Semarang, und ihr Tanz hieß „Kong-geng“. Sie tanzten beinahe stillstehend. Selten zwei Tänzerinnen, meistens eine. Sie waren mit braun bemaltem Batikstoff um die Beine eng gekleidet. Hatten ein giftgrünes senkrechtcs Bäuerinnenmieder, mit zierlichem Flitter behangen. Und spielten mit einem regenbogenfarbigen langen Schleier, der um ihre schmalen nackten Schultern lag. Ganz alte Männer musizierten auf ganz uralten javanischen Musikinstrumenten, am Boden hockend. Stundenlang dauert die Musik, stundenlang der Tanz, der schrittlose. Mit näselnder Singstimme begleitet die Tänzerin jeden Tanztakt. In der dritten Bude war die Hauptsache. Eine Bali-Tänzerin. Ihr Tanz hieß: Gandroeng-Bali. Bei ihr stand ich meist am längsten still. Die Buden sind nämlich offen. Zuschauen kostet nichts. Es wird auch nicht gesammelt. Das Schönste kostete nichts auf diesem javanischen Jahrmarkt. Denn es ist unbezahlbar. Alles drängt sich um die Tanzbühne, die auf allen vier Seiten offen steht. Die einfachen grünen Bambusstangen und die gelben Strohmatteu und von Bambus zu Bambus chinesische Papiergirlanden, die täuschend künstliche Blumen nachmachen, das ist der ganze Schmuck der Tanzbühne.

Das Wunderbare ist, daß ich an den sieben Markttagen nie gesehen habe, daß je gebettelt oder Geld eingesammelt wurde. Es ist, als lebten Tänzer und Musikanten wie die Götter von der guten Lust, die sie durch Musik und Rhythmus verbreiten. Sie tanzen von morgens sechs Uhr bis Mitternachts und noch länger.

Ich hörte in meinem Hotelzimmer bis spät abends

die unschuldige Naturmusik und morgens, wenn ich um sechs Uhr aufstand, begann mit Sonnenaufgang die Musik schon wieder.

Die alten, verschrumpften Musikanten umarmen ihre alten Instrumente wie alte Bräute. Sie sitzen jeder an seine Geige angeschmiegt oder in seine Flöte versunken oder selbstvergessen bei seiner Holztrommel; sie wirken nicht wie Menschen, sondern wie tönende alte, verrunzelte Baumstämme und Waldsteine, moosige.

Dabei waren die alten braunen Herren in lange rosafarbene, großgeblühte Leinwandhemden gekleidet. Von weitem konnte man die Musikantengruppe für eine alte Drang-Utang-Familie halten. Wie bekleidete gute, alte Affen saßen sie in den verrenktesten Stellungen, das Knie an der Nase oder das Instrument mit den Fußzehen haltend, auf den Strohmatte. Immer aber herrschte innigste grübelnde Zufriedenheit bei allen, und heimliches Gelächter war in den Gesichtsfalten.

Die Balitänzerin trug einen goldenen Kopfschmuck wie ein Papst. Aus feinem Goldblech waren Flammenflügel zu einem Helm vereinigt, — ausgesägtes und mit bunten Steinen besätes Goldblech. Ihr Oberkörper war mit gelbem Pulver eingerieben. Davon hatte sie den milden gelben Schein des aufgehenden Mondes auf der Haut, und das gab ihr etwas geisterhaft Entrücktes. Ihr Körper war lieblich klein, und süßlich oval waren die Gliederrundungen wie bei den Tropenfrüchten, die von der üppigen Sonnenwärme glatt gerundet werden. Sie trug um die Hüften ein panzerartiges rotes Nieder von dunkelm, unauffälligem Rot. Und bunt rot und blau bemalte Batiktücher um die Beine. Aber sie tanzte nicht barfuß wie sonst alle, sondern in weißen Socken. Sie war außerdem noch mit wehenden grünen und blauen Schleierstreifen beschäftigt, die sie um Arme und Schultern spielen ließ. Ihr Tanz gab meistens, stundenlang, den gesteigerten Liebestrieb mit allen Lockungen und Befriedigungen wieder. Auch sang sie hier und da verliebte Liederstrophen. Dann tanzte sie aber nur stillstehend. Ich hatte großen Genuß



bei allen Tänzen. Und ebenso von der wunderbaren Musik, die sich wie aus Natur- und Landschaftslauten auf das Einfachste und Unschuldigste, und doch tief ergründet, aufbaut, wie nur das Größte und Edelste, das Musik geben kann.

Dazu die immer weiche Nachtlust, rund um den Platz die mächtigen Lauben der alten Waringienbäume, und am Rasen unzählige Lampen und Lichtchen der hunderte von javanischen fliegenden Händlern und Garküchen. Alle Menschen scheinen sich bei den Lampen, die auf der Erde stehen, in Bühnen- und Rampenlichtbeleuchtung zu bewegen. Und alles Leben, auch das der Zuschauer, wirkt künstlich und weltentrückt, als ereignete sich der nächtliche Jahrmarkt nicht auf der Erde, sondern im Gehirn eines Dichters.

Pasar-Malam heißt wörtlich Markt der Nacht. Er wirkt aber auch am Tage spukhaft mit seinen fremden Lauten und Gesichtern, und nachts ist er wie ein schönes Fieberbild eines Malariafranken, so unheimlich schön.

Sonntag 1. Oktober (Herzmonat) morgens  
sechs Uhr

Gestern kam eine Unzahl Schwalben hier an. Den ganzen Morgen flogen sie in Scharen über den Baumkronen des Nachbargartens, und ich fragte mich, wenn diese zu „Maria Geburt“ in Deutschland oder Europa fortgezogen sind, könnten sie wohl eben hier auf Java angekommen sein. Aber da fällt mir eben ein, es sind wohl nur Schwalben aus Nordchina oder Japan, und sie bringen keine Grüße von zu Hause.

Es ist sonderbar, alles Neue wirkt in der ewig grünen, fruchtreifen Sommerlandschaft hier auffallend, da es hier gar keine Veränderung an der Landschaft gibt. Denke Dir: alle zwölf Monate bleibt die weite Landschaft vor einem Fenster, die man täglich im Rahmen sieht, immer eine grüne Zillandschaft. Immer voll Kraft und auf der Höhe des Lebens, ohne auszusetzen. Und diese fortdauernd, tausendjährig grüne Landschaft sagt dem dümmsten Menschen zuletzt, daß

also ein ewiges Leben ohne Tod möglich ist, wenn die Bedingungen dazu gegeben sind. So ewig wie die Landschaft, so ewig klingen Musik der Savenen und ihre Lieder. So ewig sieht ihr langsamer, fast stillstehender Tanzschritt aus wie die fast stillstehende immergrüne Welt vor meinem Fenster.

Auffallend wirkten im Stillstand, im ewig wohligen hier, gestern und heute die vielen kleinen Erscheinungen der umherfliegenden Schwalben.

Jeden Morgen kommt auch schon seit Wochen ein und dieselbe dicke blaue Fliege zu meinen Frühstückstellern und teilt mit mir den Genuß an Fleisch und Brot.

Jeden Abend schnalzt eine kleine Tschik-Tschak-Eidechse oben an der weißen Kalkwand meines Zimmers, wenn ich das elektrische Licht aufgeschraubt habe.

In der Leere hier sind diese stillen Besucher auffallender als im ewigen Wechsel zu Hause in Europa. Ich reise nun ganz glücklich in den Sonntag hinein, durch Dein Telegramm so froh gemacht. Morgen ist der letzte Tag des Pasar-Malam. Der Markt hat nur acht Tage gedauert.

Ich leide nicht so sehr unter der Wärme als unter der geistigen Untätigkeit, die ich gerne abschütteln möchte. Ich versuche es immer und immer wieder, Novellen, Dramen oder Gedichte anzufangen, aber es gelingt mir nichts mehr hier. Nur kleine Gedichte. Und auch die werden immer weniger, je mehr mich die Hitze im Hirn aufzehrt. Das ist das Schlimmste. Ich bin aber nur froh, zu wissen, daß wenigstens mein Kriegstagebuch, an dessen erstem Band ich schreibe, einstmal's Kulturwert und historischen Wert für die Nachwelt haben wird und auch künstlerischen Wert durch die Naturbeobachtungen, die ich dort niederschreibe.

Dieses Kriegstagebuch ist mein einziger geistiger Trost. Sonst würde ich mich so nutzlos fühlen, daß ich mich vor mir zu Tode ekeln möchte.

Aber ich glaube doch, daß ich, wenn ich auch keine Kunstwerke jetzt dichten kann, im Kriegstagebuch große Lebenswerte und Lebenserfahrungen niederlege, so daß

es ein ganz eigenartiges Werk für den Leser geben wird. Und ich tröste mich täglich, wenn ich daran schreibe, daß die Zeit, die ich beim Tagebuchschreiben verbringe, nicht verlorene oder nutzlos vergeudete Zeit ist, und daß ich dann doch das Geld wert bin, das man mir von Europa zum Weiterleben schickt.

Ich leide, wenn ich allein bin, weil ich keine Liebe, weil ich nicht Dich, Liebste, bei mir habe. Und ich leide unter den Menschen hier, weil ich auch da einsam bin und kein Verständnis für mich als Künstler finde. Denn die wenigen Leute zählen kaum. Auch haben sie kaum Zeit, sich lange bei meinem künstlerischen Denken und Fühlen aufzuhalten. Die Hitze, das immer fremde Java, die fremden Sprachen, holländisch, malaiisch, javanisch, englisch, alles das Gemisch macht die verständigsten Europäer hier zum konzentrierten, vertieften deutschen Kunstgenuß zu zerstreut. Und nun gar in den Kriegszeiten!

Ach, wenn die Zeit doch endlich um wäre. Es ist so grausam lang, so unendlich grausam lang dauert es, das allgemeine Elend auf der Welt, das im August 1914 ausbrach, und von dem ich heute hier noch gar kein Ende sehe im September 1916. Bleibe mir um Gotteswillen treu, mein Herz. Daß ich wenigstens, wenn ich endlich, endlich heimkomme, tief und voll und rein an Deinem reinen Herzen ausruhen kann. Ich flehe Dich inständig an, bleibe mir treu und gesund, mein Herz Du. Ich bin dir auch so herzlich treu wie ein guter alter Hund seiner Herrin.

Dein Herrle

Malang, 6. Oktober 1916

Ich sitze hier vor den ewig blauen Morgenhimmeln, vor den ewig gefüllten Hoteltischen und leide den größten Hunger, das ist Heimwehhunger. Der ist jetzt schon zum Heißhunger geworden. Ich spüre es schon am Herzen und fürchte manchmal, wenn ich sehr leide, an Heimwehheißhunger vor Herzschwäche sterben zu müssen.

## Trockenzeit

Die Äcker plagen dürr. Die Luft weht ohne Wurzeln,  
Die Bäche längst nicht mehr sich überstürzen;  
Der Staub wächst auf den trocken heißen Wegen,  
Die Wurzeln krümmen sich im Durst nach Regen.  
Das Farrenkraut vergilbt. Der Berg steht wolkenleer.  
Am hellen blauen Himmel glüht das pralle Licht.  
Doch wie mein Herz, so lechzt der arme Staub noch nicht.

6. Oktober 1916

## Brief an seine Frau

Malang, 9. Oktober 1916

Herz, mein Herz, — ach, dieses ewige Hotelleben!  
Von dem Lärm, von dem lauten Leben der Menschen  
auf der offenen Veranda und vor aller Augen ewig  
geplagt zu werden, — das ist wirklich eine Folter!  
In den Privathäusern ist es ebenso. Alles lebt auf  
Veranden und in lauten, grell hellen, offenen Räumen.  
Dabei soll man dichten, denken, schreiben! Es ist  
fast unmöglich. Es bringt einen auf die Dauer zur  
Verzweiflung.

Seit bald drei Jahren saß ich nun nie mehr in  
einem abgeschlossenen Zimmer. Immer vor blauem,  
ewig grellem Himmel auf den Veranden! Die Luft,  
die ewig freie, ist wohl das Angenehme dabei. Aber  
Luft und Lärm zehren am Körper und Geist, und  
man kann sich zuletzt zu gar nichts mehr sammeln.  
Ich bin doch schließlich keine Lerche, die immer in  
offener Luft zwischen Himmel und Erde dichtet. Wie  
sonderbar es mir in Europa vorkommen wird, wenn  
ich wieder Glasfenster sehe und vier Wände und  
geschlossene Türen! Meistens sind hier halbe Türen,  
die einem nur bis an den Kopf gehen. Darüber sind  
sie offen, um die Luft durchs Zimmer ziehen zu lassen.  
Dabei hört man das ganze Haus Tag und Nacht  
leben wie eine laute Bahnhofshalle.

Wann kommt wieder mal ein Brief von Dir?  
Die Du durch Fräulein D. über Holland schicktest,  
kamen immer am schnellsten an. Ach, wenn ich bloß

nicht immer nur einen Brief monatlich von Dir bekäme! Es ist zu wenig.

Das Leben hier wächst mir zum Halse heraus. Das viele Baden täglich, das ewige Wäschewechseln. Täglich kommt der Wäschemann. Alle zwei Tage bringt er dreißig Stück Wäsche für mich zurück. Das kann man sich in Europa gar nicht vorstellen. Morgens, mittags und abends, — immer, immer Wäsche und weiße Anzüge wechseln, weil alles durchschwitzt ist und naß und unangenehm. Der Wäschemann hat dabei die freche Gewohnheit, die Anzüge seiner Kunden an Javanen zu verleihen, besonders an Festtagen wie jetzt, wo hier die drei Renntage waren. So bekam ich neulich einen nagelneuen weißen Anzug zurück mit einem von einer Zigarette eingebrannten Loch im Rücken. Ebenso geht es mit den teuern Schlafanzügen, davon man eine Unmenge haben muß. Ich hatte mir gerade drei neue weiße Anzüge machen lassen. Und nun ist der eine mit dem Zigarettenloch unbrauchbar. Und man kann sich nicht dagegen wehren. Schickt man diesen Wäschemann fort, so kommt der nächste und macht es ebenso. Taschentücher und Strümpfe stehlen die Zimmerdiener. Sie schmelzen aus dem Schrank fort wie Schnee vor der Hitze. Wieviele Duzende neuer Taschentücher mußte ich mir schon auf Java kaufen! Alle verschwinden wie Laub im Herbst. Und das machen alle Diener in allen Hotels und denken sich gar nichts dabei!

So, jetzt habe ich einmal ein bißchen hauswirtschaftlich geklagt heute morgen. Inzwischen ist der Tag mit Besuch in der Klinik und mit Schachspiel vergangen. Jetzt habe ich wieder zum Abend gebadet und sitze klar gewaschen vor Dir auf meiner Veranda, allein wie meistens.

Ich hatte in den Renntagen den Kapitän R. und eine holländische Hauptmannsfrau im Auto spazieren gefahren, einmal nachmittags, einmal morgens ein Stündchen. Die Dame wohnt hier im Hotel und soll bald zu ihrem Mann nach Borneo mitten in die Wildnis reisen, wo er mit dreihundert Soldaten eine neue Garnison eröffnet hat. Sie ist dort die einzige



Frau unter Offizieren und Soldaten. Sie ist Holländerin und ein wenig Südfranzösin. Sehr anständig spaßen und necken wir uns manchmal, wenn wir uns an den Veranden begegnen oder ein Stündchen zusammen verplaudern. Sie spricht fließend deutsch. Es ist die einzige Dame, die ich außer einer jungen Schwindsuchtskranken in der Klinik hier im Hotel manchmal spreche.

Frau Hauptmann M. ist schon zwölf Jahre hier in allen Wildnissen in Garnisonen mit ihrem Mann gewesen, der dort Kultur hineinbringt, Wege baut und Kämpfe gegen die Wilden führt. Sie hat einen weißen Kakadu, da sie keine Kinder hat. Er reist seit zehn Jahren mit ihr und war auch in Europa zum Urlaub mit dabei. Wenn sie in neun Jahren pensioniert werden, sie und ihr Mann, dann wollen sie in Holland leben und sich dort ein Motorboot anschaffen, um in den Kanälen herumreisen zu können. Dazu will sie uns auch einladen. In neun Jahren! Dann bin ich ein altes Herrchen von achtundfünfzig Jahren!

So plaudern wir ganz niedlich beide ins Blaue hinein. Sie ist Maja etwas ähnlich, nur üppiger und nicht ganz so wißig, aber recht offenherzig und gemütlich. Alle nennen sie in allen Garnisonen „Mütterchen“.

Du bist hoffentlich nicht dumm eifersüchtig, wenn ich Dir so viel von einer dicken Holländerin von sechsunddreißig Jahren erzähle. Wir reden wie alte, weise, lustige Leute miteinander.

Im Hotel wohnt jetzt einer der ersten Schachspieler Javas, ein Herr S. Er sagt, er sei Belgier. Ich glaube, er ist ein jüdischer Armenier. Gestern spielte ich mit ihm. Die Partie wurde remis, das heißt, er gewann die Hälfte, ich die Hälfte. Herr S. ist Diamantenhändler. Gestern, als ich nachmittags auf dem Bett in der Hitze ausruhte, da kam plötzlich, leise die Tür öffnend, ein blonder fremder Mensch hereingeschlichen. Er hatte sich in der Tür geirrt und — wollte den Diamantenhändler bestehlen. Er floh, als ich aufsprang. Herrn S. Tür ist drei Türen

von der meinen entfernt. Man hat ihn auch mal mit inländischem Blütenstaub, den man durchs Fenster hereinblies, betäubt, um ihn auszurauben. Er hatte aber seine Diamanten im Eisenschrank des Hotels abgegeben. Die Diebe fanden nichts. Er blieb aber bis zum nächsten Nachmittag um fünf Uhr betäubt. Man hielt ihn beinahe für tot. An den Renntagen schleicht sich zu leicht Gesindel ins Haus. Gestern war der letzte der drei Renntage. — S. bleibt drei Wochen hier. Es freut mich, manchmal eine gute Partie Schach spielen zu können.

Fünfzehn Autos standen heute nacht unten im Hotelhof. So viel Rennleben war hier. Im Haus der „Sozietät“ war sogar Maskenball. Ich war aber nicht dort. I. und einige Deutsche gingen im Frack hin. Welch ein Vergnügen, in den brutwarmen Nächten im Frack zu sitzen! Oder gar zu tanzen! Aber es soll auch viel Roulette gespielt worden sein. Das zieht die Leute bis morgens an. An den drei Renntagen ist Hasardspiel erlaubt.

Ich fühle mich so unruhig. Es fehlt mir deine Nähe wie noch nie. Ich hatte so bestimmt geglaubt, dieser Herbst, dieser Oktober würde uns endlich, endlich vereinigen. Das Licht, das Baden, das angstvolle Warten auf die täglichen Telegramme vom Krieg, das alles zwei Jahre lang macht mich so unruhig.

Es fehlt mir nichts, und doch fehlt mir alles. Ich sehe es auch an der Schrift, an den Buchstaben. Ich schreibe so unruhig. Ich bin aufs äußerste ungeduldig jetzt.

S. sagte heute, der Krieg könne noch achtzig Jahre dauern. Dann bin ich hundertdreißig Jahre alt beim Friedensschluß. Und du hundertsiebenundzwanzig Jahre alt. Dann finden wir uns als Lichtgeister in der Sonne wieder, wo wir Frieden feiern. Du und ich.

Ach Herz, ich bin Dir immer hundetreu, hundetreu. Ob so treu wohl schon jemals ein verheirateter Mann war? — Der verheiratete Manager im Hotel sagte zu mir: „Ein Jahr habe ich meiner Frau in Hamburg auch die Treue halten können. Aber dann ging es eines Tages nicht mehr. Ich wäre verrückt ge-

worden," sagt er. Und dann nahm er sich eine javanische Frau als Haushälterin. — Aber ich bin kein Manager. Ich bin ein Dichter und muß mehr aus- halten können als der kleine Mann. Ich halte sie nun schon zweiundeinhalbes Jahr durch, die Treue. Davon bin ich auch nicht unruhig. Nur von dem unbefriedigten Leben am Tage in dem Lärm und in dem grellen, quälenden, fremden Licht. Denn meine Augen beginnen beim Lesen und Schreiben zu schmerzen. Das Licht ist auf die Dauer zu viel und macht Kopfschmerzen. Auch macht es so müde. Ich kann alle Augenblicke wie betäubt von Hitze und Lust mich in den Stuhl zurücklegen und einschlafen. Der Widerstand läßt im dritten Jahr nach. Ich sehne mich so nach dunkeln Wintertagen, nach langen Nächten an Deiner Seite, mein Herz!

Oh, Herz, kannst Du denn nicht durch Selma Lagerlöf, durch Ellen Key und durch Heidenstam bei der Reederei in Gothenburg ansagen lassen, geheim, daß man ein schwedisches Schiff, das zufällig hierher fährt, beauftragt, mich heimlich mit heimzubringen. Man möchte dem Kapitän Order geben, mich anzumustern als Steward oder als Schiffsarzt. Wenn man in Gothenburg bei der Reederei ernstlich wollte, wenn man eine Bittschrift dorthin senden möchte, von namhaften Schweden unterzeichnet, dann könnte der Kapitän des Schiffes vielleicht veranlaßt werden, nach mir zu fragen auf dem deutschen Konsulat hier, um mich anzumustern, und so könnte ich noch heimkommen. Anders kann es drei Jahre dauern. Der Krieg kann noch Jahre dauern; und ob ich das aushalte, das weiß ich nicht.

Willst Du nicht mit Axel für mich in Gothenburg persönlich anfragen und bei der Reederei die Bittschrift abgeben. Ich will ja gern die Überfahrt zahlen, mußt Du ihnen auf der Reederei erklären. Nur anzumustern müssen sie mich unter die Mannschaft auf dem Schiff. Ich spreche und lese doch schwedisch. Vergiß das nicht hinzuzufügen. Und da ich ein liebes, gutes schwedisches Mädchen zur Frau genommen habe, müssen doch die Schweden den armen fünfzigjährigen

deutschen Liebesdichter retten helfen aus der ganz verzweifelten Lage, die ich nur noch schwer aushalte. — Im April sind es drei Jahre, daß ich zum letztenmal geküßt wurde, ich vertrockneter Sehnsüchtiger! Und mir muß dieses Kriegslos auferlegt werden drei Jahre lang, mir, der ich tausend und mehr Liebeslieder an Dich geschrieben habe in den zwanzig Liebesjahren! Es ist zu hart. Nie fühlte ich es so hart als in dem Monat Deines Geburtstages im Oktober jetzt, wo ich bestimmt hoffte, bei Dir angekommen zu sein. Es ist hart. — Ach, bitte für mich klug und eingehend und geduldig in Gothenburg. Vielleicht nützt das dieses Mal, mein Herz, mein Herz mein.

Ich besuche vormittags meistens eine Stunde lang den Garten der Klinik und sitze bei Kapitän R. am Liegestuhl und sage den andern kranken Deutschen guten Tag. Manchmal lese ich auch ein Gedicht vor. Der Garten ist klein, hat aber einige schattige Bäume, und es ist still und freundlich dort. Den übrigen Teil des Tages bin ich mutterseelenallein im kahlen Hotel. Oder ich plaudere mal ein Wort mit der Hauptmannsfrau, die ebenso allein ist wie ich. Das ist mein eintöniger Verkehr. Aber ich finde das schon zu viel, denn mein Tagebuchschreiben und das Gedichteschreiben nimmt meine Zeit so in Anspruch, daß ich kaum merke, wie schnell die Stunden fortlaufen. Nur die abends sind ganz grausam. Dann lege ich mich auf mein Bett und starre die regungslosen weißen Züllvorhänge an oder gehe im großen Bett aufrecht herum und fange Moskiten, die sich unters Netz eingeschlichen haben, bis ich müde und dumm werde vor Einsamkeit und Leere. Denn Unterhaltung gibt es in Malang abends außer dem Bioskop gar keine. Von neun ab ist alles tot. Selten kommt mal eine deutsche Operettentruppe oder ein Zirkus, ein blödsinniger. Denn einen javanischen Jahrmarkt gibt es nur alle Jahre einmal sieben Tage lang.

Ach, wenn ich nur wenigstens wie Du eine Mutter oder Brüder oder Schwestern hier hätte! Aber gar nichts, gar nichts als Zeitungen und Fremde, immer anstrengende fremde Menschen.

Aber ich will nicht klagen, es ist zwecklos. Es ist nicht so schlimm, wenn ich es mir nicht klar mache, was ich im Herzen entbehre. Das beste ist, zu glauben, es sei gut so, bis es besser wird.

Karl Sch., der beste Freund, den ich hier draußen habe — leider lebt er so weit weg auf Sumatra —, hat mir vor ein paar Tagen geschrieben und, auf Deinen Brief hin, von neuem Hilfe angeboten. Ich wage es aber kaum anzunehmen, da ich weiß, daß es ihm schwer wird, weil er sein Geld in seinen Pflanzungen hat. Ich weiß heute noch nicht, was ich tun soll. Wenn Dein Telegramm ihn meinte, als Du im September telegraphiertest: „Monatsgeld gesichert“, so ist das recht traurig. Ich kenne seine Verhältnisse, kenne alle Verhältnisse hier. Keiner kann in dieser harten Zeit mit Geld helfen.

Sch. schreibt, ich möchte versuchen, zu ihm zu kommen. Er schreibt lieb und gut und will auch helfen. Aber ich darf es kaum annehmen. Er hat schon zu viel für mich getan. Zu ihm zu reisen ist unmöglich. Auch ist Sumatra nichts für mich mit seinen unendlichen, grausamen, menschenleeren Pflanzungen. Übrigens wird jeder meiner Schritte von den englischen Konsulaten hier verfolgt. Das wissen wir alle. Die Engländer würden mich sofort, einige Meilen von der Küste weg, vom holländischen Schiff herunterholen und nach Australien in die elendesten Gefangenenbaracken verschleppen. Es wird mir aber nichts übrig bleiben. Wenn auch mit Widerstreben, muß ich doch den guten Karl noch einmal um Hilfe bitten.

Der kleine Karl soll in Medan bei einer deutschen Lehrerfamilie wohnen und dort zur Schule gehen, schrieb der Vater. Das freut mich. Dann kann er schon etwas Deutsch, wenn er zu uns nach Deutschland kommt. Außerdem lerne ich täglich etwas malaiisch, um Karlchen später besser verstehen zu können.

Warum führt man kein Theaterstück von mir auf? Grüße Mutter und Geschwister herzlich vom javanischen

Max



Leider ist noch gar kein Ende zu sehen, wann der japanische wieder in den deutschen Maxen hinüberreisen darf. Arme Mulde, armer Max! Aber treu bin ich Dir wie Apollo dem Licht.

Das gepresste Kleeblatt und das Bildchen von uns auf der Treppe machten mich sehr froh, und ich zeige es jedem. Liebe Mulde liebe, schicke mir jedes Bild von Dir, auch die schlechten. Ich bin so hungrig, Dich zu sehen. Immer wieder neue Bilder, bitte!

Vor lauter neuem Schreiben, vor neuen Gedichten konnte ich Dir die alten noch nicht senden, tue es aber diese Woche

Dein Arbeiter

Malang, 10. Oktober 1916

Habe meine letzten drei Chinintage der zweiundeinhalbmonatlichen Chininkur. Heute erster Chinintag. Erste Dosis um sieben Uhr morgens. Fünf Dosen. Jede dritte Stunde eine Dosis täglich.

Gestern abend erhielt ich seit einem Jahr zum erstenmal wieder das deutsche Wochenblatt „Das Echo“ (Organ der Deutschen im Ausland), zwei Hefte, eines Berlin 20. Juli und eines Berlin 27. Juli 1916. Ich las gestern bis spät abends. Und ich las heute schon den ganzen Morgen. Wie anders, wie kräftig wird mein Herz bei den sicheren Worten, den ruhigen, festen, schlichten Wahrheitsberichten des „Echos“.

Der Krieg kann achtzig Jahre dauern, sagte gestern der Schachmeister S. hier im Hotel zu mir. — Dann bin ich bei Friedensschluß glatt hundertdreißig Jahre alt, und Annie ist hundertsiebenundzwanzig Jahre alt. Der Friede wäre dann 1996, im hundertsten Jahre unserer Ehe! Das hundertjährige Fest unseres ewigen Hochzeitstages.

Aber wer wird zum Beispiel im Jahre 5000 noch an diesen Weltkrieg denken? Dann ist Europa ein Schutthaufen, wie das alte Ägypten und das alte Babylon. Meine Lieder und Bücher sind vergessen. Die deutsche Sprache ist vielleicht so verändert, daß sie wie Latein nur noch eine tote Sprache sein wird, die kaum ein Mensch noch aussprechen kann. Und

wie wenig Zeit ist dann bis 5000 verflossen. Nur dreitausend Jahre sind vorbei, und schon sind dann Deutschlands und Europas größte Geister tot wie Leichname. Wer liest heut die altägyptischen Dichter, wer die Babylonier? Und auch sie haben vor dreitausend Jahren gelebt, geliebt und gelitten wie wir deutschen Dichter von heute.

Wie klein und wie sterblich ist der menschliche Geist, wenn er kaum dreitausend Jahre unsterblich sein kann, um dann doch sterblich zu werden. Und dagegen die Sonnen, die seit Billionen Jahren leben und noch Billionen Jahre leben sollen! O Mensch, aber in deiner Kleinheit bist du doch in jedem Lebensaugenblick ebenso heftig lebend wie eine große ururalte Sonne.

Ich wurde heute nachmittag um fünf Uhr ans Telephon Soerabaja interlokal gerufen. R. sagte mir, es wären zwei dicke Briefe für mich aus dem Haag angekommen. Er schickt sie weiter, und sie sollen heute abend hier sein. Sie kommen beide aus dem Haag. Natürlich von Annie! Wie bin ich glücklich! Ich danke dem Konsul R. so sehr für die frohe Telephonnachricht. R. sagt auch, es wäre für mich ein Zimmer in Ngadimono frei. Er riet mir, hinauf zu gehen. Es ist sehr kühl oben. Ich überlege es mir noch.

Nun habe ich eben abends halb acht Uhr die beiden Briefe bekommen. Einer enthielt zwei Briefe von Annie aus Würzburg-Gucklesgraben vom 25. Juli und 1. August. Der andere enthielt einen Brief von T. R. und eine Ansichtskarte ihrer Mutter, die den deutschen Michel zeigt, eine Nagelfigur, die am Neuen Münster in Würzburg aufgestellt ist in der Kriegszeit. Es ärgert mich, daß die Figur kein Bauer in der Tracht von heute ist. Das aber ist die Schwäche der heutigen Maler und Bildhauer, daß sie immer in historischer Vergangenheit schwelgen müssen und keinen Sinn für die harte, große Schönheit der Gegenwart haben, die armen Künstler.

## Brief an seine Frau

Malang, Hotel Jensen, 11. Oktober 1916

Liebste mein, den weinerlichen Brief, den ich Dir vorgestern schrieb, möchte ich heute gar nicht abschicken. Aber um Dich meinen Stimmungswechsel nachfühlen zu lassen, lege ich ihn doch bei.

Heute bin ich so glücklich über Deine beiden Briefe von 25. Juli und 1. August, die Du schreibst, so angenehm schildernd, so weise, so beherrscht und so ganz zu Hause im Häuschen am Guckelesgraben. Und ein schöneres Bild von Dir habe ich nie bekommen. Darauf bist Du ganz und gar die feste, starke, würdige Frau Dauthenden, strogend von würzburger und schwedischer Erdgüte. Ein besseres Gemisch als diese beiden Güten konntest Du gar nicht bekommen. Würzburger Wärme mit schwedischer Stärke und Größe vereinigt. Diesen lieben Dickkopf, den Du mir da in den Brief mit grünen Seidenfäden angenäht hast, diesen heiligen Dickkopf muß ich in einer goldenen Kapsel immer bis zu meinem Tode auf der Brust tragen. Und ich will mit diesem Dickkopf zusammen später mal in Deutschland verbrannt werden.

Gott, wie schön ist meine Mulde! Du bist in diesem Sommer in der Guckeleseinsamkeit im Wald wie eine Waldgöttin so schön geworden. Nie sah ich dich je auf einem Bild so stark, so klug, so warm, so innig mit Himmel und Erde vermählt. Die Tränen tropfen aus meinen Augen, während ich Dir dieses schreibe, — weil ich dich nicht küssen darf in dieses schönste, heiligste Gesicht, das mir gehört, weil so viele Meilen uns trennen. — Herz, mein heiliges Herz, ich bin so froh, daß ich Dich so wiedersehen soll. Du sagst, Du siehst wie sechzig Jahre aus. Ach, und wenn Du wie hundert Jahre aussehen würdest, Du wärest immer die Schönste für mich. Aber Du siehst alterlos auf diesem Bilde aus, ganz alterlos und ewig, wie der Kopf einer klassischen Göttin. Und denke Dir, Herzmulde, so habe ich Dich eigentlich immer im Geist mit mir herumgetragen,

gerade so aussehend wie damals, als ich Dich lieb bekam im Jahre 1894 in Stockholm. Innerlich sah ich Dich immer so. Und nun bist Du es in diesem Trennungsschmerz auch äußerlich geworden.

Ich glaube, daß die Einsamkeit in der gütigen Natur im Guckesgraben Dich wie ein göttlicher Bildhauer modellierte. Aber sage nicht, daß es die Übersetzung vom „Gesetz des Geistes“ getan hat. Ich bin von Dir öfters auf diesen aufmerksam gemacht, kann mir aber gar nichts darunter vorstellen. Der Titel klingt sehr gut. Aber ich bin natürlich als Dein Herrle mordsmäßig eifersüchtig auf einen Verfasser, den meine Annie übersetzt. Du hast doch schon einen Verfasser im Herzen! Wie kannst Du Dich dann für einen zweiten begeistern?

Ach, das ist wie ein dunkler Punkt in Deinen Briefen, mein Herz, dieses Buch, das ich nicht kenne. — Tut Dir denn das nicht als Mensch und Frau weh? Wenn es Dir nicht weh tut, daß Du Dich für etwas begeisterst und Dich dadurch von mir entfernst, dann muß ich erst recht eifersüchtig sein. Ich bitte Dich, bleib mir mit Körper und Geist treu! Ich habe auf der Erde keinen anderen Besitz, der mich an das Leben fesselt als Dich und Deine Liebe und Treue. Wenn Du Dich für andere Verfasser begeisterst als für Deinen Dir von Natur angeborenen Liebesdichter, der mit Dir die ewige Hochzeit feiert, dann werde ich schwach und krank. Ich glaube, daß Du zuviel beim „Gesetz des Geistes“ gewieilt hast im Juli, und davon habe ich, von Deiner Abwesenheit, die Malaria hier bekommen Ende Juli, Anfang August.

Es liegt in Deiner Hand, ob ich lebend nach Hause komme oder nicht. Das fühle ich täglich. Dein Bild hat mich so stark gemacht, noch stärker, als die größte Friedensnachricht mich stark machen könnte.

Liebe ewige Hochzeiterin mein, ich habe Dich noch viel feuriger lieb, seit ich Dein liebes Bild, mit der lieben, guten runden, kleinen Nase in der Mitte, mit prachvollen starken Weltaugen darüber, bekommen habe. Wie wundervoll innerlich deutlich beschreibst Du mir Deinen einsamen, stillen Waldtag im Häus-

chen! Du gehst zu der Bank morgens, wo Sonne ist, und mittags zu der Bank, wo Schatten ist, — und ich gehe neben Dir. Heute bist Du schon bei unserm lieben Silberhaupt. Nun mußt Du nicht immer einsam essen. Nun hast Du auch Mutter zum Umarmen und Küssen. Ich armer Elender habe nichts. Aber ich habe seit gestern ein Bild zum Küssen. Eine kleine Nase zum Küssen, — alles so schön breit mir zugewendet. Endlich ein Bild von meinem Herzen. Ich wußte gar nicht, daß ich ein so schönes goldblondes Herz habe, — ja, daß es goldblond ist, wußte ich schon, aber daß es immer zarter, blonder und immer mächtiger, schöner wird, wußte ich nicht. Ach, mein Guckelesh-grabenherz, wie hat Dich mein Häuschen diesen Sommer schön ausgebrütet und innig schön gemacht! Ich werde dem Häuschen die Wände streicheln und werde die Morgenbank in der Sonne und die Mittagbank im Schatten streicheln, wenn ich heimkomme. Denn sie alle haben dieses Bild von Dir gemacht, das Du mir gibst. Und sie alle haben die schönen Briefe geschrieben, auch der unbeweibte Winko an der Kette hat mit an den wundervollen Guckelesh-grabenbriefen geschrieben. Herz, mein Herz!

Und wie gerne wäre ich ein deutscher Soldat im Lazarett gewesen, als Du am 25. Juli hinkamst und Kuchen verteilt hast zu meinem Geburtstag.

Der Brief kam gestern mit Deinem zusammen an, Ich hatte das Gefühl, als ob sie nicht schriebe, wie sie ist, sondern von Dir und Deiner Stärke überwältigt. Es war schade. Ich liebe sonst an ihren Briefen den künstlerischen und würzburgischen Übermut und die Erinnerungen aus dem Sterbehaus meiner lieben Mutter. Ich war so froh, daß Du im Juni das Grab besucht hast. Ach, so ein Weg zum Kirchhof macht Tote auferstehen, und sie haben Dir sicher alle ihren Segen mitgegeben. Grüße auch Deinen lieben Vater vom unverbesserlichen Dichterschwiegersohn, wenn Du sein Grab besuchst! Wie gern hätte ich ihm mehr Freude gemacht! Wenn er mich nur besser hätte verstehen können, mich und meine Bücher!

Sage mir, wie ist es eigentlich, wenn man an der



Nasenspitze friert? Und an den Ohrenwäscheln? Ich habe das Gefühl in der ewigen Badezimmerwärme hier verlernt. Denke Dir, seit den drei Jahren, die ich nun bald in Niederländisch-Indien bin, sind alle Bäume immer grün geblieben, und ich habe Tag und Nacht ohne Ende geschwitzt.

Herz, mein Herz, meine größte Schande habe ich Dir noch nie eingestanden. Ich wage Dich in keinem Brief zu fragen, von was Du eigentlich lebst. Ich bin so feig darin, weil ich nicht helfen kann. Aber ich schicke Dir als die einzigen Banknoten, die ich übrig habe, meine Gedichte. Gott gebe es, daß sie Dir zum Nutzen und wirkliche Banknoten werden!

Ach alte Mieke, rote, unten im Eßsaal spaziert manchmal eine schöne, runde, goldblonde Kage beim Essen unter den Tischen herum. Sie setzt sich oft zu mir ans Stuhlbein. Dann denke ich: so weich und rotblond ist, war und bleibt meine Kage, meine schwedisch-deutsche, immer für mich. Und dann werfe ich ihr ein Stückchen Fisch hin von meinem Teller. Sie frisst es und ist andächtig dabei, innen und außen weich und andächtig vom Leben erfüllt, ganz wie meine Kage.

Dick und fest küßt Dich Dein heftig sehnfüchtiges  
Herrchen Dein

14. Oktober, Sonnabend abend

Gestern erschrak ich sehr. Mittags, ich machte mich gerade zum Essen zurecht, kam hastig Professor L. und rief von der Veranda in mein Zimmer, daß Doktor M. in der Klinik Rassin hier in Malang an Malaria gestorben sei. Man brachte ihn gerade vor acht Tagen von Toedjon herunter. Doktor M. war Ethnologe und war schon vor sieben Jahren in Neuguinea bei einer Expedition. Dort lernte ihn Kapitän R. damals schon kennen. Jetzt lebte er, da er nicht heim konnte, auf Java und übersehte mit einem javanischen Lehrer zusammen Legenden und Sagen aus dem Javanischen. Er reiste überall herum. Zuletzt in javanischen Dörfern, wo er Weijang-Theater studierte. Dort soll er durch schlechte Nahrung unter-

ernährt worden sein. Und dort scheint er sich auch die Malaria geholt zu haben. Er hatte zwar schon eine chronische Malaria, aber dieses Mal soll sie besonders stark bei ihm aufgetreten sein. Wahrscheinlich hatte er neue Ansteckung. Als er vor acht Tagen kam, hatte er schon acht Tage krank gelegen und zu kleine Dosen Chinin genommen. Er kam schon halb sterbend an. Doktor L. sagt, es ist sein erster Todesfall in der Arztpraxis unter seinen Patienten hier. Gestern morgen um sechs Uhr starb Doktor M. Die ganze Nacht war Professor L. bei ihm mit dem Krankenpfleger und Schwestern, sie suchten ihm durch Einspritzungen und warme Umschläge das Herz zu beleben. Aber er war nicht mehr zu retten.

Ich fühle mich sehr bedrückt von der Todesnachricht und so geschwächt, daß ich mich nach Tisch hinlegen mußte; schon vorher mußte ich L. absagen, ich konnte nicht zur Beerdigung mitgehen. Am Morgen um sechs Uhr starb Doktor M., und am Nachmittag um halb fünf Uhr legte man ihn schon in die Erde. Das geht hier im Osten der schnellen Verwesung wegen sehr rasch. Schauerhaft rasch.

Nachmittags geschah um zwei Uhr ein heftiger Donnerschlag. Darnach noch mehrere. Ich lag und dachte viel an den armen Toten, der fern von Heimat und Eltern starb. Ich ging dann und ließ telephonisch einen Kranz bestellen und fuhr dann zur Klinik.

Die Luft war ungemein drückend. Der Himmel dunkel und stark voll Wolken. Malang war um drei Uhr nachmittags so still und leer, als hätten sich alle Leute vor den Donnerschlägen verkrochen.

L. meinte, Doktor M. könnte nicht allein an Malaria gestorben sein, man müßte ihn vergiftet haben. So sagten auch die Pflegerinnen im Spital in Kassim. Aber L. sagte, daß noch Typhus dabei war. Ich saß in der Klinik auf der Galerie des Rot-Kreuz-Hauses den ganzen Nachmittag bei Kapitän K., während die Beerdigung statthatte, und war sehr beklommen im Herzen. „Werde ich Annie je wiedersehen?“ dachte ich immer

Indessen kamen die bestellten Kränze an, die Herr P. empfing. Der hatte viel zu tun gehabt. Grab, Sarg, Pastor, Kränze, Wagen und Telephonbotschaften nach Soerabaja, alles besorgte er. Professor L. war noch vormittags nach Soedjon im Auto gefahren und hatte Doktor M.'s Sachen versiegelt. Dann kam R. im Auto mit Kränzen aus Soerabaja, wir begrüßten uns rasch und herzlich. Er sagte mir, daß wieder ein Brief meiner Frau angekommen sei. Noch viele Herrn von Soerabaja kamen. Ungefähr zwanzig Deutsche haben den Leichenwagen in Wagen und Autos zum Kirchhof begleitet. Aber gerade um halb fünf Uhr entlud sich ein schwerer Regen bis halb sechs Uhr, gerade auf den Begräbniszug. Mir war so sonderbar mitfühlend schwer ums Herz, wie selten. Es stockte alles, so grau und beklommen war es in mir. — Ich fühle den Tod der Menschen wie meinen eignen am Leibe. Es wird das bei Todesfällen von Jahr zu Jahr schlimmer bei mir.

Malang, Sonntag, 15. Oktober 1916

Aber es geht auch der Tote bei mir um. Seltsam war es, wie mein Schlüsselbund, der im Schrank steckte, sich vorgestern nachmittag, wo er (Doktor M.) beerdigt wurde, immer von selbst hin und her bewegte, als ich ihm vom Bett aus zusah. Aber das Seltsamste war dann am nächsten Morgen. Seit Tagen wünsche ich mir schon immer den Artikel über die großartige Leichenverbrennung in Bali neulich, die im Soerabaja-Handelsblad in zwei Fortsetzungen beschrieben stand. Immer wollte ich den Hotelgeschäftsführer Herrn J. darum fragen. (Doktor M. studierte eifrig solche alten Gebräuche auf Java.) Wie erstaunte ich aber, als gestern morgen beide Zeitungsnummern mit Anfang und Fortsetzung auf meinem Tisch lagen. Ich dachte, der Manager wird sich von selbst erinnert haben, daß ich so etwas wie die Schilderung dieser Leichenverbrennung gern lese. Die eine Zeitungsseite war vom Montag, die andere vom Mittwoch. Und beide enthielten die ersehnten Artikel. Ich bedankte mich beim Herrn J. für diese

Aufmerksamkeit. Er aber sah mich groß an und sagte: „Ich habe Ihnen keinen solchen Artikel geschickt. Das habe ich gar nicht gelesen. Ich habe Ihnen nur die Zeitung vom Donnerstag geschickt.“ — „Ja, aber es waren beides Zeitungsseiten von verschiedenen Tagen, vom Montag und vom Mittwoch, und kein Blatt vom Donnerstag dabei. Und beide Nummern enthielten gerade den Leichenverbrennungsfestakt auf Bali, den ich immer von Ihnen erbitten wollte, und den Sie doch erst mühsam aus alten Zeitungen heraussuchen mußten.“ — „Ich habe nichts herausgesucht,“ sagte Herr J., „ich glaubte Ihnen das Donnerstagblatt zu senden, als ich die Zeitung dem Jungen in die Hand gab, der sie auf Ihr Zimmer trug. Das ist aber sonderbar,“ fügte er staunend hinzu. Ich schwieg und dachte mir, der Tote, der meinen Wunsch wußte, habe Herrn J. die beiden Nummern in die Hand gespielt, so daß er sie mir senden mußte. Denn der Leichenverbrennungsartikel schlug in das Berufsfach des Ethnologen Doktor W. ein. Und nur er konnte hier auf Java von allen Deutschen begreifen, wie gern ein Dichter solchen Artikel lesen möchte. Ich dankte im Geist dem guten Geiste des Toten, der sich mir auf so angenehme Weise bemerkbar machte.

Malang, Montag, 16. Oktober 1916

Heute ist Frau P.'s Geburtstag. „Mutter P.,“ wie Kapitän R. sagt. Gestern abend waren L. und seine Patienten R. und W. und Herr und Frau P. und Herr und Frau Sch. und ich zusammen vor dem Abendessen („Vorabend,“ sagt der Holländer) auf dem Gartenplan vor der Sozietät, wo wir im Kreis um einen Tisch saßen und der Musik zuhörten. Es waren, wie immer am Sonntagabend, viele Menschen da. Die jungen Leute tanzten im hellen offenen Saal des Sozietätsgebäudes. Es war wie eine Familie von Deutschen, wie wir so traulich und gemütlich vereint da im Kreis unter den Baumkronen saßen, die über uns halbbeleuchtet im Nachthimmel verschwanden. Und wenn ich die beiden erleuchteten Zifferblätter am Kirchturm drüben über den Bäumen des Aloen-Aloen

und fern über dem Rasenplatz des Aloen das erleuchtete Residentenhaus und mein erleuchtetes Palasthotel und dazu vom Musikpavillon die von einem Deutschen dirigierte Musikkapelle wiener deutsche Operetten spielen hörte, da konnte ich sekundenweise nicht glauben, daß ich so weit von Annie und Deutschland getrennt bin, so weit, weltteileweit!

Malang, 17. Oktober 1916

... Auch an meine liebe Annie habe ich endlich telegraphiert. Das Telegramm ging heute am 17. Oktober um zehn Uhr fünf vormittags nach Schweden an meinen Schwager in Strömstad ab. Ich freue mich unendlich, es wurden zufällig dreiundzwanzig Worte, und es kostete dreiundzwanzig Gulden. Es ist mir immer ein Glückstag, wenn ich an meine Mulde telegraphiere einmal im Monat. Möchte wissen, ob mein Telegramm nicht ein wenig zu früh in Schweden ankommt. Aber es ist auch möglich, daß Annie es gerade am 19. Oktober zu ihrem Geburtstag bekommt. Ich telegraphierte: „Well, money received, birthday-kisses from heart to heart, greetings to mother, sisters, Selma Lagerlöf, your old lover Max Dauthendey.“ Zu dumm, daß man englisch telegraphieren muß als deutscher Schriftsteller und deutscher Liebhaber! Hoffentlich nicht lange mehr!

Malang, 18. Oktober 1916

Kein Mensch wohnt jetzt hier im Oberstock des Palasthotels in den zehn Zimmern meines Flügels. Und ich bin ganz allein, wie eine Maus. Der Vergleich fällt mir ein, da ich mir gestern ein Tintenfaß gekauft habe, auf dessen Deckel eine Bronzemaus sitzt. Die Maus ist recht künstlerisch lebensgroß gearbeitet. Im Zimmer habe ich ein anderes, ein japanisches Tintenfaß stehen, das stellt einen ganz jungen, dicken Sperling dar, gleichfalls aus Bronze. Auch zu Hause in Würzburg habe ich gern Tierabbildungen um mich: Fische, Raben, Eidechsen, Raben aus Stein oder Bronze, auf Gebrauchsgegenständen angebracht. Das



ist so unterhaltend und füllt das Zimmer wie eine kleine Gesellschaft gesellig aus.

Es ist abends zehn Uhr. Draußen fällt ein warmer Regen in der Dunkelheit. Auf der Galerie ist es still. Unten im Hof klappert Geschirr in der fernen Küche, und eine Autotür wird zugeschlagen. Im Regengeräuschen singt eine Grille mit kurzen Lauten. Der Regen bildet den gleichförmigen Hintergrund hinter der einzelnen Grillenstimme. Manchmal schwillt der Regen an, manchmal schwächt er sich ab. Dazwischen plätschert es aufs Pflaster, unter den Dachrinnen aufklatschend, wie Regenechos aus Europa für mein Ohr.

Malang, 19. Oktober 1916. Morgens acht Uhr.  
Annies Geburtstag

Der Tag hat dunkel bewölkt begonnen. Mein Morgenberg, der Smeroe, war gar nicht zu sehen. Ausnahmsweise singt fast kein Vogel. Es ist so grau und dämmerig unterm geschlossenen Himmel, wie eine Karfreitagstimmung zu Hause in Europa. Nur Gänse schnatterten hinter den Küchengebäuden, und Autos schnurren in der Autohalle. Der Ardjoeno ist heute ebenso verschwunden wie der Smeroe. Ein Junge stellt mir den neuen Zimmerjungen für mich vor, der jetzt mein Schlafzimmer besorgt und sehr gründlich zu sein scheint.

Warum merke ich nur noch gar nichts von Annies Geburtstag bis jetzt? Vielleicht, da der Tag sechs Stunden später in Deutschland und Schweden beginnt, werde ich erst heute Mittag um zwölf Uhr, wenn es zu Hause sechs Uhr morgens ist, ein Geburtstagsgefühl bekommen.

Ich hätte heute so gern Annie einige Geburtstagsgedichte geschrieben, aber auch körperlich fühle ich mich gar nicht klug heute dazu.

Dieses Land ist und bleibt ewig unheimlich, dieses Java! Immer lächelnd, immer grün, immer lebensvoll und heiß, und doch ist kein Land Asiens im Untergrund gegen den Europäer so sehr von Todeskälte erfüllt, als das Paradies Java! —

Eben kam G. von Bangelan, um seine Frau abzuholen und morgen mitzunehmen. Wie glücklich ist die kleine, runde junge Frau, ihren langen Mann wiederzuhaben, den sie kaum fünf Tage entbehren mußte. Ich komme mir gegen beide wie ein Großpapa vor, der alle Lieben verloren hat und in einsamem Alter leer dasteht und das Glück der Enkel genießt und die lauwarme Wärme des Zuschauens. — Wann werde ich mein Herz wieder am Herzen von Annie klopfen fühlen dürfen? Himmel, quäle uns beide nicht länger so grausam! Himmel, erhöre einen Herzdurstigen! Himmel, gib mir meine Annie, damit ich nicht verhungern muß!

Dieses Gedicht schrieb ich neulich einmal:

Jetzt funkeln mir im dunkeln Haar  
Schon weißer Haare Spitzen.  
Es ist, als ob Erinnerungen blitzen  
Von dem, was einmal war.

Und immer mehr wird ihre helle Schar.  
Ich seh mich bald mit weißem Haare sitzen,  
Das Leben dringt dann nur noch durch die Rigen.  
Stumm lausche ich, verschneit, dem letzten Lebensjahr.

### Ein Aufschrei

Ein Aufschrei steckt in meiner Brust,  
Es schreit aus mir die Heimwehlust.  
Und wie ein Sterbender sich streckt,  
Mein Geist sich nach der Heimat reckt.  
Er will nichts sehn, nichts hören mehr,  
Die Fremde ist ihm menschenleer.  
Die fremden Worte sind ihm Last.  
Die fremde Luft mein Atem haßt.  
Gefangenschaft macht grau mein Haar.  
O Leben, das mich einst gebar,  
Laß mich zur Heimat! Hör den Schrei.  
Allmacht des Lebens, mach mich frei!

Malang, 23. Oktober 1916.

Malang, 23. Oktober 1916. Montag

Den Tag habe ich mit diesem Gedicht begonnen.  
Ich kann meiner Verzweiflung kaum Herr werden.  
Ich sehne mich so sehr, daß ich ganz müde und ab-  
gespannt vor Sehnsucht bin, und alle Morgenfrische  
ist fort. Ich bin wie zerschlagen von Sehnsucht schon  
in aller Frühe.

Malang, 24. Oktober 1916. Dienstag

Frau M. sagte gestern morgen auf dem Spazier-  
gang immer zu mir, ich sollte nicht „moppern“. Ich  
moppere zu viel, immer moppere ich heute, meinte sie.  
Moppere = murren. Ich lachte über das holländische  
Wort. Und wir wendeten es dann oft passend an.  
Aber warum soll ich nicht immer „moppere“ dürfen,  
wo ich hier in Indien nicht zu Hause bin und nicht  
hingehöre und heim möchte und bald drei Jahre bei  
meinen Koffern sitze in kahlen Hotelzimmern und nicht  
heimkomme? Ich muß moppere, ob ich will oder nicht.  
Meine Stimme moppert. Mein Augenausdruck mop-  
pert, der ganze Esel moppert!

Malang, 25. Oktober 1916

Schreckliche feuchte Zeit, die Regennachmittage, wo  
das Wasser vom Himmel schüttet wie breite Wände  
von Wasser. An den Decken im neuen Hotel er-  
scheinen große feuchte, dunkle Flecken und heute mor-  
gen lagen breite Kalkstücke, herabgefallen, auf der  
Hintergalerie. Der Residentengarten mit seinen dich-  
ten Laubkronen sieht aufgeschwemmt aus vom Regen  
wie ein grüner Schwamm.

Durchdringend heftig ruft die Grille  
Nächtlich im Garten leidenschaftlich singend.  
Im Hintergrund der Bäume volle Stille,  
Und Äste, hochgereckt wie mit dem Finstern ringend.

Und jemand sitzt im Gartengrund versteckt.  
Und jemand preßt die Hände fest zum Mund,  
Vom schrillen Grillenrufe aufgeweckt,  
Mit einem harten Heimwehschrei im Schlund.

Malang, 26. Oktober 1916

O, ein Schluck Heimatfrische! O, ein Schluck kühle  
Luft!

Ich sehne mich fort vom Gemische  
Aus Schwüle und giftigem Duft.

O, etwas Winterdunkel! O, eine Flocke Schnee!  
Daß immergrüne Gefunkel  
Der Palme tut mir weh.

O, ein paar Augen, stahlblaue,  
Eine Strähne goldblondes Haar,  
Darauf ich mein Glück aufbaue.

Malang, 28. Oktober 1916

### Allerseelen 1916

Ich sehne mich nach tiefer Ruh!  
Kein Frieden mehr im Atmen ist.  
Deckt mich mit stiller Erde zu!  
Damit mein Heimweh mich vergift!

Deckt mich mit stiller Erde zu,  
Die wilde Leere stößt mich fort.  
Ich sehne mich nach tiefer Ruh  
Und nach dem neuen Heimort.

Malang, Sonntag, 5. November 1916

Jeden Morgen, den Gott werden läßt, bleibt gegen acht oder neun Uhr der Geschäftsführer des Hotels, Herr J., zehn Minuten vor meinem Verandageländer in der Steingalerie stehen und wünscht guten Morgen. Und immer wiederholt er dabei jeden Morgen dasselbe Wort: ob es nicht bald genug sei des grausamen Spiels? Und dabei meint er den Krieg. Er bringt mir dann die Zeitung, und manchmal biete ich ihm eine Zigarre an, und er erzählt mir von Hamburg und von seiner Frau, die zu Kriegsbeginn Tram-  
bahnkutscherin geworden ist, um Geld zu verdienen. Und er erzählt von der Zeit, wo er als Ofensehermeister in Hamburg bei den Neubauten beschäftigt war. Er ist ein fleißiger Mann, auch hier im Hotel. Er ist ein Muster eines einfachen deutschen Mannes,

der sich mit Fleiß und Nüchternheit und Klugheit den Kriegsverhältnissen angepaßt hat und sich in dem wildfremden Java, auf dem er gelandet wurde, ehrlich und tüchtig forthat und sich und seinen Sohn und seine Familie zu Hause ernährt. Ich mache mir oft Vorwürfe, wenn ich ihn betrachte und seinem einfachen, klaren Lebensurteil zuhöre, daß ich, als Dichter und Schriftsteller, mir nicht so leicht wie er forthaten kann in der Welt, da ich durch mein Träumen und mein Abwesendsein vom Wirklichen und mein beschauliches Geistesleben, das ich leben muß, da ich dazu veranlagt und geboren bin, und da ich nur geistig der Welt nützen kann, viel zu leiden habe; und ich muß grübeln über mein Fortkommen. Aber Gott, der die Lilien auf dem Felde und die Vögel unterm Himmel ernährt, wird wohl auch einen deutschen Dichter auf Java ernähren, wenn der Dichter ehrlich und tüchtig bleibt und brav wie der Ofenfehrmeister und Geschäftsführer J. aus Hamburg.

7. November 1916. Vier Uhr nachmittags

Es ist so dumpf, es ist so schwül, ein schweres Gewitter hängt über Malang und kommt nicht herunter. Es ist trockene und durstige warme Luft um mich auf der steinernen Veranda des Hotels. Ich lese eben auf meinem Bett den Soerabaja-Courant und eine überraschende Nachricht aus London vom 5. November.

Aus dem ausgegebenen Weißbuch, das die Auswechslung von englischen Bürgern und deutschen Bürgern über fünfundvierzig Jahre betrifft, geht hervor, daß die Übereinkunft Bezug hat auf das ganze Reich.

Deutschland verlangte, daß die Deutschen aus den Britischen Kolonien und aus den Dominions so bald als möglich zurückgeschickt werden sollen. Die pensionierten Offiziere von Heer und Flotte sollen keine Bezahlung empfangen. Die Offiziere und die Besatzung von englischen und deutschen Handelsschiffen sollen als Bürger betrachtet werden.

Diese großartige Nachricht macht mich ganz wach, und ich spüre das dumpfe Gewitter kaum noch, das



sich immer noch nicht entladen hat. Ich muß sofort mit Konsul R. am Telephon sprechen und ebenso mit allen Deutschen, die in meinem Alter sind. Hier P., Sch. und Major von A. in Garoet. Was muß man tun, um vom neutralen Land fortzukommen? Es ist großartig! Der Generalkonsul wird uns hoffentlich in Batavia heimhelfen und mit dem englischen Generalkonsul hier in Batavia verhandeln. O wie fieberhaft glücklich mich diese Nachricht macht! Ich kann es noch kaum glauben, daß ich zum neuen Jahr 1917 heim nach Deutschland kommen darf, heim zu meiner Annie!

Warum nur das drohende und zehrende und drückende Gewitter mit seinen bleiernen Wolken über unseren Köpfen heute nachmittag keine Erlösung findet? Es ist totstumm und rückt nicht von der Stelle und wärmt das sonst so kühle Steinhaus des Hotels, — atembeklemmend.

Malang, 9. November 1916

Ich habe vorgestern eine große Enttäuschung erlitten, als ich zur Klinik ging und allen sagte, daß ich jetzt nach Europa abreisen dürfte, da ich über fünfundvierzig Jahre alt bin. L. sagte mir, die Erlaubnis gilt nicht für die Deutschen in neutralen Ländern, sondern nur für die Deutschen in England und in den englischen Kolonien und englischen Dominionen. Denn sonst würden alle Deutsche aus Nordamerika und Südamerika, die über fünfundvierzig Jahre sind, heim wollen, und das wäre eine ganze Masse.

Ich war schwer enttäuscht. Ganz erschüttert und ernüchtert ging ich nach Hause. Nun lebe ich mich wieder in die endlose Gefangenschaft ein, von der kein Ende zu sehen ist, und aus der ich im Geist bei der Zeitungsnachricht aus dem englischen Weißbuch schon befreit worden war. Solche Enttäuschungen sind schwerer als alle die toten Tage der Kriegsjahre zu ertragen.

Heute nacht träumte ich, daß ich mit Annie in ein Bett hineinstieg. Das Bett stand auf der Main

brücke in Würzburg. Und alle Leute konnten uns sehen. Aber die Bettlaken waren schmutzig. Und ich sagte zu ihr: „Zu meinem Empfang hättest du andere Laken nehmen sollen.“ Da stieg sie wieder hinaus. Und Rissen und Laken rutschten aus meinem Bett. Und ich suchte nach Annie und war unruhig, daß sie nicht bei mir im Bett geblieben war. Im Bett liegen bedeutet Krankheit oder Tod, sagt man in den Traumbüchern. Ach, wenn Annie und ich nur recht gesund bleiben, damit wir uns, wenn auch nach langer Zeit, doch gesund wiedersehen!

Ach, Gott, Frau M. und ich waren so traurig, als wir hörten, daß ich nicht heim durfte. Gestern sagte ich zu ihr: „Wenn Sie in zweieinhalb Jahren aus Borneo zurückkommen, bin ich vielleicht noch immer gefangen auf Java und sitze im Zimmer Nummer 23 im Palast-Hotel zu Malang. Und wenn Sie nach neun Jahren pensioniert werden, Sie und Ihr Mann, und nach Europa gehen, dann sitze ich vielleicht auch noch hier auf Java oder bin schon auf Java begraben. Es ist zu trostlos, es ist zu trostlos.“

Ich werde zuletzt ganz gleichgültig gegen alles. Wenn der Krieg wirklich noch zehn Jahre dauert — was sehr möglich ist —, bin ich ein alter, sechzigjähriger Mann geworden. Und meine arme Annie, was ist mit ihr dann?

Malang, 12. November 1916

..... Ich erklärte Frau M., daß es gar nicht nötig sei, traurig zu werden. Denn alles Märchenhafte war wirklich wahr und war immer da. Und ich erzählte ihr, daß ich zum Beispiel bestimmt glaube, daß die Ameisen auf die Tannennadeln ihres Ameisenhaufens mit der Ameisensäure Äbungen von Schrift und Bildern machen, und die Ameisen, so wie die Bienen im Wachs, ihre Lebensgeschichten, ihre Romane und Gedichte niederschreiben, ebenso wie ich hier in mein Tagebuch mit schwarzem Gallapfelsaft Schrift schreibe. Für ein Auge, das gar nicht lesen kann, ist ein vollgeschriebenes oder ein gedrucktes Buch ein leeres Buch, in dem das Auge nur Krüger sieht, ähn-

lich den Rissen in der Rinde der Baumstämme. Aber überall um uns im Wald, im Leben und im Weltall ist Schrift, sind Lesezeichen. Auf den Flügeln der Schmetterlinge steht eine Bildersprache, so wie die Flammenlinien und Farbenschattierungen der Blumen Lichtsignale und Lichtsprache sind. So wie die Linien unserer Hände, sprechen die Linien auf allen Blättern im Walde, die Adern auf allen Gesteinen und in allen Felsen eine Sprache, erzählen eine Geschichte, Geschichten, kurze und lange, jahrhundertalte und sekundenkurze. Das Leuchtkäferchen spricht kurz leuchtend, die Grille spricht mit dem Flügelwehen, der Holzwurm gräbt nicht nur Gänge, sondern Schriftzeichen ins Holz. Wie in späteren Jahrhunderten die Spuren unserer Schützengräben, wie die Burgruinen der Nachwelt vom Leben, von Vergangenheit sprechen werden, so reden alle Linien auf den Flügeln der Insekten, alle Eindrücke im Wachs der Honigwaben, alle Ameisenhaufen, alle Runzeln der Baumrinden und Wurzeln, alle Farben der Blütenkelche, alle Schattierungen und Punktierungen im Fell der Waldtiere, der Pferde, der Kühe, der Hunde und Katzen und haben Sinn und Bedeutung. Die Seele der Welt schreibt in Zeichen ihre Sprache jedem Lebewesen auf die Haut, ins Auge, ins Haar, und jedes Lebewesen schreibt weiter für sich auf seiner Lebensspur, durch seine Arbeit, die es im Leben machte und dachte. Immer schreibt die Weltseele, und der Weltleib trägt die Zeichen der Lebensgeschichte in Farben und Linien, in Tieren, Pflanzen, Menschen, in Steinen und im Sand, in Wasser und Luftspiegelungen mit sich. Wer das alles lesen kann, ist ein Gott. Und im Lesen und Entziffern des Weltbuches gehen Milliarden Leben hin. Aber allwissend ist die Seele, und die Seele ist in allem Leben, sie weiß alles, und unbewußt wissen wir alles längst. Manchmal haben wir lichte Eingebungsaugenblicke unserer Allwissenheit, und dann sagen wir, wir ahnen etwas voraus, oder wir sehen ein zweites Gesicht, oder wir können prophezeien, oder wir haben einen bedeutungsvollen Traum gehabt. Aber das heißt nur, wir waren einen

Augenblick ganz bei der allwissenden Seele, und sie sprach zu unserem Blute und schrieb uns allwissende Worte ins Blut, die wir dann laut lesen können. Aber das ist selten, und nicht alle kommen auch nur einmal im Leben zu der Seele, oder die Seele kommt zu ihnen. Aber sie ist immer in allem und auch in uns. Eingehüllt ins Körperkleid unseres Leibes.

Dieses sagte ich. Aber Frau M. verstand es nicht, wie es verstanden sein soll; es fehlte ihr der Blick ins Ewige. Den vermisste ich immer bei ihr. Den hat Annie Dauthenden von allen Frauen, die ich kenne, allein angeboren. Sie hat den Blick einer weisen Waldfrau. Sie liebt Dinge des Feldes und des Waldes, Holz, Körbe, Kuhaugen, lauter einfache Schönheit, die die Kulturmenschen verlernt haben schön zu finden. Sie ist unverdorben von verderblicher Kultur geblieben. Das sind die heutigen sogenannten gebildeten Menschen nicht mehr. Fast alle sind in Europa verdorben im Ur-Instinkt. Die ganze europäische Gesellschaft verleugnet den Urwalbinsinkt. Sie wollen nur kleine Märchen sehen. Und werden traurig, wenn das kleine Märchen nach Stunden zu Ende ist. Weil sie nichts vom großen Märchen wissen, vom Weltmärchen, das uns ewig in allen Lebenserscheinungen entgegentritt.

Selig sind von den Menschen in der europäischen Welt heutzutage nur Annie und ich. Niemand sonst. Das kann ich ruhig behaupten. Ich hoffe aber, daß neue Menschenreihen geboren werden, die das Bedürfnis nach der Seligkeit der Ur-Instinkte rein mitbringen und sich reiner erhalten, als es die Menschheit meiner Zeit tun konnte. Weisheit, Liebesleidenschaft, Geduld, Demut, Bescheidenheit, sittliche Kraft vor allem und ein gesunder, sauber gehaltener, frischer Menschenseib, — diese zusammen geben den Menschen, der das Märchen des Weltalls und seine Seligkeit genießen kann in jeder Sekunde, ohne lustig, ohne traurig zu werden; aber selig heiter wird dieser Mensch zu sich und zu allen Menschen und allen Leben sein.

Malang, Montag, 13. November 1916

Gestern abend gingen wir nach dem Essen, da es nicht mehr regnete, um den großen Aoen-Aoen-Rasenplatz vor dem Hotel. Das erleuchtete Sozietäts-  
haus stand dort dem Hotel gegenüber weiß wie immer in der Nacht, mit seinen sechs weißen Säulen und dem weißen Giebel-dreieck wie ein griechischer Tempel. Eine holländische Sängerin gab dort ein Konzert. Wir blieben unter dem alten breiten Waringienbaum stehen. In der weißen, erleuchteten offenen Halle waren die Glastüren zum Sozietäts-  
haus geschlossen. Und wir hörten die Konzertstimme der Sängerin von drinnen heraus. Wir hörten horchend unter den Bäumen mehrere Lieder zu Ende, und ich sagte: „Ich fühle mich bei dem Gesang ganz in Europa! Es ist mir zu traurig, wenn das Lied zu Ende ist und die Menschen drinnen im Saal klatschen; dann ist es schwer, sich wieder in Indien auf Java zu finden; und es macht mich traurig und ungeduldig, diese ewige Gefangenschaft. Ach, wie zieht mich die Konzertsängerin ganz nach Europa, und es ist wie ein Sturz in ein Loch, wenn sie aufhört und ich unter Waringienbäumen hier in Malang stehe statt in Berlin.“ Dann sagt Frau M. immer: „Sie kommen bald heim, weil ich es so sehr wünsche!“ Aber es ist totenstill und finster am Himmel und kein Stern da, und ich glaube kaum noch, daß ich heimkomme. Wenn nur wenigstens dieses Tagebuch zu Annie dann heimkommt, damit sie liest, wie treu ich ihr war.

Wir gingen weiter und begegneten einer grün-blickenden Leuchtfliege im Grase, die flog am Rasenrand hin. Da erzählte mir Frau M.: „Eine Leuchtfliege kam neulich abends bei der Autofahrt mit Frau Doktor R. auf meine Fußspitze geflogen und blieb wie ein Edelstein auf meiner Lackschuhschnalle sitzen.“ Dann erzählte sie weiter: „An einer Wiese wimmelte alles von Leuchtfliegen, am Wege, im Gebüsch, und ich nahm das Tierchen von meiner Fußspitze und ließ es ins Gebüsch fallen und sagte zu ihm: „Da geh zu deinen Brüderchen hin!“ Da lachte ich und sagte: „Es ist aber ganz gewiß nicht hin zu den Brüdern“



chen, sondern zu den Schwesterlein gegangen!" Da lachte sie dann und sagte: „Es mag sein.“ Aber so verfänglich werden jetzt immer meine Antworten, so daß ich lieber schweigen sollte.

Und wir kamen zurück zum Hotel, und ich setzte mich noch einen Augenblick vor dem Schlafengehen bei Frau M. auf der Veranda nieder. Und sie lag auf einem strohernnen Liegestuhl vor mir. Wir wußten nichts mehr zu reden und gähnten abwechselnd und lachten dazu, weil wir staunten, daß wir so müde waren. Aber da wir beim Konzertlied unter den Bäumen am Platz fort nach Europa geflogen waren, durften wir von der schnellen Hin- und Rückreise schon müde sein. Und es war totenstill im und um das Hotel herum. Und so still war es noch nie gewesen. Und wir staunten beide über die große Stille, die sonst nie gewesen ist. Wir hörten nur von fern einen eingemauerten Bach glucksen, der beim Hotelgrundstück an der Straße entlang läuft und in dem am Tage die Javanen im Vorbeigehen immer ihre nackten Füße baden. Den Bach hört man am Tage nie, und nun plauderte er so gemüthlich murmelnd mit der Stille der Nacht. Und ein Frosch ließ ein paarmal seine Stimme hören. Und Frau M. wollte wissen, was er sagte. Ich sollte es ihr erzählen. Ich erzählte ihr irgend etwas Dummes, da ich zu müde war, um noch klug sein zu können: daß der Frosch nach Regen schreie. Denn seine Tante habe Gesichter geschnitten, und da seien die Wolken geflohen, denn die Tante war böse auf den Frosch, weil der Frosch nicht wollte, wie die Tante wollte. Da sagte Frau M.: „Ich glaube, ich werde von jetzt ab auch eine böse Tante für Sie sein.“ — „Ja das ist recht,“ sagte ich, „denn ich bin auch ein kalter Frosch zu Ihnen.“ Und wieder hatte ich Verfängliches gesprochen und hätte lieber schweigen sollen.

Und da rasselten Wagen, und es schlug elf Uhr mit der Trommel in der Moschee am Aloen-Aloen-Rasenplatz draußen. Und ein Wagen rasselte über den Kiesweg in den Hotelgarten vor der Veranda vorüber. Drinnen saß die Konzertsängerin, mit einem

Schleier um den Kopf und im hellen Abendmantel. Von zwei Pferden war der Wagen gezogen, und hinten hing noch am Trittbrett ein Javanendiener dran. Das sollte vornehm aussehen. „Und wenn sie nur wenigstens diesen Abend einige hundert Gulden verdient hat,“ meinte Frau M., „dann ist es noch zum Aushalten, eine solche beschwerliche indische Konzertreise.“ Denn ich hatte gesagt: „Da hat sie nun eben zu Ende gesungen, und nun fährt sie schon nach Hause und geht zu Bett. Das ist nicht viel Vergnügen. Man sollte hingehen und sie zu einem Glas Champagner einladen (denn sie hat uns doch vorhin nach Europa gesungen, dachte ich). Aber heute morgen hörte ich jetzt, daß nur sechsunddreißig Personen im Konzert waren, daß sie nur zweiundsiebzig Gulden verdient hat, und daß sie davon auch noch den Klavierspieler, das Hotel und den schönen Wagen mit dem Diener hinten darauf bezahlen muß. Viel wird ihr nicht übrig bleiben, der armen Person. — „Aber es gab schon Künstler,“ sagte Frau M., „die sind nach drei Monaten Konzertreise aus Java mit zweihunderttausend Gulden Vermögen nach Holland heimgekehrt!“

Ich sagte gestern abend zu Frau M. auf ihrer Veranda: „Wissen Sie, ich möchte mehrere Tage mittags und abends nichts essen, um mich ganz ausgehungert zu machen, so daß mein Lebenswunsch dann so laut schreit, daß die da oben — ich deutete über mich und meinte Gott und meine Ahnen — mich hören und ihre Aufmerksamkeit auf mich richten und mir heimhelfen. Ich habe es scheinbar gut hier, da ich jetzt täglich mit Ihnen, Frau M., plaudern kann, und da Menschen um mich sind, aber ich habe im Grunde nichts; ich will bei meinem Heimweh bleiben, bis mich mein Heimweh heimgeschrien hat. Die Kräfte über uns müssen doch auf den Herzschrei eines Lebewesens hören, sie können doch nicht so mitleidlos sein, wenn ich heim, heim will zu meiner Frau, daß sie mich immer überhören. Darum möchte ich hungern und will lieber sterben, wenn ich nicht gehört werde, statt daß ich so elend heimwehgeplagt weiter lebe.“

Frau M. schwieg und sah geradeaus; was sie dachte, weiß ich nicht bestimmt. Es war mir auch gleich, da ich so elend unzufrieden in meinem Herzen bin und vor Sehnsucht nichts als „Deutschland, Deutschland“ und „Annie, Annie“ vor mich hin sagen kann.

### Der tote Baum

Ein Vogel klagt, ich sehe auf.  
Welt steht der Baum vor meiner Türe.  
Ich sehe an dem Baum hinauf,  
Aus jedem Zweig den Tod ich spüre.

Die Blätter, die sonst hochgestellt,  
Von grünem Lichte frisch erhellt,  
Die Blätter hängen grau herab.  
Es steigt der große Baum ins Grab.

Als mir der Vogel ihn gezeigt,  
Flog er dann fort in Wolkenmeere.  
Ich habe still den Kopf geneigt.  
Rund um mich wächst die Totenleere.

Malang, 12. November 1916  
Max Dauthenden

Malang, 14. November 1916

Der große alte Mandelbaum an meiner Hintergalerie im Residentengarten neben der Mauer stirbt plötzlich ab. Ich sah es am Sonntag. Ich wunderte mich schon, daß die Webervögel seit einigen Monaten ihr Nest am Baum, das wie der Sack eines Klingelbeutels an dem einen Ast hängt, im Stich gelassen haben. Der Regen zerschlug es dann, und später fiel es ab. Sonntag nachmittag, als ich an die Mauerbrüstung trat, um den Vulkan Smeroe über den Dächern von Malang gegen Abend am Horizont im Osten zu suchen, klagte ein Vogel über mir in der Spitze des Baumes oder am Dachrand, ich konnte es nicht genau erkennen. Da betrachtete ich den Baum und sah mit Staunen, daß er eingegangen war. Ich erschrak, denn es soll nichts Gutes für ein Haus bedeuten, wenn in seiner Nähe ein Baum abstirbt.

Und durch die Äste dieses Baumes suchte ich bis jetzt meistens des Morgens die aufgehende Sonne und den Smeroe. Es erschütterte mich, gerade den Baum tot zu sehen. Er war plötzlich ganz entstellt. Als ob ihn der Blitz getroffen hätte im Mark, so hingen alle seine Blätterbündel senkrecht zur Erde herab, und das machte einen trostlosen Eindruck. Der Baum ist gestorben, sagte ich mir, und der Vogel rief mich, um dem Toten mein Lebwohl zu sagen. Ich ging dann in mein Zimmer und schrieb das Gedicht „Der tote Baum“, das ich meinem lieben toten Nachbar widmete.

16. November 1916

Gestern las ich, daß in der Zone zwischen zwei Gefechtslinien, die im Volksmund „Niemandsland“ genannt wird, weil der Landstreifen niemand gehört, immer noch jährlich die Vögel nisten, brüten, singen und mit den Granaten über dem Niemandsland, das von Kanonen umbrüllt ist, hinfliegen. Darnach schrieb ich heute nacht von elf bis zwölf Uhr auf meiner Veranda folgendes Gedicht:

#### Die Vögel vom Niemandsland

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland.“  
Ich ging am Meer, das lag da frei.  
Da jagten Vogelscharen vorbei,  
Und deutlich ich ihren Schrei verstand.

„Wir sind die Vögel vom Niemandsland.  
Die Erde dort ist vom Tode blind.  
Dort lebt kein Haus und lebt kein Gesind.  
Wir lernten fressen aus Leichenhand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,  
Wo Wolken Eisen wild niedergehn.  
Wo rund sich die Lüfte brüllend drehn,  
Im Granatenloch das Nest uns stand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.  
Wo nur Männer sterben, Männer blühen,  
Wo des Nachts noch die Geschosse glühen,  
Aufzogen wir im Raketenbrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.  
Dort ist der Tod der Tageslohn,  
Singt die Kanone dem Leben Hohn.  
Wir löschen den Durst beim Blut im Sand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland  
Kein Baumzweig hat uns jemals gewiegt  
Weil jeder Baum dort in Splintern liegt.  
Wir fanden nur Schutz im Unterstand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland,  
Wir sangen dem Manne am Brustwall zu,  
Doch mehr als Lieder gab Helden Ruh  
Die singende Kugel am Grabenrand.

Wir sind die Vögel vom Niemandsland.  
Dort bei des Trommelfeuers Gedröhn,  
Dort singt es sich gar so wunderschön,  
Der Sterbende dankt, uns zugewandt."

„Der Krieg weicht nicht, bis den Mann man fand,  
Den Mann, vor dem den Zärtlingen graut.  
Verschwindend riefen die Vögel laut:

„Wir suchen den Herrn vom Niemandsland.“

Malang, 16. November 1916

Malang, 17. November 1916

Herrlich, herrlich, herrlich war meine Freude gestern. Um elf Uhr morgens bekam ich ein Telegramm von Annie, um zwölf Uhr kam ein Brief von ihr. Und im Brief waren zwei Bilder von Annie. Ich war einige Stunden sehr glücklich, bis ich doppelt unglücklich am Spätnachmittag wurde, allein auf meinem Bett, wo ich Herzbeklemmung und Kopfschmerzen hatte, vor Qual, daß ich nur von Briefen und Bildern und Telegrammen leben mußte. Und Frau M. nannte mich deshalb am Abend undankbar. Ich fühle aber, ich habe ein großes Recht, nach zweieinhalb Jahren Trennung ungeduldig zu werden und Briefe zu wenig zu finden. Meine Lebensjahre gehen hin, und ohne Annie bin ich tot und habe nichts, gar nichts von meinem Leben. Denn nichts dringt mehr über die



Oberfläche ins Innere. Nur die Liebe rührt den Kern des Menschen an. Die Vaterlandsliebe gibt eine Verklärung des Alltags, sie ist aber nicht die süßseligmachende Körper- und Herzensruhe und Herzbeglückung und kennt keine solche Innigkeit wie die Liebe zur Frau.

Vorgestern habe ich auf meinem leeren Bett im Vormittag gegessen, alle Kissen und Matratzen waren auf die Hintergalerie in die Sonne gelegt worden, und auf der nackten Strohmatte habe ich mich im Gebet zusammengekauert, und ich habe so herzlich Gott um Hilfe in allen meinen Nöten gebeten. Und als erste Beruhigung bekam ich gestern Telegramm, Brief und Bilder von Annie.

Neulich in Wendit fiel das Wort „Gesundbeten“ aus Professor L.s Mund. Und er sagte höhnisch über jemand: „Ich werde ihn gesundbeten lassen.“ Da habe ich dummerweise nur gelächelt und bin nicht aus mir herausgegangen und habe ihm nicht erklärt, daß es ein Gesundbeten gibt. Ich habe mich schon oft in meinem Leben, wenn ich elend war, gesund gebetet. Und immer, wenn ich verzweifelt war, haben Vaterunser und Gebet mir geholfen. Und ich glaube auch, daß Gesundbeten, wenn man selbst betet oder für jemand betet, den man liebt, daß heiliges Beten, tiefes und ganz hinggegebenes einsames Beten auch Krankheiten fortbeten kann. Es ist das ganz einfach erklärlich. Was ist Gesundheit? Eine vollständige Harmonie im Zusammenleben aller Körperteile am Menschen, auch zugleich ein Friede im Leibe zwischen Endlichkeit und Unendlichkeit, zwischen Tod und ewigem Leben, zwischen Leib und Geist. Wende ich mich nun im Gebet an das ewige Leben, an Gott (wir benennen mit „Gott“ die Verkörperung alles Schöpferischen, des Ewigen, des Guten und Gesunden), so leite ich den Strom des ewigen Lebens, der Schöpferkraft des Weltalls wie einen elektrischen Strom in meinen Leib durch meinen guten Herzenswillen, wobei das Gebet den Kontakt zwischen Gott dem Unendlichen und meiner leiblichen Endlichkeit herstellt. Ich werde durchströmt vom ewigen Geist, der in mich

kommen oder in mir aufstehen oder mich durchleuchten und reinigen kann wie ein elektrisches Lichtbad. Und diese Seelenreinigung hat zugleich eine Körperreinigung in den feinsten Atomzuständen zur Folge. Die ungeordneten Atome, die durch den Alltag in Verwirrung, in Unordnung geraten waren, werden durch den Einlaß des ewigen, schöpferischen Lebensstromes wieder so angeordnet, wie sie im Plan der Schöpfung vorgesehen waren. Das Gebet, der Anschluß der Endlichkeit an die Unendlichkeit, vernichtet die Unordnung in den feinsten Atomzuständen des Leibes. Das Gebet kann darum Kranke gesund machen. Und wenn ich für Freunde stark bete und sie mir im Geist vorstelle und ihnen die Wellen des ewigen Lebens durch meine Gedanken an sie im Gebet zuschicke, dann können auch Freunde gesund gebetet werden. (Nur geschäftlich kann man das Gesundbeten nicht betreiben, wie es die Gesundbeter in Amerika getan haben.)

Ich ärgerte mich, daß ich neulich so schlaff war und nicht zu L. darüber sprach, als er das Gesundbeten im allgemeinen vom Standpunkt des Gelehrten ablehnte und belächelte. Gelehrte, die den Anschluß an die Ewigkeit bei allem Tun nicht für notwendig halten, sind für mich, wenn sie noch so gescheit sind, doch Dummköpfe vor dem großen, unendlichen, ewigen, weisen Lebensstrom, den sie verneinen. Und den Anschluß kann man nur im sich demütigenden, bescheidenen, ergebenen und aufrichtig innigen Gebet aus Liebe zur Ewigkeit erreichen. Am besten im einsamen, heilig vertieften Beten und Niederknien vor der Ewigkeitskraft, die in uns ist. Ich nenne diese Ewigkeitskraft in mir und in allem gern immer wieder „Gott“, weil ich ihr näher bin, wenn ich sie mir in der persönlichsten Gestalt eines waltenden Gottgeistes vorstelle, da ich in dieser Vorstellung in meinen Jugendjahren großgezogen worden bin. Aber ich fühle Gott nicht als zwischen dem Leben herumwandelnd, mit weißem Bart geschmückt, ich fühle Gott im Weltangezicht aus jedem Lebewesen, in Leben und Tod, in Schmerz und Liebe weltfestlich bei mir und

in mir. Darum kann ich keinem Tier mutwillig Böses tun, keinem Lebewesen mutwillig Qual bereiten; aber wenn das Töten Pflicht wird, könnte ich auch töten, da auch Gott tötet und das ewige Leben töten und lieben, lieben und töten muß, dort wo sie zur Notwendigkeit wurden, der Tod und die Liebe.

Eben als ich dieses schrieb, kam Kapitän M. zu mir zu Besuch. Sein erster Besuch bei mir, seit er hier ist in Malang, seit acht Monaten Klinikur bei Professor L. Er sieht besser aus. Und ich habe auch öfters für ihn gebetet in letzter Zeit, als er ein paar-mal schwere Rückfälle bekam. Er kam gestern von Wendit zurück, und Montag will er nach Soerabaja. Dort will er acht Tage auf der „Anghin“ bei Kapitän E. bleiben, und dann will er auf sein Schiff, die „Manila“, nach Amboina zurück. Ich war sehr froh, ihn so gebessert zu sehen.

Gestern morgen schickte mir Frau M. einige weißgelbe Rosen durch ihre Babu herauf. Ich stellte sie zu den älteren roten Rosen in die Glasvase. Am Abend mußte ich mich verteidigen, weil ich das getan hatte; Frau M. wollte, ich hätte die alten roten Rosen fortwerfen sollen. „Aber es ist doch so schön, erklärte ich ihr, wenn Rosen entblättern. Die roten Rosen sind alt und nahe am Entblättern, und deshalb warf ich sie nicht fort, um das Entblättern der Rosen zu erleben. Ist es nicht sehr angenehm, wenn man allein am Tisch stundenlang schreibend sitzt und sich nichts um einen rührt, wenn dann mit lautloser Bewegung die leichten muschelförmigen roten Rosenblätter an der Glasvase entlang auf die weiße Marmorplatte des Tisches hinrieseln. Es ist, als ob eine Rose im Todesaugenblick menschliche Bewegung bekommen hätte, da sich die Blätter voneinander lösen und fallen. Ich sehe dann immer auf. Und ganz wenig erstaune ich und fühle es angenehm in der Totenstille um mich, daß ich damit zufrieden sein muß, wenn mich sich entblätternde Rosen anregen zum Hinschauen auf ihre Sterbesekunden.“ Da staunte Frau M. und sah mich gedankenvoll lächelnd an, aber sie begriff es sehr wohl, daß eine Schönheit in sich ent-

blätternden Rosen liegt, im stillen Zimmer, in der Einsamkeit. Aber Frau M. hatte nie daran gedacht, deshalb alte Rosen in ihren Vasen stehen zu lassen. Und nun klagte sie nicht mehr, daß ich frische Rosen zu den alten gesteckt hatte.

Man muß alles als festlich verstehen und genießen lernen; nicht nur das frische Leben, sondern auch das vergehende Leben hat seine Schönheit; nicht nur junge Menschen, auch alte Menschen haben wunderbare Schönheiten.

Annie telegraphierte, daß sie glücklich sei über mein Geburtstagstelegramm, und daß sie mit Gothenburg sprechen wolle. Sie meint wohl, mit Kapitänen dort, wegen meiner Abreise. Annies Briefe waren noch aus meinem Häuschen im Guckesgraben, wo es jetzt im Herbst so gemütlich sein muß. Sie hat einen ganzen Tisch voll Pflaumen vor sich, sitzt auf dem Gobelinsofa, und vor ihr sitzt unser Hund Minko, und sie essen beide um die Wette! Das war ein reizendes Bild, und draußen ist es Wind und Sonne vor den kleinen Bierckscheiben des Waldhäuschens. Ich hätte natürlich auch gern mit dabei gegessen. Ach, wann wird das werden? Jetzt ist sie nach Schweden, nach Värmland, aufs Land gereist, wo sie ihre gute Mutter wiederseht und mit ihr in einer Pension wohnt.

Malang, 22. November 1916

Ich war krank an Durchfall geworden, und das schwächt hier gleich sehr. Früher, zu Anfang, wie ich Niederländisch-Indien noch wenig kannte, wunderte ich mich immer, daß in jedem Hotelzimmer und Fremdenzimmer ein Nachstuhl zu finden war. Ich dachte, das sei eine altmodische Einrichtung, und glaubte, die Leute wären gutmütig hundert Jahre rückständig. Nun weiß ich aber nur zu gut, was der Nachstuhl zu bedeuten hat, und wie sehr notwendig er ist in einem Land, wo jeder alle Augenblicke den Leib erkältet durch zu großes Schwitzen und zu rasches Kaltwerden, oder durch Magenverstimmungen und Darmkrankheiten, die man sich durch die Blechdosenspeisen, die aus Europa importierten, zuzieht, oder durch

Früchte oder durch Trinken von ungekochtem Wasser. Ich lag beinah drei Tage auf meinem Bett und mußte eine wollne Decke um den Leib wickeln und trank etwas Rotwein. Mehr konnte ich nicht dagegen tun. Und dann aß ich morgens nur Haferbrei und mittags und abends Massi-tim, das ist gekochten Reis mit gekochtem Huhn und Hühnerbrühe.

Ich möchte ein Geschichtenbuch schreiben, das sollte heißen: „Was man nicht mehr sieht“. Da sollten Geschichten aus Indien und Europa darin sein, die von vergangenen Dingen erzählen, die man so gewöhnt ist zu sehen, daß man sie nicht mehr sieht. Das fiel mir heute morgen ein, als ich die Babu der Frau W. mit zwei Hoteljüngens, javanischen, zigarettenrauchend und lebhaft, wie ihre Herrin plaudernd, auf der Verandastufe hocken sah. Niemand fiel es auf, daß und wie sie da hockten und plauderten. Nur mir, meinen europäischen Augen, die Indien noch immer mit zu Hause, mit Deutschland aus Heimweh vergleichen. Und auf der Straße stand ein Auto vor dem Friseurladen des französischen Friseurs Salubin am Aloen-Aloen-Platz, und am Auto lehnte ein javanischer Chauffeur in gelbem Kaktanzug, aber er war barfuß, ohne Strümpfe und Schuhe, wie alle Javanen gehen; auch die Hotelbedienten, die Briefträger, die Polizisten, die Telegrammboten, die Kutscher und alle, alle in allen Straßen und allen Städten und Dörfern Javas, — alle gehen barfuß; aber die Europäer hier sehen das gar nicht mehr, und es sieht doch so befremdend im Vergleich zu Europa aus. Und dann kaufte ich Blumen und mußte zu zwei Blumenhändlerinnen fahren, und beide hatten seltsame Gärten, die eine einen ästhetisch japanischen, die andere einen wie Murillo materiell künstlerischen. Und zu bedenken, daß hier im Morgen heute alle Bäume reich grün standen und Lilien und Kannablütenstöcke blühten und lila Bäume und Rosenbüsche mit persischen Rosen, und zu Hause soll Schnee sein! Ich hatte eben gelesen, daß es in Europa sehr geschneit hat am 19. November. In England-Wales soll der Schnee drei Fuß hoch liegen, in Deutschland sind die Eisenbahn-



züge eingeschnitten! Und ich laufe in hellem grauem Leinwandanzug mit weißem Strohhut und weißen Segeltuchschuhen herum, und alle Europäer hier um mich in Weiß und alle Damen in weißen Florkleidern mit bunten Seidenschärpen und ohne Hut, und jeder Atemzug ist Hitze, und nachmittags donnert es und fallen Gewitterregen, schwere, in die blätterreichen Bäume rundum.

Wenn ich das lese, daß es zu Hause im Wetter und Winter ganz anders ist, dann erscheint mir das zeitweise ganz unterhaltend. Aber es ist das so ein kleiner Genuß im Verhältnis zu dem Riesenverlust, den ich dadurch erleide, daß ich nicht zu Hause sein darf.

Ich hatte in den zwei Krankentagen, Sonntag und Montag, eine javanische Flickschneiderin, ein altes dürres Javanenweiblein, auf meiner Veranda sitzen, mit Frau M.'s Nähmaschine, und sie nähte alle meine Unterwäsche, die zerrissen war, und stopfte Hemden usw. Es klang nachmittags so gemütlich einschläfernd, die turrende fleißige Maschine vor der Tür zu hören von meinem Bett aus, wo ich lesend lag. Und das alte bescheidene Javanenfräuchen, das einen Gulden am Tage für die stille Heinkelmannarbeit bekommt, machte mir die Vorstellung, als ob ich einen Haushalt hätte, und Annie wäre ausgegangen, Besorgungen machen!

... Es war so schön in der Abenddämmerung zu gehen, wo uns nur heimziehende Javanenfrauen begegneten, von denen zwei sich auf einen Steinhäufen setzten und ihre kupfernen Centstücke zählten, die sie für die Mangofrüchte verdient hatten, mit denen sie aus ihrem Dorf zur Stadt Malang gezogen waren. Einige Mangos lagen noch am Boden des Korbes. Und der Berg Kawi und der Berg Ardjoeno standen wie immer im Westen, dunkelblau gekleidet in die ernste Luftfarbe des Himmelsbrandes. Und durch ein Feld lief ein Schienengeleise. „Ich sehe so gern einem Eisenbahnweg nach, Sie auch?“ hatte mich Frau M. gefragt. Ich nickte. „Weil ich dann immer im Geist fort nach Europa reise.“ So ähnlich fried-

lich waren wir neulich spaziert. Und als wir damals umwendeten, begegnete uns eine weißgekleidete Europäerin, eine Holländerin. Und Frau M. lachte und erzählte mir beim Zurückschlendern, daß diese Dame einen Trauer Spaziergang mache, weil nachmittags Doktor F. für immer von Malang abgereist war. Denn sie hatte ihn geliebt.

Geiern am Sonntag abend machten wir wieder einen Landstraßenweg. Und wir wanderten bei der Klinik „Kassin“ vorbei. Im Garten hinter der Hecke saßen die Pflegerinnen mit einigen Besuchern um einen Tisch. Ich kenne sie nur flüchtig und war in Gedanken und grüßte nicht. Dabei dachte ich im Weitergehen; du hättest sie doch grüßen sollen, wer weiß, ob du nicht mal in die Klinik Kassin mußt, Hilfe suchen. Ich hatte aber eben zu Frau M. gesagt: „Mir ist, als ob Sie schon abgereist wären.“ So ist es mir immer, wenn Menschen gehen oder kommen. Wenn ich Menschen erwarte, sind sie schon acht Tage früher im Geiste bei mir und füllen meine Gedanken. Wenn Menschen gehen, sind sie schon acht Tage früher aus meinem Geist fortgegangen, und ich fühle Leere des Einsamseins in meinen Gedanken, wenn sie noch da sind. Da Frau M. am 5. Dezember von Malang abreißen soll, ist mir, wenn sie neben mir geht, als ob sie schon fort wäre, und ich finde seit Tagen keinen rechten Gesprächsstoff mehr, da sie schon halb aus meinem Geist verschwunden ist. Und ich sagte: „Wenn wir jetzt nebeneinander sind, ist es, als säße man bei einer Kerze, die im Leuchter heruntergebrannt ist, und man hat kaum noch Licht, und die Gedanken kommen von der Erwartung nicht los: Wann sinkt der Docht um und erlischt die Kerze, und wann muß eine neue Kerze aufgesteckt werden?“ — „Oh,“ lächelte Frau M. halb schalkhaft, halb beleidigt, „so meinen Sie das?“ Ich begriff, daß sie falsch verstehen wollte aus Lust, deutlicher zu hören; und sie wollte darüber gekränkt tun, daß ich sagte, eine neue Kerze müsse aufgesteckt werden auf den Leuchter, als ob nach ihr gleich eine andere Freundschaft kommen müsse. Da sagte ich ihr, lächelnd verweisend: „Wie können Sie

so etwas von mir denken! Ich meine, Sie sollten mehr von mir gelernt haben in all der Zeit!" Sie verstand und lachte.

Dann sahen wir uns zufällig um, und da standen auf einer Anhöhe Kokospalmen, auf denen lag ein gelber Abendstrahl. Wir staunten über die goldgelb gefärbten Palmenkronen, die aus der dunkelgrünen Umgebung wie altgoldene Säulen und goldene Pfauensräder mit ihren Kronenwedeln von der Hügelhöhe herableuchteten.

Und der Himmel färbte sich lila und rosa und gelblich, und es war ein feuriges Farbenspiel vor uns, hinter uns in der Landschaft, in den Palmen und den Wolken. Wir gingen ein wenig weiter, da lief Frau M. eine Rasenböschung am Wege hinauf, wo oben mit hohen Halmen ein Zuckerrohrfeld stand. Sie war von mir fortgelaufen wie ein junges Ding. Aber ihre Figur im weißen, breit gearbeiteten Kleid war etwas schwer und behäbig beinah und gar nicht geeignet für so rasche Einfälle und Anfälle auf die nächste Umgebung.

Oben rief sie mir zu. Ich mußte aber, sie suchte den Sonnenuntergang, und sie hatte dort oben mit den Augen die untergehende Sonne gefunden hinterm Zuckerrohrfeld. Ich kam nach, und wir sahen die letzte gelbe Sonnenglut Blitze schießen. Am Fuß des hinteren Rawiberges lag die Glut, und blaugraue Wolkentrümmer darüber gehäuft, wie dunkle Steine auf ein helles Feuer geworfen. „Ist es nicht schön? ich habe gewußt, daß es schön sein muß, darum lief ich hier herauf,“ sagte Frau M. entzückt und schlug dann nach einem Schaft des Zuckerrohres vor sich. „Das dumme Zuckerrohr, wenn es nicht da wäre, würde man viel mehr sehen,“ meinte sie. Aber ihre Bewegungen gaben mir, da sie zu heftig und gar nicht abendgestimmt waren, einige Abneigung ein.

Dann lief sie zurück, den Abhang hinab zur Landstraße, ebenso heftig, und wollte mich an der Hand mitziehen. Ich machte mich los und sagte: „Wir können fallen, tun Sie das nicht!“ Da lag sie auch schon, stürzte und stand nicht mehr auf. Sie war

zusammengeknickt, wie von einem großen Schmerz gepackt. Ich stand neben ihr, ihr Knöchel des linken Fußes war sofort hochangeschwellen. Allmählich erst stützte sie sich auf mich. Zum Glück kam ein kleiner Wagen vorbei, und wir stiegen ein. Sie lachte wieder, aber sehr überreizt von Schmerzen. Wir fuhren zusammen zur deutschen Klinik. Der Arzt, Doktor H., stand am Gartenausgang, er wollte eben fortgehen. Bei ihm waren P. und andere. Frau M. ging ins Haus. Der Doktor untersuchte das Bein. Es war nicht gebrochen. Aber die Sehnen sind gerissen. Sie muß drei bis vier Wochen liegen und kalte Umschläge machen und später mit Jod pinseln. Nun liegt sie auf ihrer Veranda. Ich machte ihr gestern abend einige Eiswasserumschläge und aß bei ihr auf ihrer Veranda und las ihr einige Gedichte von Körner vor, die mir P. mitgegeben hatte. Aber diese Gedichte weckten nur eine mitleidige Stimmung und Nachsicht mit dem altmodischen Dichter in mir. Wie viel näher und zeitgemäßer ist mir der ganz alte Walter von der Vogelweide dagegen.

Was die Natur tut, das ist heilig! Und wir müssen auch die Kinder von früh an lehren, mit offenen Augen jeden Schrecken zu erkennen und hinzunehmen, den das Schicksal für nötig hält uns zuzufügen. Denn auch im Unglück liegt Weisheit und Festigkeit und Seligkeit für den, den ein Unglück trifft.

## Brief an seine Frau

Malang, 23. November 1916

Annieherz, mein Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtherz Du! Es ist jetzt sechs Uhr morgens. Ich habe eben meine Tür zur Hintergalerie, die nach Osten sieht, geöffnet. Draußen ist heute zum erstenmal dicker Winternebel über dem lustiggrünen und buntblühenden großen Park des Residenten von Malang.

Immer morgens öffne ich beim Erwachen zuerst die Tür auf diese Galerie, die zu den Bädern führt. Und meistens ist dann schon der erste Lichtschleier,

gelb aufleuchtend, hinter dem großen Vulkan Smeroe und der Kette des Tenggergebirges zu sehen, aber heute ist Nebel. Dann bleibe ich entweder unter der offenen Tür angelehnt stehen und bete mein inbrünstiges Morgengebet, indessen die Sonne dabei aufgeht. Oder wenn ich noch nicht ganz klar im Frühkopfe von Träumen und vom Schlaf bin, dann setze ich mich, wie ich es eben tat, auf meinen Bettrand und bete dort.

Das Vaterunser bete ich immer zuerst und dann meine Bitten für Dich und die Heimat und uns alle. Immer bin ich dann schön abgeklärt und innerlich gewaschen. — Ich aß eben eine grüne Orange, und eben bringt der Javanendiener meine Tasse Milch, die er — während ich schreibe — neben mich auf den Tisch setzte. Barfuß kommt er herein und verschwindet wieder lautlos, als habe der Wind die Türflügel nur leise bewegt. Das Hotel ist jetzt leer, die vierzig Zimmer lange Galerie ist fast unbewohnt. Drei Zimmer von mir haust ein schmaler, immer fleißig arbeitender Japaner. Der vielleicht ein Spion ist, da er so viel zu schreiben hat, daß er von morgens bis zur Nacht nie fertig wird. Man grüßt sich aber nie, man kennt in den Hotels einander kaum vom Sehen. Hier im Osten in der Kriegszeit mißtrauen die Menschen einander zu sehr. Und man weiß nicht, wie jeder politisch denkt. So schweigt alles, und jeder läuft nur schweigend seiner Arbeit nach.

Ich mußte in den letzten Tagen drei Tage meine Galerie hüten, weil ich etwas Durchfall hatte, da man in der Regenzeit so leicht den Leib erkältet. Dann lag ich abwechselnd auf Stuhl und Bett und hatte die gute graue schwedische Wollendecke aus Strömstad um meinen Leib gewickelt, und ich las und las zwei Bände der Memoiren der Sarah Bernhardt. Wenn Du dieses Buch bekommen kannst, mußt Du es auch lesen. Ich habe es holländisch gelesen. Es ist sehr unterhaltend und versetzte mich so glücklich in unsere ersten Ehejahre nach Paris auf alle bekannten Straßen dort zurück. Ich war so zufrieden



dabei, trotz meinen schwächenden Durchfallszüngen auf dem Nachstuhl dazwischen.

Und zugleich bekam ich dabei ein Telegramm von Dir und eine Stunde später einen langen Brief von Dir vom 27. August aus unserem Häuschen. Dabei waren die Bilder, die Frau G. von Dir gemacht hatte, von denen ich das ohne Hut mit Deinem schönen Seidenhaar, das so schön hell ist, ganz besonders lieb habe. Wie lieb und gut und fränkisch lusamgärtchenhaft siehst Du vor Dich hin. Als sägest Du nicht im Photographenatelier, sondern auf einer Bank im Guckeesgrabengärtlein bei uns im Häuschen.

Und Deine Briefe, wie wundervoll deutlich sah ich Dich mit Minko zusammen vor dem Tisch voll dreihundert Pflaumen sitzen, und ihr aßt um die Wette Pflaumen, und draußen war es windig, aber die Sonne prickelte lustiges Licht durch die kleinen Bierescheiben. Ich saß beim Lesen dicht neben Dir auf dem rauhen Strickstoff des grünen Gobelinsofas, und ich lehnte meinen Kopf an Deine Schulter und fühlte Dein seidiges Goldsilberhaar auf meiner Stirn, von Deinen Schläfen das Haar. Wie sehr dankbar bin ich Dir, daß Du mir Häuschen und Garten dort in drei Augustbriefen, die ich endlich richtig und ungeöffnet empfangen habe, so deutlich geschildert hast. Aus dem Telegramm erfuhr ich, daß Du meinen Brief haben mußt, in dem ich dich neulich bat, in Gothenburg für mich zu sprechen bei Schiffsgesellschaften, wegen meiner eventuellen Heimreise.

Als ich (in letzter Woche) in der Zeitung hier las, daß alle Männer von über fünfundvierzig Jahren aus allen englischen Kolonien heimreisen dürften, erfaßte mich eine schwindelnde Freude. Und auch Frau M. war so glücklich, daß ich nun endlich zu Dir dürfte. Ich lief zur Klinik, da erzählte mir aber L., daß der Erlass des englischen Weißbuchs nur die englischen Kolonien betrifft und nur die Gefangenen, welche bis zum Tage des Erlasses dort gefangen saßen. Wenn ich jetzt nach Singapore reisen würde, würde ich dort gefangen genommen und nicht losgelassen. Außerdem lassen die Engländer keinen

einzigsten Deutschen dort landen, und kein holländisches Schiff darf einen Deutschen nach Singapore mitnehmen. Und andere Schiffe fahren nicht nach Singapore, nur holländische. Ich bin tief betrübt nach Hause gegangen. Ich war viele Tage so tief erschüttert, daß ich ganz lebensmüde und widerstandlos war, und dann wurde ich krank. Jetzt habe ich es wieder überwunden. Auch das Konsulat in Soerabaja sagt, daß ich nicht reisen darf. Es ist schrecklich, schauderhaft! Wie lange soll dieses Gefangensein noch dauern? Es ist kaum noch auszuhalten, dieses einförmige Scheintoddasein und dieses brütende Klima voll Waschtüchendunstwärme und diese schreckliche unerbittliche Sehnsucht nach Liebe, nach Heimat und endlichem Ausruhen in Deinen Armen.

Aber sei nicht unruhig. Das Beten ist meine einzige Rettung und meine Zuflucht morgens und abends. Und das Beten wird mich immer wieder stark machen, wenn ich manchmal ganz bitter und todmüde werde. Und das Dichten auch!

Herz, mein Herz, bleibe Du mir nur stark und gesund. Ich will mich schon stark halten, wenn es auch oft schwer ist und schwerer wird mit jedem neuen Trennungsjahr.

Aber ich bin doch von Natur im Geist stark geboren, und der Geist muß meinen Körper stark halten. Wenn er das nicht kann, dann war er kein starker Geist. Darum sei nicht ängstlich, ich werde mich schon aufrecht halten. Hilf mir nur mit Deinen treuen Gedanken! Wenn Du mich nicht losläßt im Geist, läßt mein Geist meinen Körper auch nicht los.

Frau M. hat mir ein wunderschönes Dramagedicht (in Buchform) von van Eeden, dem holländischen Dichter, geschenkt, das heißt: Lioba. Eine Rittersfrau, die ihren Mann am Leben erhält, solange sie ihn liebt. Als sie aber einen andern in ihre Gedanken aufnimmt, stirbt ihr verwundeter Mann, und das Volk glaubt, sie habe ihn absichtlich durch Gift aus dem Wege geschafft, und das Volk steinigt Lioba. Sie hat aber nur in Gedanken gesündigt und durch ihre Gedankenabkehr getötet. Das Buch ist in schönen

Bersen geschrieben. Wenn ich Kraft habe, will ich versuchen es ins Deutsche zu übersetzen, das Buch „Lioba“.

Die Bücher von Langen für mich aus München, von denen Du schreibst, sind nie hier angekommen. Man sagt, die Engländer nähmen alle deutschen Bücher und versteigerten sie in London. Aber Du sollst mir zweimal monatlich schwedische Zeitungen und darin eingewickelt deutsche Zeitungen und Zeitschriften senden. Schwedische Zeitungen kommen alle hier an. Ich habe sonst gar nichts aus Europa zu lesen, und jede Europazeitung ist ein Fest.

Nun habe ich von morgens sechs Uhr bis neun Uhr ununterbrochen an Dich geschrieben und will nun frühstücken und dann weiterschreiben. — Eine Stunde später: So, nun habe ich viel gegessen. Einen Teller mit Natmealbrei, zwei Spiegeleier, zwei Sardinen, Butterbrot mit etwas Aufschnitt und eine Tasse Milch. Denn seit Monaten, seit Juli, habe ich keinen Tee, keinen Kaffee, keinen Alkohol mehr getrunken. Zum Mittag und Abendessen trinke ich ein Glas kohlensaures Apollinariswasser. Nie mehr Bier, nie mehr Wein. Nur wie ich Durchfall hatte, in den letzten drei Tagen, trank ich einige Schnapsgläschen Portwein. Ich fühle mich, seit ich so alkoholfrei und nikotinfrei lebe, viel frischer, gedankenstärker. Alkohol darf bei mir jetzt nur als Medizin bei Darmkrankheit Verwendung finden. Ich selbst will mein Leben lang immer nur Wasser oder Milch trinken. Auch Tee und Kaffee machen mich nervös. Ganz selten rauche ich mal eine einzige Zigarette nach dem Essen auf der Veranda bei Frau M.

Dafür esse ich manchmal ein Stückchen Schokolade nachmittags oder abends. Und nach der Bitterkur des vielen zwei Monate langen Chinineffens hatte ich großen Zuckerhunger bekommen, und da aß ich öfters mal ein paar Karamellen. Wie ruhig und sicher werden die Nerven in der Hitze hier ohne Alkohol, ohne Tee, Kaffee und Tabak.

Ich fürchte, der Krieg dauert noch zwei Jahre! Denn 1917 wird er nicht beendet, sagt Hindenburg,

so schreiben die Zeitungen hier. Noch zwei Jahre! Annie, Annieherz, kann mich denn Prinz Karl nicht durch ein schwedisches Schiff heimbringen lassen? — Zwei Jahre! Wie ist es möglich, das auszuhalten!!!

Herz, mein Annieherz, wie hast Du es nur jetzt? — Ich versuche im Geist, mir Värmland vorzustellen, aber ich sehe nur Schnee, wenn ich hindenke. In Deutschland sollen die Züge verschneit sein, und in Süd-England soll der Schnee drei Fuß hoch liegen. Wie ist das denn erst in Schweden heute am 23. November?! Und hier blüht ein großer lila Baum mit faustgroßen Blüten vor mir im Residentengarten. Die Menschen hier laufen halbnackt und barfuß und braun von der Sonne. Es gewittert jeden Nachmittag; diese Gewitter liebe ich sehr, sie rollen so weit donnernd in die Ewigkeit über die engen Grenzen der Insel Java hinaus, und ich donnere mit den Gedanken bis zu Dir nach Schweden.

Wie geht es Mutter und Ellen, Richard und Axel und Hertha und Gustaf und Frederik? Und unserem Ake? Und hast Du die große und sehr liebe Selma Lagerlöf schon von mir umarmt? — Ach, ich möchte so gern mal auf ihrem Gutshof spazieren gehen und sie am Arm führen und mir von ihren Tieren und ihren Gedanken erzählen lassen. Ich liebe ja Menschen und Tiere und Bäume und alles, was lebt, so sehr, als ob alles auf mir wüchse und nicht auf der Erde; so ist immer mein ganzes Gefühl bei allem Leben, wenn ich es betrachte.

Liebes Annieherz mein, und Du bist ebenso! Deine Briefe aus unserem Guckelezgärtchen und aus dem lieben Guckelezhäuschen, die sind wie alte deutsche Lieder, im Wald gesungen. Leider habe ich nur zu wenig bekommen, einige vom Juli und drei vom August. Die letzte Nachricht ist vom 27. August. Danach Dein Telegramm, worin Du Gothenburg nennst.

Nun ist es morgens sechs Uhr, der 24. November, und ich bin eben aufgestanden. Es ist draußen trüb und unendlich feucht. Denn es regnete gestern nachmittag in Strömen, und ich schlief viel. Trotzdem

ist es warm dabei, und man trägt alles zusammen, Wärme und Masse, wie eine Last, die sehr schläfrig und schwindelig macht.

Und doch will ich alles stark aushalten, wenn Du nur gesund und treu bleibst. Tu das, Mulde mein! Umarme Mutter und Geschwister und grüße alle Freunde und Bekannte vom unveränderlichen Max Dauthendey. Ich küsse Dich Herz, mein Herz, Dein ewig starkes Herrle Dein, treu

## Brief an seine Frau

Malang, 2. Dezember 1916

Liebes Annieherz, liebes, es war so traurig; der arme Kapitän R. starb am 28. November hier. Er war am 20. November auf die „Anghin“ auf der Reede von Soerabaja gereist, um dann auf sein Schiff nach Amboina zurückzukehren, auf die „Manila“. Plötzlich schrieb er am 23. November, daß ihm schlechter würde. Seine Füße schwellen an. Er ist herzleidend gewesen. Und am 27. abends kam er nach Malang in die Klinik zurück. Am nächsten Morgen um neun Uhr schlief er unter den Augen von Professor L. still ein.

Ich war sehr erschüttert. Am Nachmittag desselben Tages wurde er schon beerdigt. Alle Konsuln waren in Autos aus Soerabaja gekommen. Der deutsche und der österreichische und viele Deutsche, Sch. und Kapitän E. und G.S. Ich fuhr auch im Auto mit. Es war schöne Musik dabei. Sanft spielte die Kapelle den Pilgerzug aus dem „Zannhäuser“, als der Sarg in den mit vier schwarzen Pferden bespannten Leichenwagen getragen wurde. Ein Berg von Kränzen, wundervollen, lag auf dem Wagen und später auf dem Grab. Die Sonne war gerade um halb sechs Uhr im Untergehen, als der Trauerzug den Friedhof draußen vor Malang erreichte. Es war kein Priester dabei, nur Musik, die zuletzt: „Ich hatt' einen Kameraden“ spielte. — Die Sonne, die R. morgens noch hatte aufgehen sehen, schien ihm schon abends beim Untergehen auf den Sarg, ins offene Grab. So schnell



geht es hier mit dem Beerdigen, wegen der großen Hitze. Es ist aber schauerlich, daß das Verschwinden hier so schnell sein muß. Ich habe ihm, meinem guten Kapitän R., der mich 1914 nach Neu-Guinea hin- und zurückgefahren hat, einen langen herzlichen Nachruf in die „Deutsche Wacht“ geschrieben.

Ich bin heute noch ganz schwindlig und angegriffen von dem raschen Tode Rs. Er war erst sechsunddreißig Jahre alt!

Vielleicht kannst Du in meinem Namen an seinen Vater in Klausthal im Harz schreiben. Sein Vater ist dort Maurermeister. Ich fürchte, meine Briefe kommen nicht durch nach Deutschland, darum bitte ich Dich, dem alten Vater ein paar herzliche Worte von mir zu schreiben. R. war mir und uns allen hier wirklich bis zuletzt ein guter Kamerad. Und Konsul R. sagte am Grab: „Roscher, du warst ein tüchtiger Kerl. Und nie habe ich von jemand eine Klage über dich gehört.“

Das ist nun in sechs Wochen der zweite Deutsche, den ich hier in Malang habe beerdigen sehen. Ich will deshalb bald fort von hier. —

Ich reise am 8. Dezember nach Soerabaja. R. hat mich zu sich zu Weihnachten eingeladen. Aber ich glaube, ich gehe doch lieber nach Garoet zurück, dort habe ich nicht so viel Trauer um mich gesehen wie hier.

Frau M. reist auch am 9. Dezember hier ab und am 19. Dezember nach Borneo zu ihrem Mann, dem Hauptmann. Ich werde mich recht einsam fühlen. Denn ihre Unterhaltung war so voll Geschichten, und immer wußte sie neue und war sehr besorgt und freundlich um mich, wenn ich mich mal nicht wohl fühlte.

Ach, mein Leben jetzt, im dritten Jahr von Dir getrennt, kommt mir in der ewigen Hitze hier so nutzlos vor, weil ich so schwer hier geistig arbeiten kann. Ich bin nur froh, daß ich das vielbändige Tagebuch geschrieben habe.

Herz, mein Herz, Deinen Brief vom 15. September aus Capnis habe ich vor einigen Tagen bekommen.

Ich bin so froh und glücklich, daß Du in Deiner Heimat in Schweden bist.

Bleibe gesund, mein Herz! Vor allem bleibe mir treu und gesund! Ich werde mich schon aufrecht halten. Trotzdem es sehr schwer ist. Grüße alle, die herzlich zu Dir sind, ich segne sie von Herzen, die Dir Gutes tun.

Lebe wohl, ich bin immer ernst und treu Dein Herrle, das ewige Geduld hat.

Mugel Dein

Weihnachten und Neujahr, immer bin ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nahe bei Dir. Sei nicht traurig. Sei nur immer möglichst im Gleichgewicht von Geist und Herz und Kraft, auch wenn es schwer ist. Ach, wir können ja eigentlich durch keine Trennung getrennt werden, wenn wir uns treu bleiben.

Sonntag abend:

Abschiednehmend im fallenden Tag,  
Mag sich noch einmal im Gartenraum  
Zeigen beim fallenden Vogelschlag  
Vila leuchtend der blühende Baum.

Und einer Wolke milchiger Schaum  
Überklettert den dämmernden Hag.  
Es schmilzt die Sonne am Felderlaum.  
Wieder starb heute ein Sehnsuchts-tag.

Malang, 4. Dezember 1916  
Max Dauthenden

Malang, 4. Dezember 1916

Heute morgen wollte ich gerade ausgelesene Zeitungen in das Kontor des Hotels hinunterschicken. Da blätterte ich noch einmal und fand unter der Abtheilung „Postschluß“ diese erlösende Nachricht: 2. Dezember 1916. S. S. Radja, fährt Freitag, 22. Dezember von Semarang (Java) via Makassar, Nagasaki, San Franzisko, Panama-Kanal, Norfolk nach New-York. — Vielleicht ist es möglich, daß ich mit diesem Schiff nach Amerika reisen darf. Ich

wünschte es so sehr von Herzen! Das Schiff läuft keinen englischen Hafen an, und es ist vielleicht möglich, daß man mich mitnimmt.

Ich habe heute nacht, gestern, als ich mich zu Bett legte, geglaubt, ich müßte sterben. Ich bekam keine Luft. Meine Ohren wurden heiß voll Blut. Es war stillstehende, dumpfe, schwüle Luft im Zimmer, trotzdem ich beide Türen und Fenster offen hatte. Ich glaubte, ich bekäme einen Gehirnschlag. Ich lag ganz nacht ausgekleidet stundenlang auf meinem Bett und fühlte mich in der stockenden Schwüle so erschöpft und schwindlig und kämpfte gegen Ohnmachten an. Und heute morgen, als ich die Notiz in der Zeitung fand, war mir das wie ein Schicksalswink.

Ich freute mich und ging hinunter zu Frau M. auf die Veranda und zeigte ihr die Notiz, die ich aus der Zeitung ausgeschnitten habe und in meiner Geldbörse bei mir trage. Heimreisen macht mich gesund. O lieber Gott, mache, daß ich in ein frischeres, mir gesunderes europäisches Klima komme! Und ich möchte so gern in Amerika Geld verdienen mit Vorträgen. Viel Geld, um meine Annie nach dem Krieg vor aller Not zu schützen. Und vielleicht kann ich von Amerika mit einem schwedischen Schiff nach Schweden und Deutschland reisen. O Gott hilf mir dazu! Hilf! Es ist genug des Stillsitzens hier. Laß mich fort nach Amerika, um dort zu verdienen und von dort nach Schweden und Deutschland zu reisen!

Es ist immer noch ein so schweres Gewitter, daß ich nicht mal wagte, eine Stahlfeder in meine Hand zu nehmen, da der Blitz auch von dem bißchen Stahl bei so großer Elektrizitätsfülle angezogen wird. Die Häuserwände draußen, die weißen, werden bei jedem Blitz rosa. Eine winzige kleine Tschick-tschack-Eidechse scheint beim ersten Blitz und Donnerschlag von der Decke auf den Tisch gefallen zu sein vor Schrecken. Sie ist so zierlich und klein, nicht größer als meine Stahlfeder. Auch eine kleine Ameise läuft ratlos erschreckt auf meinem Schreibheft zwischen den nassen Tintenbuchstaben hin und her. Als wolle sie mich warnen. Es regnet in lauten Strömen, aber die warme,

schwüle Elektrizitätsluft rundum fühlt nicht ab. Gestern abend war es so schwül, daß mir volle Wärme aus meinem hölzernen Kleiderschrank entgegenschlug, als ich ihn öffnete, es kam Wärme aus ihm wie aus einem lauwarmen Ofen. Heute Mittag wollte ich an Annie telegraphieren, aber man sagte mir, daß das Kabel nach Europa gestört ist. Es werden nur Telegramme bis Gibraltar angenommen, und von da werden sie mit der Post über London versendet. So ist es schon seit 23. November. Auch nach Sumatra war das Kabel gestört. Jetzt ist es nach Sumatra wieder eröffnet. Man nahm heute mein Telegramm an Karl Sch. nach Tebbing Tingga an. Ich habe seit zwei Monaten, Oktober und November, kein Geld mehr aus Europa bekommen. Ich bat Sch., mir zum ersten Dezember zu helfen mit zweitausend Gulden. Aber ich habe auf meinen Brief noch keine Nachricht, darum telegraphierte ich. — Meine Geldangelegenheiten sind trostlos und trüb, und ich habe hier auf Java niemand, dem ich das klagen könnte, denn alle haben reichlich mit sich selbst zu tun. Nur Sch. in Sumatra ist mir ein guter Freund darin und hat mir in diesem Jahr zweimal geholfen im Januar mit zweitausend Gulden und im Mai mit zweitausend Gulden. Gottlob hatte ich noch fünfhundert Gulden hier zurückgelegt, so daß ich nicht allzusehr in Verlegenheit kam, als ich im Oktober und November kein Geld empfing.

Im Hotel bin ich nichts schuldig als den Monat November, der von den fünfhundert Gulden abgezogen wird. Meine Monatsrechnung im Hotel beträgt immer ein wenig über zweihundert Gulden. Die Pension kostet — Zimmer und Essen hier im Hotel — hundertvierzig Gulden monatlich für mein Zimmer Nummer 23. So habe ich also noch beinahe dreihundert Gulden für den Dezember. Aber da ich abreisen will und noch Wäsche und Schuhe und Kleinigkeiten, Schirm, Hut usw. in Soerabaja kaufen muß, so wäre es mir sehr lieb, wenn Sch. mir bald die zweitausend Gulden telegraphieren könnte, um die ich bat. Ich schwebe immer in Hangen und Wanken bei den Geldfragen hier, wo ich nichts verdienen kann. Auch das ist so

trostlos und verstimmend bei all meinem Heimweh-elend.

Nun regnet es nur noch sacht, und der Donner grollt in der Ferne. J. war da und erzählte mir, daß seine Frau ihm gestern aus Hamburg geschrieben hat, daß sie alle fürchten, das Elend wird nach dem Krieg noch größer in Deutschland, als es jetzt ist. Sie möchte deshalb gern mit ihren beiden Kindern herauskommen nach Java. Aber der arme J. hat ja keine sichere Stelle hier im Hotel. Heute kommt ein holländischer Geschäftsführer. Überall ist Elend. Es ist schwer für alle Welt.

Ich habe auch ans Generalkonsulat, an W., nach Batavia heute geschrieben und um einen neuen Paß gebeten, visiert vom amerikanischen Konsul. Damit ich auf alle Fälle mit einem Paß versorgt bin, wenn ich wirklich mit S. S. „Radja“ am 22. Dezember reisen darf. Es ist schon großes Reisefieber in meinem Blut. Wenn ich nur wüßte, wie das ist, ob man mich mitnimmt?!

O Gott, hilf mir doch, hilf mir doch fort von hier von Java nach Amerika und Deutschland, ach, höre doch mein Bitten! Ich halte es so schwer, so schwer hier aus.

## Brief an seine Frau

Soerabaja, 3. Januar 1917

Liebes Annieherz, zu Weihnachten und zu Neujahr habe ich nichts von Dir gehört. Dein letzter Brief war vom 20. Oktober, schwedisch geschrieben, aus Värmland. So miserabel hat mich das Schicksal noch nie bisher behandelt wie jetzt. Keine Nachricht von Dir. Kein Geld aus Europa. Seit drei Monaten. Das letzte kam im September. Sch. hat endlich, nachdem ich zwei Monate gewartet, zu Neujahr dreihundert Gulden geschickt. Aber was war das, wenn man Monate nichts erhalten hatte! Ich hatte zweitausend Gulden von ihm erwartet, und meine Sylvester-Enttäuschung war groß.

Ich fühle mich ganz hart werden vor Einsamkeit,



Ziellosigkeit und Sorgen. Hält das ein Mensch drei Jahre aus, der zwanzig Jahre verheiratet ist, gegen seinen Willen von Frau, Heimat und Verdienst getrennt leben zu müssen?! Es ist schauderhaft lange und soll noch weiter dauern! Der Friede, den Deutschland anbot, wurde abgelehnt. Das ist gemein, den Krieg, den nutzlosen, so lange hinauszuziehen, wo er doch keiner Partei mehr viel nützen kann.

Dein Brief vom Oktober, den Du über Gothenburg geschickt hast, ist in London vom Zensor geöffnet worden. Ich erhielt ihn vor vierzehn Tagen.

Ich habe Dir zum Annatag nicht telegraphieren können, da ich kein Geld hatte. Aber zu Neujahr und zu Weihnachten telegraphierte ich Dir. Das erste Telegramm hieß:

„Well. Hot Christmasgreetings from green Java.“

Ich wollte Dir zu Weihnachten nicht von Geld telegraphieren, um Dir das Fest nicht mit Sorgen zu stören.

Ach, Herz, mein Herz, was haben wir verbrochen, daß das Schicksal uns so schlimm behandelt, uns so lange trennt und mich ganz verdienstlos macht.

Ich überlege hundertmal am Tage, wie ich hier etwas verdienen kann. Aber ich bin fünfzig Jahre alt, da kann man nicht auf heißen Pflanzungen arbeiten wie junge frische Leute, die nicht beinahe dreißig Jahre lang Geistesarbeiter waren, wie ich es bin.

Mitte der Vierzig verlassen hier alle Herren, reich geworden oder gutsituiert, das Land Java und kehren nach Europa zurück. Nur höhere Beamte, Residenten, sind die einzigen älteren Leute hier, und die leben vornehm und ruhig auf ihren großen stillen Schreibbureaus.

Ich kann hier auch keine Vorträge halten. Erstens wegen der Kriegszeit, wo keiner von den Holländern Deutsch hören will, und zweitens, weil augenblicklich keiner Sinn für Literatur hat. Krieg und Geld sind die einzigen Tagesfragen, die die Männer hier beschäftigen. Ich lebe in grenzenloser geistiger Oede meine Tage hin.

Wenn ich Gedichte schreibe, wie in den letzten

Wochen, dann beruhige ich mich und bin zufrieden, so lange ich über dem Schreibpapier sitze. Und mein Tagebuch ist meine tägliche Hauptarbeit. Für spätere Zeiten werden mir dieses Tagebuch und die Gedichte in Europa von Nutzen werden. Aber augenblicklich leide ich schrecklich darunter, daß mein tägliches Schreiben mir kein tägliches Brot einbringt. Immer muß ich betteln und leihen. Es ist zum Verzweifeln.

Den Weihnachtsabend verbrachte ich bei Konsul R. mit sechs andern Herren. Und alle diese Herren hatten ihre Frauen in Europa. Alle sind verheiratet wie ich, und alle sind getrennt wie ich. Das war noch ein Trost für mich. Aber diese Herren haben doch noch Verdienst und Lebenszweck hier. Nur ich nicht. Und das macht mich in ihrer Gesellschaft bedrückt und gequält.

Ein großer Weihnachtsbaum, eine indische Tanne, vom Boden bis an die Decke mit Lichtern besteckt, stand in der Saalecke und leuchtete wie zu Hause. Aber die offenen Fenster und Türen und die Nachtwärme und die Palmen, die himmelhohen, draußen, das war nicht wie zu Hause. Bis ein Uhr saßen wir draußen im Garten in weißen Leinwandanzügen in der warmen Nacht um die elektrische Lampe in den Korbstühlen unter Sternen und Palmen. Dann kam noch mitten in der Nacht der javanische Briefträger und brachte die Post und Zeitungen. Aber es war nichts für mich dabei. Ich mußte mich sehr zusammennehmen um nicht zu schluchzen, die Einsamkeit ist so angreifend.

Wenn Du nicht schreibst, ist es so totenstill um mich, als ob ich gestorben wäre und in einem Gewölbe läge. Gar nichts rührt sich. Ich horche nur immer wie ein Scheintoter, ob niemand kommt. Ich horche und beschreibe mein armes tägliches Leben hier in meinem Tagebuch, damit Du später einmal wochenlang darin lesen kannst, wie mich die Kriegsjahre hier behandelten, und wie ich immer versuchte, mich trotz allem festlich aufrecht zu halten.

Seit einem Jahr beinah sah ich keine deutschen Zeitungen mehr. O, im ersten Jahr kamen wöchentlich Deine täglichen Briefe und Zeitungen, deutsche.

Jetzt gibt es nichts mehr. Auch die Buchhandlungen haben keine deutschen Bücher mehr. Und immer lese ich holländisch. Im Frieden wäre das nicht schlimm, aber in der Zeit, wo man zwangsweise abgeschnitten von der Heimat leben muß, da ist es schlimm, kein Deutsch zu lesen. Und keine Briefe von Dir, das ist das Allerschlimmste.

Alle paar Wochen gibt es mal ein europäisches Theaterstück hier zu sehen. Meistens ein paar Einakter. Dann gehe ich hin und denke für eine Stunde, ich wäre in Europa.

Java hat sich in meinen Augen jetzt abgestumpft, und ich sehe keine Besonderheiten mehr, weil ich zu lang davor sitze.

Soerabaja ist wie immer heiß und blendend von Sonne. Zur Regenzeit ist das nicht unangenehm. Alle paar Tage kommt nachmittags ein Gewittersturzregen. Der dauert zwei bis drei Stunden. Sonst aber ist immer Sonnenschein und Staub. Ich sitze im Schlafanzug, dünngekleidet, jetzt am Morgen auf der Veranda, im Garten, grüne Hecken vor mir und Sperlinge, die ich täglich füttere. Im Kalender ist der 3. Januar, und in der Luft ist die Hitze des August. Ich schweize, während ich stillsitze. Draußen gehen so viele Autos, Wagen und Dampfstrambahnen vorbei, es ist ein ewiges Gefahre Tag und Nacht, wie auf den großen Boulevards. Den Sylvester-Abend verbrachte ich muttersseelenallein in einem dummen Bioskop. Das ist eigentlich kein Ort, um Jahreschluß zu machen. Aber hier draußen in den Äquatorländern ist niemals Stimmung. Das kennt man nur in Europa. Und im Bioskop sah ich auf dem englischen Film wenigstens europäische Zimmer, Straßen und Menschen von zu Hause wieder. Darum war es im Bioskop zur Sylvesternacht, da ich dort Dir und Europa nahe kam, der beste Platz für mich. — Später saß ich noch allein im Café, das voll lauter Menschen war, und wo eine Wiener-Damen-Kapelle spielte. Um zwei Uhr ging ich zu Bett und rechnete aus, daß Du jetzt um acht Uhr Deinen Sylvesterabend in Schweden begonnen hattest.

Herz, mein Herz, wie hast Du Weihnachten und Neujahr gefeiert? Wenn ich das nur auch bald wissen könnte! Aber darüber wird es Frühjahr werden oder gar Sommer, bis ich das erfahre. Im August 1916 bekam ich einen Weihnachtsbrief, den Du in Heidelberg im Dezember 1915 geschrieben hattest. Solche Willkür herrscht jetzt auf der Post durch die Zensoren.

Bleibe mir treu und gesund! Das ist meine tägliche Bitte ans Schicksal. Ich will gern alles andere aushalten bis zum Wiedersehen, — nur treu und gesund müssen wir beide bleiben. Lebwohl, Herz und habe Geduld, Geduld, Geduld.

Dein Herrle Dein

Tosari, im Tenggergebirge (Ost-Java) Sanatorium, 11. März 1917

Ich bin furchtbar traurig heute vor Sehnsucht nach meiner Annie. Wenn ich mich nur zu ihr heimbeten könnte! Ich habe ein Brett in der Brust, ein Brett im Magen, ein Brett im Kopf vor Einsamkeit, vor Qual, vor Sehnsucht. Ich bin ganz dumm vor Sehnsucht, heimzukommen. Es stürmt draußen im dunkeln Abend und es wetterleuchtet, das Wellblechdach tönt wie übersinnliche Stimmen, die aus ihm rufen im Sturm. Es regnet so scharf, als fielen Sand und Kies vom Himmel in die Nacht und auf das Dach.

O Gott, gib mir doch ein Zeichen im Traum, das mir sagt, ob ich jemals heimkomme, ob ich jemals Annie wiedersehe und die Heimat. Ich bin so furchtbar allein hier hoch oben im Gebirge, und ich bin zugleich dem Himmel so nahe. Ich meine, Gott müßte mich hier besser hören als unten in der Ebene. Aber welche Qual, so einsam, so unendlich lieblos leben zu müssen.

Ich, der über tausend Liebeslieder im Zusammenleben mit einer Frau geschrieben hat, muß so einsam jetzt drei Jahre vom Liebsten, was ich habe, getrennt leben.

Vielleicht ist Gott im Sturm, der nach meinem Nachmittagsgebet am späten Abend zu mir kommt. Es ist, als wollte der Sturm das lange Haus mit

allen zwölf Zimmern in die Höhe heben und über die Vergabgründe forttragen. So stark rennt er gegen das Haus an, und niemand ist da, mit dem ich über meine Annie reden kann, niemand, dem ich mein Leid klagen kann, niemand als dieses Tagebuch und mein Gedichtbuch und Gott, dem ich mich anvertraue. O wie schwer drückt mich die Luft, das Leben, das Atmen, das Denken und die Ungewißheit dieses einsamen Schicksals und des Kriegeres. Mein Herz in mir heult lauter als der Sturm und heftiger, aber es gibt ihm niemand eine Antwort.

Lieber Gott, antworte mir heute nacht. Ich bitte und bittle darum. Ich glaube, es kann nicht länger so fortgehen. Mein Hirn schmerzt, es ist, als trocknete mein Leben ein und wimmerte und wehrte sich gegen das langsame Absterben. Annie, Liebste mein, höre mich, schicke Gott zu mir, daß er mir beisteht, daß er mich zu dir bringt, Annie, Herz, mein Herz.

### Brief an seine Frau

Tosari, 12. März 1917

Liebes Annieherz mein, Herz mein Herz, ich bin so traurig. Ich habe alles versucht, um fortzukommen, und es geht nicht.

Ich sitze nun seit zwölf Tagen hier oben im Vulkangebirge in einem Luftkurort, sechs Stunden von Soerabaja. Gottlob, endlich sehe ich mal keine ewigen Kokospalmen und Bananenstauden mehr. Hier gibt es nur Tannen. Indische schlanke, langnadelige, grau-grüne Tannen, hier und da eine und an den Wegen entlang. Höher hinauf gibt es aber Tannenwälder, die rauschen im Wind. Das hatte ich seit zwei Jahren nicht mehr gehört, saufende, singende Tannenwaldstimmen. Ich habe drei große Ritte, Tagesausflüge, gemacht. Zum Krater Bromo, zum Berg Penadjan, und zum Kurort Nyadiwono. Alles in den Bergen, auf engen Pafswegen. Acht Tage war Herr Sch., der frühere erste Offizier meines Neu-Guineadampfers „Manila“, mit mir. Er war mir eine wirkliche Erquickung. Er ist jetzt auf einem andern



deutschen Schiff „Anghin“, das im Hafen von Soerabaja liegt und wie ich auf Frieden wartet. Dort hin kehrte er gestern zurück.

Ich weiß gar nicht, was ich mit mir so allein anfangen soll. Diese acht Tage Gesellschaft haben mich etwas verwöhnt. Ich verplauderte meine Sehnsucht und mein Heimweh. Und wir rauchten und tranken und erzählten uns von der Zeit vor dem großen Krieg, von den Monaten auf der „Manila“, die immer noch im Hafen von Amboina liegt.

Hier in Tosari ist es wie in Norwegen und Schweden. Die Häuser sind dünn aus Holz. Innen dunkel gebeizte Holzzimmer. Die Veranden sind verglast. Das Wasser ist so kalt, daß man kaum baden kann. Es liegen um das Hotel in den Rosengärten ungefähr zwölf hölzerne Landhäuser, die vermietet werden, ganz oder zimmerweise. Immer sind Gäste hier. Denn die reichen Zuckerpflanzeer erholen sich hier mit ihren Familien. Es sind auch viele schöne Holländerinnen hier. Abends im Klubsaal — die Damen in großen Toiletten und die Herren in Schwarz — glaubt man sich in Europa.

Der Tag kostet neun Gulden. Das sind richtige Pflanzeerpreise. Ein Arzt hat das Ganze unter sich. Ich mußte ihn neulich konsultieren, ich hatte mir den Daumen der rechten Hand beim Reiten verstaucht. Deshalb konnte ich auch nicht früher schreiben. Heute ist es besser. Die Wege sind sehr glitschig, und die Pferde gleiten oft aus. Es gibt Unmassen von Rosen hier. Überall klettern Teerosen um die Häuser und um die Hecken. So viel blühende Rosen sah ich nie vorher. Auch wilde rotblühende Fuchsenbüsche und große weiße Trompetenblütensträucher. Die ganzen Berge sind beackert von den fleißigen Javanen. Überall Maisfelder, Kartoffeln und Gemüse, das hinunter nach der Stadt Soerabaja geschickt wird. Vormittag ist helle Aussicht. Man sieht vom Gebirg in die javanische Ebene bis Soerabaja und auf das weite indische Meer und dahinter den Dunststreifen der langen Insel „Madura“. Gegen mittag dampfen Nebel auf. Zum Mittagessen regnet und donnert es

meist bis abends fünf Uhr. Die Nächte sind sternenhell, und jetzt haben wir erstes Mondviertel. Das leuchtet hier so stark wie unser Vollmond daheim. Vormittags spaziere ich, nachmittags schlafe ich. Abends sitze ich im Klubsaal und lese. Jetzt bin ich aber so einsam unter lauter Holländern, daß ich nicht mehr lange bleiben kann und will. Auch wird es mir zu teuer.

Die Sandsee und der Krater Bromo, der in der Sandsee hoch im Gebirge liegt, sehen wie eine Mondkraterlandschaft aus. Ich schicke Dir Ansichtspostkarten davon.

Denke Dir, daß ich seit drei Monaten keine Nachricht mehr von Dir habe. Kein Brief kommt mehr an. Die Engländer haben alle Post angehalten. Ob Du diesen Brief bekommen wirst? Ich will den lieben Gott darum bitten, daß er ihn Dir bringt. Dein letzter Brief ist vom 18. Dezember aus Berlin. Seitdem weiß ich nichts Briefliches mehr von Dir. Vor drei Tagen kam Dein Geldtelegramm: vierhundertsechzig Gulden. Ich danke Dir herzlich. Ich bin so in Angst und Sorge um Dich und Deine Liebe zu mir. Du könntest Du mir doch treu bleiben, wie ich es zu Dir geblieben bin in all der Zeit und es weiter bleiben will!

Ich werde wahrscheinlich wieder bald nach Garoet zurückgehen müssen.

Herz, ich küsse Dich wie immer sehnsvoll  
Dein Herrle

NS. Ein kleiner Javanentnabe verkaufte hier mir neulich viele vierblättrige Kleeblätter! Grüße alle Freunde herzlich und dankbar von mir.

Tosari, 14. April 1917

Ich hatte nicht gedacht, daß ich nach dem fünfzehnten Band nun noch einen sechzehnten Kriegstagebuch-Band beginnen müßte. Ich dachte, es würde Frieden sein, ehe ich das letzte Heft vollgeschrieben hätte. Aber nichts sieht heute nach Frieden aus.

Es ist naßkalt, und es regnet täglich nachmittags trostlos einförmig und heftig bis zur Nacht. Das

macht die Nachmittage frostig ungemütlich. Man muß immer und immer in der Glasveranda sitzen. Ich habe Schnupfen vor Kälte und Nässe, da der Steinfußboden der Veranda sehr unangenehm ist.

Tosari, Sonntag morgen, 15. April 1917

Sonderbare Papierdrachengeschichte aus Soerabaja. Gestern brachte der Zollbeamte S. im Kampong Sidodadie seinen freien Morgen damit zu, Drachen aus Papier im Wind fliegen zu lassen. (Wie das die Javanen gern tun.) Er gebrauchte aber dabei eine Glaschnur, das heißt, eine mit Glasstaub eingeriebene Schnur, an der der Drache hochstieg. Und er fand seine Lust daran, mit der Glaschnur die Schnur am fliegenden Drachen eines anderen durchzuschneiden. Sein Schlachtopfer war ein Chinese, der sich auch mit demselben kindlichen Spiel beschäftigte, und Drachen steigen ließ. Dieser The Twan Hiang sah achtmal seine Flugschnur durchschnitten, und acht Papierdrachen flogen ihm fort. Darnach wurde der Mann so wild, daß er ein feststehendes Messer ergriff, nach der Wohnung des S. hinschnellte und diesem einen Messerstich von sechs Zentimeter Tiefe dicht unter dem Herzen beibrachte. S. ist lebensgefährlich verwundet und wurde in den Stadtverbandplatz aufgenommen. The Twan Hiang meldete sich selbst bei der Polizei an. Er gab dort sein Messer mit den Worten ab: „Es ist nicht arg, S. lebt noch.“ Der Chinese wurde dann festgenommen. — Wie leidenschaftlich wild so ein Chinese werden kann, das ist ganz erschreckend. Einiger Papierdrachen wegen einen Mord zu begehen, das ist schauerlich wild!

Heute ist Sonntag. Ein langweiliger, eintöniger Aprilsommertag. Nur sehr wenig Gäste sind noch hier. Alle sind in der Woche nach Ostern verduftet. Es ist eigentlich angenehm still. Aber neulich täuschte ich mich doch sehr: die Lärmfamilie neben mir, der holländische Offizier mit Frau und Kind ist gar nicht ausgezogen. Sie leben jetzt etwas stiller neben mir weiter. Er pfeift manchmal in der Dämmerung ganz wundervoll, sogar zweistimmig, Fistel und Grundton

zu gleicher Zeit. So kann man sich an alles gewöhnen. Ich liebe jetzt sein Pfeifen und auch den Lärm der Kinder und freue mich, etwas Leben durch die hölzerne Verandawand durchzuhören. Die Japaner sagen: „Im dritten Jahr wird auch das Ungewohnte zur Gewohnheit!“ Bei mir wird es schon in der dritten Woche zur Gewohnheit, das Ungewohnte!

Nebel ist draußen im Vormittag. Hähne krähen im Nebel. Blühende weiße Rosen am Gartenrand stehen vor dem Nebel, wie hingezeichnet. Es ist, als seien die Schwalben verschwunden; sie fliegen gar nicht mehr wie sonst durch den Nebel über dem Abgrund beim Garten.

Gestern erzählte mir Herr H., als die Briefkarten seiner Eltern aus Berlin ankamen, daß sein Vater sehr viele schöne, kostbare alte Geigen besitzt und (er ist Arzt in Charlottenburg) mit alten Kollegen zusammen oft Quartette spielt. Und in dem Hause, wo sie wohnen, lebt über ihnen im oberen Stockwerk auch eine musikalische Familie, die spielt auch Quartette. Die jungen Söhne dieser Familie spielen oft am selben Tage, wenn unten die alten Herren spielen. Aber man hört es nicht störend. Einmal spielte der alte H. wieder mit seinen alten Herrn, und als sie eben einen Satz eines Quartettes beendet hatten, wurden sie zu Tisch gerufen. Die Herren verließen das Musikzimmer, gingen ins Esszimmer und setzten sich nieder. Nach einer Weile mußten alle aufhören. Im Musikzimmer begannen die alten kostbaren Instrumente ganz von selbst den zweiten Satz des Quartetts weiterzuspielen. Es waren aber die jungen Herren vom oberen Stockwerk, die im Einverständnis mit dem jungen H. sich eingeschlichen hatten und die Musik dort fortsetzten, wo die alten Herren aufgehört hatten. Der Spuk löste sich dann in fröhliches Lachen auf.

Wie weit, weit hört sich das an, wenn man im Inneren von Java sechstausend Fuß hoch im Gebirge von Quartetten aus der Kantstraße in Charlottenburg erzählen hört. Weit, weit weg klingt das alles. Wie Geschichten aus einem früheren Leben. Wie

Sagen von vergangenen Sonnensystemen. So fremd ist europäisches Stadtleben, kaum mit javanischem Bergsleben verschmelzbar. Ganz kraus wird es mir dann im Kopf. Dann merke ich erst, daß ich am Ende der Welt beim Stillen Ozean wohne, bei javanischen und indischen Meeren. Bei Vulkanen, Tigern, Kokospalmen, Affen und bei lauter Menschen, die keine deutschen Gedanken denken.

Gestern abend war ein so klarer Sternenhimmel. Nach dem Abendessen gehen H. und ich meistens um den Tennisplatz auf der Gartenterrasse von Deutschland erzählend in der Nacht spazieren. Das südliche Kreuz lag gestern schief in der Milchstraße. Es war sehr deutlich mit seinen vier funkelnden Sternen in die Spreu der anderen Sterne hineingezeichnet am Nachthimmel, hoch über dem Bromogebirge im Hintergrund von Tosari.

Herr D. erzählte mir, daß die Javanen nicht „links“ und „rechts“ kennen. Sie nennen dafür immer die Himmelsrichtungen: „Geh nach Osten. Hole das und das aus dem Schrank im Westen vom Zimmer, bringe es der Dame, die im Norden des Tisches sitzt, schließe die Tür im Süden.“ So spricht der Javane, es ist nur erstaunlich, wie er immer in jedem Zimmer die Himmelsrichtung kennt!

Tosari, 20. April

Gestern morgen, als ich beim Frühspaziergang mit H. und D. auf einer Bank am Weg saß, kam ein kleiner stahlblauer, fast schwarzer Johanniskäfer zu mir. Ich hatte ihn schon zwei Tage vorher auf meiner Fußspitze auf der gleichen Morgenbank sitzen gehabt. Er krabbelte nun wieder so vertraulich auf mir herum. Nicht größer als eine halbierte Erbse war er. Aber wir unterhielten uns beide sehr gut eine Weile zusammen, bis ich gehen und ihn ins Gras niederlegen mußte.

Schon mittags zeigte sich, was der liebe kleine Glückskäfer anzeigen wollte. Um elf Uhr bekam ich einen Brief von Annie (vom 4. Januar aus Stockholm). Und nachmittags, als es Teestunde war, wo



ich auf der Borgalerie bei einem Glas Milch saß (und D. erzählte jüdische Wize), da kam ein Telegraph von Annie. Sie telegraphierte: „Donnez nouvelles fidèle Johanson.“ Ich habe eben heute vormittag zurücktelegraphiert: „Dearest since two months Sanatorium Tosari malaria better now. Money received january also box. Greeting mother sisters Love. M. D.“

Ich bin seit Tagen recht in Sorgen, weil ich gar nicht gern Anleihe hier mache. Es stört die Gemütslichkeit. Aber es muß sein. Seit ich nichts mehr von Sch. aus Sumatra höre, und seit ich nichts mehr aus Europa erhalte, macht mir das Geld monatelang Kopfschmerzen. Das letzte Geld aus Europa kam im Januar. Je länger der Krieg dauert, desto tiefer gerate ich in Schulden. Es ist quälend und unzufriedenmachend, so in Schulden zu geraten, und so unverschuldet dazu.

Vor zehn Tagen, als zu Hause in Europa diese mörderische Frühlingsoffensive begonnen hat, da begegnete mir morgens hier in Tosari überall der Tod. Zuerst kam im Morgen ein pechschwarzer kleiner wippender Vogel in die Hecken des Gartenstreifens vor meiner Glasveranda geflogen. Er war so auffallend schwarz, daß ich den Vogel in Gedanken den Totenvogel nennen mußte. Dann begegnete ich einer kleinen Schlange vor mir bei der Bank, wo ich am Abgrund saß. Sie sah wie eine kleine Totengräberschlange aus. Beim Heimweg sah ich bei den uralten Bäumen Javanen, eine Familie, auf einem Grabe sitzen, wo sie weilten und schmausten und sich mit ihrem frischbegrabenen Toten unterhielten. Acht Tage saßen sie jeden Tag auf dem Grab. Es sah so vertraulich aus. Es war rührend, wie lange sie dem Toten mit Genuß Gesellschaft leisten können und darüber ganz das Leben vergessen dürfen. Es ist das großartig mächtig im Gefühl. Und krächzenden Raben begegnete ich auch, sie flogen in dem Baum ab und zu, unter dem ich saß. Und sie sind sonst selten hier, die Raben. Drei frisch geschlachtete Hähne wurden im Dorf Tosari aus einer Hüttentür zum Verbluten

auf den Weg hingeworfen, als ich vorüberging. Es sah schauerlich aus. Und es ging ein befremdendes Todesgefühl von den drei zuckenden und verendenden Hähnen durch die Lust meines Spazierweges. Und als ich nach Hause kam, kam der Totenvogel wieder und flog vor mir her und winkte mir mit den Schweifsfedern wippend zu. Wieviel gute Freunde werden ihr Leben in diesem Frühjahrskampf lassen müssen! Wenn man daran denkt, daß so viel tüchtige Männer verbluten müssen und verstümmelt werden, wird man tottraurig und betet inbrünstig im Herzen um Frieden, Frieden.

Tosari, Samstag, 21. April 1917

Habe Spaziergang-Rundweg gemacht heute morgen. Zurück über die Jakobsleiter. An dem Landstrassenrand saß ich und sah in die Schlucht hinunter. Über die Maisähren, die rötlichen, fort war unten der weiße Wasserfall im schwarzen Gestein. Er hing senkrecht zur Tiefe. Und die Schlucht schallte von seiner Stimme. Der Wind spielte lautlos mit den wehenden gelbgrünen, langen Maisblättern, mit Blättern rotblühender Feuerbäume, mit ein paar vereinzelt langen Blattschaukeln von Bananenstauden. Aber alles war nur ein lautloses Bewegen. Leicht neigten sich junge langnadelige, graugrüne Tannen am Abhang hoch über dem Maisfeld. Die Dächer, die Schindeln der buddhistischen Holzdörfer auf dem mir gegenüberliegenden Bergrücken spiegelten wie Glas in der Sonne. Aber eiskalt kam die Luft vom Wasserfall aus der Schlucht herauf durch die Sonne. Und die Wassersträhnen flochten sich auf den hohen Felsenstufen ineinander wie weißes Haar. Ich traf nur einen bellenden Hund, und eine Weile vorher zwei holzschleppende alte javanische Frauen. Der kleine Junge des Offiziers, der neben mir wohnt, ritt auf der Berglandstraße auf einem schwarzen Pferdchen, das ein Javane führte, singend an mir vorbei. Seine Eltern gingen nebeneinander. Er trug einen leuchtend roten Wollanzug und spielte im Reiten mit einem Zweig, an dessen Spitze ein grünes Blatt war.

Der Javane und der Kleine sangen um die Wette. Es war ein stiller Sonnenmorgen. Auf der Jakobsleiter traf ich wie immer Javanen mit Pferdchen, die hinauf- und hinunterkletterten und Körbe schleppten. Der steile Bergweg dort ist wirklich wie eine senkrechte Leiter, die in den Himmel steigt. Ich bin dort immer ganz atemlos. Dazu kommt die Wärme, die Sonne brennt dort, die Bergspitze ist schattenlos, schmal, und links und rechts Abgründe, grüne, voll Mais- und Rüben- und Kartoffelfeldern. Es wächst dort purpurnes Schiefblatt am Weg. Und lila Azaleenblüten. Auch manchmal ein wilder Malvenstock mit rosa Blüten. Oder wilde rote Fuchsenblütenbüsche. Man sieht hoch über sich am Ende der Bergleiter die Hüttendächer der ersten Häuser von Tosari. (Die Gebirge, aus weicher Erde, haben fast kein Echo hier auf Java.)

Hoffentlich bekomme Annie morgen mein Telegramm zum Sonntag. Den ersten Tag, wenn ich einen Brief von ihr habe, bin ich immer trauriger, als wenn ich gar keinen habe. Aber erst am zweiten Tage genieße ich mit Lust die Briefworte ohne Weh, mit Kraft und Behagen, höre ich dann Annies Stimme aus den Briefzeilen, und dann bin ich glücklich.

In Stockholm soll eine Zusammenkunft aller sozialistischen Führer aller kriegsführenden Länder stattfinden, und sie sollen heftig und mit Nachdruck über Frieden sprechen. „Alle Augen sehen nach Stockholm,“ sagt ein Blatt hier. Das finde ich auch, meine Augen, alle, sehen immer nach Stockholm, wo meine Annie jetzt den Winter verbrachte und für mich täglich Gott um Frieden bittet.

Ich habe nun alle meine Schachprobleme, die vier, die ich aus der Zeitung schnitt, gelöst. Ich bin ganz erleichtert, daß ich die mir selbst freiwillig aufgelegte Arbeit beendet habe. Ungelöste Schachprobleme verfolgen mich, und ich muß immer wieder zum Schachbrett zurückkehren, wenn ich einmal begonnen habe, ein Problem zu lösen.

Weil die Javanen immer zehn Cents von mir bekommen, wenn sie mir Rosen, Nelken, Margueriten

und blaue Gartenwindenblüten für meine zwei Vasen bringen, so kommen sie immer häufiger. Heute morgen um halb sieben Uhr lauerte mir einer mit einem bunten Blumenstrauß, um mich ja nicht zu verfehlen, vor der — Klosettüre auf. Er wußte, daß morgens mein erster Gang dorthin ist. Durch den Garten am Ende des Zwölzimmerhauses gehe ich dann gewöhnlich im Sonnenschein. Aber wenn einer so zudringlich ist, will ihm das Schicksal nichts Gutes. So hatte ich kein Kleingeld heute, und ich mußte dem Javanen sagen: „Bessok!“ — Morgen soll er wieder kommen. Er war recht enttäuscht.

Tosari, Sonntag, 22. April 1917

Es regnete frühmorgens, wurde später etwas hell, und ich ging nach dem Frühstück zum Dorf Tosari. Beim Rückweg begannen im Nebel Raben über den Abgründen zu rufen. Die Rabenrufe verfolgten mich. Der Morgen wurde wieder düster. Der Nebel senkte sich. Ein Rabe saß vor mir in einer hohen, grauen indischen Tanne und flog kreischend über den nächsten Abgrund, als ich näher kam. Das Rabengeschrei, das so ernst und mahnend klang, und das schwarze Gefieder der fliegenden Raben im Nebel stimmte mich traurig. Ich mußte an meinen Traum denken. Und dann, daß Annie so sehr kurz neulich telegraphiert hatte. Ich dachte dann nachmittags in der Siesta-Stunde, als ich Atemnot bekam und nicht schlafen konnte: O, vielleicht ist Annie sehr krank. Und heute abend, nachdem der ganze Sonntag so dunkel war und ich immer beklommener wurde, habe ich gar keine Lust, in den hellen Speisesaal zu gehen. Ich ließ H. allein gehen. Ich habe auf meinem Zimmer nur eine Platte gegessen und fühle es besser, mit mir allein zu sein.

Ach, wie schwer ist es, Gewißheit zu bekommen in diesen Kriegszeiten. Die Telegramme werden von London mit der Post verschickt. Ich bin so traurig und so angstvoll in meiner Brust, ich kann gar nicht aufatmen. Es kann aber auch sein, daß das große Sterben an der Westfront jetzt zur Frühjahrsoffensive

mich so traurig macht. Ich habe immer in meinem Leben große Unglücke, wobei viel Menschen starben, als Beflemmung in der Brust mitgeföhlt, auch wenn ich nichts von dem Unglück wußte. Als Messina unterging, spürte ich es. Als die „Titanic“ unterging, spürte ich es. Ebenso spürte ich oft traurige Nachrichten voraus. Ich kann mir heute vor Bedrückung nicht helfen. Ein Marienkäferchen, ein gelbes, saß vorhin am Rande meines Glases, aus dem ich Milch trank. Vielleicht will es mich ein wenig trösten, das Glückskäferchen. Es flog dann fort um die Lampe. Als wollte es sagen: „Vertraue auf das Licht. Es wird schon wieder heller werden!“

Tosari 23. April 1917

Es ist spät abends elf Uhr. Ich muß noch heute in mein Tagebuch schreiben, daß der 23. des Monats heute ein Glückstag für mich war. Heute um elf Uhr morgens wurde ich ans Telephon gerufen. Konsul R. sagte mir aus Soerabaja, daß er das Geld schickt, die dreitausenddreihundert Gulden, um die ich gebeten habe. Eine große Sorge ist von mir genommen. Ich hatte schweren Druck in diesen Tagen vor Sorgengedanken auszuhalten. Ich war so froh. Ich danke im Geist dem guten R. herzlich und wünsche, daß der Himmel es ihm zeitlebens vergelten möchte, daß er ohne eine Bemerkung sogleich mir aus der Kriegsnot half. Er teilte mir am Telephon noch mit, daß die deutsche Flotte vor Libau hindampfte, und daß die Nordfront der Russen von der deutschen Flotte bedroht wird. Die Russen fürchten eine deutsche Landung und eine Bedrohung von St. Petersburg. Auch diese Nachricht stimmte mich herzlich froh.

Tosari, 24. April 1917

Mit dem kleinen Jantje, dem Söhnchen des holländischen Offiziers, der neben mir wohnt, habe ich seit einigen Tagen Freundschaft geschlossen. Er kommt immer um die braungebeizte Bretterwand herum, die unsere Veranden trennt. Und er plaudert holländisch, und ich antworte ihm deutsch, und wir verstehen uns



wie zwei Vögel verschiedener Gattung. Er spielt jetzt immer mit meinem Reiseschachspiel, das ihm als Auto dient, er läßt es auf meinem Tisch im Kreis herumfahren. Und dann bekommt er meine täglichen Abreißkalenderbilder vom „Mori-Niederland-Almanach“. Gestern gab ich ihm Schokolade und heute einen kleinen Ball, den ich noch im Koffer fand. Jetzt steht er neben mir und sieht zu, wie ich in mein Tagebuch schreibe. Er ist ein flinkes, waches Kerlchen. Er hat viel spaßige Phantasie.

Dann später ging ich mit H. zum Stall und fütterte die Pferde mit Bananen, und der große Neufundländer Bopp lief mit uns. Es tat mir wohl, die Zeit heute so lässig vorbeistreichen zu lassen, denn ich war ganz überanstrengt von Sorgen der letzten Tage. Es ist mir, als ruhte ich von einer großen Körperanstrengung aus, so schwer lasteten die Sorgenstunden bis gestern auf mir.

Heute nacht träumte ich vom König von Sachsen, der, mit noch einer Hoheit zusammen, vor mir stand. Dann zeigte man mir in einem Schloß ein Erdgeschloßzimmer, das er bewohnen sollte. „Ach,“ dachte ich im Traum, „die Könige müssen jetzt im Krieg sparen, weil sie im Schloß nur ein einziges Zimmer bewohnen.“ Auch von Annie träumte ich, wir legten Wange an Wange. Das tat wohl.

Tosari, Freitag, 27. April 1917

Heute nacht um ein Uhr wachte ich vom Erdbeben auf. Ich springe immer, wenn die Wände wackeln und mein Bett schüttelt, sofort mit den Beinen aus meinem Bett und sitze und ziehe die Schlafhosen zu recht. Dann springe ich zur Verandatur und riegle auf. Heute nacht war das Erdbeben so schlimm, daß ich auch das Gas überm Waschtisch anzündete. Ich schlief dann vorsichtshalber bei Licht weiter. Und um zwei Uhr war der zweite leichtere Stoß. Und um drei Uhr ein ganz leichter letzter Stoß.

Das Fieber kam gestern, weil ich vorgestern morgens um halb sieben Uhr mit H. nach Ngadimono zwei Stunden über die Berge (den Bromweg) ge-

wandert hin. Es hat mich, scheint es, doch überanstrengt, im ganzen vier Stunden zu marschieren. Wir frühstückten schlecht in Ngadivono, und als ich einen Fünfundzwanzig-Guldenschein wechseln lassen mußte, da gab mir der Mandur für fünfundzwanzig Gulden durchlöchernte nickelne Fünf-Cents-Stücke. Er schüttete einen ganzen Berg von dem Nickelgeld vor mir auf den Tisch. Ich hätte damit meine beiden Hosentaschen auffüllen können, und es wäre immer noch ein Berg übriggeblieben.

Es war ein grauer Morgen. Es blieb grau bis elf Uhr, wo wir nach Tosari zurückkamen. Immer fiel ein feiner Nebelregen. Aber es war so wenig. Wir brauchten unsere Mäntel, die uns ein Savane nachtrug, nicht anzuziehen. Ich liebe den Bromoweg, den wir hingingen. Da ist eine Bergbucht, eine weite, in der ist mal wirkliche Einsamkeit. Und doch singen in der Bergstille immer einzelne Vögel, die den kräftigen Schlag von Amseln in der Kehle haben. Die Schlucht ist weit, und der Bergweg geht an leeren Heideabhängen und Maispflanzungen hoch am Berghang im Bogen um die Schlucht. In der Ferne stehen weiße Wolkenbänke wie Schneefelder, und darüber schwimmen dunkelblau die Kuppeln der zwei Berge Ardjoeno und Pelongan wie steinerne Inseln im Äther.

Als ich vorgestern von Ngadivono zurückkam, besuchte mich Herr Sch., Beamter bei B. M. & Co. in Batavia. Er ist mit seiner Frau hier und will drei Wochen bleiben. Er hat mich im Juni 1914 in Batavia-Priok an Bord der „Manila“ begleitet. Er hatte die Lloyd-Agentur bei B. M. & Co. unter sich. Bei ihm bestellte ich damals mein Villett für Neu-Guinea ab, als ich eben acht Tage auf Java war. Ich hatte damals so viele Dreizehnen gesehen und hatte solchen Überdruß von der Einsamkeit und von den Tropen, daß ich gleich umkehren wollte, nach Europa zurück und gar nicht nach Neu-Guinea reisen wollte, das mir so düster vorkam. Hätte ich es nur getan, dann wäre ich in der Kriegszeit zu Hause gewesen und nicht drei Jahre von Annie und Deutschland

getrennt worden! Aber Th. H. überredete mich, und so reiste ich. Und Herr Sch., der mein Villett schon abbestellt hatte, änderte es wieder.

Ich werde es nie vergessen, wie wir am 23. Juni abends in Priok im Kahn mit den Koffern vom Kai zum Dampfer „Manila“ im Dunkeln gegen neun Uhr abends fuhren und ich auf den schönen Sternenhimmel deutete. Herr Sch. erzählte mir da vom großen Halleyschen Kometen, der 1911 über dem ganzen Java-Nachthimmel glänzend und feurig zu sehen gewesen sein soll. Ich habe gesagt: „Man behauptet, ein Komet bringt Krieg.“ Und ich fügte hinzu: „Es ist leicht möglich, daß sich aus dem bulgarisch-türkischen Balkankrieg der Europäische Krieg entwickelt. Es ist das eine günstige Gelegenheit für die Diplomaten, wenn sie einen Krieg wollen, jetzt einen entstehen zu lassen.“ — „Nie, Herr Dauthenden,“ sagte der junge selbstbewußte Herr Sch., „gibt es in unseren Zeiten einen Krieg. Wenn auch die Diplomaten wollen, die Völker wollen nicht mehr. Wie können wir, die wir so gut mit allen Engländern hier draußen stehen, Krieg anfangen wollen? Das würde kein Engländer tun.“ — „Ich glaube es doch,“ sagte ich, „daß ein Krieg nah ist.“ Ich sagte es bestimmt. „Niemals! Herr Dauthenden,“ lächelte der junge Kaufmann überlegen, als ob ich, als Dichter, so etwas gar nicht prophezeien könnte. Als ob Künstler nicht so viel von Politik verstünden wie Kaufleute, gerade so überlegen lächelte er mich an. — Wir kamen dann aufs Schiff. Und Herr Sch. stellte mich dem Kapitän R. vor, bei der Treppe, die zur Kommandobrücke führt. Wir tranken dort ein Glas Wein, das ich bestellte, und dann verabschiedete sich Herr Sch. und fuhr in der Nacht im Kahn nach Priok-Batavia zurück.

Nun ist Krieg geworden. Nun ist Kapitän R. tot. Nun liegen die deutschen Schiffe interniert in Soerabaja und Priok und in den Molukken. Nun bin ich drei Jahre aufgehalten vom Krieg. Aus einer dreimonatigen Touristenfahrt wurde eine dreijährige Java-Gefangenschaft. Herr Sch. ist wohlbeleibt geworden. Ich habe ihn kaum wiedererkannt, so massiv ist sein

Geficht, als wenn ihn der Krieg reicher und nicht ärmer gemacht hätte. Und ich, damals wohlbeleibt, bin abgefallen und malarialkrank und fühle mich arm und einsam geworden bei dem großen Sterben in Europa, das ich von hier aus behorchen muß, Tag und Nacht, atemlos und unzufrieden.

Ein kleiner einäugiger Javanenjunge, dem ich neulich ein kleines Trinkgeld gab, der brachte einige kleine, ganz winzige Vierblatt-Kleepflänzchen, die ich in ein Glas mit Erde pflanzte. Sie stehen auf meinem Schreibtisch. Nun müsse ich doch Glück haben, meinte H., da ich wachsenden Vierblattklee vor mir stehen hätte. Die Blättchen sind aber noch so klein wie Stubenfliegen. Es ist noch ein winziges, kaum sichtbares Glück. Ich hoffe aber, daß es Friedensglück wird, wenn die Kleeblätter größer werden.

Tosari, 1. Mai 1917

Heute ist der erste Mai, mein Verlobungstag vor einundzwanzig Jahren in Paris. Ich will Annie telegraphieren. Heute und gestern war ich etwas krank, vergiftet von zwei Frühstückssardinen gestern. Es regnet draußen im Nachmittag wie ein Wasserfall aus dem Nebelhimmel. Es ist aber sonst totenstill. Ganz Tosari schläft immer um diese Stunde. Es ist drei Uhr nachmittags. Vor drei Tagen hatten wir zwei Abende hintereinander zwei prächtige Sonnenuntergänge. Das erste Mal war ein festlich grünroter Sonnenuntergang. Das zweite Mal ein dämonisch unheimlich kupferfarbiger Untergang. Der Himmel war wie eine goldene Wüste, in der die Sandwolken jagen, von einem voranziehenden Samum-Sturm aufgepeitscht. Die wilde Taube gurrte ununterbrochen draußen im Garten am Rand des Abgrundes. Nacht und Tag ist da auch eine seltsame Grille, die einen Jahrhunderte alten Sang anschlägt, mit einem langen und einem kurzen Ton zirpt sie. Aber mir wird ganz selig und uralt zumute, als sänge sie von tausendjähriger Zufriedenheit der Erde mit diesen beiden einfachsten Lauten.

Ich laß, daß an Tagen großer Seeschlachten in

England die Fasanen in den Gärten der Güter unruhig werden wie beim Gewitter. Trotzdem man den Kanonendonner mit menschlichen Ohren nicht hören konnte, schienen die Fasanen die fernen Kanonen auf der See zu hören. Auch beim Nahen von Flugmaschinen werden die Fasanen und die Gänse unruhig. Man spricht davon, sie als Wächter zu benutzen, da sie besser und feiner hören als die Menschen, ja, als die Hunde.

Ich will morgen für drei Tage zu Besuch nach Ngadimono gehen und das Pfingstfest dort verleben. Pfingsten! Wie schön das Wort klingt! Und wie einsam ist das hier in Asien, so weit weg von zu Hause, diese Pfingsten immer noch allein sein zu müssen.

Tosari, Sanatorium, Mittwoch, 6. Juni 1917

Seit Samstag bin ich wieder in meinem Zimmer 57 in Tosari. Annie telegraphierte zu Pfingsten: „Bientot argent heureuse fête. Eternelle Johanson.“ — Ich telegraphierte gestern zurück: „Need no money now before month august. Well. Have made six days excursion. Twelwe thousand feet high Mount Smeroe\*). Weddings greetings. Max Dauthendey.“ Das verlangsamte Telegramm kostete siebenundzwanzig Gulden. Ich zahle es gern, wenn ich damit mit Annie wenigstens einen Augenblick in Verbindung kommen kann. Gott helfe, daß das Telegramm durchkommt.

Montag morgen den 4. Juni erkältete ich mich beim Briesschreiben auf der Veranda. Ich schrieb an Annie. Legte die Feder fort und fühlte mich noch im Schlafanzug eiskalt. Meine Finger schiefen vor Kälte ein, ebenso meine Fußspitzen, als ob sie abstürben, und sie prickelten auch wie von Nadelstichen. So stach mich das Blut meiner Haut. Da stand ich auf, weil

---

\*) In der Zeit von 5. bis zum 10. Mai 1917 unternahm Max Dauthendey mit einem deutschen Ehepaar zusammen von Tosari aus eine Besteigung des Vulkans Smeroe. Die Schilderung, die er in seinem Tagebuch davon gibt, ist unter dem Titel „Meine Smeroe-Besteigung“ in der ersten Abteilung dieses Bandes „Erlebnisse auf Java“ abgedruckt.



ich im Bett immer kälter wurde, und ging hinaus auf die Ostveranda, vor meine Tür auf einen Stuhl. Diese Veranda ist nicht verglast wie meine Westveranda. Aber hier auf der offenen Ostveranda scheint die Frühsonne angenehm warm. Die Diensthboten, die Javanen, sonnen hier alle Kleider, wuschen Stiefel, spülen Geschirr, Babus spielen im Garten mit den europäischen Kindern, und es ist viel Lärm da. Alle staunten, alle Javanen, wie ich in der Sonne auf meinem Stuhl vom Frost geschüttelt wurde und mit den Zähnen klapperte. Ich wurde ganz herumgerissen von dem gewaltigsten Fieberfrost, den ich je hatte. Eine Amerikanerin, die vorbeikam, sah mich entsetzt an und lief voll Schrecken davon. Ich legte mich wieder zu Bett, in alle Wolle gekleidet, mit allen Mänteln und vier wollenen Decken bedeckt, und es dauerte zwei Stunden, bis der Frost nachließ. Dabei hörte ich draußen meine Nachbarin — da mein Fenster offen stand, verstand ich jedes Wort —, sie zeterte und jammerte zu anderen englisch sprechenden Damen, sie wollte nicht neben einem Sterbenden wohnen. Sie wollte ein anderes Zimmer haben. Sie verwünschte mich. Ich sei auch ein enemy. Und eine andere Engländerin sagte: „Germans make allways troubles.“ Nur eine einzige seufzte und sagte: „Poor man, pour enemy.“ Und sie verlangten Papier vom Javanendiener und schrieben laut einen Brief an das Hotelbureau, daß sie Zimmer wechseln wollten, da ich sterben würde. Und es wäre kein Vergnügen, Wand an Wand mit einem Sterbenden zu liegen. „He is sure dying! I have never seen such a fever. Never in my life!“

Ich wurde eben durch Gamelang-Musik vom Schreiben vor die Türe gelockt. Auf der mittleren der drei Gartenterrassen, wo Tennisplatz und Erquickungssaal liegen, kam von dem Villenweg bergab herein ein langer javanischer Hochzeitszug. Ein langer Gedräng von weißen Jacken, braunen Köpfen, blauen, roten und grünen Sarongs. Über der Menge schwebten große Federsträuße an langen Bambusstangen. Aber die Sträuße waren nur dünne Ruten, um-

wickelt mit Streifen gefransten Seidenpapiers in gelben und rosa und hellgrünen Farben. Die Ruten staken alle in einer Riesenorange, die an der Spitze der Bambusstange saß! Auch die grünen Stangen waren mit grün und lila Seidenpapierstreifen umwickelt. Das ganze war ein äußerst einfacher, billiger Schmuck, aber von weitem sahen diese strahlenden Riesenbüschel in der Luft kostbar und blendend aus.

Ich traf Herrn und Frau de G. oben auf der dritten obersten Terrasse, wo der Garten und der Eßsaal liegen, und wir standen am Geländer unter der Borgalerie des Eßsaales, und sie ließen sich von einigen neben uns stehenden japanischen Hoteldienern erzählen, daß die Braut, die winzige, in der Sänfte, die ganz allein dort saß, wie ein Püppchen mit schmalen Gliedern und großem vorgebeugten Kopf, nur sieben Jahre alt war. Der Bräutigam, der mitten im Zuge der Hunderte von Javanen hinter der Sänfte ritt, war zwanzig Jahre alt. Er war aber klein und sah einem angekleideten Affchen ähnlich, das man mit Musik in einem Zirkusumzug spazieren führt. Er hatte eine schwarze Tuchjacke, mit Goldborten verziert, an. Um die Beine einen braunen Sarong und an den Füßen Sandalen. Quer über der schwarzen Jacke, von der Schulter zur Hüfte, glänzte eine smaragdgrüne Schleierschärpe. Er trug eine Schirmmütze, eine schwarze, wie sie hohe Beamte tragen, mit Goldrand; und eine große, schwarze Brille im schwarzbraunen Gesicht machte ihn lächerlich würdevoll. Auch er saß vorgebeugt auf dem Pferd. Trotzdem alle Javanen gute Reiter sind, saß er wie ein Püppchen, unbeweglich und entrückt auf dem Pferd, als wäre er nicht wirklich, als würden nur seine Kleider vom Pferd auf einem kleinen dünnen Kleiderstock spazieren getragen. Die Gongs, die Trommeln, die Schallbecken aus Bronze und die eine Menschenstimme nachahmende, in Fisteltönen kreischende Flöte, die sich anhörte wie ein Dudelsack, umgaben das Brautpaar mit Fastnachtsmusik. Die Flöte ging so laut und ewig näselnd und singend in die Lüfte, als ginge ein unsichtbarer menschlicher Dämon von riesiger Höhe mitten unter

den Leuten, hoch in den Himmel ragend und das Menschenschicksal, das armselige, nachäffend. Die Flöte zog wie ein Irrsinniger die Menschen, Ratten gleich, hinter sich her. Vor dem Erquickungssaal, am Fuß der breiten sechsstufigen Freitreppe, auf der die Hotelgäste, Herren und Damen, in weißen Kleidern aus dem Saal drängten und zuschauten, blieben die Hunderte von bunten Javanen Kopf an Kopf auf dem hellgrünen Rasenplan der Gartenterrasse lustig und gedrängt stehen, und javanische Kinder tummelten sich und setzten sich unter die großen Farrenbäume, und einige Javanen begannen zu tanzen; die Musik winselte, sang, brummte, näselte, läutete mit Glocken und pochte mit Hölzern, schlug vereinzelte Trommel-laute an; es war wie eine Musik riesiger Insekten, die, durcheinanderschwirrend, Flügellaute und schwirrende Luftwellen erregten. Es war heller Mittag, ein Uhr. Die großen Papierbüschel leuchteten wie gelbe strahlende Sonnen, die man an Stöcken spazieren trug. In einer Ecke der Gartenterrasse knatterte Feuerwerk: Schwärmer und Feuerfrösche. Vor vierzehn Tagen war ein ähnlicher Hochzeitszug gewesen, da gab es aber noch zwei Genien des Glücks, die mitritten. Das waren zwei kleine Kinder auf lebenden Pferdchen — alle Pferde sind Ponys auf Java —, der Sattel aber stellte einen großen Vogel dar, mit einem senkrecht in die Luft ragenden hohen Pfauenwedelschweif, und in den Bögeln saß je ein Kind. Jeder Bogelsattel hatte zwei ausgeschnittene Bögel (aus Leder) mit vergoldeten und purpurnen Bemalungen. Jedes Pferd war mit roten Tüchern, mit roten Schnüren und am Kopf mit einer klingelnden Metallmaske aus runden Bronzeplatten bekleidet. Die Kinder zu Pferd im Festzug waren mit Kronen geschmückt, an denen bunte Schnüre, rosa, grün und gelb, niederhingen. Alle Farben im Zug, auch die Fahnen, waren rosa, grün, gelb, gold und purpur. (Man sah kein Blau.) Die Gesichter der Kinder waren weiß geschminkt. Die Lippen und Augenränder rot bemalt. Ebenso die Braut.

Wenn man bedenkt, wie prächtig fröhlich, farbig

und doch so edel einfach ein solcher bunter Hochzeitszug hier oben im armen Gebirgsdorf sechshundert Fuß hoch im Himmel ausgerüstet wird, so erstaunt man über den graziösen, zarten Geschmack der Javanen, der alles Grobe, Rohe vermeidet und alles zu einem Feenfest an Farben, Tänzen und Freudigkeit macht, wenn auch die Menschen, die das Fest veranstalten, ärmste Bergbewohner in weltentlegensten Berghöhen sind. Die Grazie des Festes, der Schmuck und die gefällige Art der Ausschmückung, die hochkünstlerisch ist, könnte sich auf jedem europäischen Maskenfest, auf jedem Künstlerball in München und Berlin, Paris und London sehen lassen. Die Insel Java kommt mir immer vor wie die Insel, wie das Königreich der Grazien. Jede Bewegung des ärmsten Bauern ist graziös, ist voll edeln Anstandes, ist göttlich zierlich, künstlerisch und dem Europäer unnachahmbar. Weil dem Europäer diese wunderbar zarten Gelenke, diese dünnen, überschlanen, zarten Glieder am schmalen Leib fehlen, wie sie von allen Menschen der Erde nur die Javanen von der Natur mitbekommen haben.

Hier wird täglich besprochen, wann der Krieg enden könnte. Es ist ungewiß. Einige behaupten, 1918 oder 1919. Ich erbebe bei dem Gedanken, als würde in meiner Brust in der Tiefe ein Minengang gesprengt, der meine Hoffnung verschüttet und begräbt. Wie soll ich das noch zwei Jahre aushalten!! Es ist nicht auszudenken.

Es ist wieder Regen, Sturzregen, hier in Tosari. Während ich schreibe, ist alles in eine dunkelgraue Wolke gehüllt, und lärmende Wasserfälle stürzen über Haus und Garten. Man hört sein eigenes Wort nicht, wenn man sprechen will. Der schallende Regen führt allein das große Wort, und alle Menschenmäuler müssen verstummen.

Tosari, Sonntag, 17. Mai

Heute nacht hatte ich ganz wunderbare Träume. Ich war in einem erleuchteten Raum. Da saßen viele Bekannte aus München und Berlin, Schriftsteller mit ihren Frauen, um einen Tisch. Der Saal



war eng und niedrig, wie der Eßsaal eines kleinen Dampfers, und weiß und hell erleuchtet, wie von Lampen. Ich lag in einer Nische, etwas höher als der Tisch, um den alle saßen. Und es war, als läge ich in einem oberen Kabinett. Ich war in weiße Tücher gewickelt. Und einige von den Junächstliegenden, ich glaube es war vor allem Frau H., erzählten mir, daß ich verbrannt worden wäre, und wie es bei meiner Leichenverbrennung gewesen sei. Sie sagte: „Du wurdest beim Verbrennen immer kleiner und kleiner und warst zuletzt nur noch ein ganz kleines Häufchen Asche.“ Ich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu. Es war, als dürste ich meine weißen Laken noch nicht verlassen, als wäre ich noch zu schwach, um nach dem Tod meine Auferstehung zu feiern. Die andern aber waren alle schon wieder zu einem andern Leben auferstanden. Und nur ich mußte noch in weißen Tüchern abwarten, bis ich ganz fertig war. Es war ein ziemlich neues, hilfloses und nicht unangenehmes, verklärtes Gefühl in mir. Dann sah ich in unvermittelter Fortsetzung des Traumes mich unter einem Brückenbogen der alten Mainbrücke von Würzburg stehen. Mir war, als stände mein Freund B. neben mir. Und wir schauten auf die Festung, die auf dem Marienberg liegt, und die vom Brückenbogen eingerahmt wie ein großes buntes Wandgemälde unterm Abendhimmel lag. Der Himmel war weinroth, die Festungswälle waren fröhlich lilablau, aber unten um die schweren Mauern des Berges hing purpurrotes wildes Weinlaub, als wäre es ein leuchtender Herbstabend. Ich fand das Bild fast zu bunt und unwirklich, wie ein in hellen Farben gehaltenes Gemälde von riesigem Umfang, aber es stimmte mich froh, und die Festung meiner Heimatstadt lag so verklärt in ihrer Farbenfröhlichkeit da, wie ich sie nicht kannte. Sie war viel zu schön, dachte ich bei mir.

Es war wieder dreschender Regen um die Mittagsstunde. Im Eßsaal werden einige Flammen der Äthylenstrumpflampen angezündet; so dunkel ist es dann in dem großen braunen Holzsaal, wenn es draußen Wasserfälle regnet, — es kommt einem dann



wie Weihnachtszeit in Europa vor, wenn zur Mittagstunde Lampen brennen müssen und draußen Wolkendüsternis Garten und Berge und Haus umhüllt, durchsegt vom Sturzregen, und man vergißt in Tosari, daß man unterm Aquator lebt.

Ein schwermütiger Sonnenuntergang war heute abend! Die Sonne versinkt jetzt im Juni hinterm Ardjoeno. Im Februar-März ging sie hinter dem südwestlichen Berg Kawi unter. Der Ardjoeno hatte rotglühende Ränder heute abend, als die Sonne hinter ihm verschwand. Es war sechs Uhr. Ich kann mir gar nicht vorstellen, daß es jetzt in Schweden helle Nächte gibt. Hier sinkt die Sonne vor meinen Augen im ganzen Jahr (seit drei Jahren, die ich hier bin) immer um die sechste Abendstunde. Ich kenne keinen Sommerabend, keinen hellen, hier in den Tropen. Ich sehe abends mit Sehnsucht nach Westen und wünsche mit der wandernden Sonne nach Europa zu kommen, wo es dann erst zwölf Uhr mittags ist, wenn hier die Sonne sinkt und der Tag abschließt.

Ich habe so lange keinen Brief von Annie gehabt. Nun ist es Mitte Juni, und ihr letzter Brief ist vom 31. Januar. Es ist also ein halbes Jahr her, daß ich nichts Näheres von ihr weiß. Wer hätte das denken können, als ich 1914 abreiste, daß es Zeiten geben sollte, wo ich ein halbes Jahr nicht weiß, was meine Frau denkt und tut, meine Annie, meine liebe! — Ich bin ihr immer treu. Ich staune oft, daß meine andauernde Treue den Weltgeist nicht erweicht und ihn nicht bewegt, mich endlich heim in Annies Arme zu führen. Ich bin so von Sehnsucht durchtränkt, daß ich kaum noch darüber nachdenken darf, wie sehr ich mich sehne. Ich kann es nicht mehr aussprechen, nicht mehr bedenken, — ich bin wie erstickt von Sehnsucht. Ich erhalte mich nur noch künstlich aufrecht, indem ich Bücher und Zeitungen lese, lauter gleichgültige Tagesgespräche führe und meine Sehnsucht in mir totschweige. Es geht so noch eine Weile. Aber wie lange! Noch einen Winter, das halte ich schwer, sehr schwer aus. Ich glaube, ich sterbe dann an ersticktem Herzen. Gott, hilf mir doch, daß ich

Annie bald wiedersehen darf! Sonst ist es nicht gut. Ich halte es nicht mehr lebend aus, diese elende tägliche Leere. — Dieses ist mein Sonntagabend-Wunschgebet, mein ewiges tägliches Gebet: „Gott, bring mich bald heim!“

In jedem javanischen Dorf ist am Dorfeingang bei einem Wachhäuschen, senkrecht aufgehängt, ein langer, übermannsgroßer hohler geglätteter Baumstamm, an welchem ein Schliß (handbreit) in ganzer Länge des hohlen Stammes eingeschnitten ist. Dabei liegt ein Prügelholz, mit diesem wird alle Stunde die Zeit am hohlen Stamm von einem Wächter angeschlagen. Auch bei Brand und Unglücksfällen wird hier Lärm geschlagen, um die umliegenden Ortschaften und die Ortseinwohner zu rufen. Dieser hohle Stamm, der Tong-Tong heißt, vertritt die Turmuhr, die in Europa gebräuchlich ist, und die Sturmglocke. Der lange, hohle hängende Stamm sieht sehr urväterlich aus. Und ich betrachte ihn gern, und ich sehe bei seinem Anblick immer die ersten Menschengeschlechter, die zur Zeit des Feuersteines oder des Feuerrohres diese Holzstammuhr erfunden haben. Solche uralten Dinge, von der Zeit geheiligt, begnaden das unruhige Auge des Fremden und stimmen ihn ruhig wie ein weißes altväterliches Wort, das Ewigkeiten in sich faßt.

Tosari, Dienstag, 19. Juni 1917

Es ist viel Nebel, undurchdringlicher, schon um acht Uhr morgens. Vorher ist klarer blauer Himmel, und man freut sich auf reinblaue Stunden. Aber es ist dann später mehr Regen als in der Regenzeit. Es ist dasselbe Wetter in meinem Kopf und in meinem Herzen. Ich sehe keinen Frieden aus den wirren Kriegsnachrichten. So dichter Nebel wie jetzt lag in allen den drei Kriegsjahren noch in keinem Monat vor dem inneren Auge. Ich sehe keinen Ausweg, kein Ende, und niemand hier sieht, wohin der Krieg noch weiter gehen will. W. glaubt, es sind dunkle Dinge im Gang in Rußland. Aber man kann nicht erkennen, wohin die Anarchie dort heute führt. Wie

glücklich wäre ich, könnte ich heute schon ein Jahr älter sein und ein Jahr wissender.

Heute nacht sah ich schon wieder im Traum meine Schwester Anna in Amerika. Ich ging durch hohe, breite, schöne Straßen einer großen Stadt, vielleicht war es Philadelphia, da rief eine Dame auf breitem leerem Trottoir meinen Namen. Ich sah meine Schwester schön und jung, wie sie in den Jahren war (1880), als sie mit ihrem Mann und ihren zwei kleinen Kindern nach Amerika auswanderte. Ihre schön geschnittene Nase, ihre schönen blauen Augen, die groß und königinnenhaft ruhig schauten, das lange Oval ihres Gesichts, ihr schwarzblaues schweres Haar, alles erkannte ich mit einem Blick wieder, als wären nicht siebenunddreißig Jahre an ihr vorbeigegangen. Wie sie mir noch die Hand reichte, sah ich fünf Schritte hinter ihr meinen Vater stehen. Ich warf beide Arme vor Freude in die Luft und rief: „Papa!“ Er lächelte. Und einige Herren, die in der Ferne näher kamen, lachten auch und teilten meine Freude. Sie war nur zu kurz. Das vertrauliche Wiedersehen mit Schwester und Vater war zu kurz. Das Bild verschwand bald. Wie traurig, daß man schöne Träume und Wiedersehen mit fernen lieben Angehörigen nicht verlängern kann. Ich lebe so fern hier von allen alten vertraulichen Familienerinnerungen, daß solch ein schöner Traum mir den ganzen Tag danach noch Wohlbehagen bereitet. Ich fürchte nur, daß meine arme alte Schwester Anna gestorben ist, oder bald sterben wird, da ich schon zweimal in so kurzer Zeit von ihr träumte und sonst nie in all den siebenunddreißig Jahren von ihr geträumt habe.

Als mein Schwager vor sieben Jahren starb, da habe ich ihn auch kurz vorher im Traum gesehen, und er führte mich im Traum im Reichstagsgebäude umher; dann trat er mit mir in einen Saal, dort saßen an einem langen grünen Tisch alle meine gestorbenen Verwandten, auch seine gestorbene Frau, meine Schwester Marie. Er selbst war im langen, feierlichen schwarzen Gehrock, in welchem man ihn später auch begraben hat. Ich las einige Tage später

in der Zeitung die Nachricht, daß er gestorben und nur drei Tage krank gewesen war, nachdem er erst vierzehn Tage vorher, mit dreiundsechzig Jahren, nochmals geheiratet hatte. Ich ahnte nichts von seiner Lungenentzündung, als ich ihn im Traum sah, und ich war erschüttert, als diesem Traum die Todesnachricht folgte.

Ich glaube bestimmt: wie es drahtlose Telegraphie gibt, gibt es auch Fernwirkung zwischen solchen Menschen, die dafür besonders zugänglich sind. Ich träumte doch auch im Juni 1896, daß mein Vater sterben würde. „Im September stirbt dein Vater!“ so sagte mir in Paris nachts im Juni eine Stimme. Und am 5. September desselben Jahres starb mein lieber Vater. Ich hörte in der ganzen Zeit von Juni bis September nichts von ihm. Und wußte auch nicht, daß er nur zwei Tage krank war und dann mittags zwölf Uhr am 5. September sanft und ohne Todeskampf auf seinem Bette eingeschlafen ist (so sanft, wie er sich den Tod zeitlebens gewünscht hat, und wie ich ihn mir von Gott auch erbitten möchte).

Tosari, Mittwoch 20. Juni 1917

Gestern abend besuchte mich eine Riesen-Heuschrecke in meinem Zimmer. Sie saß wie ein Kunstwerk auf meinem Waschtischfach auf einer Aluminiumbüchse, in der ich Kochsalz zum Mundspülen habe. Ich wollte sie nicht stören. Sie war so wunderbar mit ihren riesigen grünen Springbeinen. Als ich vom Abendessen und Abendspaziergang kam, saß sie immer noch in gleicher Haltung auf meiner Salzbüchse. Was mag ein Insekt, wenn es sich stundenlang nicht rührt, denken? Schläft es? Wie die Krokodile, die sich tagelang nicht rühren, so sitzt so ein großes Insekt auf einem Fleck und scheint zu philosophieren. Die Heuschrecke fragte mich nochmals gestern abend nach Tisch, wie schon vorher vor Tisch: „Gibt es wirklich einen Mann auf der Welt, der nur eine einzige Frau liebt? Ich bin in sein Zimmer zum Abend hineingesprungen, um zu sehen, ob es wirklich einen solchen Mann gibt. Ich will ihn, totstill, die ganze Nacht



belauschen, ob er keine Dirne empfängt. Gibt es wirklich einen Mann auf der Welt, der drei Jahre kein Weib anrührt — im Lande Java, wo es so viele nackte schöne Mädchen gibt —, und deshalb, weil er eine einzige Frau liebt?" Morgens war das Heupferd, das grüne, riesige, aus meinem Zimmer verschwunden. Es hat mir nicht gesagt, was es dachte. Es war vielleicht beschämt, daß es gezweifelt und gepolizeidienert hatte bei einem Mann, der wirklich nur eine einzige Frau liebt, — eine Frau, der er einmal über tausend Liebeslieder gedichtet hat. „Ist das so verwunderlich,“ antworte ich solchen Zweiflern mit meinen Gedanken auf ihre Gedanken, „ist es verwunderlich, wenn eine Frau die Urheberin von tausend Liebesliedern ist, daß ihr Dichter und Geliebter ihr drei Jahre und mehr treu bleiben kann? Dumme Welt, die so dumm fragt! Dumme Heuschreckenwelt!“

Zwei Zimmer von mir stöhnt und hustet ein schwer lungenkranker junger Holländer; während der Nacht wachte ich öfters auf von seinem schweren Nöcheln und Seufzen; die Wände sind nur Fachwerk und lassen alle Geräusche durch. Sein Todeskampf erschüttert mich so sehr. Ich habe für ihn beten müssen, so oft er stöhnte.

Tosari, 21. Juni 1917

Heute nacht hörte ich raschelnde Laute in meinem dunkeln Zimmer. Ich erinnerte mich sofort an die Heuschrecke. Sie war noch im Zimmer und saß am Fensterrahmen. Plötzlich begann sie ganz laut einer anderen Heuschrecke zu antworten, die draußen mit schrillen Lauten im Garten oder auf der Galerie in die Nacht rief. Da stand ich auf und öffnete das Fenster und ließ sie hinaus zu den Rufen der andern. Meine Heuschrecke hatte nämlich auch so laute schneidende Töne von sich gegeben, daß mein ganzes Zimmer eine Gänsehaut bekam.

Wo mag sie den ganzen Tag in meinem Zimmer gesteckt haben, die grüne Person, über die ich gestern in mein Tagebuch schrieb? Wie unvorsichtig von ihr, sich neugierig bei Menschen einzuschleichen! Ich würde



das nicht tun, wenn ich Heuhüpfer wäre. Denn man stößt nicht immer auf einen mitleidigen Dichter.

Zosari, Freitag, 22. Juni 1917

Bobby, der große getigerte Neufundländer, wenn er mir auf dem Morgenweg begegnet, kommt immer freundlich zu mir und geht dann bedächtig vor mir her, nachdem ich ihn gestreichelt und begrüßt habe.

Bei der ersten Aussichtsbank kam heute von einer Javanenhütte einer von Bobbys Söhnen, ein Bastard, der wie eine gefleckte, spitzohrige Hyäne aussieht, zu seinem Hundevater; und als er sah, wie sich Bobby unter den Baum legte und mich bewachte, wollte auch der Sohn gestreichelt sein, und dann legte er sich zur Bewachung mitten auf den Weg. Wenn Hunde Menschen bewachen, legen sie sich immer so, daß sie das Gesicht nach der Seite hinwenden, wo der Mensch nicht hinsieht. Schaue ich nach rechts, so schaut der wachsame Hund nach links. Sind es aber zwei Hunde, die einen Menschen bewachen, so legen sie sich nach verschiedenen Seiten, ein Hundekopf schaut nach rechts, der Kopf des zweiten Hundes nach links. Ähnlich machen es Pferde auf der Weide, wenn sie frei herumlaufen, wie ich es in Schweden oft sah, und unbehindert sind. Sie stellen sich voreinander, und jedes Pferd schaut, über den Hals des anderen geschmiegt, nach einer anderen Richtung.

Herr B. mußte sehr lachen, als ich ihn neulich sagte: „Wissen Sie auch, daß Hunde lügen können?“ Ich habe oft bemerkt, daß Tiere, die viel um Menschen sind, also Haustierte, zu lügen verstehen. Oft tut ein Hund, als sehe er gar nicht nach dem Menschen hin, wenn er sich schuldig fühlt; und er beschäftigt sich scheinbar mit dem Verriechen des Grases, nur um nicht zu zeigen, daß er eben einem Hasen nachhegen wollte, oder um zu tun, als habe er nicht gehört. Denn ein Hund ist manchmal wie ein störrischer Diensthote, manchmal streift seine Dienstbereitschaft, er muß sich dann mal für Augenblicke vom ewigen Dienerdasein kurz erholen und einige Sekunden herrschen. Um das aber nicht auffällig zu machen, verstellt er

sich und lügt. Manche Hunde lächeln selbst dabei, wenn sie lügen, als wollten sie sagen: „Ich spaße nur.“ Katzen, Hauskatzen, die man überrascht, wenn sie Vogelnester suchen — wobei sie sich vor dem Menschen, der die Vögel schützt und lockt und liebt, im Unrecht fühlen —, verstellen sich auch, so wie sie ertappt sind und schnüffeln am Gras, an Blumen herum oder beginnen aus Verlegenheit mit ihrer Schwanzspitze zu spielen oder nach ihrem Schatten zu gucken, nur um den Menschen, der sie beargwöhnt, von den Gedanken abzubringen, daß sie auf der verbotenen Jagd nach Vögeln und Vogelnestern sind. Ich habe es oft beobachtet, auch hier im Garten. Tiere, die ja nicht sprechen und immer oder meistens im tiefen Schweigen ihrer Gefühle leben, beobachten den Menschen, mit dem sie zusammenleben, und seine Gewohnheiten mehr als der Mensch, der an Tieren sprechend und plaudernd vorbeiläuft und die Tiere nur oberflächlich beobachtet.

Schweigende Menschen, wie Bauern und Hirten, beobachten die Tiere genauer als redende Menschen. Denn es sind nicht die sehenden Augen allein, die beobachten, sondern das sehende Gefühl des schweigenden Herzens im lebenden Wesen beobachtet tiefer als die besten Augen. Ich behaupte also, mag es auch lächerlich klingen, daß Tiere ebenso lügen und sich verstellen können, wie der Mensch es tut, um einen verbotenen Zweck zu erreichen. Ich behaupte es nicht, um zu verblüffen, sondern weil langjährige schweigende und liebende Tierbeobachtung mir diesen Ausdruck aufdrängt.

Gestern sahen wir im Dorf Alt-Tosari, als wir durch den Kampong dort gingen, am Weg eine braune Katze. Ich hatte bisher noch nie eine braune (biberbraune) Katze gesehen. Sie sah sehr vornehm und angenehm aus. Sie war ganz braun, mit vier schneeweißen Pfötchen, die wie kurze Handschuhe, weiße, wirkten. Sie war braun wie ein brauner Laib Brot. Und sie war ebenso groß wie die anderen Dorfkatzen auch. In Europa sah ich nie eine braune Katze, so braun wie ein Jagdhund.

Die Schwalben sind jetzt fast alle aus Tosari verschwunden. Nur einige wenige sieht man ganz selten. Vor drei Monaten im Februar und März und April wimmelte es überall von Schwalben, und fünfzig saßen täglich auf meinem Dach, unter dem mein Zimmer mit elf anderen Zimmern liegt. Tosari ohne Schwalben kommt einem seltsam vor.

Die reiche Blüte der weißen Trompetenblumen, der großen, an den Büschen bei den Vergwegen ist auch seit Wochen vorüber. Auch die Rosen vor den Villen, die noch zu Pfingsten so reich blühten, haben Ruhezeit, es blühen viel weniger Rosen als sonst. Ich weiß nicht, woran das liegt. Es ist jetzt zwar kälter, aber es ist doch sehr feucht, und seit acht Tagen dampfen die Täler, die im Mai ganz nebellos dalagen, wieder reichlich. Und morgens um neun Uhr liegt graue Nebelwatte in himmelhohen Bergen um ganz Tosari. Mittags regnet es viel. Abends ist meistens Sternenhimmel. Das Südkreuz nenne ich jetzt immer aus Scherz das „Eiserne Kreuz“. Wir sahen gestern nacht um halb zehn Uhr nach dem Abendessen, als B., H. und ich abends unterm Sternenhimmel zur Aussichtsbank gingen, ein blendendes Meteor fallen. Es zog einen langen gelbroten Funkenstreifen nach sich; der Kern war weißblaugrün, strahlend wie Magnesiumlicht. Ich wünschte mir bei der fallenden Schnuppe, der glänzenden, daß ich bald heim zu Annie und nach Deutschland kommen möchte. Das Meteor fiel von Süden nach Norden.

Und welche lange Seereise steht mir dann noch bevor, noch drei bis vier Wochen Seefahrt im Indischen Ozean, im Roten Meer, im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean, wenn es Frieden ist!

Tosari, Sonntag, 24. Juni 1917

Es ist mir grauenhaft, wieder allein sein zu müssen. Ich habe mit Herrn B. so angenehm über die moderne deutsche Literatur plaudern können. Er liebt Bücher und hat viel gelesen. Und auch über Berlin, da er Berliner ist, sprachen wir viel; und oft war mir, ich säße in

Deutschland, und ich konnte für Stunden Java und die Gefangenschaft vergessen.

Mein Kopf ist schwer und müde. Ich muß immer noch täglich Chinin essen, da das Fieber gleich wiederzukommen droht, sobald ich mit Chinineffen aufhöre. Ich fühle mich trostlos einsam und verlassen. Ich glaube, ich muß Tosari mal verlassen und Wonosobo in Mitteljava, dreitausend Fuß hoch, oder Sindangleia in Westjava aussuchen, das auch so hoch ist. Trotzdem trenne ich mich schwer von hier, wo ich jetzt bald fünf Monate wohne. Jeder Ortswechsel in der Kriegszeit, der mich nicht nach Deutschland führt, ist mir ein Schmerz in Gliedern und Herz und Hirn. Am liebsten rühre ich mich nicht vom Platz; wie Barbarossa im Hirsberg möchte ich die Raben fragen: „Fliegt der Krieg noch um die Insel Java? Wann ist Friede? Wann darf ich den Berg der Einsamkeit verlassen?!“

Ich habe ein lähmendes Schwindelgefühl im Kopf, vielleicht ist es vom Chinin. Vielleicht vom unterdrückten Fieber. Es ist traurig machend. Gott hilf mir!

Ich war eben draußen vor meiner Glasgalerie im Garten, am Abgrund. Ein Wolkenmeer ballt sich dicht in der Tiefe von sechstausend Fuß über der Malang-Ebene bis Soerabaja. Auch der Berg Ardjoeno ist von hohem Wolkenbausche umballt. Darüber der grünlliche Abendäther mit dem Venusstern im Westen.

Der Wolkenberg war wie ein Riesenhaupt, und ich suchte mir aus den Formen Annies Kopf hoch über dem Wolkenmeer. Nun ist die Nacht auch in die grauweißen Wolkenfelder der Tiefe gedrungen, und ein aschendunkles Gewühl liegt über der Tiefe, der Himmel dunkelt meergrün. Eine Grille zieht lange Laute in der Stille. Ich fühle mich wohler, wenn ich keine Kriegsnotizen aus der Zeitung schreibe, sondern die Welt rein künstlerisch ewig und unendlich betrachte.

Der Krieg, die Zeitung und die tägliche Weltstreitigkeit macht mir Kopfschmerz, macht mich schwindlig und unglücklich. Glücklich macht mich das friedliche, ur-ewige Betrachten und Sichversenken in die Natur und in ihre Lebenstiefen. Dann vergehen Fieber und Kopf-



schmerzen. Der eine Blick in den Abendgarten hat mich friedlich gemacht und unendlich erquickt.

Tosari, Montag, 25. Juni 1917

Habe allein einen Spaziergang die Jakobsleiter hinunter gemacht. Im Schatten ist es nämlich jetzt Winterkälte. Und ich kann vor elf Uhr nicht auf meiner Veranda sitzen. Der Fußboden ist Beton, das Dach Wellblech, und die Wand ist Fachmauerwerk, und Glasfenster und Glastüren schließen sie gegen den Garten nach Westen hin ab. Aber dieses Material ist kalt, und die Himmelsrichtung Westen läßt Sonne auch erst am Nachmittag hereinkommen. Es ist kalt auf der Veranda wie in einem Keller. Und ich habe es auch nachts im Schlafzimmer sehr kalt jetzt im Juni. Man spürt ordentlich, wenn die Sonne untergegangen ist, bis sie wieder aufgeht, die Winterkälte von Australien herwehen, das jetzt Schnee und Winter hat. Die Sonne geht täglich im Norden um die javanische Welt herum (da wir hier auf der südlichen Erdhälfte wohnen), und die Sonne geht jetzt um halb sechs Uhr abends unter, es ist kaum möglich, sich vorzustellen, daß bei Annie in Schweden jetzt die hellsten Nächte herrschen, hier ist zwölf Monate lang die Sonne nur von halb sechs bis halb sechs am Himmel.

Unten an der Jakobsleiter auf dem schmalen Bergkamm, wo die Automobilstraße zwischen zwei Reihen hoher, senkrechter indischer Tannen hinläuft, bleibe ich gern an einem der Tannenstämme stehen und schaue in das breite Schluchttal, wo der große senkrechte Wasserfall einen rauschenden weißen Strahl erst über Stufen von Felsen, dann an der Felswand senkrecht in die Tiefe stürzen läßt. Blühende rote Feuerblumenbäume stehen am Abhang, und zwischen dem Korallenrot dieser Dadap-Bäume hängt das immer stürzende scharfe Wasser des Falles, und seine brausende Stimme tönt und füllt die grüne sonnige Schlucht an.

Die Sprüche Salomonis sind wunderbar, sie gefallen mir noch besser als die Psalmen Davids. Ich erquicke mich morgens immer zuerst an der Weisheit



der unerschöpflichen Bibel. Sie liegt neben meinem Bett, und Annies kleines Bild steht darauf. Beides sind mir unzertrennliche Dinge, der Geist der Bibel und Annies Herz.

Ich will noch etwas von Lomboks Gottesdienst und Sitten schreiben: Lombok heißt in der Bevölkerung dort Salaparang oder Salamparang, der Fürst heißt: Radja von Salaparang. Wahrscheinlich hieß das erste kleine Saffat-Reich der Urbevölkerung Reich Salamparang. Das soll am Fuß des Vulkans Rendjan gelegen haben. Es muß noch Ende des fünfzehnten, Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bestanden haben. Die Einführung des Mohammedanismus fand in jener Zeit schon statt. (Ein balischer Lombokfürst, der 1741 bis 1775 regierte, war von väterlicher Seite Saffat, von mütterlicher Seite Balinese, er hieß Goesti Wayan Taga.) Aber um die Mitte des 18. Jahrhunderts kamen die Balier auf Lombok zur Herrschaft. Die Religion der Hindu-Balier ist fortgesetzt bestrebt, böse Götter durch Opfergaben zu versöhnen, wobei kein Opfer zu groß ist. Ein früherer Fürst von Karang Asam (Lombok), der im Krieg geschlagen war, hatte einen seiner Sklaven im Wald getötet, und dann den Leichnam, mit Kleidern bedeckt, zwischen die anderen zahlreichen Opfergaben gelegt. Die Tat kam dadurch heraus, daß ein starker Wind entstand, die Kleider aufhob und den Toten zeigte, während die Priester das Beda-Gebet murmelten. Fluch traf den Fürsten, den vermessenen, so daß er nie zur Macht kam. Ein anderer Fürst zu Gianjar wollte auch einen Sklaven in der Nacht zum Opfern töten. Als er ihn morden will, irrt er sich im Dunkeln und tötet seinen eignen Sohn, der dann verbrannt und geopfert wurde. Diese Opferungen sind Überbleibsel des uralmaiischen Gottesdienstes. Die balinesischen Hindu-Priester wollen nichts davon wissen, aber sie geben manchmal dem Volkswillen nach. Noch am 7. März 1875 befand sich zwischen den Opfern, den geschlachteten Enten, Hunden, Ferkeln, Früchten und Blumen, ein Mann hingelegt, dessen Tod auf den Rat des Pemangkoe (des Volkspriesters, der heute noch neben dem Hindupriester

Gottesdienst übt, ihm zu Füßen sitzt, die niedern Tempelarbeiten tut und eine Art Vermittlung zwischen Hindu-Religion und dem Volksglauben bildet) erfolgte, um eine herrschende Epidemie zu beschwören. Es wurden auch oft noch Menschenköpfe jährlich geopfert an der Süd-Westküste von Lombok in Laboean Tring. Ein Überbleibsel des javanischen Gottesdienstes ist das Fest Raboet-Sedana. So heißt eine aus Pfennigen gemachte Puppe. Einmal im Jahr wird sie aus dem Dorftempel auf vergoldeter Tragbahre nach dem Seestrand oder an einen Fluß hingeführt, um den Jahrestag der Wassergötter zu feiern. Bei diesem Fest bleiben die Hindu-Priester in einiger Entfernung stehen, und nur der Pemangkoe (Volkspriester) verrichtet den Gottes-Ehren-Dienst. (Ich schreibe mir diese Göttersitten gerne auf, um mir dabei ein Bild zu machen, wie es früher in unseren germanischen Wäldern auch nicht anders gewesen ist.)

Die Sonne ging heute unter und zeigte mit vielen Strahlen hinter dem Berg Ardjoeno in den blauen Abendhimmel. Die breiten Strahlen der versunkenen Sonne waren wie Nordlicht hinter dem schieferdunkeln Gebirge des Vulkans. Ein Strahl in der Mitte war rosa und zeigte auf den glitzernden Punkt des Venussternes. Als wolle er errötend auf den Stern der Liebe deuten und mich erinnern, daß ich heute mal wieder meine Liebeslieder im Buch „Ausgewählte Lieder“ nachmittags im Bett gelesen habe und im Geist dicht bei Annie gewesen bin und in Würzburg.

Ich habe heute heiß gebadet, da ich gar nicht mehr warm werde. Fröhlich morgens liege ich trotz wollener Flanellunterkleider halb erstarrt und kalt im Bett. Ich machte deshalb auch heute nachmittag einen langen Abendweg die Jakobsleiter hinunter. An der Autostraße unter den Tannen am Abgrund standen hochblühende rosa Malvablüten, große. Ich pflückte einige für meine leere Vase. Das Bad und der Weg machten mich wärmer. Aber es war viel Nebel am Weg, und man atmete schwer in der Abendstunde um fünf Uhr.

Ich esse seit gestern wieder, seit B. und H. abgereist sind, abends allein auf meiner Veranda und gehe

nicht zum langweiligen Speisesaal, wo alle sich gut unterhalten und ich mir als Deutscher allein wie ausgestoßen vorkomme zwischen deutschfeindlichen Holländern und Engländern. Ich leide sehr unter den deutschfeindlichen Gedanken meiner Umgebung hier. Oft habe ich Kopfschmerz im Speisesaal, nur aus Qual vor den Menschen, die alle antideutsch denken.

Wird denn dieses Leiden noch einen Winter andauern? Es ist kein Ende zu sehen. Ich bitte zum Himmel, aber es kommt keine Antwort; mein Schicksal, das hier eine wahre Kreuzigung für mich ist, Kreuzigung meines Herzens, meiner Gedanken und meines Körpers, ändert sich nicht. Soviel ich auch Gott bitte, es bleibt nun drei Jahre täglich immer dasselbe Leid bei mir, das morgens mit mir erwacht, am Tage mich quält und abends mit mir einschläft. Es ist erstaunlich, daß ich es noch aushalte. Aber ich fühle, daß jetzt meine Kräfte anfangen mager zu werden. Ich habe keinen gesunden Widerstand mehr, seit ich auch noch mit Malariaanfällen kämpfen muß. Himmel, Himmel, Himmel, bringe mich bald heim! Sonst wird es zu spät! Einmal möchte ich doch noch meine Annie umarmen und küssen. Ach, ich möchte doch so gern noch Liebe genießen. Ich möchte nicht ohne Annie sterben.

Zofari, 29. Juni 1917

Heute nacht träumte ich sehr lebhaft: Ich ging durch eine Straße mit schönen, hohen Häusern. „Es ist still,“ sagte jemand; „wenn die Bauleute dort nicht an einem Hause bauen würden, könnte man denken, es ist die Stille eines englischen Sonntags.“ Dann sah ich plötzlich ein aus rotem Stein (Porphyr oder roter Sandstein) gebildhauertes Bett vor einem Hause auf der Straße stehen, in dem Bett war ein König, halbaufgerichtet, auf einem Ellenbogen liegend, wie träumend, auch aus dem gleichen roten Stein gehauen. „Der König bist du,“ sagte jemand neben mir. „Und deine Bildsäule, liegend im steinernen Bett, wird hinaus in dein Waldhaus gebracht, wo schon dein Kopf als Bildstatue steht.“ — „Ach, das kommt alles

zu mir, in mein Schreibzimmer oder in meinen Garten?" fragte ich ganz erstaunt. Dann befand ich mich in einem Haus, das lag in einem Garten an einem Bergabhäng, aber es hatte nur ein einziges Zimmer. Man zeigte mir bunte Aquarellbilder von seltsamen fliegenden Insekten und Göttinnen in blauem Himmel, und die Bilder waren wie Bilder aus Märchenbüchern. Das Zimmer aber war ganz leer; nur in der Mitte floß ein klares, reines Wasser wie eine Quelle aus den Steinplatten des Fußbodens. Das Wasser strömte unter der Türe hinaus und floß draußen in der Halle die große, breite Treppe hinunter. „Wird denn das Wasser nicht allmählich den Berg heraufwachsen, wenn so viel Wasser hinabfließt?" fragte ich. Aber jemand lächelte. „Ach, nein," sagte ich, „das Wasser läuft ja unten in die weite Welt weiter und wird nicht aufgehalten." Das war mein Traum.

Vom Garten rief der Unglücksvogel so laut, als ich eben eine Postkarte las, die ich von Herrn H. aus Soerabaja bekam. Ich glaube, der arme junge H., der so schmal, lang und fieberbleich aussah, er lebt nicht lange, darum rief der Vogel so laut, solange ich die Karte las.

Jetzt ist es totenstill. Der indische schwarze Friseur war vorhin da und hat meine Haare geschnitten. Sie sind recht graubraun jetzt. Früher waren sie rein schwarzbraun. Vielleicht habe ich ganz graue Haare, bis ich heim zu Annie komme.

Im Haag kommen jetzt deutsche und englische Abgesandte zusammen, um über den Austausch von Kriegsgefangenen und von bürgerlichen Internierten zu verhandeln. Besprochen soll werden, die bürgerlichen Gefangenen nach neutralen Ländern zu bringen und sie dort zu internieren. Ebenso die Kriegsgefangenen. Entschieden darüber ist heute noch nichts. Ach, ich komme dabei wieder nicht in Frage, denn ich bin schon in einem neutralen Land, und man wird mich von hier nicht in ein anderes neutrales Land reisen lassen.



Tosari, Samstag, 30. Juni 1917

Es ist mir ein großes Wunder geschehen, ich schrieb schon davon heute morgen in meine Bibel auf die letzte Seite. Ich habe heute morgen erkannt, daß es einen persönlichen Gott gibt. Die Erkenntnis kam mir, nachdem ich in den letzten Tagen oft die Psalmen gelesen. Heute morgen las ich den fünfzigsten und den sechzigsten Psalm in meiner Bibel. Und auf einmal stand die Erkenntnis des persönlichen Gottes stark und greifbar vor mir. Wohl dreißig Jahre habe ich hin und her erwogen, nachgegrübelt, die Natur und mich selbst beobachtet und den persönlichen Gott erkennen wollen. Konnte ihn aber nicht glauben. Wie wunderbar überzeugt bin ich nun! In wenig Wochen bin ich fünfzig Jahre alt. Dieses ist mein schönstes Festgeschenk, daß ich die Persönlichkeit Gottes nicht bloß in allem Lebenden, sondern auch für sich als ein Lebendes, als eine Persönlichkeit erkannt und klar erfaßt habe. Das ganze Leben ist ein Festzug, von Gott zusammengestellt, und an seiner Spitze geht Gott selbst als Persönlichkeit. Die Welt, die unendlich, ewig, geistig ist, gebildet vom Geist, den wir Gott nennen, diese Welt hat natürlich auch ein Ich, das Ich der Welt ist Gott. Denn alles, was lebt, Gutes und Böses, Starkes und Schwaches, alles ist göttlich im unendlichen Gottweltall. Dieses Weltall muß ein Ich-Gefühl haben, ein persönliches Ich-Gefühl, ein einheitliches persönliches Daseins-Gefühl, und da es göttlich ist, kann sein Ich nur Gott genannt werden. Dieses Meister-Ich der Welt ist Gott. Glaubt ihr, daß man das schon wußte? Ich sage: Nein, das wußten die wenigsten bewußt bis heute. Man hat Gott nicht beweisen können. Aber mein Vergleich gibt einen untrüglichen Schluß auf das Persönlichkeitswesen Gottes. — Das ist so einfach. Warum ist das mir dreißig Jahre lang nicht zum Verstand eingegangen? Mit dem Gefühl fühlte ich Gott, mit dem Verstand habe ich ihn mir heute erst bewiesen. Ich bin wie erlöst von einem großen Lebenskampf. Dreißigjähriger Gotteskrieg schloß heute Frieden mit meinem Verstand.



Max Dauthendey.

Tosari. | Orsava. | Tenger  
Samstag Gebirge. )

30. Juni

1917. (Fünf Monate bin  
ich nun hier 6000 Fuß  
hoch.)

Heute Morgen, als ich die 50. u. die 60. Psalmen David's gelesen hatte, geschah mir eine Erkenntniss. Ich erkannte, daß es einen persönlichen Gott gibt. Drei Wochen vor meinem fünfzigsten Geburtstag wurde mir diese Offenbarung, an der ich seit meinem 20. Lebensjahr, also 30 Jahre lang, nachgegrübelt und gezweifelt und ergründet und durchgerungen habe. Welche wirkliche Zielsicherheit ist heute in mein Herz, in meinen Geist, in meinen Körper erwogen! Gott lebt u. ist so persönlich, wie alles durch ihn lebt.

Die letzte Seite aus Max Dauthendey's Bibel

Die Menschen sehen anders aus. Die Bäume sehen anders aus. Die Tiere, die Hunde, die Hühner, die Schwalben, die Blumen, die Wolken, die Dinge, alles, alles Lebende sieht auf einmal für mich anders aus seit heute morgen. Hinter allem steht das persönliche Ich Gottes. Es ist ein Ziel in allem. Mir ist, als hätte man mir auf einmal die Augen, den Geist, das Herz, den Leib, den Mut, die Lebensfreude klar gewaschen. Wie bin ich stark, sicher, zufrieden, endlich nicht bloß mit der Ahnung Gottes mich zufrieden zu geben, sondern mit der Erkenntnis der persönlichen Anwesenheit Gottes im Weltall. So wenig, wie ich mir mein eignes Ich sichtbar zeigen kann in meinem Leib, so wenig kann ich natürlich die Gestalt Gottes den Sinnen zeigen. Aber so sichtbar mein Verstand und mein Gefühl ein persönliches „Ich“ in mir fühlen, so sicher fühle ich im Weltall das göttliche persönliche Ich, von dem wir alle ein Teil sind, wie unser Leib an unserem Ich teil hat, aber das Ich des einzelnen noch mehr ist als der Leib, so ist das Ich Gottes noch mehr als das Weltall. Gott ist eine Persönlichkeit, ein Vater, ein Meister, er ist das „Ich“ des Weltalls.

Gestern abend las ich Strindbergs „Schwarze Fahnen“ aus. Und heute nacht sah ich einen Menschen, ich weiß nicht, war es mein Vater, war es Strindberg, oder war es ich selber, auf einem eisernen Rost wie in einer eisernen Krippe über Flammen braten, und ich selbst schürte die blauen Flammen. Dann auf einmal stand der Mensch von dem Rost auf, stand unten vor mir, strich sich nochmals über den Kopf, wie um dort mit der Hand Flammen zu löschen, und sagte lächelnd: „Nun ist es gut, nun ist es fertig!“ So ungefähr war das Gefühl, das ich vom Wortlaut seiner Gedanken und seiner Augen noch in mir behalten habe.

Vielleicht war dieser Mann auf dem Rost mein eigenes „Ich“, das ich dreißig Jahre mit Zweifeln und Fragen nach Gott gemartert habe. Und mein Ich, das heute Gottes Persönlichkeit klar erkannt hat, stand heute nacht schon von dem Vratrost der Zweifel

auf und stand frei und erlöst im Schlaf vor mir, so wie es mir dann morgens im Wachen geschah, als ich den Gedanken von Gottes Person klar erfaßt hatte. Ich möchte den heutigen Tag mit Gold und Purpur in den Weltkalender der Menschheit eintragen.

Jeder, der dieses liest, denke ernst und vorurtheilslos darüber nach, und er wird das „Ich“ im unendlichen Weltall-Leib nicht ableugnen können. Wenn jedes kleine Graß, jede Ameise, jeder Bazillus ein Ich hat, wie sollte dann die Unendlichkeit des lebenden, brennenden, wachsenden, atmenden Weltalls nicht auch ein Ich besitzen. Ich danke Dir, Gottes-Ich, daß ich Dich vor meinem Tod nach dreißigjähriger Suche mit dem Verstand erkannt habe und Dir nun bewundernd leben darf. Mensch, Dauthendey, freue Dich!

Ich erinnere mich noch, wie ich vor zwei Jahren in Garoet lächeln mußte, als H. S. mir im Pavillon des Hotel Papandajan, als wir über Religion sprachen, erklärte, er glaube an einen persönlichen Gott! Ich dachte damals, überlegen und durchdrungen von meiner vermeintlichen Aufgeklärtheit: Wie kann ein moderner junger Mensch von heute an einen persönlichen Gott glauben! Wohl glaubte ich an Gott, als an eine Kraft, verteilt im Weltall, aber ich glaubte nicht an das „Ich“, an die Person eines Gottes; ich hielt mich für so aufgeklärt, und ich war doch noch ganz in Dämmerungszuständen, — so wie alle gebildeten Denker heute in Zweifeln und Dämmerungen sich aufgeklärt vorkommen. Nun glaube ich aber an einen persönlichen Gott, den mir keiner mehr widerlegen kann.

Habe ich deshalb so viel auf Java allein sein, nachdenken, nachempfinden, Gott anrufen, Gott suchen, Gott fühlen und endlich Gott als eine Person erkennen können, und mußte ich drei einsame Jahre ohne Frauenliebe aushalten, um Gottes Liebe und Gottes Ich zu finden, dann will ich nie mehr über die drei Jahre Einsamkeit, Gefangenschaft und Abgeschnittensein von Annie und von der Heimat mich beklagen. Dann, wenn ich auch hier sterben sollte,

will ich mich freuen, daß alle meine Qual ein inneres Ziel gehabt hat. Denn die Erkenntnis der Gottespersönlichkeit ist noch viel beglückender als die Erkenntnis von der Weltallfestlichkeit. Nun steht mir Gott noch als ein Genuß im Weltall-Leben bevor. Einmal werde ich ihn vielleicht von Person zu Person auch mit äußerlichen Augen sehen, so wie ich ihn jetzt mit inneren Augen gesehen und erkannt habe.

Aber habe ich denn je mein eigenes Ich gesehen? Habe ich mich selbst nicht gesehen, wie kann ich Gott sehen? Er ist. Und dieser Gedanke muß mir vollkommen genügen. So wie ich weiß: Ich bin. Und dieser Gedanke muß mir auch mein Leben lang genügen. Gott ist, so wie ich bin.

Wie kam ich nur dazu, daß ich jahrelang von mir, von meinem „Ich“, vom „Ich“ meiner Freunde, von allen „Ichs“ aller Leben sprach, und wollte dem Weltall, dem unendlichen, kein „Ich“ zusprechen, keine Persönlichkeit. Wie kurz war früher mein Schluß! Ich bin in Gott. So wie jeder Blutstropfen in mir, jeder Gedanke in mir, jede meiner Taten von Max Dauthendey ist, so ist Max Dauthendey von Gott. Und Gott hat ein Ich, sein Ich ist die Summe aller Ichs des Weltalls. Jedes Ganze hat ein Ich. Das Ich des Weltallganzen ist Gott.

Persönlicher Gott, ich danke Dir für diesen Festgedanken heute, der mir so lange gefehlt hat. Nun gehe ich frei und aufrecht, erlöst von allen Zweifeln und glücklich, an Gott nicht nur zu glauben, sondern Gott zu wissen, den persönlichen Gott zu erkennen.

Wie saß ich heute viel ruhiger unter den anti-deutschen Holländern und Engländern beim Mittagessen an meinem einsamen kleinen Tisch. Wo ich mir monatelang wie ein Ausgestoßener, wie ein Überspannter, ein von allen Leuten fern, entfremdet und einsam Lebender vorkam. Die Tiere, die Pflanzen, die Wolken bereiteten mir, wenn ich Annie nicht hatte, mehr Genuß im Betrachten als die Menschen. Das ist seit heute anders. Die Menschen um mich sah ich heute als meine göttlichen Mitgesellen an, unser aller Ziel ist der persönliche Gott. Auch meine

Feinde, die Engländer und Amerikaner im Eßsaal, sie kamen mir heute beim Mittagessen zum erstenmal seit drei Jahren nicht als Feinde vor. Daß alle Ichs der Welt aus Gott sind und dem persönlichen Gott angehören, dieses erlösende Gefühl gab mir eine wunderbare äußere und innere selige Zufriedenheit, die ich noch nie unter Menschen gefühlt habe.

Seit dieser unglückliche Krieg vor drei Jahren begonnen hat, ist mir alle Friedlichkeit Menschen gegenüber verloren gewesen. Heute aber habe ich Gott als Person und mit ihm alle Menschen als seine Werke, seine göttlichen, friedlich in mich aufgenommen. Ich bin jetzt, wo es Abend geworden ist, so glücklich und friedlich wie am Morgen, wo ich Gott in Person erkannte nach dem Lesen der Psalmen Davids. Nun sind mir die Psalmen Davids so lieb wie die Sprüche Salomons geworden.

Man muß erst Gott dreißig Jahre gesucht, mit Verstand und Gefühl gesucht haben, um zu verstehen, wie wohl mir ist, nach allen langen Gedankenqualen, Gedankenverwicklungen, Gedankengründen endlich einfach Gott als das Ich des lebenden Weltalls erkannt zu haben, denn es gibt kein Leben ohne Ich, und so gibt es auch kein Weltall, das alles Leben ist, ohne Ich, und dieses Ich ist Gott, Gott ist also ein persönliches Ich.

Gestern und heute den ganzen Tag spielt im Nebel draußen fern ein Gamelang seine wunderbare beruhigende Musik. Am Gartenrand ist ein Abgrund. Über den Abgrund weg liegt auf einer tieferen fernen Bergstraße ein Dorf. Wenn es klar ist, sehe ich seine Bambusdächer leuchten. Aber jetzt ist zwei Tage viel Nebel um Tosari gewesen, und die Gamelangmusik jenes Dorfes, wo wahrscheinlich eine tagelange Hochzeit gefeiert wird, kommt wie Geistermusik aus dem Nebel und tönt leise und glücklichmachend seit acht- undvierzig Stunden fast ununterbrochen Tag und Nacht auf meine verglaste Veranda, wo ich sitze und schreibe, oder auf dem langen Strohstuhl liege und lese.

Die Musik tönt noch, während ich dieses niederschreibe, aus der Nacht durch die schwarzen Scheiben



herein. Vor mir leuchtet glücklich ein Strauß riesiger rosafarbener Stiefrosen, den ich heute morgen am Abendgrundrand beim Spaziergang auf dem Autoweg unterhalb von Tosari pflückte, indessen das Rauschen des Wasserfalles in der Schlucht mich und meine Erkenntnisgedanken auf dem Morgenweg begleitete. Der Gamelang läutet wie eine Himmelsmusik, als läuteten alle Glockenblumen im Urwald in den Abgründen. Und hier scheint die gelbverschleierte Lampe über den rosa Blumenstrauß vor mir und in mein Buch. Alles leuchtet glücklich, weil ich innerlich klar aus mir selbst glücklich leuchte.

Niemand habe ich seit acht Tagen gesprochen, seit B. und H. abgereist sind. Immer war ich bei allen Tages- und Nachtstunden schweigend mit mir allein vor der riesigen Landschaft, vor dem Blick in die Abgründe, vor dem Blick auf das Meer, vor dem Blick über die Wolken und in die Nebel und zu dem wachsenden Mond, in die Sterne und in mich selbst.

In solcher Einsamkeit vor großem, weitschauendem Fernblick, in sechstausend Fuß Höhe, da müssen einem Zweifel endlich klar werden und, da muß dem, der sucht, auch eine Erkenntnis kommen. Denn ich lebe auf diesem Berg so rein und weltfern wie ein Säulenhelliger.

Berge ragen hinaus in den reinen Äther, auf Bergen denkt man reiner als in der staubigen Ebene, wo die Fernblicke beengt sind von Häusern und Bäumen. Es ist, als ob mit dem fernblickenden Auge, dem äußeren, auf den Bergen auch das innere Auge des Geistes weitere Ausblicke auf Geistesweiten erhielte, wenn man allein und geistig suchend auf hohe Berge zum Weltäther hinaufgestiegen ist.

Italien muß jetzt auch gegen Palästina den Engländern mithelfen. Ich glaube, ganz Europa muß jetzt nach Blut und Pulver stinken, auch die Meeresluft um Europa herum. Da spricht man von Menschenopfern, die die Wilden in Neu-Guinea abschlachten. Aber was sind die Millionen europäische Tote gegen die paar Wilden, die sich jährlich in Neu-Guinea auffressen. Zuletzt müssen uns die Urwald-

wilden wieder Mitleid und Menschenwürde beibringen, uns Europäern. Die werden alle nach den Kriegsjahren vergessen sein, diese Kultureigenschaften. Wie soll man vor unseren Geistlichen Achtung behalten, daß sie nur den Wilden als Missionare Friedlichkeit lehren und dazu besonders aus Europa in die Südsee reisen. Sie sollten erst zu Hause Frieden lehren und Frieden gründen, so daß es zu keinem Krieg in Europa hätte kommen können. So aber werden sie Feldprediger und müssen die Soldaten vor der Schlacht auch noch anfeuern, Soldaten zu sein. Weil sie dafür bezahlt werden vom Staat, tun sie es auch und predigen Krieg statt Frieden heute. Und in Friedenszeiten verdammen sie die Wilden Neu-Guineas und nannten die alten Waldvölker dort, wenn sie in den Krieg gingen, gottfeindlich und redeten den Wilden das Kriegsführen aus. Alles für Bezahlung, hier wie dort. Das gefällt mir gar nicht; es ist keine Logik im Handeln der heutigen Geistlichkeit, — sie sind beinah wie bezahlte Schelme. Christus würde mit seinen zwölf Jüngern keinen römischen Soldaten Feldpredigten gehalten haben. Er hätte die Soldaten vom Töten abgehalten. Das sollten unsere Geistlichen, die Nachfolger Christi sein wollen, auch tun. Nennt euch nicht Christen, wenn ihr Christi Lehre nicht verbreiten dürft und wenn ihr fürchtet, damit eure Stellung und euer Brot zu verlieren. Die Apostel fürchteten nichts, als sie in die Welt zogen und das Mitleid lehrten.

Tosari, Montag, 2. Juli 1917

Ich habe heute die Smereoesskizzen in meinem Skizzenbuch mit Aquarellfarben „bearbeitet“.

Ich sehe und spreche keinen Menschen. Nur bei Tisch sehe ich Leute, fremde, im Saal sitzen. Ich möchte so gern mal mit Familien plaudern, mit Damen. Ich bin furchtbar müde und gequält von der ewigen Einsamkeit. Und kein Brief von Annie, kein Lebenszeichen!

Es ist jetzt trocknes, schönes Wetter. Es hat lange nicht geregnet. Aber ich gehe wenig spazieren, nur

jeden Morgen zur Aussichtsbank, zur ersten, dort starre ich in die Luft. Dann gehe ich in mein Zimmer. Von mittags zwei Uhr ab bis zum nächsten Morgen um neun Uhr sitze ich auch immer in meinem Zimmer oder auf meiner Veranda bei Büchern, so daß meine Augen anfangen entzündet zu werden vom vielen Lesen. — Traurig, traurig, traurig!

Tosari, 3. Juli 1917. Halb acht Uhr abends

Draußen hinterm Haus im Osten steht der Vollmond über dem Bergkamm der „Drei Hindudörfer“. Vor mir vor den Glasscheiben steht der Abendstern über dem Bergkoloß des „Ardoeno“. Es ist seit einer Viertelstunde vollkommen Nacht auf der Erde. Nur der Himmel ist noch kristallen grünlich am Bergstrand. Die Grillen ziehen lange schneidende Laute. Ich habe einen kleinen Abendweg im letzten Licht gemacht. Ich schleppe meine Sehnsucht und mein Heimweh wie einen Korb voll Steinen auf dem Kopf, wenn ich so allein täglich denselben Weg zur Aussichtsbank schleiche. Viele Monde muß ich noch ab- und zunehmen sehen, bis ich fort darf von der Insel der Gefangenschaft. Ich fühle, als würde ich, seit der Friede immer aussichtsloser wird, mit jedem Mond ein Jahr älter und ein Jahr müder.

Der Hochzeitsgamelang aus dem Bergdorf über der Schlucht spielt immer weiter drüben, seit Tagen. Diese kindlich lieblichen Laute, die manchmal an Klavier-sonaten erinnern, und die Grillen sind meine einzige lebende Gesellschaft. Ich habe mir heute aus Verzweiflung, weil ich mir so gern die alten Münchener Straßen und deutschen Menschen vorstellen möchte, wieder einen Roman von Heinrich Mann „Die Jagd nach Liebe“ zu Ende gelesen. Es ist schrecklich unerquicklich, der ganze Inhalt, aber es ist wenigstens echt, wenn es auch schwül, schwelgend und wie vor dem Spiegel geschrieben ist und es einen deshalb wenig deutsch anmutet. Aber es leistet mir Gesellschaft, so daß ich nicht immer an mich denke.

## Im Halbdunkel

Ich schleiche im Abend, du bist mir im Sinn.  
Am Grabhügel zittert der volle Mond hin.  
Dorfhütten atmen schwer schwälenden Rauch.  
Im Halbdunkel ist es der Heimat Hauch.  
Und bin doch fort über Meere und meilenweit,  
Die Sehnsucht betrügt den Raum und die Zeit.

Tosari, 3. Juli 1917

Tosari, 5. Juli 1917, vormittags zehn Uhr

Ich habe heute morgen die Ernennung des Propheten Samuel gelesen und dann die Erwählung des Königs Saul, des ersten Königs der Juden. Es ist wunderbar, daß der alte Prophet Samuel den Juden zuerst keinen König geben wollte. Er sagte zu ihnen: „Ihr seht damit Gott Euern Herrn ab, der ist König der Juden.“ Also war seit Moses Zeiten bis zum Propheten Samuel das Judentum ein Priesterstaat gewesen. Dann wählte Samuel auf Drängen des Volkes und nach dem Rat Gottes den jungen Saul zum König. Der war einen Kopf größer als alle Juden, und solange er lebte, ging der Krieg gegen alle Stämme rundum, gegen alle Nachbarn nicht aus. Die Juden hatten vorher unter dem Hohenpriester Eli und unter Samuel Niederlagen gegen die Philister erlitten; es ist deshalb leicht zu verstehen, daß sie statt des Regimentes der Priester einen kriegsgeübten König wünschten. Aber dann merkte Samuel, daß es nicht gut war, daß der König Saul nur kriegerrisch war. Und er benahm sich wie die Päpste gegen die Könige und Kaiser der Christenzeit. Er sprach einen Fluch gegen Saul aus, da dieser zugelassen hatte, daß man den König Agag der Amalekiter nicht getötet hatte, und daß man Schafe und Gut der Amalekiter geraubt hatte. Denn beides hatte Samuel dem König Saul verboten, als dieser auszog, zu kämpfen. Und Samuel tötete selbst den König Agag vor den Augen des Königs Saul. Und er verdamnte von da ab den eigenmächtigen König Saul und salbte heimlich den kleinen Hirten David, der auch schon

und mutig war, und der außerdem auch noch das Saitenspiel verstand. Von da ab wurde Saul ruhelos. Und Saul ließ einen Mann suchen, der ihm die Unruhe mit Harfenspiel vertreiben sollte. Da brachte man David zu ihm. — Ich schreibe dieses Altbekannte nochmals im Zusammenhang, kurz aufgeführt, nieder. Ich will nur zeigen, wie das Volk der Juden sehrstlichst einen König wünschte. Wie das Hohepriestertum den König als eine Gottesbeleidigung erst ablehnte. Wie dann aber der Priester den ersten König absetzte und den zweiten König einsetzte, um sich und dem Volk zu beweisen, daß er, der Priester, über dem König stand. Und daß er diesen Beweis brauchte, um sich seiner Macht für immer bewußt zu bleiben. Denn Sauls Vergehen war gar nicht sehr groß, finde ich. Man hätte ihm ruhig verzeihen können. Aber Saul war unmutig, herrisch. Zuerst hätte man aber von Samuels Seite auch den Sohn Sauls Jonathan als königsunwürdig erklären müssen. Er hatte auf einem Feldzug an einem Fastengelübdetag im Wald ein wenig Honig genommen, nachdem er seinen Stock in einen hohlen, von Honig überfließenden Baum gesteckt hatte. Dafür sollte er dann sterben, aber das Volk bat für ihn, und er durfte leben bleiben. Aber da nun immer doch noch Fluch auf Jonathan ruhte, konnte Samuel einen ganz neuen König, den kleinen jungen David, salben. Und David wurde gesalbt. So hatte Samuel, der mächtige, der wie ein Papst handelte, Saul und seinen Nachkommen auf die Seite geschoben. Und immer blieb er, Samuel, allmächtig groß, indessen die Könige vor ihm kamen und gingen, wie er es für gut fand. Seltsam ist auch, daß Samuel einsah, daß Könige nicht bloß kriegerisch und heldenhaft sein müssen wie Saul, sondern, daß sie auch kunstliebend wie David sein sollen. Dieses Herz Davids versprach dem Samuel mehr Freude, da es Feingefühl für die Kunst mit Kraft und Männlichkeit vereinte. Und David, der kunstliebende, steht auch in der Geschichte dann höher als Saul, der Soldat. So sollte es immer sein. Ein König soll den Soldaten und den Künstler in sich mit Weisheit



vereinen. Und dann lobe ich mir eher ein Priesterregiment als ein Soldatenregiment. Am idealsten ist ein König, wie David einer war, oder einer wie Salomo.

Abends halb sieben Uhr

Bin um halb sechs Uhr spazieren gegangen. Die Nebel stiegen schon aus den Tälern. Im alten Tosari standen am Weg zwei Javaninnen, sie trugen jede in einem dicken hohlen Bambusrohr Wasser heim, waren stehengeblieben und plauderten an der Wegkante, ehe sie sich trennten, eine kleine Minute, so wie Mädchen bei uns zu Hause im Dorf. Es ist auf der ganzen Welt dasselbe, dachte ich. Die Männer rauchen, die Frauen schwagen.

Ich war durch Alt-Tosari die Autostraße hinuntergegangen und stieg die Jakobsleiter hinauf. Außer ein paar Kulis und zwei spazierenden Europäern begegnete mir nur der Nebel, der, vom Sonnenuntergang rösig gefärbt, mir von unten entgegenkam. Auf der Jakobsleiter wurde der Nebel so dicht, daß er mir fast den Aufstieg verhüllte. Da bat ich ihn laut und freundlich, er möchte mir noch Zeit lassen, hinaufzukommen, denn beim steilen Aufstieg ist es peinlich, dicken Nebel zu schlucken, wenn man schwitzt und atemlos wird. Der Nebel war freundlich und gab mir Platz. Er wich zu beiden Seiten des schmalen Weges in die Abgründe links und rechts zurück, und ich konnte erstaunlicherweise und dankbar auf nebelreiner schmaler Wegstiege zur Höhe klettern. Es war wunderbar, und ich mußte ans Rote Meer denken, das den Kindern Israel in zwei Mauern auswich, als sie von Pharao verfolgt wurden. Mein Verfolger war die Nacht, die dicht hinter mir auch auf den Berg gestiegen kam, und ich wollte nicht gern im Nebel irren und in Abgründe stürzen bei Nacht und Nebel und wollte nicht gern Malaria heimbringen aus der Nebelkälte. Nun aber dankte ich dem Nebel, der mir eine freie Gasse gemacht hatte, und ich kam gut hinauf nach Tosari mit dem letzten Dämmerstrahl.

Ich habe nachmittags auf dem Bett noch die ganze

Königsgeschichte Sauls ausgelesen in der Bibel. Sie endet herrlich mit der Todesrede Davids, welcher Saul und Jonathan beweint und besingt.

Es ist ein wundervoll tragisches mächtiges Schicksal über allen diesen Männern Gottes.

Heute morgen habe ich wieder ein Smereo-Aquarell in mein Skizzenbuch gemalt. Das war mein Tageswerk. Ich übe mich im Aquarellmalen, vielleicht muß ich mir damit hier meinen Lebensunterhalt verdienen, wenn der Krieg noch lange dauert.

Heute nacht war ein Kind von der großen Heuschrecke, die neulich nachts an meinem Waschtisch gefressen hat, in meinem Zimmer. Ihr Vater hatte sie herein geschickt. Sie sang aber bald so laut, daß ich nicht schlafen konnte. Ich machte ihr erst das Fenster auf, sie fand aber nicht hinaus, sie war noch so jung und dumm. Trotzdem ihr draußen die Eltern laut zusangen, fand sie die offne Scheibe nicht im Dunkeln. Dann mußte ich das Gas anzünden und ihr mit dem Handtuch sanft nachhelfen, und draußen sangen dann alle zusammen im Verein weiter, mit ihren langen ziehenden Tönen, die wie glänzende lange, haardünne Lichtstreifen im Finstern wirken.

Ich fürchte: wenn der Krieg noch einen Winter weiter dauert, dann werden wir zum Frühjahr noch interniert, wir armen Deutschen hier; weil als letzten Ausweg England das kleine arme Niederland doch noch mit hineinzerren wird in den Kriegsschrecken. Statt daß es Friede wird, wächst der Krieg täglich weiter an, wie eine blutige Sündflut aus Tod und Schrecken und Not, die ganz Europa ins Elend bringen will. — Gott sei uns gnädig, die Welt war wohl nie so düster vor den Augen der ganzen Menschheit wie heute in der größten Kriegszeit!

Die Entwicklung Chinas interessiert mich sehr. — Eben war Erdbeben, während ich den letzten Satz niederschrieb über China. Das ganze Haus wackelte, und alle Türen rüttelten. Ich sprang auf, es ist abends sieben Uhr. Ich öffnete die Verandatür und sah hinaus. Aber es ist Sternennacht, und außer der Erschütterung im Haus ist nichts zu merken. Ein einziger

Stern steht wie ein Licht oben auf einer Zacke des Vulkanes Ardjoeno im Westen von Tosari.

Solche Überraschungen sind öfters hier auf Java, Erdbeben und dann nachhaltige Totenstille.

Ich glaube, wenn China sich aufrafft, dann wird China tonangebender in Asien als das kleine Japan. Da es hundertmal größer an Einwohnerzahl ist, wird China natürlich auch länger brauchen, bis es zeitgemäß durchgebildet ist, als Japan. Aber dann wird es mal mit seinen noch unverbrauchten Kräften die ganze Welt und besonders Europa reichlich überraschen. Schade, daß ich das nicht mehr erleben und genießen kann. Denn ich liebe China sehr. Es ist das weiseste und zugleich das ursprünglichste aller alten Völker der Erde heutzutage.

Habe heute wieder ein Smeroe-Aquarell gemalt, den „Abstieg“\*). Jetzt habe ich bald zwölf Bilder von der „Smeroe-Besteigung“ fertig.

B. telegraphierte heute, fragte, wie es mir geht. Ich dachte schon, das Telegramm wäre von Annie. Ach, so lange, so lange kein Annie-Gruß.

### Vogel der Seele

Du Schwalbe, Vogel der Seele —  
Genannt so in alter Zeit —,  
So leicht fliegst du hin und weit  
Wie der Geist, der ohne Fehle,  
Geist der Unendlichkeit,  
Der Fluggeist aus Wille und Weisheit.  
Da draußen in der Nebelweite  
Schwebt der Ardjoeno in blauer Breite.  
Der Abendhimmel mit gelbrotem Schein  
Flieht als Goldfasan übers Verggestein.  
Und vor offener Tür überm Gartenstrauch  
Sticht die Schwalbe flink durch den Abendrauch.  
O Schwalbe, grüße der Seelen Seele,  
Für die ich mein Leben dem Tod abstehle.

---

\*) Farbig reproduziert auf dem Umschlag und Einband des Buches „Erlebnisse auf Java“ von Max Dauthenden (Verlag Albert Langen).

Tosari, 5. Juli 1917

Um acht Uhr abends war nochmals Erdbeben. Wieder schüttelte sich das ganze Haus rasselnd, der Steinfußboden bewegte sich hin und her. Als mein javanischer Junge mir das Abendessen wie immer auf die Veranda brachte sagte er: „Lindoe, dewa kalie,“ — Erdbeben, zweimal!

Tosari, Montag, 9. Juli 1917

In Poveredjo hat man am Samstagabend die beiden Erdbeben auch gespürt, stand heute in der Zeitung. Und eben erzählt mir im Vorbeigehen Herr von D., der Stallmeister von Tosari, daß im September vor zwei Jahren ein so starkes Erdbeben in Tosari war, daß der Billardsaal ganz schief stand und beinahe umgeworfen wurde. Im Fußboden des Saales waren drei Meter tiefe Einsenkungen vom Erdrutsch entstanden. Denn dieser Holzsaal steht ganz dicht am Abhang einer Schlucht. Es war das nachmittags um zwei Uhr. Er meinte, es wäre gar nicht gut, daß weder der Bromo noch der Smeroe-Vulkan augenblicklich rauchen. Einer mußte immer rauchen.

Gott gebe, daß ich 1918 endlich in Europa bin und das Erdbeben nicht mit erleben muß, das dann furchtbar sein wird, wenn die Wahrsagung recht behält. Heute hat es zum erstenmal wieder gesturzregnet. Es war ein ganz fürchterlicher Lärm, und es kamen ganze Wasserberge aus den Wolken. Um zehn Uhr hatte sich schon so dichter Nebel auf allen Gartenterrassen gebildet, wie es sonst nie war. Man sah kaum noch die braunen Holzgebäude vom Restaurationsaal und vom Eßsaal. Es war auch ganz dunkel bei Tisch im Eßsaal. Aber als der Regen von zwei bis fünf Uhr niedergoß, dachte man an ganze Meere, die vom Himmel fielen. Man hörte nichts mehr als den harten Schall des Wassersturzes über Hausdach und Garten. Jetzt im Abend ist es still, als ob es nie geregnet hätte.

Tosari, Dienstag, 10. Juli 1917

Ich habe heute das Buch „Ulen Spiegel“ von Charles de Coster (in deutscher Ausgabe) ausgelesen. Ich las viele Tage an dem guten dicken Buch. Es ist schon 1867 erschienen. Im Jahre, wo ich geboren wurde. Coster starb 1879. Er nennt es „Ulen Spiegel und Lamm Goedza“, die fabelhafte Geschichte ihrer heldenmütigen, lustigen und rühmlichen Abenteuer. Es ist ein fest und kräftig und tüchtig männlich gefühltes und geschriebenes Buch. Ich hatte gute Gesellschaft an ihm. Ich wünschte, ich hätte in meiner Verbannung nur so gute Bücher zum Lesen. Nur dann vergeht die Zeit wertvoll, sonst verschwimmt sie wie leerer Nebel, wenn man leere Bücher liest.

Heute mittag war wieder dicker Nebel, aber es regnete nicht; ich versuchte nachmittags um vier Uhr spazieren zu gehen; Bob, der Neufundländer, begleitete mich, aber ich mußte draußen vor Tosari wieder umkehren, der Nebel war zu qualmend. Ich werde ganz kurzatmig davon und bekomme keine Luft mehr.

Jetzt ist es nach Sonnenuntergang ganz hell geworden, der Himmel ist goldklar und etwas dunkel bewölkt vor meiner Veranda. Die Ragen schreien eben wieder sehr. Neulich vor dem Erdbeben schrie auch eine Rage langgezogen und jämmerlich, als fühlte sie in ihrem elektrischen Fell das Erdbeben nahen.

Jetzt blühen in den Gärten hier die Margaretenbäume wieder reich weiß. Wie große weiße Blütenberge stehen die Bäumchen in den Blumenbeeten und am Gartenabhang. Auch die Trompetenblütenbäume, die seit April mit ihrer Blüte ausgeruht haben, beginnen wieder lange, fußgroße Lilien, weißgrüne, zu treiben. Die Rosen blühen immer, mal mehr, mal weniger, aber ganz löschen sie nie in den Gärten und an den umkletterten Holzwänden der Villen aus. Die braunen Holzvillen stehen immer, von gelben Teerosen überschüttet, links und rechts auf dem Weg am Bergkamm und scheinen sich im Rosenreichtum recht wohl zu fühlen. Und die weißgekleideten, rosigen und blauäugigen und gelbblonden Holländerinnen vornehmer Familien nehmen sich mit ihren runden kleinen Kindern



und den braunen javanischen Kinderfrauen gut aus in der Rosenumgebung bei den hübschen Glasveranden, den lauschigen, vor den braunen Holzwillen. Die Gärten sind klein und niedlich, so wie die Holzlandhäuschen winzig sind, die in den Rosen liegen.

Wenn ich nicht auf dem Schreibtisch den Kalender mit der roten Ziffer und dem roten Monatsnamen vor mir stehen hätte, wüßte ich nie, welcher Monat es ist. Denn draußen blühen ja heute die Rosen, die Fuchsiendbüsche, die Pflaumenbäume, die Drangen- und die Pumpelnußbäume, die Kannablüten, die Heliotropbüsche, die Azaleen genau noch so wie am Tage meiner Ankunft, am 9. Februar dieses Jahres, als ich von der Hitze von Soerabaja auf die Bergkämme nach Tosari heraufkam. Und der Nebel kommt und geht, abwechselnd wie immer mit dem großblauen, klaren Äthersonnenhimmel. Nur der Nachmittagsregen hat an Regelmäßigkeit verloren. Die meisten Nachmittage sind jetzt seit Juni ohne Regen. Aber um fünf Uhr kommt der Nebel dicht aus der Tiefebene und aus den Schluchten herauf nach Tosari und wächst vor Sonnenuntergang mächtig an. Dann gegen sieben Uhr in der Finsternis verfliegt der Nebel wieder, und die Sterne stehen mit dem „eisernen Südkreuz“ die ganze Nacht funkelnd über meinem Dach.

Heute, der 14. Juli, ist der französische Nationaltag, und Paris tanzt heute. Wie oft haben Annie und ich in unseren Pariser Jahren 1896 bis 1900 abends zugeesehen, wenn dort am Nationaltag, wo vier Straßen sich kreuzten, vor den vier Eckgasthäusern auf der Straße Champions in Ketten und von Laterne zu Laterne gezogen waren, die leuchteten gelb und rot bis Mitternacht, und die Arbeiterwelt des Stadtviertels tanzte dort auf dem Asphalt.

Jetzt, im Nachmittag um drei Uhr, wird die Sonne so heiß und rückt von Nordwesten bis auf meinen Tisch, daß ich nicht mehr weiter schreiben kann, auch glüht das erhitzte Wellblechdach über meinem Kopf zu sehr. Es fressen zwei kalbbraune junge Ziegen draußen am Gartenrand unter den Rosenbüschen. Ihr Graszipfen und Grasfauen ist das einzige Ge-

räusch, das auf die Veranda zur offenen Tür mit dem heißen Sonnenstrahl zu mir an den Schreibtisch kommt. Ich werde in mein kühles Zimmer flüchten und später über den Kriegszustand weiterschreiben, wenn die Sonne untergeht. Das ganze Haus mit den zwölf Zimmern in einer Reihe schläft schon längst. Ich bin der einzige, der mit der Feder übers Papier kratzt.

Es ist hell, aber schwer bewölkt, nachdem ich nun um fünf Uhr aufgestanden bin vom Bett, wo ich das Leben der Könige nach David und Salomo in der Bibel gelesen hatte. Ich finde, die anderen Könige außer Saul, David und Salomo nehmen keinen so hohen Stand in der jüdischen Geschichte ein. Saul, David und Salomo sind eine wirklich großartige geschichtliche Trilogie in der Bibel. Es liest sich wunderbar, wie die Könige immer Gott anriefen aus Überzeugung, daß Er der Herr der Herren war.

Tosari, Sonntag, 15. Juli 1917

Es ist abends halb sieben Uhr. Die schleifenden Laute der Grille ziehen durch die Glasveranda an den zwölf Zimmern vorbei. Draußen im Dunkel über dem in Nacht verschwundenen Ardjoeno-Berg steht eine finstere lange Wolkenbank. Und als ich eben an das Verandafenster, ans offene, trat, sah ich den Venusstern als feinen Punkt dort im grünblauen Ätherdunkel blitzen, gerade inmitten über der drohenden Wolkenstrecke. Aber zugleich, als ich das Auge senkte und über die Fensterbank zu dem Rosenbusch sah, der da unter dem Fenster heraufgewachsen immer zu mir ins Zimmer winkt (wenn ich tags einsam geradeaus starre aus meinem Strohstuhl am Verandatisch), da entfuhr mir ein leichter Ausruf des Schreckens und des Bedauerns. Meine junge Freundin war geraubt. Eine junge helle Rose, die sich in der letzten Nacht erst erschlossen hatte, die einzige Rose an jenem Fensterstrauch im Garten, die einzige Rose, die seit Tagen zu meinem Fenster heraufgewachsen war, und an die ich gestern abend noch meine Wange angelehnt hatte, und die mich so kühl berührt hat, wie ein kühles Menschengesicht, die einzige, meine einzige Rose war

verschwunden, abgeschnitten. Der leere Zweig mit der kleinen blinkenden Schnittfläche sah mich als ein leerer Stummel aus dem dunkeln Garten an. Heute morgen, als die Rose mir so schön erschlossen beim Morgengruß, wie ich nach sechs Uhr auf die Veranda trat, im leichten Luftzug zugenickt hatte, da habe ich mich nachher auf mein Bett gelegt und dieser kleinen, jungen Rose ein Gedicht gemacht.

Der Venusstern im Himmel bligte mich jetzt tröstend an, es war wie ein letzter Erinnerungsblick von der verschwundenen Rose, ein Gruß, den der Stern in ihrem Auftrag mir zuwinkte. Wer war so grausam und schnitt meine Fensterfreundin ab? Sie war meine einzige Gesellschaft in diesen Tagen. Seit Wochen sah ich der winzigen Knospe zu, die, so allein am Strauch und so allein zum Fenster aufgestiegen, sich immer an die Scheibe lehnte, wenn der Fensterahmen geschlossen war. Behutsam hielt ich sie immer in acht, wenn ich öffnete, um sie nicht zu zerstören. Und sie hatte sich so schön entwickelt. Und neulich, als sie eben aus der grünen Hülle die ersten hellen Blätter wickelte, da mußte ich meine Wange an ihr streicheln, als ich in die dunkle Nacht sah; und sie allein war meine Gesellschaft auf der toten Abendveranda, wenn alle Menschen im Gesellschaftssaal sich unterhalten.

Liebe, kleine, helle Rose! Sie hat mir heute in der Morgenstunde so eifrig zugenickt. Sie wollte sagen, pflücke mich, sonst nimmt mich ein anderer. Ich habe es nicht begriffen. Ich wollte sie lebend am Strauch genießen. Das Auffallende an dieser kleinen Rose war, daß sie sich nicht dem Licht und dem Garten wendete, sondern während ihres Wachstums und Aufblühens immer hartnäckig ihr Blumen Gesicht herein in meine Veranda gewendet hielt, vom hellen Garten hin zu meiner Einsamkeit.

Ich empfand einen Schmerz, einen Verlust, einen Gram und empfinde das noch, da ich nun nie mehr die kleine Rose wiedersehe. Und ich könnte sie aus einer fremden Vase stehlen, wenn ich sie irgendwo auf einem Verandatisch stehen sehen würde. Ich

wollte sie lebend am Fenster haben und ein paar Tage, solange sie ihre Blütenhochzeit hielt, mich mit ihr freuen. Auch diese kleine Freude ist mir nun gestohlen. Und ich bin ganz einsam wieder.

Ich dachte eben im Sonntagabend an Annie, als ich den Abendstern im Westen sah und dann den Rosenraub entdeckte. Es wird meiner Annie doch nichts zugestoßen sein? Ach immer, wenn ich nach Westen schau, grüße ich Annie. Sie muß es fühlen. Von einem großen Rosenkletterbaum schauen drei, vier groß erblühte, vom Verandalicht halb erhellte Teerosen in der Ferne in die Nacht. Aber keine Rose lehnt mehr an meinem Fenster. Keine will mehr zu mir hereinsehen. Lebe wohl, liebe helle Rosenfreundin, lebe wohl!

Tosari, Montag, 16. Juli 1917. Abends  
sieben Uhr

Als ich heute morgen gerade unter der Schere des schwarzen indisch-javanischen Haarschneiders auf meiner Galerie saß und dem Fallen meiner grauschwarzen Wolle auf den weißen Frisiermantel zusah, kam Herr D., ein junger Deutscher aus Soerabaja. Er bleibt vierzehn Tage hier. Nun habe ich doch wieder deutsche Tischgesellschaft. Ich war recht froh.

Heute habe ich den ganzen Tag abgeschrieben. Ich bin jetzt auf Seite 47 in der Reinschrift. Es strengt mich sehr an, jedes Wort nochmals zu überlegen, ehe ich es in die Reinschrift bringe. Das Dichten ist nicht anstrengend gewesen, aber das Reinschreiben. Man zweifelt leicht, ob es deutlich ist. Manchmal auch ist man dann zu verantwortlich genau und verbessert zu viel. Davor habe ich Angst. Ich habe leider niemand, dem ich manchmal einen zweifelhaften Satz vorlesen könnte, um ihn zu prüfen. Zu Hause in Deutschland hatte ich es gut, da hatte ich immer meine Annie, die entscheiden mußte. Und sie hatte so ein gutes, klar fühlendes Urteil in der Dichtung.

Tosari, Freitag, 20. Juli 1917

Bekam heute einen Brief von Frau M., die mir zum Geburtstag gratuliert. Sie ist traurig, daß ich



ihr auf drei Briefe in drei Monaten noch nicht geantwortet habe. Aber ich arbeite so viel an meiner Dichtung und schreibe auch so viel Tagebuch, daß ich zu müde bin, dann Briefe zu schreiben. Denn Schreiben strengt in dem Tropenklima mehr an als irgendwo.

Und was soll ich schreiben! Ich erlebe fast nichts in Tosari. Ich lese, spaziere, schreibe, schreibe, lese, spaziere, gräme mich, lebe im Heimweh und lebe in Sehnsucht nach Annie ohne Ende.

Heute morgen um halb sieben Uhr schrieb ich schon an Annie. Ich glaube nur, mein Brief kommt niemals an, so wie ich jetzt gar keinen Brief mehr von Annie hierher erhalte. Das ist zu traurig. Ich habe so große Sehnsucht. Und nun kann oder darf ich nicht mal mehr deutsch schreiben, da der englische Zensor alle deutschen Briefe zurückhält. So schrieb ich heute schwedisch. Aber hier, wo ich immer holländisch und malaiisch und javanisch den ganzen Tag höre und niemals schwedisch, hier war es mir besonders schwer, schwedisch zu schreiben. Und mein Brief wurde, glaube ich; ein recht kindlich kindisches Schwedisch. Auch kann ich gar nichts erzählen, weil ich die schwedischen Worte wohl weiß, sie aber nicht richtig schreiben kann. Ach, mein Heimatleid wird immer größer von Monat zu Monat.

Der letzte Brief Annies an mich ist vom 31. Januar. Seit sechs Monaten keine Nachricht von meiner Anniefrau, nur zwei Telegramme oder drei in all der langen Zeit. Der Zensor läßt nichts mehr an meinen Namen durch, glaube ich. Und ich bin doch für England ganz ungefährlich hier.

21. Juli 1917. Samstag abend

Habe heute einen Brief von Herrn M. aus Djember bekommen, er erklärt mir die Reiseart, wie ich am besten auf das Idjen-Plateau kommen könnte. Aber jetzt, wo ich wieder Chinin nehme zweimal die Woche, ist gar nicht daran zu denken.

Gestern abend um halb acht Uhr wurde ich von N. aus Soerabaja ans Telephon gerufen. Er teilte mir im Namen von zwanzig Herren mit, daß man



am kommenden Mittwoch, dem 25. Juli, meinen Geburtstag in Malang im Palast-Hotel feiern wollte. Er will mir Dienstag sein Auto senden, Fräulein W. soll mich hier abholen und nach Malang fahren. Darüber war ich doch sehr erstaunt, daß so viele Herren zusammenkommen würden. Und ich finde gar nicht, daß jetzt in der Kriegszeit eine Feier am Platze ist. Es ist sehr gut gemeint, erfreut mich und ehrt mich, sagte ich ihm, aber auch meine Gesundheit läßt solchen Temperatursturz von Tosari nach Malang nicht auf einmal zu. Und ich bat ihn heute morgen nochmals telegraphisch und auch brieflich, bis zum Friedensfest zu warten, wo man dann ja bei einem Glase Wein immer noch meiner fünfzig Jahre gedenken kann.

Auch L. telephonierte heute früh aus Malang. Er wollte mich durchaus unten haben in Malang. Er sagte, ich müßte kommen, es seien da Vorbereitungen, die nicht mehr abgesagt werden könnten. Auch habe Doktor G. es ihm schriftlich gegeben, daß ich davon keinen Schaden nehmen würde, wenn ich nach Malang käme. Aber ich antwortete: „Doktor G. hat mich fünf Monate nicht gesehen. Wie kann er wissen, wie schwer meine Malaria ist?“

Ich liebe es gar nicht, so überredet zu werden, wenn mein Herz Nein sagt. Und es sagt Nein! Ich traure, daß ich ohne Annie, ohne Deutschland meinen fünfzigsten Geburtstag feiern muß, und ich will an dem Tag mit meiner Trauer allein bleiben, das tut mir am wohlsten. Und am Friedensfest, wenn es vielleicht noch in diesem Jahr ist, will ich mich gern mit einem Glas Wein noch nachträglich feiern lassen. Jeden Augenblick, während wir feiern würden, würden Deutsche zu Hause erschossen oder verwundet, da kann ich nicht mit freiem Herzen feiern. Es muß Frieden sein, wenn ich feiern und aufatmen soll.

Sonntag, 22. Juli 1917

Es ist ein verzweifelter Sonntag gewesen. Ich bin von solcher Sehnsucht und Niedergeschlagenheit geplagt gewesen. Vormittag arbeitete ich bis Mittag

am „Weltfestlied“ (Reinschrift). Aber gegen mittag brach es los, die Traurigkeit, die unvertreibbare.

Der Morgen um sieben Uhr war so verschwommen. Die Sonne steckte kalt in weißen Dunststrichen. Und der Himmel war, wie mit schmutziger Wäsche, mit schmutzigen Wolkenflächen behangen. Das war schon unerfreulich und bedrückte. Mittags blieb zum erstenmal die Zeitung mit den Kriegsnachrichten ganz aus. Weil seit drei Tagen javanisches Neujahr ist und die Javanen nicht arbeiten und überall Feuerwerk und Schwärmer abbrennen, wurde in Soerabaja auch keine Zeitung gedruckt. Es ist, wenn kein Telegramm von Europa und vom Krieg vor einem liegt, eine solche Leere im Inneren, in der Friedenserwartung meines Herzens, als sei der letzte Faden zur Heimat abgeschnitten.

Die Lampe brennt, ich schreibe Tagebuch und bin immer noch traurig. Und während ich schreibe, an dem kleinen viereckigen Strohtisch unter der gelbverschleierten Verandahängelampe, entblättern sich die fünf weißen Rosen vor mir durch die Erschütterung des Strohtisches beim Schreiben immer mehr, und um mein Tagebuch liegen lauter weiße Rosenblätter gestreut.

Längst hätte ich schon gern mal in dieses Tagebuch notiert, was für viele seltsame Menschen hier im Hotel, so wie in allen Hotels, bei dem langen Gasthausleben an mir vorbeiziehen. Sowohl in der Zwölfzimmergalerie, in der ich auf der untersten der drei Tosari-Gartenterrassen seit fünf Monaten wohne, als auch oben im Speisesaal bei den drei Tagesmahlzeiten. Am einen Ende der Galerie wohnt eine vierzigjährige Krankenschwester, sie ist schwindstüchtig und liegt tags auf einem Liegestuhl in der Sonne. Sie ist blaß, lang, hager, blaßblond, blaßblauäugig, und ihr Leben scheint auch verblaßt in Altjüngferlichkeit zu sein. Aber sie hat etwas im Gesicht, das erinnert mich an Annies Schwester Hertha, die Ärztin, als diese noch Studentin war und mir immer vorkam, als habe sie nur Lymphenblut im blassen Geäder ihres blassen Gesichtes. Sie hat auch dasselbe blaß-

blonde Haar gehabt. Diese Krankenschwester ist nun auch schon drei Monate hier, und sie geht in ihrer hellblauen, schlichten wollenen Jacke und dem dunkeln oder weißen Rock so angenehm einfach oft in kleinem Spaziergang um das lange Haus mit den zwölf Zimmern. Sie ist auch wie eine weiße Rose. Obwohl sie jetzt ein klein wenig Farbe bekommen hat und sich immer hütet, ihren Husten merken zu lassen. Dann hustet da drei Zimmer von mir weg ein Todfranker. Einer, der seit sechs Monaten an Lungenentzündung zu Bett liegt. Seit zwei Tagen wird er morgens um sechs Uhr für ein paar Stunden auf einen Stuhl in den Garten auf den Rasen gelegt, an die Sonne. Und liegt da wie ein Halbtoter, ganz eingesunken, mit spitzen Wangenknochen. Und riecht an einer braunen Ätherflasche. Ich habe nachts öfter für ihn gebetet, wenn sein Husten so erstickend und grauenhaft durch die drei Zimmer herhallte. Dann wohnt neben mir seit ein paar Tagen ein totenstillen junger Engländer. Er sitzt immer vor seiner Tür schon morgens um sechs Uhr in einem Schlafrock und liest aus kleinen gutgebundenen Büchern. Er ist auch mager, blaß und sieht kraftlos aus. Es ist auffallend, wieviel frange Menschen jetzt um mich sind. Das war früher nicht. In den ersten Monaten hatte ich den lauten, ewig pfeifenden und kraftprohigen Pflanze neben mir wohnen. Weiter auf der anderen Seite meines Zimmers wohnt jetzt für noch acht Tage der magenfrange, unruhige, lebenssehnfüchtige D., der auf den Operationstisch wartet und vor seinem Magen fliehen möchte. Weiter neben ihm wohnt dann eine blasse, schmale Norwegerin aus Singapore mit einem Kind, das wie ein Junge aussieht, aber wie ein Mädchen gekleidet ist. Sie ist allein und sitzt bei Tisch auch allein, und sie sieht aus wie an Einsamkeit und Alleinsein gewöhnt. Sie hat als Bedienung eine richtige Chinesin bei sich. Die läuft in schwarzen Hosen, über die eine dunkelblaue oder eine weiße Hemdjace bis ans Knie gradlinig niederhängt. Ihr glattes Haar ist spiegelnd an den breiten gelben Nagenkopf gebürstet. Sie schnurrt ewig schnell eng-

lische Sätze beim Sprechen, wie von einer Spule. Sie trägt zu grünen oder weißen Strümpfen meistens weiße hochhackige Damenballschuhe oder schwarze, und ihr Gang klappert immer ruhig und wie der Gang einer Ziege auf dem Steinboden der östlichen Galerie hin. Dort an den Tischen hügeln die Babus, die javanischen Zimmermädchen der Damen, Wäsche oder weiße Damenkleider, und die Chinesin steht gegen die Javaninnen nützlich und wirklichkeitsstrebend klar aus, indessen die Javaninnen wie träumende dünne, schlanke Prinzessinnen die Hügeleisen hin und her führen. Jetzt haben aber die Javaninnen schon gelernt „Yes“ zu der Chinesin zu sagen, die sie sonst gar nicht verstehen.

Oben im Eßsaal ist es Samstag und Sonntag ganz besonders voll. Doktor B. aus Malang ist auch wieder hier. „Ich bin immer noch hier,“ sagte ich zu ihm. Er war schon mal im Februar hier, und er staunte, daß ich immer noch hier bin.

Natürlich glaube ich, es muß sich im Krieg was ganz Besonderes ereignet haben. Und mache mir allerlei Erwartungen. Weil es heute zum erstenmal gar nichts zu lesen gibt. Die Grillen ziehen wieder ihre langen Pst-Laute in der stillen Galerie, wo die Lampen mit ihrem Äthylengas rauschen. Sonst ist es einsam um mich, und meine Traurigkeit sitzt in mir wie schwarze Tinte im Tintenfaß und will sich nicht aufhellen. Annie wird heute am Sonntag vielleicht besonders an mich denken, weil in dieser Woche jetzt mein Geburtstag ist. Arme Annie! Armer Max! So weit getrennt und so lange, so lange!

Tosari, 23. Juli 1917, abends acht Uhr

Habe heute am Weltfestlied (Reinschrift) bis Seite 111 gearbeitet.

Heute morgen schickte ich Annie ein Telegramm. Fünfundzwanzig Worte fünfundzwanzig Gulden. Well. Money received juny. No letter since january. Telegraph Tosari how are you. Love to you dearest. Greetings mother sisters. Max Dauthendey. — Vielleicht bekommt sie es gerade zu meinem Geburtstag, meine liebe, liebe Annie mein.

D. ist heute früh um sechs Uhr nach Nogodjadjar geritten, Sch. zu besuchen. Ich hatte keine Lust, mitzugehen. Teils der in mir wieder drohenden Malaria wegen, teils weil ich gern die Reinschrift meiner Arbeit bald beenden möchte. Aber es ist auf dieser Veranda schwer, lange zu arbeiten. Das Wellblechdach über mir, das, erhitzt unter der glühenden Sonne, fortgesetzt knistert, strahlt unerträgliche Glut auf meinen Kopf. Und der steinerne Fußboden ist unter meinen Füßen eiskalt, so daß ich nach stundenlangem Stillsitzen am Schreibtisch Gelenkschmerzen von der Steinfalte und Kopfschmerzen von der Wellblechhitze habe. Aber was soll ich machen! Es ist nicht abzuändern. Mittags bekam ich ein Telegramm von B. R., B. und H. wollen in einem Auto zusammen nach Tosari kommen, Mittwoch, also übermorgen, zu meinem Geburtstag. Das freut mich. Eine kleine intime, gemütliche Feier, das darf man sich in der Kriegszeit erlauben. Aber mehr nicht.

Ich habe heute mittag wieder Chinin nehmen müssen. Es begann etwas Fieber gleich nach Tisch. Ich glaube das Telegramm, daß Besuch am Mittwoch kommt, regte mich auf. Denn ich bin jetzt so abwesend versunken in mein Weltfestlied, und jedes Herausgerissenwerden regt mich auf. Aber ich kann es hier niemand sagen, da niemand es verstehen würde.

Auch muß ich in der Geburtstagszeit heftiger an Annie denken. Die Sehnsucht, die Sehnsucht, sie ist das schwerste Fieber.

Das Kind der Norwegerin, das zweijährig sein mag, sagte heute mittag auf der Galerie, als ich vorbei ging: „Titta, mamma, paa den!“ („Schau, Mutter, den an!“) Was an mir zu sehen war, weiß ich nicht. Vielleicht mein grauer Filzhut, oder mein brauner Anzug. Da das Kind immer nur weißgekleidete Leute in Tosari gesehen hat. Aber „titta paa den!“ sagte Annies gute Mutter oft zu mir, wenn sie sich wunderte und spaßhaft wurde. Es war mir, als ob ich Amalia Silverhufvud hörte. So nenne ich sie immer, weil sie schönes Silberhaar hat.

Die Norwegerin lächelte, als ihr Kind das sagte.



Und ich lächelste auch. Aber wir sprachen doch noch nicht zusammen. Ich bin immer so in Gedanken und finde zu schwer aus mir heraus, um lächelnd, spielend anzuknüpfen und ein wenig zu plaudern.

Die Norwegerin sang öfters heute mit feiner, sehr zarter, ruhiger Stimme, halb schwermütige, halb fröhliche nordische Lieder vor sich hin. Ich hörte sie an meinem Schreibtisch aus der Ferne.

Vom Krieg nichts Besonderes heute.

Tosari, 24. Juli 1917

Ich machte heute morgen von neun bis halb zwölf Uhr den Weg auf den nächsten hohen Bergkamm über die drei Hindudörfer: Wonokitri usw. Es war ein glasblauer, klarer Himmel. Keine Wolke ringsum, nur blaue Klarheit. D. begleitete mich nur bis Alt-Tosari, dort auf einer Aussichtsbank saß er dann, um eine der Krankenschwestern, für die er schwärmt, eine, die ihn bei der letzten Operation gepflegt hat, zu treffen. Er war auch noch schenkelmüde vom gestrigen Ritt nach Nogodjadjar. So ging ich allein. Was ich auch sehr gern tue.

Ich lebe dann mit allem, was mir begegnet, im Geist und im Gefühl, und so ein Weg wird mir dann reich wie ein Stück Leben. Wenn ich lange am Schreibtisch geschrieben und gegrübelt habe, so wie die letzten Wochen, dann badet mich ein solcher Spaziergang ganz und gar.

Im Tal unten der schmale Bach, der aus der Schlucht vom Nymphenbad-Wasserfall herkommt, war frisch und klar; und auf einem breiten, flachen Steinblock in der Mitte knieten drei junge Javanenfrauen; sie wuschen Wäsche. Sie sangen ihren näselnden Sang, Lieder, die sie aus reisenden Singspieltheatern aufgefangen und behalten haben. Zwei kleine Javanenjungen hatten da am Bergabhang gespielt, einer schien aber etwas angestellt zu haben, denn die Mutter, eine der Wäscherinnen, lief ihm nach, den Bergabhang hinunter. Er kletterte aber behender. Er mochte sechs Jahre alt sein. Und seine Mutter warf ihm zuletzt einen Stein nach. Alles geschah aber ohne

große Aufregung, ohne viel Wortschwall. Viel Worte machen liegt nicht in der lautlosen javanischen Art. Auch war der Himmel so blau, die Berge so besonnen grün, die Erde der Maisäcker war so leuchtend kupferbraun, das Bachwasser so klar, und die Mutter selbst noch ein junges törichtes Ding. Da konnte nicht viel Ärger über einen dummen kleinen, sechsjährigen Wicht entstehen. Ich kletterte den Zickzackweg in seinen fünf Windungen noch Wonokitri hinan. Vorher war ich schon, ehe ich zum Bach im Thal gekommen war, an einer entfernteren Quelle am Bergabhang, wo morgens Javanen und Javanenfrauen und Javanenkinder sich waschen und kämmen und auch ihre Kleider waschen, vielen lachenden braunen Badenden begegnet. Wie schmal sind ihre javanischen Körper, wie schlank ihre Glieder, und wie glücklich ihre schwarzen Augen, wie schön erdbraun ihre sanfte Haut. Und sie sind so hirtenartig unschuldsvoll, ländlich sinnlich und ländlich einfältig. — Alles dieses hatte ich doch nun schon im Kopf. Auch einer Mutter mit zwei armen Kindern, die aber reich an Sachen waren, war ich begegnet. Der Knabe, der vier Jahr erst zählen mochte, trug einen roten Fetz, was hier selten ist, und sein Gesicht war wie bei einem Clown mit weißem Reismehl eingeschmiert; er sah aus wie flüchtig weiß angestrichen. Das tun die Javanen, wenn sie Fieber haben, oder wenn sie sich gegen die Sonnenstrahlen schützen wollen. Man sieht es fast immer frühmorgens bei Frauen und Kindern, das mit Reismehl eingeweißte Gesicht. Aber nie sieht man es bei Männern.

Auf der letzten Wegwindung nach Wonokitri blieb ich stehen und skizzierte in mein Tagebuch die feine Aussicht. In der Ferne auf dem Bergkamm lagen zwischen den senkrechten grau-grünen Pfeilern von indischen Tannen die Holzdächer von Alt-Tosari, nur eine lange Reihe, denn dort ist nur eine Straße, und sie hat nur auf einer Seite Hütten. Denn die andere Straßenseite bildet der Abgrund des Berges, die Maisfelder dort und die Tannen am Abhang. In Wonokitri war es traulich, wie auf den fahlen Erdrasseln die verräucherten Holzhäuser außerhalb

des fahlen Bergdörfchens zum Himmel in die Höhe stiegen. Ein weißer Hahn an einer alten blaugrauen Hüttenwand oben an einem Berghang scharrte und krächte. Die hohen Bambusgestelle, die sonst voll Maiskolben, getrockneten, hängen, waren leer. Der Weg geht bergauf und bergab im Dorf. In ein javanisches Dorf tritt man immer durch eine Bambusgittertüre, die tags auf ist und nachts geschlossen wird. Im Dorf ist ein Tal, man geht bergab und bergauf, und um die Häuser und Höfe sind Bambuszäune. Immer liegen die Gehöfte eingehegt. Aber es ist nirgends ein Schmuck, nirgends eine Blume am Fenster, nirgends ein Zierstrauch in diesem hohen Dorf. Die Höfe sind kahle besonnte Erdf Flächen, hartgestampfter Lehm Boden, da liegen Bambusstangen und Reiskampfstroge und etwas Holz und ein paar Körbe. Ein paar winzige nackte braune Kinder sonnen sich und rekeln sich auf den Bambusstangen. Das Dorf ist fast menschenleer. Nur einige wandernde Frauen gehen die Bambustreppenwege im Dorf herab. Sie haben billige grüne Tülljacken an und armselige graue Sarongs. Nirgends sieht man geschmückte oder gepflegte oder gewaschene Menschen hier in den drei hochgelegenen Hindudörfern.

So armselige Bevölkerung wie hier habe ich nirgends sonst auf Java gesehen. Wie sauber und lachend gekleidet sind die Javanen der Preanger Gebirgsdörfer dagegen. Das Gras am Wegabhäng glitzert heiß, und das Licht springt davon glänzend ab. Das Licht erscheint hier springend und nicht breit leuchtend wie im Tal. Das Dorf liegt so hoch im Äther, wohl siebentausend Fuß hoch. Da blendet das Licht auf dem Gras mehr, als es leuchtet. Ich wandere weiter zu einer anderen Dorfstüre hinaus. Immer auf schmalem Bergkamm geht die Straße, links und rechts tiefe Bergabhänge. Es stehen hohe raschelnde Maiskolben am Wege. Sie sind wohl drei Meter hoch. Sie spenden Schatten über den Weg. Manchmal ein wilder Kaffeebaum an der Wegkante oder Bananenstauden, deren riesige drei, vier Löffelblätter sich immer wie riesige grüne Eselsohren in

der Landschaft bewegen. Tannen stehen still zu Seiten des Weges, viele Tannen, immer und überall, auch manch großer Dadapbaum, dessen heller Stamm an Buchenbäume erinnert. Seine Blüten sind wie rote Krebschalen. Und meist liegen diese zinnoberroten Blütenflecken unter jedem Stamm über den Weg zerstreut und leuchten von weitem lebhaft.

Ich bin eben im Schreiben unterbrochen worden. Besuch wurde angemeldet vom javanischen Diener, ein junger Holländer, Herr van der P. Aus Medan kenne ich ihn vom Jahr 1914, wo ich ihn bei Herrn von G. in Siantar auf der Pflanzung „Marihat“ getroffen habe.

Nun mache ich den Morgenspaziergang weiter. Aber ich bin herausgerissen, werde schwer den Faden finden.

Durch die Dörfer steigt man den Bergkamm hinab. In einem Dorf sah ich einen kleinen Garten bei einem Wedonohaus, der war mit lauter roten Pflanzen bepflanzt, rote Schlingblätter, rotes Gras, rotes Kraut. Der Garten sah aus wie das wilde Weinlaub in europäischem Herbst.

In der Nähe der Jakobsleiter bettelte mich ein junges Javanenmädchen einsam am Weg an, als ich am Wegrand saß und mir den Schweiß mit dem Taschentuch abwischte. Ich gab ihr zehn Cents. Aber dann bettelte sie weiter und wollte auch mein weißes Taschentuch haben. Da mußte ich aber lachen. Ich hätte es ihr auch gegeben, wenn ich nicht bedacht hätte, daß sie es zu einem Liebeszauber benutzen könnte. Javanen besprechen gebrauchte Gegenstände, um dem früheren Besitzer Liebe, Tod oder irgend etwas ähnlich Schönes anzutun. Ich wollte aber keinen Liebeszauber von ihr. Trotzdem sie ganz schön, schlank, jung, zutraulich und sanft war, wenn auch in ärmliche Lumpen gekleidet. Sie trug eine Feldhacke über der Schulter, sie kam von der Feldarbeit aus einem anderen Dorf. Sie blieb noch lange unten am Weg stehen, als ich nach Tosari hinaufstieg, und sie stand zwischen den Tannen des Autoweges und wartete vergeblich, indessen ich immer weiter die Jakobsleiter nach Tosari hinaufkletterte.

Als ich nach Tisch an meine Veranda kam, standen drei holländische Kinder draußen vor dem großen Kletterrosenbusch an meiner Veranda und stocherten mit langen Stöcken in einem Vogelnest dort. Ich war sehr erschrocken. Ich ging hinaus, sagte nichts und stellte mich schweigend neben die Kinder. Da sagten sie ganz von selbst: „Es sind Junge im Nest, aber man darf ihnen nichts tun.“ Ich schwieg, da ich mit schlechtem Holländisch die Kinder nicht erstaunen wollte. Sie sollten Respekt behalten. Dann sagten sie: „Wir wollen weiter gehen, daß die Eltern zurückkehren können zu den Jungen.“ Sie hatten aber schon heftig ein Loch ins Nest gestochen. Und ein Junges flatterte in meiner Glasgalerie herum. Die Kinder liefen fort und schlugen dann weiter weg am Vergabgrund unreife Pfirsiche von wilden Pfirsichbäumen. Ich rettete das Vögelchen, das immer gegen die Scheiben stieß. Ich ließ es zu seinen Eltern hinausflattern. Es war ein großes ängstliches Gepiepse bei den Eltern, die nun um den Rosenbaum flatterten. Dann flogen sie mit den Jungen glücklich fort. Ich war erlöst, daß ich es hatte retten können. Wie dumm sind doch alle Kinder! Ich war ebenso früher. Die Neugier plagt einen als Kind mehr als die Lust am Bösen.

Ein weißer Margaretenstrauß, den ich mir gestern morgen von den Büschen pflückte, steht jetzt im Abend in meiner Veranda vor mir unter der Hängelampe und zittert, wie neulich die weißen Rosen zitterten, als sie sich entblätterten. Draußen ging eben das erste Mondviertel hinter dem Ramberg im Westen goldgelb unter. Den ganzen Abend sah hoch die blaue Mondsichel herein. Jetzt wurde sie goldgelb und lockte mich vor die Verandatüre, ehe sie unterging.

Heute auf dem Vergrüden in Wonofitri im Schatten schritten einige Zikaden am hellen Tag, da war mir, als sängen sie wie mein Blut in den Ohren, wenn ich viel Chinin genommen habe. Die Zikaden, die jetzt abends in meiner Veranda lange ziehende Laute machen, die sind ganz anders in ihrer Musik als die am Tage im Feld.



Jetzt sind die letzten Stunden meines ersten halben Jahrhunderts. Es ist jetzt zehn Uhr abends. In zwei Stunden bin ich fünfzig Jahre alt.

Tosari, 26. Juli 1917

Nun sind die Geburtstagsgäste abgereist, und ich bin seit gestern fünfzig Jahre geworden, merke es aber nicht — unberufen —, alle sagen, ich sehe wie fünfunddreißig oder wie vierzig Jahre aus. Keiner will es glauben, trotz den glitzernden grauen Haarspitzen an den Schläfen, daß ich wirklich fünfzig Jahre alt bin.

Gestern morgen um sieben Uhr klopften drei japanische Diener an meine Türe. Ich war um sechs Uhr aufgestanden. Sie trugen einen Rosenstrauß von den Administratoren des Hotels und einen Riesenkorb voll Riesenchrysanthenen, weißen, großköpfigen, mit gelben feinen Mimosenblüten zusammengestellt (eine Visitenkarte vom deutschen kaiserlichen Konsul G. R. hing am Henkel des Korbes). Der zweite Riesenkorb von H. war reich aus hellila langen Begonien und sah ganz prachtvoll aus. Die Javanen trugen die Blumen auf meine Veranda, die sah von dem Blumenreichtum mit einem Schlage wie ein Treibhaus aus. Ich freute mich sehr.

Eine Visitenkarte sagte mir, daß H., R. und V. um sieben Uhr im Auto in Soerabaja abfahren und gegen zehn Uhr in Tosari sein wollten. Dann kamen Telegramme von allen Seiten. Und ich kam auf den Gedanken, mit Herrn D. zusammen und einem Jungen dem Auto der Herren entgegenzugehen bis zur Aussichtswegede unterhalb der Jakobsleiter am Ende der Tannenallee, wo der Weg steil um die Ecke zur Tiefe biegt. Und wir nahmen einen Javanenjungen vom Sanatorium Tosari mit, der trug in einer Hand eine Flasche Champagner, *Beuve Cliquot*, in der anderen Hand eine Serviette mit fünf Champagnergläsern.

Wie wir zu dem großen Rasenplatz, dem erhöhten, an der Wegbiegung kamen, wo man herrlichste Aussicht in die Tiefe und Weite hat, wo man die lange Linie der Straße am Berghang gegenüber zwischen

grünen Maisfeldern und unter indischen Tannen lange verfolgen kann, da versteckten wir die Flasche ins Gras, um sie kühl zu halten. Das Gras war schon warm. Aber die Erde darunter war noch kühl. Dann fanden wir einen javanischen Kuli am Rand des Rasenhanges über der Tiefe kauern. Er ging und holte uns mit anderen Javanen fünf Stühle und ein Tischchen aus einer der Hütten des nächsten Bergdorfes, das tiefer lag, im Hintergrund des Rasens. Wir deckten den Tisch mit der Serviette, stellten die Gläser auf und setzten uns beide nebeneinander in zwei Stühle an den Rand vor der ungeheuren Tiefe. Wir genossen den Morgen und den etwas kühlen, leichtbedeckten Wolkenhimmel, der die Tropensonne abhielt wie ein weißseidener Baldachin. Wir horchten, aber hörten noch kein Auto. Dann nach einer Weile, erst unten in der Ferne zwischen der Welt von Waldbergen, Feldern, Abhängen, stieg das Schnaufen eines Autos aus den Abgründen her. Es kamen in Abständen zwei Autos. Wir wußten nicht, welches nun N. war, und konnten deshalb nicht winken. Dann hatten wir auch einen Reiter, einen mageren, im Khakianzug in der Ferne gesichtet, über den Abgrund weg auf der Landstraße von Poespo. Wir hatten ihn für einen Engländer aus dem Hotel Tosari gehalten. Dann entdeckten wir ihn ganz nah, nachdem das erste Auto vorbeigeraust war. Es war Herr D. zu Pferd. Ich war sehr überrascht. Ich hatte ihn nicht erwartet. Er kam, um zu gratulieren. War schon um sechs von seiner Zuckerfabrik in Gejam aufgebrochen, bis Poespo mit Kareta, und von dort zu Pferd, das er sich aus Tosari telegraphisch dorthin bestellt hatte. Wir setzten uns alle drei. Das erste und das zweite Auto, die vorbei kamen, waren noch nicht meine Besucher. Endlich kam ihr Auto. Wir winkten, und sie winkten zurück. Und dann krabbelten sie, an der Wegbiegung angekommen, heraus. Wir schüttelten uns die Hände, und sie gratulierten. Wir setzten uns, der Champagner knallte und schäumte, und so saßen wir im Kreis um das kleine runde Tischchen und freuten uns gegenseitig des Willkom-

mens. Die Herren waren alle noch etwas blaß vom langen Ritt und der langen Autofahrt und vom frühen Reisen im nüchternen Morgen.

Nachdem die Flasche geleert war, gingen wir mit B. zu Fuß die Jakobsleiter nach Tosari. R. fuhr mit H. im Auto. Und D. ritt; seine Gestalt, hager, lang, viel zu hager und zu lang für das Pferd, dazu sein spanischer breitrandiger Filzhut, der ganz enge Rhafianzug, sein verwittertes achtundfünfzig-jähriges Gesicht, das alles machte ihn Don Quichotte ähnlich, und er wirkte wie ein Original, ein drastisches. Er war früher in Mexiko gewesen.

Bei Tisch um ein Uhr erzählte mir R., was alles in Malang vorbereitet war, und was ich versäumt hatte; im Grünen draußen vor Malang wollte man ein Abendessen mit Lampions und mit Gamelangmusik geben. Und während der Musik sollte mir ein großer Gong, den mir die mir befreundeten Deutschen gestiftet hatten, entgegengetragen werden, mitten aus der Gamelangmusik heraus. Es ist das ein großer, mächtiger Gong auf einem Gestell. Ein alter, herrlicher Gong. Ein wundervolles Geburtstagsgeschenk. Nur habe ich es noch nicht gesehen.

Es wollten viele Herren, zwanzig, zusammenkommen, lauter Deutsche aus Soerabaja und Malang. Der Gong ist gestiftet von Deli (Sumatra), von Soerabaja, von Batavia und von Malang und Garoet, — von Deutschen Niederländisch-Indiens.

Ich aber war zufrieden, daß in der Kriegszeit nun statt zwanzig und mehr guten Freunden nur einige, das heißt, die fünf Deutschen, um mich saßen. Das heißt, nur vier Deutsche und ein Pole, D.

Wir tranken Moselwein mittags zum Essen, das noch nicht das Geburtstagessen war. Das war erst abends. Wir horchten einer gerührten Rede D.'s zu. Und dann bekam ich viele Briefe von Deutschen. Bei Tisch bekamen wir dann die telephonische Nachricht von Soerabaja, daß Siam den Krieg an Deutschland erklärt habe. Das kleine Siam auch noch als Feind! Es ist traurig, daß die deutsche Kolonie dort jetzt interniert ist. Auch B. M. & Co. hat ein Zweig-

haus dort in Bangkok. Und es sind deutsche Schiffe interniert, zusammen von achtzehntausend Tonnen. Die hat man natürlich weggenommen, sagt heute die Zeitung.

Nachmittags um fünf Uhr tranken wir zusammen Tee in der Villa Emma, wo R. und H. Zimmer hatten. Das kleine Holzhäuschen, in Rosen eingehüllt, in Teerosen, hat nur zwei Zimmerchen und eine Glasveranda. Wir saßen aber zum Sonnenuntergang mit dem Teetisch im kleinen Vorgarten. Da wurde eine Sorte geschlachtet, die B. mir mitgebracht hatte.

Der Sonnenuntergang war einfach und schön. Eine lange braunrote Linie, wie ein feuriger Wüstensandstrich, zog sich überm Ardjoeno im Westen hin. Und einfach und dunkelblau, mit dem blizenden Sternpunkt der Venus hoch darüber, dehnte sich im Zenit der Abendäther hin. (Ich sehe eben vom Schreiben auf. Wieder sieht in meine abendblasse Verandascheibe der Venusstern, wie ein Diamantsplitter hoch am Himmel, aber riesige getürmte Wolken bilden sich hoch im Zenit wie drohender Rauch eines Weltbrandes. Es ist wie das Geseß eines drohenden Schicksals.)

Gestern abend vor dem Abendessen von halb sieben Uhr bis halb neun Uhr gingen wir alle in den Restaurationsaal und spielten Domino, um die Zeit zu vertreiben. Bei Tisch wurde D., der nie trinkt und nie raucht, ein wenig unwohl. Er mußte aufstehen. Bei Tisch bekam ich einen Korb blutroter schöner Nelken von D.s aus Soerabaja.

Unser Eßtisch war herrlich mit Blumen und Grün dicht belegt. Wir tranken Champagner, aßen gutes Vorgericht, auch Kaviar, Oliven und Gänseleberpastete, dann ein kleines Gericht von Artischocken, dann einen prachtvollen großen Fisch, und dann konnte keiner mehr die anderen Fleischspeisen essen.

Nach dem Abendessen spazierten wir unterm Abendhimmel um den Tennisplatz der zweiten Gartenterrasse und saßen noch bis zwölf Uhr rauchend und plaudernd im Gesellschaftsaaal zusammen.

Wo mag meine arme Annie an meinem Geburtstag

gewesen sein? Ach, wie viel habe ich an sie gedacht, und wie viel habe ich für sie und mich zu Gott gebetet abends und morgens! Ich habe keinen Brief und kein Telegramm und gar kein Lebenszeichen von ihr noch sonst aus Europa bekommen. Meine Heimat, meine deutsche, und meine Herzheimat bei Annie, nichts hat sich von beiden gestern gerührt. Vielleicht haben die Engländer alles aufgefangen. Es ist das recht grausam. Mein Fest war deshalb trotz aller Güte der mir lieben Deutschen hier recht leer und hohl, da nichts von Annie, nichts von Deutschland kam, kein Telegramm und kein Brief.

Traurig! Sehr, sehr traurig! Wer hätte das gedacht, daß ich meine fünfzig Jahre feiern würde ohne Annie, ohne Gruß und ohne Kuß von ihr. Und getrennt durch die halbe Erde von ihr. Und lebend bei braunen Javanen auf Bergen hoch über der See und so nahe am Äquator. Ich, ein deutscher Dichter! — Armer Max, armer! Armer Geburtstagsmann!

Heute mittag um halb zwei Uhr nach dem Essen fuhren die Gäste alle im Auto nach Soerabaja zurück, wo sie gegen fünf Uhr ankommen. Nur D. ist noch hier. Sch—n hatte auch von seinem Schiff telegraphiert. Und gratulierte, und Kapitän E. auch. L. telegraphierte gestern auch, und alle aus Malang. Sch—e telegraphierte aus Batavia. Und die „Deutsche Wacht“ telegraphiert aus Batavia, und noch mehr. Ich werde wochenlang täglich Stunden zu tun haben, allen schriftlich für die Grüße zu danken. Sch—nn telephonierte aus Nogodjadja herüber, kam aber nicht. Er ist zu nervös.

Tosari, 27. Juli 1917

Habe heute bis acht Uhr geschlafen und vom Geburtstagfeiern ausgeruht. Gesternabend war ein Variété hier, ein englisches, im Gesellschaftssaal. Ich ging aber nicht hin. D. ritt heute morgen um sechs Uhr zum Bromo. Es sind gestern zehn Pferde zum Bromo bestellt gewesen. Der Besuch ist immer lebhaft hier. Immer sind dreißig bis fünfzig Herren und Damen und auch Kinder im Hotel hier und im Sanatorium.



Heute morgen nach fünf Uhr, knapp eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, hörte ich von meinem Bett aus einen Vogel so wunderbar singen. Es klang wie eine Amsel in Würzburg, die ich oft mit Annie zusammen morgens um fünf Uhr im Sommer im Bett, in unserer Wohnung dort, Sander-Ring 23, hörte. Es war mir so heimatisch, als ob mir Würzburg zum Fünfzigsten noch nachträglich gratulierte.

Meine vielen Blumen auf der Veranda sind heute am dritten Tage noch ganz frisch. Die sieben selbstgemalten Aquarelle, die ich an beiden Seitenwänden ans Holz angeheftet hatte für mein Fest, nahm ich vorhin wieder ab, die Sonne verbleicht nachmittags zu leicht die Farben.

Und heute morgen bekam ich sogar noch ein Geburtstagstelegramm aus Borneo. Nun haben mir Sumatra und Java und Borneo gratuliert. Bin ganz stolz darauf. Aber von Europa kam gar nichts, und mein Stolz schrumpft zusammen, schneller, als er ausblühte. Nur die Würzburger Amsel gratulierte heute früh.

Am Schluß dieses siebzehnten Bandes meines Kriegstagebuches 1914 bis 1917 ist die ganze Welt, mit Ausnahme der europäischen Neutralen, gegen uns. Aber ganz Asien, Afrika, Australien und Amerika, kann man sagen, ist mit den Alliierten. Nur das kleine Niederländisch-Indien mit dem kleinen Java liegt wie ein Eiland im Weltkrieg, hier draußen im Osten, ein Eiland, vom St. des Friedens umflossen. Wie lange wird sich dieses letzte Bollwerk, wo wir Ausland-Deutschen frei gehen dürfen, noch halten? Alle umliegenden Länder, China, Japan, Englisch-Indien, Australien, Neu-Guinea, Afrika sind uns Deutschen ebenso wie Amerika, ebenso wie der Weg nach Europa nun ganz verschlossen. Seit gestern das letzte kleine Reich Siam noch Deutschland den Krieg erklärte, seitdem ist kein Fleck mehr rundum für uns als der Fleck Java und seine Inseln, der uns noch deutsche Freiheit läßt. Schicksalsgott, ich bitte für alle Deutschen hier, nimm uns nicht diesen letzten Freiheitsplatz!

Dein Max Dauthendey

Drei Jahre sind gegangen!  
Soviele Schläge, als mein Herz tat,  
Seit ich hier gefangen,  
Soviele Schreie ich zertrat,  
Die voll Schmerz aufsprangen —  
Und kein Ende naht.

Tosari, 24. August 1917

13. September 1917

Nun habe ich viele Tage nichts vom Krieg geschrieben, da ich täglich dichtete. Es ist auch nichts von großer Bedeutung in Europa geschehen. Man spricht davon, daß die halbe Million Amerikaner, die mithelfen soll, im nächsten Jahr im März in Europa eingreifen soll. Es muß also noch ein Winter dazugegeben werden! Wie tut mir das für mein armes hungerndes Deutschland weh! Das ist dann der vierte Kriegswinter, der bald anbricht! Gott sei mit uns und helfe dem armen deutschen Volk in dieser Not! — Liebe Annie, liebe, noch einen Winter der Trennung ohne Briefe, ohne alles, — das wird der schwerste Winter! —

Gestern vormittag photographierte ich Javanen auf der Dorfstraße von Tosari und auch die beiden Krankenschwestern, die hier auf der dritten Terrasse wohnen und mit denen ich manchmal im Vorbeigehen im Garten plaudere. Die eine Krankenschwester ist wegen ihrer Malaria hier. Sie arbeitet sonst im Ngemblak-Hospital in Soerabaja. Sie sagte mir, daß so viele franke Deutsche von den Schiffen nach dem Ngemblakspital kommen. Und alle sind sie so ernst und so schwermütig, fand sie. Sie wunderte sich, daß ich gar nicht so wirke. Das glaube ich auch. Ich würde auch schwermütig, müßte ich immer auf einem Schiff leben, eingeschlossen und abgeschlossen von der Welt. Und trotzdem glaube ich, ich würde mir die Schwermut nicht anmerken lassen. Ich versuche immer, meinen Gram mit Froheit zu überwinden. Denn das Ganze ist doch ein Weltfest, auch wenn man auf der Schattenseite des Festes leben muß. Es bleibt doch auch im Entsagen ein Fest.

Das paßt doch gar nicht mit dem 13ten im Monat zusammen, daß ich heute zum ersten Mal seit einem halben Jahr wieder schriftliche Nachricht von meiner Annie bekommen habe! Es sind zwar nur zwei armselige Postkarten vom 4ten bis 5ten Juli. Aber es ist doch wenigstens ihre Schrift und es sind Worte, die nur zwei und einen halben Monat alt sind. Sie sagt nur, daß sie eben im Juli auch erst meine Post vom 27. und 31. Januar und vom 24. Februar bekommen habe. Auch meine Post war ein halbes Jahr unterwegs. Und auch ich habe so lange auf ihre Nachricht warten müssen. Sie ist mit ihrem Bruder Richard zusammen, der früher Schauspieler war, dann Jurist, dann Schriftsteller und nun zum Evangelium gekommen ist. Ich staune immer über diese seltsame Entwicklung. Mit ihm und seiner Frau ist die Annie zusammen. Annie schreibt, daß sie ganz in der Bibel lebt. Sie will nichts anderes jetzt lesen als die Bibel, und sie will das Wissen Gottes aufnehmen, sonst nichts. Sie rät mir die Propheten und die Bücher Moses zu lesen, denn die Geschichte der Juden, des Eigentumsvolkes Gottes, beweise am besten, daß die Bibel das Wort Gottes und Wahrheit ist. Sie sagt, sie fühlt beim Lesen der Bücher des alten und des neuen Testaments kaum die Trennung. — Ich war erst besorgt, da sie das auf zwei offenen Postkarten schreibt. Aber ich glaube, es ist gut, daß sie diesen Halt in der Bibel sucht. Denn ich suche meinen Halt auch täglich dort. Und es ist uns beiden bis heute gut bekommen. Sonst ist die Sehnsucht zu groß. Und die Bibel ist so tröstend durch ihr Alter, ihre Weisheit und die Lebenserfahrungen, die sie einem anbietet auf jeder Seite.

Ich klebe die beiden schwedisch geschriebenen Postkarten hier ein. Sie sollen uns, wenn möglich, überleben. Sie sind mir so fremd. Wir lebten zwanzig Jahre zusammen und haben nie vom Christentum anders gesprochen, als daß es überwunden sei. Und nun ist es uns eine so große Stütze, jedem in seiner Einsamkeit und im Niederdrücken der Sehnsuchtsqual

in Leib und Herz. Da eben unsere ganze Jugend auf biblischer Geschichte und Christenlehre aufgebaut wurde, ist es wie eine Flucht in die Reinheit der Kindheit, wenn man die Bibel aufschlägt.

Eine Generation, die nicht mehr mit dem alten Testament aufgezogen wurde, die wird nicht mehr verstehen können, daß ich trotz meines Weltfestliedes doch noch so sehr an der Bibel hänge. Aber die tiefe Ehrfurcht und den großen Genuß, den ich beim Lesen der Bibel habe, den habe ich nie bei andern Büchern. Und Annie hat ganz recht, wenn sie sagt, sie könne „Jean Christophe“ von Rolland nicht lesen, sie wolle Tieferes und Ewigeres lesen. Sie sagt: „Ich will mehr wissen über Ewigkeitsleben und was Gott mit der Erde und den Menschen tut. Ich brauche mehr Weisheit, als Rolland geben kann.“ Das ist meine ganze Annie in diesem letzten Satz! So war sie immer. Daß der Mann den Nobelpreis bekam, das ist gleichgültig. Darin hat sie auch ganz recht. Das Leben ist jetzt so ernst, daß die romantische Weisheit eines guten Romans Annie nicht fesseln kann. Sie braucht Halt, viel Halt in ihrer Einsamkeit ohne Mar, das fühle ich aus dieser Hingerissenheit zur Bibel bei ihr heraus.

Ich weiß nicht warum, aber ich habe gar keine große Lust mehr in dieses Tagebuch viel vom Krieg einzuschreiben.

Gestern, ehe ich Annies Postkarte heute bekam, traf ich die goldgelbe dicke Kage am Wege sitzen, bei deren Anblick ich immer an Annies guten dicken Kopf denken muß und an ihr Goldhaar. Die Kage saß unter einem blühenden Fliederbusch oben auf der zweiten Terrasse am Tennisplatz. Sie blieb sitzen, und ich freue mich immer, wenn ich sie sehe und sie mich an Annie erinnert. Gestern auch. Und heute morgen kam sie, kurz ehe Annies Brief ankam, auf meiner Galerie entlanggelaufen. Auch ein weißes heiliges Huhn aus dem Dorf setzt sich jetzt täglich auf die Schwelle meiner Verandatür und kauert in der Sonne und wartet, bis es gefüttert wird. Eben kam im Abend die gelbe Kage wieder durch die Galerie und blieb stehen, als

ich dieses von Annie niederschrieb. Sie schnupperte zum Schreibtisch, wo Annies Bild im Rahmen hängt. Möglich sprang sie hinauf, beschnupperte das Bild und sprang wieder fort. Das hat sie noch nie getan. Sie ist sonst scheu. Aber heute war sie auffallend zutraulich. Sie wußte, daß Annie, die ihr ähnlich ist, geschrieben hatte, und zeigte es mir auf ihre Kagenweise an. So lege ich mir die Schicksals-Zeichensprache aus.

Ich fand gestern auch einen wunderbar weißen Nachtschmetterling abends auf der Galerie. Seine Flügel waren am Rand schwarzweiß punktiert, ebenso seine Füßchen. Er erinnerte mich an die punktierten Buchstaben meines Friedensplakates, von dem ich vor einigen Tagen träumte. Da dachte ich: sollte der weiße Schmetterling etwas Friedliches bedeuten, weil er mich an die punktierten Traumbuchstaben erinnert? Am Abend war er wieder da und saß auf meinem Handtuch beim Waschtisch. Und heute habe ich Annies Postkarten, und ich fühle mich so friedlich. Wie kann auch Annie anders als an die Bibel denken, da ich es ja auch tue? Am 5. Juli, als sie die beiden Postkarten schrieb und von der Bibel so eindringlich redete, las ich hier auf Java gerade das Buch Samuels über Saul, David und Salomo, das mir so gefallen hat. Ich ersah das aus meinem Tagebuch heute. Ich schlage da immer den Tag auf, von dem die letzte Nachricht Annies datiert ist, um zu sehen, was ich in der Stunde tat, als sie schreibend an mich dachte. Es freute mich zu sehen, daß wir beide an dasselbe dachten, an die Bibel.

Auf meinem Spaziergang nach Alt-Tosari sah ich vor einem Haus eine Menge Javanen zusammen arbeiten, sehr vergnügt, gar nicht aufgeregt, nur angeregt. Auf dem hellen Bambusdach lag ein Bündel Feuerwerk, chinesische Raketen in knallrotem Papier. Alles zusammen: die Augen der Dorfleute, der Gamelang, dessen Metall aufblitzte, und das Bündel Feuerwerk, sie verhießen Freudentage. Nur der Stier, der wie ein Opfer da angebunden stand, er machte so erschreckte große blaue Augen unter seinen ungeheuren grauen



Hörnern, daß es mir war, als stehe dort ein wissender Mensch angebunden. Er ahnte sicher seinen Opfertod voraus, der arme Karbau. Aber es muß wohl so sein, daß man erst Tod austheilen muß, ehe man Freude gewinnt, so ist das Fest des Weltalls überall und immer, — so war es seit Ewigkeit.

16. September 1917

Ich bin so müde heute. Ich habe heute nacht von Annie geträumt. Und es ist Sonntag. Ich ziehe mich festlich an, — wofür? Es ist ja doch keine Annie hier, nicht meine Annie, die ich so gern umarmen möchte. Ich bin so müde von der ewigen Sehnsucht. Ich wollte gar nicht gern aufstehen aus dem Bett, wo ich von Annie so gemütlich plaudernd geträumt hatte.

Und die armen Javanen feiern in ihren Hütten Feste — Slamatan, wie sie es nennen —, und ich muß immer ohne Annie, ohne Liebe, ohne herzliches Fest dieses Weltfest begehen, — drei Jahre, lange Jahre Gefangenschaft. Das ist mir endlos. Und seit ich die Postkarten vom 5. Juli erhalten von Annie, ist mir, als müsse es ein Kleines sein, daß sie auch kommen könnte, sie zu mir oder ich zu ihr. Und da doch nichts daraus wird, sitze ich und bin so müde, — müde von allem heute.

### Brief an seine Frau (Französisch geschrieben)

Tosari, 14. September 1917, abends

Mein Lieb,

liebe Annie, es ist zwei Wochen her, seit ich Deine Depesche bekam: „Ich bin mit Mutter. Gott segne Dich.“ — Ich war sehr zufrieden. — Und gestern bekam ich zwei Postkarten von Dir vom 4. und 5. Juli. Du schreibst, daß Du mit deinem Bruder Richard und seiner Frau zusammen bist. Du schreibst nicht viel von Dir. Aber Du schreibst viel von Christus und der Bibel, die ich seit meiner Jugend kenne, und ich möchte lieber etwas vom Leben meiner Frau wissen. Denn die Bibel ist immer auf meinem Nachttisch,

und ich suche sie jeden Tag einige Male auf. Aber Dich habe ich so lange nicht gesehen, und Dein letzter Brief, den ich im April bekam, war vom 31. Januar. Seitdem hatte ich keinen Brief von Dir. Und gestern nur zwei arme Postkarten, die mir so wenig von Dir erzählen und so viel von der Bibel. Ich bin zufrieden, weil Du Dich in so guter Gesellschaft befindest, wie es die Bibel ist. Aber man muß auch ein wenig Herz haben für seinen Mann und nicht immer von der Bibel und nur von der Bibel reden.

Ich bin nun seit sieben Monaten hier in Tosari. Und ich glaube, ich bleibe bis zu meiner Heimreise hier in den hohen Bergen, wo die Luft immer frisch ist.

Ich schreibe jeden Monat, und ich hoffe, daß Du meine Briefe bekommst. Ich sehe nicht viel Menschen. Fast den ganzen Tag bin ich allein mit meinen Büchern und meinen Gedanken. Aber es kommt vor, daß die Leute aus Soerabaja zur Erholung nach Tosari heraufkommen, und dann habe ich einige Wochen Gesellschaft. Im Monat November ist die eigentliche Saison hier. Dann ist es furchtbar heiß in Soerabaja, und die Menschen flüchten hinauf in die Berge.

Ich schrieb Dir, daß ich ein großes Gedicht gemacht habe, mehr als hundert Seiten groß. Ich beschreibe in Versen den Glauben an den Geist des Weltalls, der in einem ewigen Fest lebt, in Gefühl und Liebe, ein Fest der Liebe im Geist. Ich schrieb dieses Werk im Monat März, und ich habe noch den ganzen Sommer daran gearbeitet, um meine Gedanken rein und klar zum Ausdruck zu bringen. Du kannst den Geist Gott nennen, das ist dasselbe wie der Weltallgeist des Festes vom ganzen Universum.

Ich bedaure, daß ich in dieser unsicheren Zeit das Gedicht selbst nicht mit der Post senden kann.

Ich erzählte Dir im letzten Brief, daß mein Geburtstag ein kleines Fest war. Einige Herrn besuchten mich und gratulierten mir. Sie blieben zwei Tage in Tosari. Ich bekam von meinen Landsleuten auf Sumatra und Java einen schönen Gong, sehr alt und sehr groß. Auch habe ich viele Telegramme aus allen Theilen von Niederländisch-Indien bekommen.

Das machte mir viel Freude. Aber nichts kam an von Dir. Das tat mir weh. Aber ich verstehe, daß die Verhältnisse schuld daran sind. Darum war es kein wirkliches Fest, denn Du fehltest zu sehr. Seit zwei Monaten hatte ich keine Malaria mehr. Ich hoffe, sie ist für immer überwunden. Aber ich wage nicht davon zu reden.

Gestern bekam ich eine Postkarte aus Amsterdam, daß meine Novelle „Bei den Totentürmen“ dort übersetzt sei. Es machte mir Freude, mich ins Holländische übersetzt zu wissen.

Ich arbeite viel, so viel, als man in den Tropen mit dem Kopf arbeiten kann. Aber niemand kann verstehen, wie ich leide unter dieser ewigen Einsamkeit, immer zwischen Leben und Tod seit einem Jahr, mit der Malaria im Körper. In den Fiebertagen habe ich stundenlang die Wände in meinem Zimmer angestarrt, ob denn mein Leben bald zu Ende sei oder nicht. Aber ich habe keine Angst vor dem Sterben. Wenn das Fieber sehr hoch ist, fühle ich Dich um mich und alle meine Verwandten. Und das ist sehr süß.

Alle Menschen sind gut zu mir hier auf Ost-Java. Viele, die ich nicht kenne, kommen hierher und lassen sich dem Dichter vorstellen. Man sendet mir viele Bücher, und man sucht mir wohlzutun. Besonders der Konsul und seine Umgebung. Ich bekomme fast jeden Tag Briefe von Menschen, die ich nur einmal gesehen habe, und die in Verbindung mit mir bleiben wollen. Das tut mir wohl in meiner Abgeschlossenheit hier im Sanatorium.

Aber von meinem Freund auf Sumatra und seinem kleinen Sohn habe ich das ganze Jahr nichts gehört. Ich glaube, er hat seine Stellung verloren, und es geht ihm geschäftlich sicher nicht gut. Dieser fürchterliche Krieg zerstört viele Existenzen, die in Friedenszeiten gesichert waren.

Ich habe viele kleine Gedichte für Dich, und ich freue mich, wenn die Zeit kommt, daß ich sie Dir vorlesen kann.

Morgens gehe ich oft in den Bergen spazieren,

oder ich schreibe. Nachmittags ist man genötigt, zu schlafen. Die Abende sind sehr lang, und ich lese. Um neun Uhr gehe ich zu Bett. Morgens stehe ich immer um sechs Uhr auf.

Es gibt einen Gesellschaftssaal in Tosari, wo die Herrn und die Damen abends Karten spielen. Aber ich besuche ihn nicht. Man macht jeden Abend große Toilette. Das langweilt mich.

Ich beobachte viel die Tiere und die Pflanzen und die Natur, und das langweilt mich niemals. Und Dir bin ich immer treu. Mein Körper ist rein wie meine Seele, seitdem wir uns trennten.

Liebe Annie, ich umarme Dich. Ich will treu bleiben, bis wir uns wiedersehen.

Dein Max

Tosari, 18. September 1917

Von Frau R. bekam ich gestern aus Soerabaja einen Brief. Sie möchte gern ein Häuschen mieten, das hoch über Nogodjadjia im Kletterpaß liegt. Es hat einen schönen Rosengarten, darin es versteckt liegt am Bergabhang, so gemütlich eingebaut an die Bergwand und von Blumen umklettert. Aber ich glaube, daß es in der Regenzeit dort zu feucht ist. Sie ließ durch die Zeilen durchblicken, daß sie gern möchte, daß ich es mit ihr zusammen mieten sollte. Aber das geht nicht. Frau und Mann, wenn sie einsam zusammenwohnen, müssen Frau und Mann werden. Und da ich schon meine Anniefrau habe, der ich durchaus treu bleiben will, weil mir Treue als eine Art Seligkeit vorkommt, trotz aller Opfer, aller Qualen, aller Selbstbeherrschung, — so denke ich nicht daran, wenn es auch verlockend klingt, mit Frau R. zusammenzuhausen. Ich habe auch im Stillen den Gedanken, daß, wenn ich Annie ganz treu bleibe und als Deutscher die Treue halte, dann halte ich auch den Willen meines Volks hoch, und mein Land wird siegen, wenn ein Deutscher die Verführung besiegt und geistig rein den Geist der Treue hochhält.

Ich glaube nicht, daß ein Franzose, ein Engländer, ein Italiener, ein Russe oder ein Amerikaner, ein

gesunder lebensstüchtiger Mann, seiner Frau in den Tropen, unter den nackten Javanenfrauen und unter den leichtblütigen Europäerfrauen drei Jahre treu bleiben könnte. Das kann nur ein Deutscher durchsetzen, aus Lust an der Treue und Liebe.

Ich habe zwei Abende hintereinander mit Sch.8 im Gesellschaftssaal vor dem Abendessen Domino gespielt. Es wird mir aber zu langweilig, das jeden Abend zu tun. Ich staune diese Leute an, die da Abend für Abend von sechs bis halb neun Uhr Bridge oder Domino oder Willard spielen können. Das ist doch zu geisttötend! Es ist erstaunlich, wie stumpfsinnig die meisten Menschengehirne die ewige Wiederholung blöden Zeittotschlagens feiern können, ohne zu merken, wie sie an Geist und Gefühl verdummen, wenn sie täglich solchen Stumpfsinn treiben. Am liebsten möchte ich mal in den Gesellschaftssaal eintreten und alle Spieltische umstoßen und ihnen sagen, daß sie schändlich ihren Geist vernachlässigen, wenn sie sich so geistlos unterhalten. Das würde einen Aufstand geben. Aber es würde doch sicher einige zur Besinnung bringen von den noch nicht ganz Verblödeten.

Tosari, Donnerstag, 20. September 1917

Es ist ein klarer, warmer, wolkenloser Morgen gewesen wie selten. Ich ging zum Beilchengarten und kaufte ein Sträußchen, das mir die Javanin dort vor meinen Augen im Garten pflückte. Indessen ich die gurrenden Tauben unterm Taubenschlag betrachtete und die jungen Hunde und die kleinen braunen Javanenkinder auf der Stufe der Veranda und ein ewig gackerndes Huhn, das die halboffene Stalltüre anrief in den Geburtswehen seines bald zu erwartenden Eies. Ich photographierte auch in der Dorfstraße und auf der Jakobsleiter, so heißt der schmale Vergabstieg, der steil zur Landstraße geht, wo immer halbnackte Kulis und halbnackte Marktfrauen mit Körben auf den Köpfen im Morgen aus den Wäldern der Tiefe nach Tosari hinaufsteigen.

Das Beilchensträußchen, das ich mir geholt hatte, trug ich zum Vergfriedhof, wo die Europäer begraben



liegen, beim Dorf auf einem Seitenhügel über den Bergschluchten. Ich streute die Beilchen auf das Grab des armen Kontrolleurs, der mich so dauerte, als er vor Wochen, wenige Zimmer von mir fort, tagelang im Ersticken schreien mußte. Als er starb, gelobte ich, ihm im stillen mal ein Beilchensträußchen auf sein Grab zu legen. Denn er hatte es zu schwer in den letzten Lebensstunden in Tosari, der Arme.

### Der glückliche Tag

Fern steht heut die Welt im Sonnenschein,  
Der blaue Himmel blüht feuerfein,  
Er brennt sich durchs Laub ins Gras hinein.

Ich habe mich munter aufgemacht,  
Weil doch das Land so verheißend lacht,  
Heut grüßt die Liebste, hab' ich gedacht.

Denn als es morgens noch dunkel war,  
Da sang eine Amsel wunderbar,  
Ihr Lied den glücklichen Tag gebar.

Ein goldgelber Falter blinkt im Licht,  
Ist wie ein Wink, der aufleuchtend spricht,  
Vom Goldschein um ein fernes Gesicht.

Im Blut löst sich der Sehnsucht Gewirr,  
Die Vöglein singen selig vor mir,  
Und ein jeder Schritt grüßt froh von ihr.

Tosari, 20. September 1917

23. September 1917

Heute nacht träumte ich von Annie. Mein Herz wogte vor Aufregung und Freude, als ich sie erkannte. Ich war sehr glücklich, und wir begrüßten uns kaum, da hörte ich sie zu mir lachend sagen: „Max, sei doch nicht so eitel.“ Ich war ganz erstaunt. Ich erwachte und mußte nachdenken. Bin ich wirklich so eitel, liebe Annie? Ich will es gewiß nicht sein. Ich weiß es nicht, wenn ich es bin. Ich muß heute immer wieder über Annies Worte nachdenken und frage

mich, wann ich eitel bin. Daß ich gerne reinlich und sauber gehe und Sorgfalt auf Körperpflege und Kleidung verwende, das tue ich aus Anstand und Gesundheitsrücksichten. Ich glaube nicht, daß ich außerordentlich eitel bin.

Aber vielleicht ist dieses Tagebuch eitel geschrieben, weil es von jedem kleinen Erlebnis von mir berichtet. Aber ich tue das, um mich zu unterhalten und mich zu vertiefen, und habe vielleicht dabei den Eitelkeitsgedanken, der Welt zu hinterlassen, daß mir auch das kleinste Ereignis im Leben der Weltfestlichkeit und Lebensfestlichkeit wert erscheint. Vielleicht aber will mich Annies Wort mahnen, daß ich dichten soll, mehr dichten und nicht so viel Tagebuch schreiben. Anders kann ich mir nicht erklären, warum sie mich eitel nannte.

25. September 1917

Es tobte in den letzten Tagen ein anfeuernder Gebirgösturm. Er schien mein Zimmer forttragen zu wollen nach Europa. Vielleicht war er der Verkünder baldiger Freiheit, und Herr T. erzählte mir, es wären telegraphisch am Samstag mittag in Soerabaja Friedensvorschläge Deutschlands verbreitet worden, und man glaube allgemein, daß sie ernstlich beachtet werden. Das gab es ja schon öfter, diese Friedensstauben, — falsche Äußerungen, die sich nachher als Lufttäuschungen darstellten. Aber gestern bekam ich doch etwas Vertrauen. Erstens habe ich im vorigen Monat vom Frieden geträumt. Zweitens ist jetzt Annies Geburtstag, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn meine vom Himmel und mir geliebte Annie Friedensversicherungen als Geschenk bekäme.

Wie glücklich war ich heute den ganzen Morgen in der Friedenshoffnung. Ich pfeife Lieder vor mich hin und ich überlege, daß ich am besten mit einem Dampfer bis Port Said fahre und dann ein Schiff nach Jaffa nehme und mit der Bahn nach Jerusalem reise, und von dort die Bahn nach Konstantinopel nehme, von da über Wien nach München. Erstens sehe ich dann etwas Neues, zweitens ist das der beste

Weg, denn alle Häfen sind voll von Minenfeldern.  
Aber das sind Pläne, pfeifend bei dem morgendlichen  
Ankleiden geschmiedet. Ich vertraue auf die Schicksals-  
leitung, die tiefer liegt als mein äußerliches  
Wissen. Meine innerliche Regierung des ewigen Gottes  
wird mich schon führen.

### Mond im Garten

Die langen Nadeln der Tannenzweige  
hängen vor dem Vollmond wie ein Regen,  
Regen, der still steht, ohne Bewegen.  
Als ob sich dein Nacken zu mir neige,  
Biegt sich die Mondscheibe über den Garten,  
Tut mir wohl ums Herz im langen Warten.

30. September 1917

### Der Geist des Sturms

Die Lüfte sind heut nicht mehr stumm,  
Der Sturm geht großen Geistes um.  
Der Sturm will leidenschaftlich leben,  
Will Welten aus den Angeln heben.  
Er wälzt die alten Berge fort,  
Und Freiheit ist sein Lösungswort.  
Die Spinnen, die im Winkel hausen,  
Verkriechen sich vor seinem Brausen.  
Der Sturm fährt dir ins volle Haar  
Und wäscht den tollen Kopf dir klar.  
Der Geist des Sturms lebt ohne Schranken  
Wild schwillt die Flut seiner Gedanken.  
Er wirft sich an der Wolken Brust,  
Der Himmel stöhnt von seiner Lust.  
Bei seinem Atem wächst das Leben,  
Ihm ist die Kraft zur Tat gegeben.  
Der Sturm mit seinem Wirbelgeist  
Den Toten hin zum Leben reißt.

Tosari, 1. Oktober 1917

### Der Berg Kawi

Dort im östlichen Abendschein, der pfaublau,  
Liegt ein gewaltiger Berg, genannt die „liegende Frau“.

Die Frau ruht ausgestreckt, den Kopf seitlich gewandt.  
Wenn die Himmelsgrenze abends braunrot verbrennt,  
Sagt mein Blut, daß es die „liegende Frau“ erkennt,  
Die Wangenrundung, die volle Hüfte und Brust,  
Die Sehnsucht zeichnet mir dann deutlich der Sehnsucht  
Lust.

Es ist kein toter Berg, es ist mein atmend Weib,  
Dort liegt es und wartet mit ergebnem Leib.  
Die in der Sehnsucht warten, wachsen zu Riesen  
Ach, meine Schultern längst an die Sterne stießen.

4. Oktober 1917

Zosari, 5. Oktober 1917, morgens

Ich war im alten verwesten und verwilderten  
Garten auf den Höhen von Alt-Zosari. Dort stehen  
einige Zypressen dunkel am Himmelsrand. Ein paar  
riesige Agaven, graugrün und hellgelb gestreift, ragen  
steif und stachelig-stolz in die Lust. Zwischen dem  
Gras sieht man noch in kleinen Erhöhungen runde und  
dreieckige alte Blumenbeete, die jetzt Unkraut tragen;  
und weidende Ziegen, weiß und gelb, lagern dort,  
und erschüttern die Stille mit ihren plötzlichen lauten  
Darmblähungen. Ein leichter Luftzug aus den Schluch-  
ten rauschte, die Fliegen summten um meinen Hut-  
rand, die Gräser zitterten. Im Westen blaute der  
Ardjoeno und trug eine weiße, gekräuselte Wolken-  
mühe. Es ist Trockenzeit. Man hört die Wasserfälle  
in den Schluchten nicht mehr rauschen. Sie sind zu  
dünnen Wasserfäden geworden und scheinen aus-  
sterben zu wollen. Die Luft riecht nach Staub und  
Verwesung, aber es ist so göttlich still um mich auf  
der Bank. Die Stille strahlt vom fernen blausilbernen  
Meerespiegel her, der wie eine matte Scheibe in der  
Himmelsferne, sechstausend Fuß tief, von Zosari nach  
Norden und Nordwesten verschwindet.

Abends sechs Uhr

Draußen ist ein stiller goldiger Abend. Nur ein  
einziger Stern steht in der Höhe. Ich wundere mich  
immer, daß so ein blitzendes Etwas so still dort

oben in der Leere ruht und nicht herunterfällt. Eine dünne, lange rosa Wolke liegt unter dem Stern über den grünen Äther hingestreckt, fein und dünn, wie ein schmachtender, sanfter Gedanke. Ich fühle mich so feierlich, samstag-abendlich, so vorsonntäglich-feierlich ist mir zumute. Ich weiß nicht, ob es von dem Buche kommt, das ich heute gelesen habe. Es waren so hübsche, stille Züge, so wahrheitliche Menschenbeobachtungen aus dem Volkskreis der sundanesischen Javaner. Auch bin ich so festlich den ganzen Tag gestimmt, weil ich im Bett morgens vor Sonnenaufgang von einem laut und herrlich singenden Vogel geweckt wurde. Wie der Sang eines Wundervogels aus alten Sagen, so hörte sich das Frühlied an, das er hoch über dem Dach in der dunklen Nacht, der Stille und der Dunkelheit zugesungen hat. Mit solchem Festlied einer glücklichen Vogelseele geweckt zu werden, das ist ein unendlicher, göttlicher Genuß.

Das war auch in Würzburg und München öfter so, daß ich mit Annie geweckt wurde von einer Amsel, die in tiefer Nachtstille sang, lange Zeit, ehe die Sonne ans Aufgehen dachte.

### Der Vogelgeist

Dunkel liegt die Nacht noch vor den Türen.  
Nur im Ost beginnt sich Dämmerung zu rühren.  
Fernhin finstert ungeweckt das Meer.  
Rundum die hohen Berge sind noch lebensleer.  
Da hob schon ein heller Vogel an mit Singen,  
Und sein Lied kam, mich im Schlaf zu zwingen,  
Aufzuhorchen auf die hohe Liedersprache.  
Freude rief der Vogel aus überm Dache.  
Draußen in der Dunkelheit, ganz allein,  
Sprach der Vogelgeist auf die Stille ein.  
Sprach da groß und hell über Berg und Meere.  
Seine Lustgedanken füllten an die Riesenleere.  
Heller Tag ward dann in meinen Ohren,  
Ehe noch der Tag sein Licht geboren.  
Tiefe Wärme drang ins Blut mir ein  
Längst vor jedem warmen Sonnenschein.

Tosari, 6. Oktober 1917



Tosari, 7. Oktober 1917

Ich bin täglich voll Qual mitten in der blauen festlichen Berg- und Blumenlandschaft, mitten über den Wolken und mitten im köstlichsten Ätherblau, hoch über Ebene und Meer. Das Heimweh, die Liebessehnsucht lassen mich nicht aus den Händen. Sie würgen mich Tag und Nacht. Es ist ein steter Kampf auf Leben und Tod, den mein gequältes, bedrücktes und verschmachtendes Herz mit Sehnsucht und Heimweh führt. O, Weltgeist, herrlicher, allmächtiger Allgeist der Weltallfestlichkeit, habe Erbarmen mit meinem Herzen! Mein Leib lebt im Paradies. Mein Herz und mein Blut hungern, dursten und frieren in einem Eisfeld voll Sehnsuchtsqual und Herzensangst. Wie mag es meiner Annie gehen? Gestern am Sonntag-Nachmittag hatte ich so große Herzensangst. Eine unerklärliche, unglücklichmachende Herzbeflemmung quälte mich, als wollte mein Herz brechen, als sollte mich ein Herzschlag treffen.

Tosari, 17. Oktober 1917

Frau M. schrieb in dem Brief heute, daß sie denkt, wieder nach Java zu kommen, nach Tosari. Sie möchte plaudern. Ich fürchte mich ein wenig vor solchen verführungsreichen Besuchen. Beim letzten Zusammensein in Malang habe ich mich streng aufrecht gehalten. Ich weiß nicht, ob es mir zum zweitenmal gelingt, wenn sie jetzt wiederkommt. Jedenfalls fürchte ich mich, da ich unter der Versuchung zu leiden haben werde.

Vier Jahre ist es bald, daß ich nicht mehr geküßt und umarmt habe, oft werde ich schwindlig vor Sehnsucht und vor Unbefriedigung. Niemand glaubt mir, was es für einen lebhaften, warmfühlenden Künstler bedeutet, sich so jahrelang aller Gefühle zu enthalten. Besonders wenn man schon so alt ist und zwanzig Jahre Liebe in der Ehe gewohnt war. Es kommt mir oft eine Unruhe in den Körper, wie einem, dem man das Morphinum entzogen hat, das er zwanzig Jahre gewöhnt war, oder das Opium, oder die Zigarre,

oder Wein und Bier. Als ob man ihn dessen seit vier Jahren plötzlich beraubt habe. Es macht mich oft unruhig, daß ich wie ein Schlafloser aufstehe, vom Stuhl zum Tisch gehe, vom Zimmer zur Veranda, und ruhelos bin und nirgends ein Schwergewicht am Leibe spüre, als wäre der zu dünner Luft geworden und lebte wie eine Wolke leer und zitterig im leeren Raum.

Ihr dürft mich nicht verlachen,  
Ich habe den zweiten Blick.  
Will ich die Augen zumachen,  
So seh' ich doch mein Geschick.

Die Stunden, die kommen wollen,  
Ernsten Gesichtes dastehn.  
Sie, die einst kommen ins Rollen,  
Ich höre sie heut schon gehn.

Ich weiß nicht, soll ich es preisen,  
Daß vor mir dunkel kein Ort.  
Möcht' mir den Blick nicht ausreißen,  
Stirbt auch mein Lachen mir fort.

Denn immer fühl' ich in Weihe  
Vom zweiten Blick mich erhellt.  
Mein Geist staunt dann in das Freie,  
Zur Ewigkeit hingestellt.

Tosari, 1917

18. Oktober 1917

Morgen ist der Geburtstag meiner lieben Annie. Ich fühle, wie sie an mich denkt. Ach, wenn sie mir nur im Traum einen Besuch machen wollte. Es ist gräßlich, daß man vier Lebensjahre so getrennt voneinander leben mußte und noch verbringen muß. Liebe, liebe Annie mein, wenn wir uns wenigstens noch einmal wiedersehen dürfen in Deutschland, dann will ich ja alles Leid gerne ertragen haben. Aber sterben, getrennt voneinander, das wäre zu, zu hart für uns beide.

Gestern mittag begann der erste strömende Sturz-

regen der Regenzeit. Er rasselte aufs Dach, als kämen Tausende von eisernen Nägeln vom Himmel gehagelt. Und als würden wir hier unter der Wolkendecke eingenagelt in eine enge graue Kiste. Stundenlang rasselte das Wasser in Strömen vom Himmel. Heute dampfen kalte Nebel durch Tür und Fenster herein.

Vorgestern, als ich bei W.s auf der Veranda saß, wurde mir von einem Javanen ein großer eisgrüner, heller Schmetterling zum Kauf angeboten. Sein dicker Leib war wie schaumiger Schnee so weißhaarig. Er lebte. Seine Flügelenden waren noch gar nicht straff gespannt. Mir schien, als sei er eben erst aus der Puppe ausgekrochen und habe noch gar keinen Flug gemacht. Ich kaufe nicht gern lebende Tiere. Sie tun mir leid. Ich wies den Javanen ab. Als ich aber nach Hause kam, hatte W. den Schmetterling für mich gekauft. Er lag in meiner leeren Waschschüssel unter Zeitungspapier. Der Schmetterling hatte also doch zu mir gegen meinen Willen kommen wollen. Er war wundervoll. Er war wie seegrüne leichte Seide und wie zwei Hände groß, wenn er sich ausspannte. Ich trug ihn behutsam auf meine Veranda, legte ihn auf ein Geranienblatt in einen Korb grünes „Frauenhaar.“ Ich habe wachsendes „Frauenhaar“ in einen Korb Erde auf meiner Veranda zum Schmuck gepflanzt. Es war ein Nachtschmetterling, glaube ich. Seine Flugflächen waren wundervoll schlank geschweift. Einen Tag lag er still dort und rasselte erst abends mit den Flügeln. Am nächsten morgen lag er immer noch im grünen Frauenhaarbusch. Aber heute morgen war er verschwunden. Ich fürchte, er ist gar nicht fortgeflogen. Ich fürchte, einer der Javanendiener hat ihn gestohlen und verkauft. Denn das Grün des Frauenhaars war weit auseinander gedrückt, als wären plumpe Hände hineingefahren.

Malang, 19. Oktober 1917. Morgens acht Uhr

Annies Geburtstag. Der Tag hat dunkel bewölkt begonnen. Mein Morgenberg, der Smeroe, war gar nicht zu sehen. Ausnahmsweise singt heute

kein Vogel. Es ist so grau und dämmerig unterm geschlossenen Himmel wie eine Karfreitagstimmung in Europa zu Hause. Nur Gänse schnattern hinter den Küchengebäuden, und Autos schnurren in der Autohalle. Der Ardjoeno ist ebenso verschwunden heute wie der Smeroe. — Ein Junge stellt mir den neuen Zimmerjungen vor, der jetzt mein Schlafzimmer besorgen soll und der sehr gründlich zu sein scheint.

Warum merke ich nur gar nichts von Annies Geburtstag bis jetzt? Vielleicht weil der Tag sechs Stunden später in Deutschland und Schweden beginnt, werde ich erst heute mittag um zwölf Uhr, wenn es zu Hause sechs Uhr morgens ist, ein Geburtstagsgefühl bekommen.

Ich hätte heute so gern Annie einige Geburtstagsgedichte geschrieben, aber auch körperlich fühle ich mich gar nicht klug heute dazu.

Annies Geburtstag feierte ich den ganzen Tag in Gedanken an sie. Ich sah immer nach der Uhr, um zu sehen, was sie in jeder Stunde tun könnte und um bei ihr zu sein. Abends trank ich im Gesellschaftssaal mit V. und D. eine Flasche „Veuve-Éliquot“ auf Annies Wohl. —

..... Dieses Land ist und bleibt ewig unheimlich, dieses Javal immer lächelnd, immer lebensvoll und heiß! Und doch ist kein Land Äiens für den Europäer so sehr von Todeskälte erfüllt wie das Paradies Java.

28. Oktober 1917

Heute gehen keine Schiffe mehr nach Europa, nur noch nach Amerika. Keine Post kommt mehr, und nun steht auch noch der Telegraph still und redet nicht mehr vom Mutterland zu uns armen Gefangenen hier. Es ist noch gar nicht zu übersehen, wie schlimm das noch werden wird.

Ich bin so müde von allem. Müde vom Sehnen, müde vom Warren, müde vom Heimweh, müde vom Gram. Ich lache, aber ich lache doch nicht. Ich plaudere, aber ich schweige dabei innerlich tiefernt. Alle Leute finden mich lebhaft und harmlos schwägend.

Aber mein Kern, mein Ich, mein Wesen ist bei keinem Lachen, bei keinem Geplauder.

Annies Bild auf der Bibel — in einem javanischen Djokja-Rahmen, aus weißem Leder gearbeitet — steht auf meinem runden Tischchen am Bett. Immer wenn ich in der Bibel lese, nehme ich es und streichle meine Annie. Sie muß es spüren, wie still ernst der Kern meines Lebens ganz bei ihr ist. Nur meine Haut, meine Zähne, meine Lippen lachen, aber mein Blut rollt dunkel um Annies Bild in meinem Herzen.

In all den Jahren habe ich Annie nie losgelassen. Nie habe ich geküßt, nie hat mich jemand geküßt. Keine Liebe ließ ich ein zu mir, als nur die Liebe und Sehnsucht nach Annie, die mich ganz ausfüllen.

Sollte einmal dieses Tagebuch, vielleicht ohne mich, in deine Hände kommen, Annieherz, so soll dieses dir einigen Trost im langen Leiden geben. So treu und fest wie unsere Männer, unsere Deutschen, an den Grenzen rund in Europa kämpften, so treu habe ich für meine Liebe zu Annie gekämpft und habe weder Versuchung noch Verführung, die mir hier täglich begegneten, eingelassen. Man darf das seinem Tagebuch anvertrauen, solch ein innerstes Geständnis. Besonders, wenn ich weiß, daß es Annie Glück geben wird und Fröhlichkeit, wenn sie von meiner Treue zu ihr liest. Aber ich hoffe, daß sie es nicht lesen, sondern hören soll beim Wiedersehen aus meinem Mund: daß ich immer und immer in den langen, bitteren Kriegsjahren nur für sie mit Blut und Geist gefühlt und gelebt habe.

Tosari, 31. Oktober 1917, morgens

Heute morgen um halb acht Uhr sind Herr und Frau W. in ihrem Auto abgereist. Wir frühstückten noch zusammen. Es tat mir recht leid, daß sie gingen; wir hatten die letzten Tage uns recht gemütlich aneinander angeschlossen. Wir spazierten zusammen und aßen zusammen und politisierten zusammen. Sie ist in ihrer Blondheit und in ihrer schlanken Größe meiner Annie sehr ähnlich, im Blondheit-Eindruck. Hat auch die lieben, kleinen, goldnen Sommersprossen, die



ich auf Annies Händen und Armen und am Hals so liebe. Sie sind so prickelnd anregend anzusehen, die Sommersprossen bei den Goldblondinen, als perle unter der weißen Haut goldiger Champagner. Und so anregend wie der „Ankor Puff“ sind auch die Blondinen alle in ihrer leichten, schäumenden, klaren Beweglichkeit, innerlich und äußerlich. („Ankor puff“ sagen die Javanen auf malaiisch vom Champagner. Weil die Flasche beim Öffnen „Puff“ macht.)

W.s wollen in vierzehn Tagen einen Tag heraufkommen und mir Tüllgardinen für die Glasfenster meiner Veranda bringen, die mich so sehr blenden, wenn der Sonnenhimmel nachmittags draußen hereingleuchtet. Sie will sie selbst nähen lassen.

Herr de K., der Administrator, sagte mir heute morgen, daß morgen zum 1. November dreißig Erwachsene, neunzehn Kinder und fünf Babys mit Lastautos heraufkommen wollen. Und er weiß gar nicht, wie er sie unterbringen soll. Beide Lastautos haben zusammen nur zwanzig Plätze. Der November ist Ferienmonat für Soerabaja. Da kommen schulfreie Kinder mit ihren Eltern, sich zu erholen. Denn der November ist unten in Java in Soerabaja der heißeste Monat im Ostteil von Java. In Garoet war es der Juni, wo die Ferienkinder aus Batavia ankamen. Westjava hat früher Regenzeit als Ostjava. In Garoet und Batavia ist jetzt die Regenzeit in vollem Gang, während sie hier erst schwach und zögernd beginnt und der November in Soerabaja noch recht trocken und heiß sein kann.

Hier oben aber im Tenggergebirge in Tosari ist es nur in den paar Vollmondtagen bis vorgestern blau und trocken gewesen, vorher und heute wieder ist es bewölkt, feucht, und Nebel hängt in der Luft. Und unter der Wolkenhaube des Berges sieht man sechstausend Fuß tief die Soerabaja-Ebene in heißem Sonnenlicht mit gelben Zuckerrohr- und Reisfeldern heiß und fern wie eine Fata Morgana liegen, und ebenso blendend daneben bläulich und heiß leuchtend das weite indische Meer, die Java-See, wie der Holländer sagt. Die deutschen Erfolge in Italien an

der Isonzo-Front, die so plötzlich einsetzten, überraschten uns alle hier. Wir Deutschen freuten uns sehr.

Tosari, 1. November 1917, morgens

Mein lieber Vater, heute hast du Geburtstag. Nun würdest du achtundneunzig Jahre alt sein. Ach, wie gerne möchte ich dich heute umarmen und küssen. Einundzwanzig Jahre bist du nun von mir und vom Leben getrennt, seit dem 5. September 1896. Und mir kommt es gar nicht vor, als ob du tot bist. So lebhaft und stark ist immer dein starker Geist bei mir. Besonders im Weltkrieg jetzt, bei jeder Zeile, bei jeder Nachricht, die ich über Schlachten, Siege und Kriegesleben lese, muß ich dich anreden und fragen: „Was sagst du dazu, lieber Vater mein?“ Und dann höre ich deinen Geist meinem Geist antworten, und ich sehe dich erschüttert und wieder hoch und edel stark begeistert, mit bebender Stimme höre ich deine Freudenworte, deine Entrüstungsworte, deine Gebetsworte zum Schicksal, du lieber starker und demütiger, schicksalsfürchtiger Mann, der du warst.

Heute morgen habe ich gleich nach dem Aufstehen um halb sieben Uhr einige kurze Gedichte geschrieben. „Morgenblick aus der offenen Tür.“ Ich sitze morgens gern mit meinem Glas Milch im Korbstuhl auf meiner Westveranda und sehe durch die offene Verandatür zu, wie die Sonne im Garten näher rückt. Wie der Frühschein aus der Ferne vom Ardjoeno näher heranwandert. Jetzt um zehn Uhr ist es schon wieder neblig, der Abgrund am Gartenrand füllt sich mit grauem Nebelrauch, und die Ferne ist vom Nebeldampf ausgelöscht. Es ist so still im Garten. Es singen keine Vögel mehr, so wie im vorigen Monat, wo mich morgens immer die Amsel noch vor dem Sonnenaufgang mit einem heiligen Lied überraschte und erschütterte, wenn ich ihr vom Bett aus zuhörte. Auch fliegt selten mal eine Schwalbe um das Hausdach oder über den Abgrundsrund vor meiner Tür. Nur Autos surren in der Ferne im Vormittag auf der Bergstraße unten, denn heute zum 1. November

kommen unzählig viele Gäste für den kommenden Monat in Tosari an.

### Morgenblicke durch die offene Türe

Die Frühsonne hängt ihr Licht an die Spitzen vom  
hohen Rosenstrauch.

Der Frühwind kommt spielend, in weißen Rosen  
blätternd mit seinem Hauch.

Der Strauch wohnt am Abgrund; hinter den Rosen  
der Ferne blauer Rauch,

Der ungestillten fliehenden Tiefe Schlund. — So  
wohnt die Sehnsucht auch.

Jeden Morgen kommt zu dem Fuchsenbusch ein Vo-  
gel geflogen.

Er hängt sich an die Blumentüten; die Zweige zit-  
tern gebogen.

Er steckt den Schnabel in die Hüllen, bis der Honig  
ausgesogen.

Süß nährt mich die Geliebte, seit sie mein Herz zu  
sich hingezogen.

Es huscht der Schwalbe kleiner Schatten über den  
hellen Gartensand.

Die Schwalbe kommt und geht, für sie gibt es kei-  
ner Abgründe Rand.

Sie ist frei im Freien. Sie folgt ihrer Sehnsucht  
himmelhoch im Sonnenbrand.

So frei wogt mein Herz, hält die Geliebte es ge-  
fangen in ihrer Hand.

Tosari, 1. November 1917

Tosari, 2. November 1917. Freitag, abends  
sechs Uhr

Heute morgen machte ich mit Frau P. und dem  
Neufundländer Bobby einen Spaziergang von vier  
Stunden über zwei Dörfer, den Bromo-Weg hinauf  
in die Verghöhe und dann durch eine Schlucht hin-  
auf nach „Wonokitri“, von dort herunter übers  
„Nymphenbad“ nach Tosari zurück. Ich war den

Weg noch nie gegangen, und jeder Schritt war mir neu. Mit Frau P. schwatzte ich viel Unsinn. Wie das auf solch stolpernden Wegen in übermütiger Lust zwischen Herr und Dame nicht anders möglich ist. Sie stellte fest, daß wir immer in Feindseligkeit miteinander verkehren. Sie meint, ich wäre vor ihr bange, deshalb könnte ich nur immer neckisch widersprechen und wollte mit ihr nie gleicher Meinung sein. Es ist wahr, daß ich mich hüte, mit goldblonden, verführerischen, üppigen Damen zu vertraulich zu werden. Da ich nichts erleben will. Und deshalb erwähle ich den Standpunkt lustiger Tyrannei und lasse die Damen im Stich, die wünschen, ich sollte mich ihnen annähern. Das ist mir zu gefährlich. Ich winke dann mit großen Späßen ab, deutlich und auffallend wie eine Windmühle.

Esfari, 3. November 1917

Gestern abend im Speisesaal beim Abendessen erlebte ich einen heiligen, frohen Schrecken und dann eine riesige Enttäuschung. An einem Tische in der Mitte des Saales (ich sitze mit dem Rücken an der Nordwand), da entdeckte ich unter Neuangekommenen eine große, blonde Frau. Sie sah (mit meinen etwas kurzfristigen Augen gesehen) meiner Annie sehr ähnlich. Und sie schien auch zu mir herzulachen, so daß ich mit Blut übergossen und bestürzt wurde. Ich dachte mir nun eine ganze Geschichte von Möglichkeiten aus. Die Blonde in dem blauseidenen Abendkleid konnte sehr gut Annie sein, dachte ich, Annie, die mich überraschen wollte; Annie, die mich erst von weitem etwas betrachten wollte; Annie, die vielleicht mit einem schwedischen Kapitänsehepaar von Schweden hergereist war, um mich endlich voll Sehnsucht aufzusuchen. Annie, die jetzt dort saß und in sich hineinlachte und mich dem Kapitänsehepaar auch schon gezeigt hatte, und alle drei lachten jetzt über den kurzfristigen Ehegatten, der seine Frau nicht erkannte. So grübelte ich, mit Gabel und Messer arbeitend, über meinen Teller gebeugt. Ich sitze ganz allein an einem kleinen Tisch. Links von mir sitzen

vier holländische Damen an einem Tisch der Zimmerecke. Daneben am nächsten Tisch zwei einzelne Damen, Dame und Erzieherin. Rechts von mir am Tisch sitzen zwei Krankenschwestern und eine Engländerin. Die Damen, die mich immer bei den Mahlzeiten ein wenig mit den Blicken streiften, merkten meine Verlegenheit, die ich zwar unter aufrechter Haltung verbarg; aber die freudige Schreckröte und die Blut meiner Herzenswallungen bei den einstürmenden Wiedersehensgedanken, Annie im Speisesaal zu wissen, das konnte ich nicht verwischen. Wenn ich mein Rotweinglas zum Munde führte, starrte ich über den Rand zu dem fernen Tisch und studierte die Hals- und Rückenlinie jener blauseidenen Blondine, manches stimmte, anderes war mir fremd. Aber Annies Linien konnten sich ja in den vier Jahren verändert haben. Gene Dame dort glich mir einer etwas verjüngten Annie; aber langer Sehnsuchternst verjüngt ja auch, wenn er aus dem Herzmittelpunkt kommt. Und Herzliebende altern nicht so schnell wie die schlaff Liebenden. Das sagte ich mir und konnte immer das Fieber der Lust nicht loswerden, aufzustehen und an jener Dame vorbeizulaufen, um mir Gewißheit zu schaffen. Aber das ging nicht. Die vier Damen am Eckisch neben mir schwiegen und dachten, ich wäre davon so rot, weil eine von ihnen bei meinem Kommen ziemlich laut ausgerufen hatte: „Da kommt der Woff!“ (Woff ist der Spitzname für Deutsche auf Holländisch.) Die Dame mit der Erzieherin am nächsten Tisch, die öfters früher mit den Augen meinen Herzenszustand ergründet hatte, die dachte, ich sei rot, weil Frau P. (zwei Tische von mir) bei meinem Hereinkommen mich sehr freundlich begrüßt hatte. Aber ich sah gar nicht dorthin und hatte Frau P. seit unserem Morgenspaziergang nicht wieder gesprochen. Die englische Konsulsfrau, am Tisch rechts von mir, meinte, ich wäre rot, weil in der Saalmitte ein Tisch mit neuangekommenen jungen Armenierinnen war, jungen Millionärinnen, der Frau und den Töchtern des Besitzers des Dranje-Hotels in Soerabaja. Diese schwarzköpfigen Damen sehen



sich sehr gern nach der Welt um, und die jüngste besonders hatte den Kopf oft nach meiner Seite gewendet. Am Tisch vor mir saß ein einzelner korrekter, magerer, schlanker Holländer, der Nassi-Fim ist (das ist Wasserreis mit Huhn), und die Welt weiß danach, daß er darmleidend ist. Diese meine Umgebung an den allernächsten Tischen war sichtlich berührt von meiner andauernden Gesichtsröthe, da ich sonst immer kühl, ruhig und ohne innere Erregtheit, beinahe gelangweilt meine einsamen Mahlzeiten einnehme. Ich ging, nachdem ich einer der ersten war, der abgegessen hatte, draußen an den niederen Fenstern des Speisesaals hinter den Gardinen entlang, konnte aber die Blauseidene nur schwer durch die Gardinenflöre erkennen, sie war jetzt ganz verschwommen.

Dann ging ich zum Kontor, begann ein Gespräch mit dem Administrator, der immer noch spät arbeitend an seinem Schreibtisch sitzt. Im Gespräch höre ich Stimmen, wende mich um und sehe im Hof die drei Personen, Annie und das Kapitänshepaar, aus dem Speisesaal kommen. Ich frage Herrn de K.: „Wer war das?“ Er sagt gleichgültig: „Das sind Neuangekommene heute, ein Advokat mit Familie aus Batavia!“ Dann erzählt er mir weiter von seiner indischen Militärzeit, als er siebzehn Jahre Korporal war. Und so streng war er im Dienst, daß die Soldaten von ihm sagten, wenn er auf dem Kasernenhof erschien: „Da kommt er, der Hund!“ Darauf war er heute noch stolz, daß ihn alle schon von weitem gefürchtet hatten. Er hatte auch viele Deutsche bei seinen Soldaten zu drillen. Aber, sagte er, die Deutschen ließ er nur zehn Minuten exerzieren, die Holländer aber zwei Stunden. Denn die Deutschen hatten es in sich sitzen, das Soldatentum. Und weil er so ein strenger Soldat war und die Deutschen so gute Soldaten sind, deshalb ist er heute noch prodeutsch gesinnt. Er ist jetzt einundzwanzig Jahre auf Java. Seit 1896. Und er war seitdem noch nie wieder in Europa.

Mit einem tiefen Weh im Herzen, weil meine Annie-Erscheinung nicht Annie gewesen war, ging

ich, nachdem sich de K. über sein indisches Soldatentum ausgeplaudert hatte, aus dem Kontor, langsam zum Restaurationsaal. Dort saß ich noch eine Stunde im fast leeren Saal allein am runden Tisch, blätterte in den Bildern vom Krieg in der „Illustration“ und den „London-News“ — deutsche Illustrierte Blätter kommen nicht mehr durch — und ging dann heiß-hungriger an Sehnsucht denn jemals nach meinem Zimmer.

Als ich über die Tennisplatz-Terrasse ging, am Rasenplatz bei den blauweißen Hortensienbüschen entlang, da stand der Mond über dem Gebirge in matt-grauem Silberdampf. Und eine Wolkenbildung, eine eigentümliche, ließ mich lange in die verschleierte Helle sehen. Über dem Mond stand ein Stern, senkrecht über dem angebrochenen Vollmond. Und aus zwei dünnen Nebelwolkenstreifen war ein Spitzbogen gebildet. Der ähnelte dem Riesensfenster eines gotischen Domes. Aber auch zwei gefalteten schlanken weißen Händen. Gerade über dem Mond und über dem Stern erhob sich das gotische, gottesfeierliche Nebelgebilde, im Nachthimmel leuchtend. Mir schien das Wolkengebilde zu sagen: Falte die Hände und bete und schließe in das Gebet deine Annie ein, die, im Zeichen des Mondes geboren, Wolke heißt, denn Anna ist Wolke, und Anna ist dein guter Stern in der Nacht der Einsamkeit.

So dachte ich und schritt die dreißig breiten, weißen Stufen der zweiten Terrasse zur dritten Terrasse hinunter, wo in der Zwölfszimmergalerie mein Zimmer Nummer 57 liegt. Aber ich konnte mich nur schwer von der silbermatten Mondnacht trennen.

Während ich dieses schrieb, ging jetzt im Morgen Frau P. mit den Damen des Oranje-Hotels, den schwarzhaarigen Armenierinnen, vorbei an meiner offenen Verandature. Ich hörte sie laut plaudern. Und ich sah nicht auf. Danach eben, nach einer Weile, kam die jüngste der Armenierinnen zurück, die eine rosa Tennisjacke zum weißen Kleid trägt und ein rosa Hütchen mit blauseidenem Futterrand, das von weitem wie eine bunte Schlagsahnetorte, eine

anilingefärbte, leuchtet. Sie holte aus Frau P.s Zimmer eine schwarze Jacke und äugte zu mir herein. Ich stand auf und trat ans Fenster. Da spielte sie die Harmlose, die Unbeobachtete, trotzdem sie alles mit ihrem riesigen, pechschwarzen Zopf von rückwärts zu fühlen schien, und sie trat in eines der ovalen Fuchsenbeete vor meiner Veranda, vorsichtig den winzigen Fuß in weißem, durchbrochenem Strumpf und in weißem, hochhackigem, feinem Schuh auf die schwarze Gartenerde mit der Spitze niederlegend, und dann pflückte sie eine ganz belanglose Blüte mit äußerst zugespitzten Fingern. Dabei sah sie mich, mit Augen in ihrem Rücken, am Fenster stehen. Wenn die Frauen erfahren haben, daß man Dichter ist, dann sind sie blind vor Begierde, Bekanntschaft zu machen. Das habe ich nun in den fünfundzwanzig Lebensjahren meines Dichtertums zur Genüge verspürt. Aber immer wieder ist es erstaunlich, daß jede eine andere Art erfindet, den Dichter kennenzulernen und ihn, wenn er nicht bald gehorcht, wieder wegzulegen, — aber für unbestimmte Zeit nur, selten für immer.

### Im nächtlichen Garten

Auf breiter, weißer Treppe im nächtlichen Garten  
Steh' ich, meine Gedanken zurückzuerwarten.  
Kann nur zögernd gehen. Meine Wärme flog fort.  
Sie sucht die Geliebte. Doch nur der Mond hängt  
dort.

Der ist wie die Eismaske, die ich am Tag getragen.  
In der Nacht darf ich zertaut meine Sehnsucht klagen.

3. November 1917

### Regen weit und breit

Da draußen regnet es weit und breit.  
Es regnet grau graue Verlassenheit.  
Es plaudern tausend flüsternde Zungen.  
Es regnet tausend Erinnerungen.  
Der Regen Geschichten ums Fenster rauscht.  
Die Seele gern dem Regen lauscht.

Der Regen hält dich im Haus gefangen.  
Die Seele ist hinter ihm hergegangen.  
Die Injichgekehrte ist still erwacht,  
Im Regen sie weiteste Wege macht.  
Du sitzt mit stummem Gesicht am Fenster,  
Empfängst den Besuch der Regengespenster.

4. November 1917, Sonnabend

Tosari, Montag, 5. November,  
morgens sieben Uhr

Frau P. sagte neulich, als sie zum erstenmal an der offenen Tür meiner Veranda vorbeikam, da dachte sie bei sich (sie wußte nicht, daß das mein Zimmer war), hier wohnt ein glückliches jung verheiratetes Paar! Denn die grünen Pflanzen, blühende Schilf-orchideen und grünes Frauenhaar, Vierblattklee und grüner Kagenschwanz, die Vase voll weißer Rosen unter der gelbseidenen verschleierte Hängelampe auf dem Tisch, der Schreibtisch voll Grün und Büchern und mit der Vase voll Zittergras, der rote Teppich am Boden, bedeckt mit javanischen Vinsenmatten, — alles das zusammen sieht traulich wohnlich aus.

Und ich freute mich, daß der Geist meiner Annie so nah bei mir ist, daß auf die anderen Menschen meine einsame Veranda den Eindruck macht, als wohnten zwei Glückliche dort. Und es wohnt doch nur ein Sehnsuchtgequälter mit Heimweh und Liebesgedanken auf der Veranda. Aber der Geist der „ewigen Hochzeit“ ist immer um den, der da einmal glücklich war und Hoffnung hat, es wieder zu werden.

Und glücklich wird jeder, der den stillen, ernststen Wunsch hat, es zu werden und zu sein.

.... Ich schweige am liebsten über die lustigen Schwächen meiner Bekannten vor den Bekannten, — es gibt aber tiefere Kräfte in jedem Menschen, die sich oft mit Gewalt Bahn brechen und mitreden wollen, dagegen ist nichts zu machen. Das mußte ich gestern zu meinem Staunen erleben, als ich gegen meinen Willen ein Wort statt eines andern aussprach.

Es drängt mich eine Sehnsucht nur  
Ich kann auf keine Frauen sehn als nur auf Eine.  
Die volle Welt scheint leer zu stehn,  
Muß ich für mich die Straße gehn, alleine.

Ich finde keine Rede klug als nur die deine.  
Denn was ich stotternd in mir trug,  
Bringt schon im Flug ein Blick von dir ins reine.

Es drängt mich keine Sehnsucht sonst, bin schwer  
wie Steine.

Es ringt in mir nur eine Blut:  
Zu dir! Zu dir! Und dein Blut sei das meine.

Meiner Annie

Tosari, 6. November 1917

Tosari, Dienstag, 6. November 1917

Das obige Gedicht schrieb ich heute morgen nach dem Aufstehen um sieben Uhr auf meiner Veranda. Da draußen ist trübe Nebelstille. Die Abgründe sind zugedeckt von warmem, grauem Dampf. Der schmale Gartenstreifen vor meiner Verandatur steht wie am leeren Abgrund des Unbekannten. Vom Rosenstrauch ist nur ein Schritt am Gartenrand in das Nichts und Alles des Grenzenlosen.

Eine Grille singt wie ein leiser Wille,  
Den die süße Lust durchdringt;  
Und das Gras, Halm bei Halm, erklingt.  
Und der Nebel wandert in der Stille.

Vergnebel

Vergnebel, von Sonnenlicht erfüllt,  
Wie Schneegestöber das Haus umhüllt.  
Es leuchtet die Nebelmauer herein,  
Gleich einem Schneetag voll Heimatschein.  
Dahinter sind Palmen und Tiger zu Haus,  
Und Menschen, die sehen tief kaffeebraun aus.  
Der Nebel verbirgt mir die wildfremde Brut,  
Ich bin den barmherzigen Vergnebeln gut.

Tosari, 7. November 1917



Will mir denn keine Erlösung werden,  
Bleibt es denn ewiger Krieg auf Erden?  
Will mir das Schicksal nie mehr gewähren  
Die Lippen der Liebsten, die mit Lebenslust nähren.  
Mein Mund ist trocken, mein Geist ist matt,  
Kein Tag mehr Sinn noch Seele hat.  
Ich fühle bald meinen Körper nicht mehr.  
Die Sehnsucht verschlingt mich. Mein Platz wird leer.  
Tosari, 7. November 1917

Tosari, 9. November 1917.  
Freitag, morgens halb sieben

Im Kampong Tosari, gegenüber vom Sanatorium, am Weg bergab, da ist ein stilles Sterben ausgebrochen. In einer Nacht starben fünf Menschen in einem der Häuschen. In den ärmlichen Strohmattenwänden und unter den Bambusdächern herrscht jetzt viel lautes Wehklagen. Der Kampong hat kaum hundertfünfzig Menschen, und schon sind sechzehn davon gestorben und weggetragen worden. Es ist eine Blut-Dysenterie, die die armen Leute wahrscheinlich jetzt in beginnender Regenzeit leichter bekommen als sonst. Sie essen Gurken und viel Früchte, und die sind oft von der Feuchtigkeit gegoren. Auch stinkt jetzt viel Verfaultes bei den Hütten, das in der Trockenzeit eingetrocknet war und jetzt im Tropenregen aufquillt und zu gären beginnt.

Zu denken, daß viele der Weiber, Kinder und alten Männer, die ich im Vorbeischlendern photographierte, oder die mich um ein „Present, Tuan“ baten („Geschenk, Herr“), daß diese jetzt mehr wissen als ich und schon hinter das Leben schauen durften, während ich noch davor sitze und mit Geist und Gefühl taste und rate nach dem Anblick des Todes hin.

So einfach sterben die kleinen, armen Bergjavanen. So prunklos gehen sie aus dem Leben. So lautlos und still werden sie auf einer Tragbahre, in drei Sarongs eingewickelt, mit bescheidener, dünner Blütenfette umwickelt, hinausgetragen, gefolgt von einem kleinen Trupp der Dorfbewohner. Ich sah neulich einen solchen Zug, als ich morgens vom Spaziergang

zurückkam. Vorher hatte ich vom Hauptweg aus, gegenüber der Autogarage unten in der Schlucht bei den uralten verknorzten Bäumen ein Grab graben sehen. An einen langen Stock hatten die Begleiter, die hinter dem Sarg gingen, einen europäischen schwarzen Tuchregenschirm gebunden; der Schirm ragte einige Meter hoch in die Luft. Der finstere Schirm europäischer Art sah geheimnisvoll aus, als schwebte unter ihm über dem Sarg, der auf den Schultern der lautlosen Javanen auch heranzuschweben schien, der Geist des Verstorbenen, den der schwarze Schirm schützen wollte. Gewöhnlich wird ein ölgetränkter Papiersonnenschirm, an langem Stock aufgespannt, dem Sarg nachgetragen. Oder ein Goldpapierschirm bei vornehmen Leuten. Einen europäischen schwarzen baumwollen Regenschirm hatte ich noch nie in einem Leichenzug gesehen.

Ich war zur Seite getreten in den Garteneingang eines der Holz-Landhäuser des Sanatoriums am Wege und ließ den Totenzug an mir vorbei. Von denen, die dem Sarg folgten — lauter Männer — weinte keiner. Alle schienen, angeregt vom Schrecken, eher eifertig und lebhaft auszusprechen. Einer in der kleinen Menge trug im Arm ein Kohlenbecken, das aber wenig Rauch machte.

Die Gartenwege im Sanatorium, besonders rund um die Zwölf-Zimmer-Beranda der dritten Gartenterrasse, riechen nach Karbol und Teer, man hat tüchtig desinfiziert, und der scharfe, reizende Geruch zieht durch die Zimmer. Das ist zwar peinlich für die Nase, aber wohltuend für die Gedanken, die der Nase zu reden, den scharfen Teergestank zu lieben, weil er so nützlich gegen den Fäulnisgeruch ist, der aus den Dorfhütten herüberweht.

Der Tod ist hier im Osten nicht so erschreckend wie bei uns in Europa. Man ist es gewöhnt, daß hier schnell und plötzlich gestorben wird.

Tosari, 11. November 1917.

Sonntag vormittag

Gestern war ein großer Tag. Ich wurde aus Tele-

phon gerufen. Im Kontor sagte mir Herr de R.: „Ehe Sie ans Telephon kommen, hören Sie erst die gute Nachricht! Rußland hat Deutschland Waffenstillstand angeboten.“ Es war mir, als umarmte mich ein Friedensengel, als ich das gehört hatte. Mir fielen hunderttausend Zentner Sorgensteine vom Herzen. Ich atmete einen Augenblick auf, wie einer, der sich nach drei Jahren Fieber endlich mal wieder in natürlicher fieberfreier Körperwärme fühlt.

Ich suchte die anderen Deutschen auf und ging ihnen die Jakobsleiter hinunter entgegen. Ich ging mit gehobenen Schritten. Ich dankte unterwegs dem blauen Himmel und der grünen Erde und der weltfestlichen Sonne für die gute Nachricht.

Am Ende des schmalen Tannenweges auf dem Bergkamm ist eine Wiesenfläche, die ist wie ein schöner ferner Aussichtsplatz. Den Javanenkindern, denen ich unterwegs begegnete, denen mußte ich immer kleines Silbergeld schenken, um meiner Freude Lust zu machen.

Auf der Wiese um mich weideten junge indische Kühe und einige graue Wasserbüffel. Einer, mit mächtigem Hornhalbrund, trug eine große Holzglocke am Hals, die hatte eine alte trauliche Holzstimme und klapperte so gemütlich. Das Gras, das der Büffel raufte, fraß er scharf kauend, und ich hätte alle Kühe und alle Büffel umarmen mögen; ihre indische Friedlichkeit traf mit meiner Friedensfreude glücklich zusammen.

Den ganzen Tag ging man befreit und glücklich erleichtert und aufatmend umher. Zu Mittag kamen D. und Fräulein W. Alle blieben zu Mittag. Ich bestellte eine Flasche Mosel „Trabener“, und wir tranken auf gute Fortsetzung und rasche Entwicklung des Friedens.

Am Morgen hatte mir schon eine Holländerin, Frau van L., die Laune ein wenig verderben wollen, als sie sagte: „D, wenn Rußland Frieden machen will, dann wird Japan es im Rücken angreifen. Passen Sie auf!“ Das erschreckte mich. Und nun lagen abends die Karten so schlecht. Wieder mit

dicke, müdem Kopf ging ich zu Bett. Ich befehle mein Schicksal der ewigen Gefühls- und Weisheitsmacht. Sie tut doch, was notwendig ist. Und was die heiligste Macht tut, die Gott heißt, das ist immer gut und ist immer das Beste. Und mit Ruhe und tiefinnerlicher andächtiger Spannung sehe ich der Zukunft entgegen.

Die Sprüche Salomonis, in denen ich heute morgen im Bett las, erquicken mich.

Tosari, Montag, 12. November 1917,  
morgens neun Uhr

Heute nacht, um fünf Minuten nach halb fünf Uhr, war ein starkes Erdbeben, zwei vertikale Stöße kurz hintereinander. Ich wachte beim ersten Stoß auf und sprang bald aus dem Bett, als der zweite das Haus schüttelte. Türen gingen auf vielen Vorgalerien. Eine Dame neben mir lief im Nachthemd auf ihre Veranda. Sie sagte, sie glaubte, man habe sie gerufen, so im Schlaf war sie noch. Aus einem dritten Zimmer kam auch eine junge Mutter und jammerte. Aus einem vierten Zimmer kamen P.s. Sie hatten ihre Wertsachen eingepackt. Ich auch, hatte aus meinem Koffer Briefumschläge mit meinem Papiergeld in meine weiten Automanteltaschen gesteckt.

Es war im Osten rötliche Morgendämmerung. Die feine Mondfichel hing horizontal wie eine silberne Kinderwiege lieblich hell in dem dünnen Rosa einiger Dunststreifen. Zwischen den schön geschwungenen Wolkenwogen, den langhingezogenen, schimmerte ein zärtliches, wundervolles Blau. Rosa und blau suchte der Himmel mit diesen sanften Morgenblicken die erregten Menschengemüter zu beruhigen. Wir starrten gegen den Vulkan Bromo zum Rand der Bergkämme, die noch dunkel unter der ersten Helle standen. Die Luft war sonderbar weichlich warm. Die fernen Bergwälder rauschten auf, so wie sie abends unterm Sternenhimmel auch gerauscht hatten, als ich zu Bett ging um neun Uhr. Ich hatte mich früh zu Bett gelegt. In der Nacht, gleich in der ersten Nacht-

hälfte, hatte ich schwer geträumt. Ich hatte in einem Steinhaus im ersten Stock zu Bett gelegen. Und träumte, ich war erwacht, da mein Bett mit einem Fuß durch den Zimmerboden durchbrach. Darauf war ich im Traum geflüchtet. Und wie ich die Treppe hinuntersprang, da lösten sich Treppengeländer und Stufen auf, und die Mauern gaben ihre Backsteine her, die polterten vor mir in die Tiefe. Wo ich hintrat, löste sich das Gemäuer vor mir, und die Backsteine rollten vor mir her. Später war ich unten, und ich sah im unteren Raum die Füße meines Bettes durch die Decke über mir, und ich zeigte das aufgeregt einigen Leuten. Da sah ich zugleich, wie die Wände überall eingebogen waren, und wie das ganze Haus zu stürzen drohte, und ich flüchtete wieder. Das habe ich ungefähr drei Stunden vor dem Erdbeben geträumt. Denn ich wachte danach auf, und ich sagte mir, daß muß ich morgen in mein Tagebuch notieren. Ich erzählte später, frühmorgens im Garten nach dem Beben, meinen Traum P.s. So schwer und rüttelnd wie dieses Morgenbeben habe ich noch keines hier auf Tosari erlebt. Es war aber nicht so stark wie das Beben vom vorigen Jahr im September in Malang. Ich war gestern abend nicht zum Essen gegangen. Ich hatte auf meiner Veranda gelegen und gelesen und mich bald gelegt.

Ich zeigte P. gestern meine Bromomünzen, Kupfermünzen, alte holländische der Ostindischen Compagnie, die ich im Lauf von neun Monaten hier in Tosari langsam gekauft und gesammelt habe von den Händlern vor der Verandatüre oder auf Spazierwegen. Sie werden in der Asche des Sandmeeres um den Vulkan Bromo gefunden und von den Javanen ausgegraben. Es sind Opfermünzen, die bei Festen von Hindu-Javanen in den Bromo geworfen werden und bei Eruptionen wieder herausfliegen und zerstreut in der Asche herumliegen. Kaum hörte P., daß die Münzen selten sind und in Europa eine vielleicht den Wert von fünf Mark hat, so ging er eiligst ins Dorf Tosari und kaufte aus allen Hütten die ganzen kleinen Vorräte auf, das Stück zu fünf Cents. Außer-



dem schickte er heute hinauf in die Sandsee und läßt nachgraben.

Heute morgen bekamen wir auch kein frisches Brot. Und als ich Moo, meinen javanischen Diener, fragte, warum, sagte er: „Weil der Bäcker auf den Bromo gegangen ist!“ — „Ist denn ein Slamatan (ein Fest) am Bromo?“ — „Nein, er ist mit Besuch hinaufgegangen.“ Das heißt, der Bäcker ist in Gesellschaft auf den Bromo, um auch Münzen für P.s Handels-gier zu suchen. So macht ein Schlechter alles schlecht.

Zehn und zwanzig Jahre besteht hier der stille, harmlose Einzelverkauf der alten gefundenen Bromomünzen. Seit gestern hat er aufgehört und ist in die Hände der Firma P. „en gros“ übergegangen. Lebe wohl, Idyll! Solch ein Gieriger stört die Weltfestlichkeit gründlich.

Frau P. ist noch lebensgieriger als er. Als ich gestern sagte: „Ich habe mich vom Kartenlegen heute morgen erholen müssen und habe die Sprüche Salomonis gelesen, die mich sehr erquickt haben mit ihrer gesunden Lebensweisheit,“ da lachte sie höhnisch, ge-ärgert und frech auf und sagte zu ihrem Mann: „Gestern empfing er Damenbesuch von Frau D. und Fräulein W., und heute liest er in der Bibel!“ Und sie lachte ekelhaft ungezogen und frivol. „O nein,“ sagte ich ärgerlich und bestimmt zu ihr, „Sie irren sich, gnädige Frau. Jener Besuch war nicht von der Art, die Sie argwöhnen. Und ich lese gern und oft in der Bibel. Ich verstehe nicht, warum das lächerlich ist, wenn man Erquickung in Büchern sucht, die weise geschrieben sind wie die Sprüche Salomonis und alle heilige Weisheit der Bibel.“

Abends ging ich deshalb nicht an den Tisch. Weil es mich ekelte, wenn ich meine heiligsten Überzeugungen von losen Weiberlippen und höhnischen Handelsaugen verlästern lassen soll. Ich bin dann lieber für mich ganz allein und vermeide Menschen, wenn ich erkenne, daß sie böse und frech sind.

Wie sonderbar: alle Schwalben, die in der Trockenzeit seit Juni fortgezogen waren, sind heute wieder da. Sie flogen eben alle vom Dach über mir auf und

zogen in breiter Schar entfaltet über den Abgrund und kehrten gleich um und flogen auf meine Tür und mein Fenster zu, wieder aufs Dach zurück. Seid gegrüßt, liebe blaue Luftfreunde. Vielleicht waren sie in Australien oder in China. Nur ein paar Wächterschwalben waren zurückgeblieben. Aber in den letzten Wochen waren auch die einzelnen Wächter verschwunden. Sollten die Wächter der Schwalbenschar entgegengesprochen sein, um jenen den Weg herauf auf das Tenggergebirge zu zeigen?

Wie gern wüßte man mehr vom Geist und Gefühl der Tiere, Pflanzen, Berge, Wälder und Wolken, die einen täglich als getreue Lebensnachbarn vertraut umgeben. Es wird aber eine weisere Menschenzeit kommen, die wird sich mit Geist und Gefühl ihrer Umgebung so angeschlossen haben, daß ein Weltverständnis mit allen Nachbarn des Weltalls innerlich und äußerlich statthaben wird.

### Lied des Gefangenen

Still, in Nebel eingesargt und stumpf,  
Muß ich sehnend warten, warten, warten.  
Und die Tage sind wie Träume dumpf.

Vom Gebirge an dem Rand vom Abgrundgarten  
Schau ich in die Leere, in die Luft.  
Meine Augen sich todmüde starren.  
Noch im Schlafe mich die Ferne ruft.

Meine Augen wandern übers Meer,  
Die Gedanken suchen ab die Stunden.  
Und sie rennen ruhlos hin und her.

Weit sieht hier mein Fenster, um den runden  
Erdball kann ich schauen in dem Geist.  
Hab ich dann im Grübeln heimgefunden,  
Heimweh sich am Himmelsrand festbeißt.

13. November 1917, nachmittags

Meine Liebe zu dir  
Manche Fraue hat dein Lachen,  
Manche deiner Haare Glanz.

Manche kann mich fast fröhlich machen,  
Aber keiner gelingt es ganz.

Keine verdrängt deinen fernen Blick.  
Keine verdrängt deine wortlose Nähe.  
Keine ist meines Lebens Geschick.  
Meine Liebe zu dir bleibt treu und zähe.

13. November 1917, abends

### Das Herz

Was ist das Herz ein derbes Ding,  
Es trägt das Weltall als Athlet.  
Der Weltentugeln Riesenring  
Heiß drückend auf dem Herzen steht.

Doch mehr als alle Sinnenwelt,  
Als alles Licht und Körperschall  
In das Gewicht die Seele fällt,  
Der Seele Schmerz wiegt auf das All.

Das Herz trägt an der Seele hart.  
Der Seele Leid ihm Arbeit schafft.  
Doch ist das so des Herzens Art,  
Daß es durch Schmerz erstarkt an Kraft.

13. November 1917, abends

Tosari, Freitag, 16. November 1917,  
vormittags

Gestern morgen ging eine große Gesellschaft von hier nach Ngadimono zum Frühstück. Ich war auch dabei. Ich habe jetzt einige Holländer kennengelernt. Es sind vielleicht sechs Menschen, mir kommt es sehr, sehr viel vor, als ob die sechs gleich sechzig geworden sind. Es sind drei, die neben mir auf Zimmer 56 und 55 wohnen. Pflanzer aus Borneo. Ein Ehepaar und ein einzelner Herr. Alle waren zu Pferd. Nur Herr B. und ich, wir zwei „Moffen“, wir gingen zu Fuß. Um halb sieben Uhr morgens gingen wir fort. Um elf Uhr waren wir wieder zurück. Herr B. erzählte mir von seiner Zeit im Inneren von Borneo

bei den Dajaks, wo er flussaufwärts von Banjermasin bei den Dajakern Holzgeschäfte zu machen hatte mit einem Kanadier zusammen für eine Firma in Soerabaja. Er wohnte dort in einem Patrouillenhaus, das beim Dorf liegt. Ein Dajakdorf besteht nur aus einem einzigen Riesenhaus, in dem alle Dajaks mit ihren Familien zusammenwohnen. Alle haben Abteilungen in dem großen Haus. Alle leben wie eine Familiengemeinschaft. Alle arbeiten für alle. Alle teilen alles. Alle gehorchen dem Häuptling. Dieser gibt Bestimmungen zum Wohl aller. Bestimmt auch die heiligen Festzeiten und die heiligen Ackerarbeitszeiten. Als Herr B. da war, war in der Nacht Totengebet, da jemand gestorben war. Die Leute sangen die ganze Nacht leidenschaftliche Totenbeschwörungen, die großen Gongs schlugen, aber am meisten heulte der Häuptling von abends sieben Uhr bis morgens vier Uhr. Sie tanzten und brüllten, ließen das Gong-Erz dröhnen, so daß es Herrn B. angst und bange war, und er fürchtete, die Dajaks würden in der Nacht sich in eine solche Wut hineinheulen, daß sie das Patrouillenhaus und ihn und seine drei europäischen Begleiter niedermeßeln könnten; aber es geschah nichts.

#### Nachmittag 6 Uhr

Es war ein außergewöhnlicher Sonnenuntergang. Die Berge des Penandjang über der tiefen Schluch, waren in den Gipfeln braungolden wie alte Bronzet der Osthimmel rosig brennend und bläulich brennend. Aber im Westen ging die Sonne unter und beleuchtete die liegende Frauengestalt des Berges „Kawi“, daß der Berg wie verglühendes rötliches Eisen aussah. Eine lange Wolke, wie ein silberner Teller, trug den Berg. Die Wolke begann auch sich unten zu röten, und zuletzt schwamm der Himmel über dem Kawi als Goldhimmel mit riesigen glasgrünen Meeren, wie ein riesiges leuchtendes, buntes Glasfenster aus Goldglas, Smaragdglas und Rubinglas. Feurig über finsternem Vordergrund, pechschwarzen Schluchten und den schwarzen Hüttendächern von Tosari hob sich der

Abendhimmel empor. Die Luft war reingewaschen und trocken. Trotzdem es tagelang nicht mehr geregnet hat, war der Himmel glasklar gewaschen, ebenso die Berge. Jedes Bäumchen der fernsten Ferne zeigte wie spitze Nadeln seine feinen Äste dunkel gegen die Klarheit der Abendstunde.

Dieser Sonnenuntergang heute machte mich bang. Er erinnerte mich so sehr an eine nordische Landschaft. Es war, als wollte er mir etwas von Schweden berichten. Mir bangte so sehr. Vielleicht weinte Annie, oder sie hatte Herzklopfen, die Arme. Es war, als müsse der Himmel etwas ganz Großes mitteilen, etwas ganz Wichtiges. So düster prächtig waren Farben und Leuchtkraft des Abends. Ich merkte heute nachmittag wieder ein langes Erdbeben, es war lang und zitternd, aber nicht heftig. Es war zwanzig Minuten nach drei Uhr.

Ach, wenn ich nur deutlich wüßte, was die untergehende Sonne heute mit ihrer Wolfenfarbenzeichensprache mir mitteilen wollte. Ich bin so unruhig von dem sprechenden Abendlicht geworden. In den Abgründen brauste der Wind, der heilige Geist der Berghöhe sauste und rauschte. Auch der Wind war, als habe er eindringliche, stürmische Rede zu melden. Mir ist so erhaben, großatmend, seherisch bang im Blut. Die Mimosenbäume am Wege, mit feinem dunkeln Gezweig vor dem letzten Licht des gelben Glashimmels, bewegten sich zierlich, als mischten sie ihre Glieder, um Zeichensprache anzudeuten. Und nichts verstand ich! In diesen bangen Kriegszeiten, in diesen Zeiten größter Vernichtung wird man schreckhafter als in den Friedenszeiten. Man fürchtet immer das Nahen neuer Unheilsbotschaften.

Ich war gestern abend ganz nervös und wieder so enttäuscht über die Lügentelegramme. Immer wird man hier mit Lügen gekränkt, und wenn man die Wahrheit am nächsten Tag erfährt, dann ist man ganz erschöpft und argwöhnisch, und die reine Freude an der Wahrheit kommt hier nie rein in einem auf, immer ist man verschüchtert vom Lügensfusel



Tosari, 17. November 1917, vormittags

Man ist nicht auf die Welt gekommen, um zu wetteifern, sondern um eifrig zu sein. Wetteifer weckt wilde Instinkte. Eifer ist treu, echt, stark und gütig.

Dieses fiel mir ein, als ich an Europa dachte, das immer gern zum Wetteifer ansport, ebenso Amerika. Indessen Asien davon nichts kennt. Asien ist nie wetteifrig, sondern eifrig. Die einzigen der Asiaten, die sich vom Wetteifer hinreißen ließen, sind die Japaner. Solange die Asiaten eifrig sind und nicht wetteifrig, werden sie echter stark werden und Echteres und Bleibenderes schaffen, während Wetteifer in ungeduldige Flüchtigkeit und Willigkeiten der Gedanken und Taten ausartet. Am Wetteifer wird der Westen, das Abendland, zugrunde gehen. Aus echtem Eifer wird Asien neu und stark und stärker als das heutige Abendland in der Zukunft auferstehen.

Dieses sind heute einige Morgengedanken am Sankt-Niklas-Festtag auf Tosari. (China ist eifrig, aber nicht wetteifrig, das war bis heute seine Stärke.)

Die Internierungsfrage rückt immer wieder schwarz und drohend für uns Deutsche heran. Das besprachen wir gestern abend auf meiner Veranda. Gott helfe uns, daß alles glücklich abläuft. Aber fürs Vaterland zu leiden und interniert zu werden, ist auch ein Genuß. Denn bis jetzt ging es uns dreiundeinhalbes Kriegsjahr nur glücklich und leidlos in Java. Nur ich habe unter Sehnsucht und Heimweh schrecklich viel gelitten. Gott helfe uns gut weiter und gebe recht bald Frieden auf Erden!

28. November 1917

Gestern schrieb ich vormittags, daß der Mensch für seine Liebe kämpfen und töten können muß, und gestern mittags bekam ich seit ewigen Monaten wieder einen Brief von Annie aus Schweden, von meiner Annie. Als ich ihn froh erschüttert öffne, steht darin, daß mein Schwager, Annies jüngster Bruder, Axel Johanson, Reserveleutnant in der Marine, an den ich früher nach Strömstad meine Briefe schickte, beim König von

Schweden ein Schreiben eingereicht hat, worin er bat, vom Dienst und von der Militärpflicht im Kriegsfalle enthoben zu werden, da er nach seinem christlichen Glauben nicht imstande ist, einen Menschen zu töten. Ich überseze hier den schwedischen Zeitungs-Ausschnitt: „Konflikt zwischen Glaube und Pflicht. Leutnant der Flotte Axel Johanson hat in einem Schreiben von Åskersund den König ersucht, wegen religiöser Bedenken seinen Abschied zu erhalten vom Dienst bei der Flotte. Aus dem Abschiedsgesuch geht hervor, daß der Beschluß gefaßt wurde auf Grund eines langjährigen Bibelstudiums: ‚Der bedauerliche Zustand der Welt, der seinen Ausdruck in dem wahnwitzigen Weltkrieg gefunden hat, der gegen alle menschliche Vernunft fortgesetzt wird, hat mir offenbar gemacht,‘ schreibt Leutnant Johanson, ‚daß alle menschliche Torheit sowohl im Einzelleben als im Völkerleben, seine Wurzel hat in der fehlenden Leitung durch Gottes Wort. Die Art, wie die irregeleitete Welt zurückzubringen ist, kann nicht politisch sein. Auch nicht durch mehr oder weniger eigennützige Bündnisse oder Friedensbeschlüsse wird das erreicht. Der Weg ist von Gott angegeben in der Apostelgeschichte 5.29: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die traurigen Folgen davon, daß die Menschen in ihrer vermessenen Weisheit ihre eigenen Wege gehen, welche im Streite sind mit dem göttlichen Weisheitsgebot, offenbaren sich in der Geschichte vieler Jahrtausende. Entgegen Gottes Liebesgeist macht man wahnsinnige Versuche, mit seinem Wort den Krieg sowohl als auch andere Äußerungen des menschlichen Eigennuzes zu verteidigen. Aber Jesus selbst widerlegt es kräftig in Joh. 13.34: Eine neue Botschaft gebe ich euch, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander liebet. Dieses Gebot, dessen Wahrheit ich eingesehen habe, erlaubt mir nicht, die Waffen zu tragen gegen meine Mitbrüder der Menschheit. Axel Johanson.‘“ Ich will Annies Brief aus dem Schwedischen in mein Schiffstagebuch übersetzen. Er wird späteren Zeiten den großen, tiefen Charakter dieser ungewöhnlichen Frau deutlicher zeigen,

als jede Beschreibung es vermag. Annie hat immer etwas Allmächtiges, Urmweltliches, Urgöttliches und Urdemütiges, was mich alles zeitlebens an sie, diese reinrassige Nordländerin fesselte. Ihre Mutter soll aus Holland abstammen, aber deren Vorfahren wieder sollen bis auf Karl den Großen zurückzuführen sein. Das behauptet ihr Bruder Richard, der es aus Archiven herausgefunden hat.

Annies Vater, Carl Emil Johanson, ist auf dem Lande in Stockholms Nähe geboren, von wo er sich zu einem der angesehensten Großkaufleute in der Hauptstadt heraufgearbeitet hatte. Sein Hauptinteresse neben dem Geschäft, der Masseneinfuhr von amerikanischem Büchsenfleisch, war in seinem Leben die Politik. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm Photographien von bekannten Politikern zum Geschenk machte.

Annies Mutter ist auf der Insel Öland geboren, wo ihr Vater einen Gutshof und einen Handel mit Leder hatte. Sie lernte ihren Mann in Stockholm kennen, wo sie verheiratet lebten und wo sie drei Töchter und drei Söhne hatten. Der älteste der Söhne, Albert, starb 1907. Richard, der zweitälteste, war vielerlei, bis er durch das Evangelium Frieden fand. Nach seinem Abitur wurde er Schauspieler, studierte dann auf Wunsch seines Vaters bis zu dessen Tod Jurisprudenz in Upsala. Machte dann von seinem Erbe große Reisen und verspielte alles Geld, schriftstellerte eine Zeitlang und überraschte eines Tages seine Mutter durch seinen Eintritt in die Heilsarmee.

Arxel, der Jüngste der Familie, machte die Marinekriegsschule durch bis zum Leutnant, ging aber dann, weil er die See schlecht vertragen konnte, zum Bankgeschäft über. Heiratete später die Tochter eines Großkaufmanns für Fischhandel in Strömstad an der Westküste Schwedens. Dieser will nun auch das Evangelium lehren. Alles das kommt mir ganz unerwartet. Ich wußte von ihm nur, daß er bis jetzt ein tüchtiger, herzlicher Mann, fleißiger Geschäftsmann, edler Mensch und braver Gatte und Vater im besten Sinne gewesen ist.

Annie ist die älteste der drei Schwestern. Sie ist drei Jahre jünger als ich. Also siebenundvierzig Jahre am 19. Oktober 1917. — Ihre zweitälteste Schwester Ellen war an einen Direktor der schwedischen Eisenbahn glücklich verheiratet. Plötzlich starb vor einigen Jahren ihr Mann, den sie sehr geliebt hatte, und sie wohnt nun als Witwe in Stockholm.

Herta, die jüngste der drei Schwestern, hat in Stockholm, Wien und München Medizin studiert. Dabei lernte sie einen jungen Mediziner, Gustaf Möller, kennen. Der ist jetzt Regimentsarzt. Sie sind glücklich verheiratet in Drebro. Sie ist gleichfalls Ärztin, Kinderärztin, und sehr tüchtig. Gustaf war schon im letzten Balkankrieg in Griechenland. Dieses Jahr war er wieder an den Fronten und ist nun zu seiner Familie zurückgekehrt.

Annies Mutter ist eine prachtvolle, herzensgute und verständige, tüchtige Frau. Sie hat im Denken und Fühlen adligen Sinn, so wie es die ganze Familie Johanson hatte.

Alle Geschwister sind starke, vornehme, edle Naturen, wie es auch der starke Vater gewesen ist, der grundgut und sehr beliebt war. Kurz vor seinem Tod, er starb am 4. März 1905 in Stockholm ganz schnell und sanft, feierte er noch sein vierzigjähriges Berufsjubiläum mit zweihundert seiner Bekannten.

Immer habe ich mein Leben lang großen Respekt gehegt für die Familie Johanson. Sie kam mir immer wie eine Familie hoher, heilig lebensstarker Menschen vor, und ich erschien mir ihnen gegenüber wie ein spielendes Zwerglein vor Riesen.

Auch äußerlich waren sie alle Riesen, nicht bloß innerlich.

Ich konnte Annie in den vier Jahren nichts von hier schicken. Nie hat sie geklagt. Nie hat sie gezürnt. Im Gegenteil. Sie hat immer gesorgt, solange sie konnte, daß ich reichlich vom Verlag und von Freunden Geldsendungen erhielt, wovon sie selten nur ein wenig für sich behielt. Sie erscheint mir wie eine Heilige. Sie ist erhaben in ihrer Liebe über allen Kleinigkeiten, und ihre Liebesfähigkeit ist bewunder-

rungswürdig. Und ich finde ihre Opferfreudigkeit für mich, ihren Mann, beispiellos.

Ihrer Seele, ihrem Herzen und ihrem Leib habe ich darum auch aus Instinkt für ihre Natur und aus Liebeserquickung mehr als tausend Liebeslieder und „Die Geflügelte Erde“ dichten können. Ich glaube nicht, daß je eine einzige Frau auf der Welt außer Dantes Beatrice so reich mit Dichtung umgeben wurde von ihrem Liebsten wie meine Annie, die aber noch viel mehr Lieder verdient hat, als ich je geben kann bis an mein Lebensende.

Übersetzt in Tosari am 28. November 1917:

„Åskersund (Schweden), Ende August 1917

Liebes Herrchen mein! Es war sehr lieb von Dir, zu Mutters Geburtstag zu telegraphieren. Sie freut sich sehr darüber und dankt Dir warm. Sie war zu ihrem Geburtstag hier, aber ist jetzt wieder nach Stockholm gereist, denn dort ist Axel. Er wird nun auch das Evangelium predigen wie Richard, aber Axel ist viel fester, freimütiger und freudiger, und alle Menschen gewinnen ihn lieb. Er fastete neun Tage lang, ohne Wasser zu trinken, denn er wollte eine Antwort von Gott haben, wegen seiner Zukunft. Da wurde er vom Geist Gottes erfüllt, und seitdem predigt er öffentlich. Er will ein wirklicher Jünger Jesu werden, und Du und ich, wir wollen wirkliche Missionare werden, und Du wirst dichten zur Ehre Gottes. Dein Lied vom „Inneren Auge“ war nun Dein letztes eigenes Lied. Du sagtest wahr, als Du das schriebst. Wann werde ich ein Telegramm von Dir bekommen, daß Dich Gott erfüllt hat mit seinem heiligen Geist und Dich zu gleicher Zeit am Körper gesund gemacht hat? Ich bete jeden Tag darum. Ich bin den ganzen Sommer in dieser kleinen Stadt am Wettersee gewesen. Hier waren auch meine Brüder und die Mutter und viele Freunde von der Missionsschule, und wir hatten viele Gebetsstunden zusammen, in denen wir auch für Dich gebetet haben, liebes Herrchen mein. Wir müssen erst



geschickt gemacht werden, Gott zu dienen, Du dort und ich hier. Ich kann nicht mehr verstehen, wie man das Leben ohne Inhalt leben kann. Nun hat der Tod keine Macht über Dich und mich. Auch werden wir wohl nicht viele Jahre leben müssen. Wir wissen, daß Jesus bald kommt, und ich hoffe und glaube, daß Du und ich nicht mehr leben werden, wenn Jesus kommt, denn dann werden schwere Zeiten, ein noch schlimmerer Krieg, Krankheiten und Plagen kommen und es wird auf Erden nirgends Ruhe sein.

Ich habe die Gabe von Gott bekommen, Hände auf die Kranken zu legen und zu beten, daß Gott sie gesund macht. Ich danke Gott, daß er mich mit meinen häßlichen Händen etwas Gutes tun läßt. Mit den Händen, die Du immer gerne gehabt hast und verteidigt hast, wenn ich mich über sie beklagt habe.

Der Verlag schickt Dir tausend Mark zu Deinem Geburtstag, und viele Freunde gratulierten Dir telegraphisch zu Deinem Geburtstag. Hast Du alles bekommen? Hast Du mein Telegramm bekommen, mit den Namen von der Mutter und den Geschwistern? Mein Schwager, der Regimentsarzt, ist von seinen Reisen nach den Fronten heimgekommen und wird Vorträge darüber halten. Vom November bis Februar war ich diesen Winter bei der Mutter, im Februar reiste ich nach Drebro und war da in der Missionschule bis zum Juni. Dort war ich bei den Bibelstudien, und selbst durfte ich Stunden geben und sprechen zu einigen Missionschülern. (Meine Annie, zu Schülern sprechen? Kann sich Max gar nicht vorstellen.) Das war eine sehr herrliche Zeit. Seit Juni bin ich nun hier, aber ich weiß nicht, ob Gott will, daß ich in Drebro, oder bei Axel in Strömstad sein soll. Axel will jetzt nur nach Gottes Willen leben. Seine Frau will nur nach ihrem eigenen Willen leben, und nur um sich selbst gut zu tun. Sie ist sehr böse auf Axel und will sich von ihm scheiden lassen. Aber Gott hat Axel wissen lassen, daß auch sie bekehrt wird. Deshalb ist Axel sehr ruhig und sieht auf sie, als ob sie ein Kind wäre, ein verwöhntes. Nichts

geschieht, was Gott nicht will, und Gott wird Dich nicht mehr leiden lassen, als Du ertragen kannst. Du wirst später diese Leidenszeit segnen. Ach, wenn ich so weit im Leiden gekommen wäre wie Du, so daß ich sagen könnte, ich fühle keine Körperleiden mehr! Ich bin viel zu empfindsam für Körperschmerzen, aber ich muß das auch überwinden. Mein geliebter Herr, Du warst mir immer weit voraus, und ich freue mich darauf, daß ich immer noch viel von Dir lernen darf. Erinnerst Du Dich, daß ich immer dachte, die Mathematik könnte mir den Schlüssel zum Weltall geben. Jetzt habe ich ihn gefunden, er heißt: Jesus. Jesus ist der Schlüssel zu Gott, zur ganzen Welt, zu allen Menschen. Er ist der Schlüssel zum Himmel, und der Schlüssel, der des Todes Pforte öffnet. Es ist wunderbar, daß ich immer wünschte, den Schlüssel zu finden, und nun habe ich ihn durch den einfältigen Glauben gefunden und habe ihn gefunden für Dich, für viele Bekannte und Freunde. Denn Gott hat gesagt, ich darf zum Segen werden für Dich und unseren ganzen Kreis.

Es hat im ganzen Sommer nicht geregnet, aber heute regnete es, und ich fühle mich so schön einsam mit Dir und mit Gott. Ich habe viel in der Bibel gelesen. Je mehr man darin liest, desto mehr Lust bekommt man, mehr darin zu lesen. Bei jedem Mal bekommt man mehr Verstand, zu verstehen, was Gott meint. Alles ist groß und herrlich in diesem Buch, wenn man es in der Erleuchtung Gottes liest, und Du wirst alles für mich noch besser erklären, wenn Du kommst. Niemals mehr werden wir nun Leere in unserem Leben fühlen (habe ich bei Annies Liebe, und bei meiner Dichtung eigentlich niemals gefühlt), denn wir werden nicht mehr für uns leben, sondern für andere und für Gott. (Ja, tat ich denn das als Dichter nicht immer? Vor der Welt fühlte ich mich für meine Gedichte verantwortlich, und vor Gott auch!) Ich gehe nun jeden Tag ins Krankenhaus zu einer Lungenkranken, die sterbend ist. Gott hat gesagt, daß Krankheit keine Macht mehr über uns haben soll. Das ist herrlich, gar nichts mehr zu fürchten. Aber

Du bist weiter gekommen, mein geliebtes Herrchen. Du fühlst keine Körperleiden. (Ich schrieb, daß mir auch die Leiden festlich sind.) Du bist immer ein Überwinder gewesen, gleichwie der Löwe vom Stamme Juda. Du hast auch mich besiegt, mehr als irgend-einer das konnte, ehe Jesus es tat. Dafür liebe ich Dich treu und bin Deine Ewigkeitsfrau. Und das ist Wahrheit. Ich bin Dein, mein geliebter Herr, und warte treu darauf, daß Du zu mir kommen sollst, und daß wir zusammen Gott dienen sollen und den Menschen. Wie wirst Du mich umarmen und wirst Dich an Dein Leid nicht mehr erinnern. Wir wollen Gott für das, was wir in dieser Zeit gewonnen haben, danken. Für immer Deine Annie."

Hat man je einen solchen Brief von einer Künstlerfrau gelesen, die die Welt gesehen hat, die in Stockholm geboren, und in der Schweiz und in England erzogen wurde? In Paris und Berlin und in München jahrelang in Künstlerkreisen gelebt hat, die mit mir in Amerika war und in Mexiko, die die skandinavischen Länder kennt wie ein Baedeker, und die dennoch so gottestreu und gottestief handelt, als wenn sie zeitlebens in einem Pfarrhause oder in einer Missionsfamilie gelebt hätte! Aber ich sage mir immer, das Sehen, Fühlen und Reisen in der großen Welt macht den ernstesten und tiefsten Menschen frommer als die Enge den, der zu Hause im kleinen Kreis zeitlebens sitzen bleibt und sich an den Kleinigkeiten ärgert und Gott nicht erkennen lernt vor lauter Enge und Kleinlichkeit. Und bei Annie hat es nicht der Friede, sondern der Krieg fertiggebracht, daß sie Gott fand, denn früher hat sie nie in der Bibel gelesen, hat in allen Ehejahren nie eine Kirche anders besucht, als um dort schöne Architekturen und schöne Gemälde oder Stimmungen zu bewundern. Es lebe der Krieg, der die Menschen, die stärksten, beugen und zur Gotterkenntnis bringen kann, besser als der Friede es versteht. Aber nun lebe der Friede wieder, nachdem der Krieg sein Gotteswerk getan hat.

## Wunsch

Die Wolken lagern unter mir im Abendraum.  
Die dunklen Vergeßstufen säumt ihr heller Schaum.  
Die lustig blanken Wolkenbrücken mich still rufen.  
Sie locken mich, sie, die sich himmelschwebend schufen.

O Wolken, tragt mich heim durch Meilen übers Meer.  
Der fremde Himmel drückt. Sein Blick ist freudeleer.  
Der Krieg hält hart mir meinen armen Fuß gefangen.  
Nehmt meine Blicke mit, die an der Freiheit hängen.  
Noch einmal ich zwei Augen grüßen will.  
Bei ihrem Leuchten steht mir meine Sehnsucht still.

Tosari, 20. Dezember 1917

Tosari, 21. Dezember 1917, Freitag vormittag

Ich habe jetzt ein paar Abende hintereinander mit der tuberkulösen Krankenschwester J., die fünf Zimmer von mir fort, aber auf derselben Galerie wohnt, „Trit-Trat“ gespielt. Sie schlug es vor im Vorübergehen an meiner Veranda. Denn der vom Pferd gestürzte Doktor L. aus Batavia und seine Frau, mit denen sie sonst zusammen abendlich spielte, sind seit einigen Tagen abgereist. Ich wollte es der kranken Schwester nicht abschlagen. Und so ging ich abends auf ihre Galerie, wo sie mich das Spiel lehrte, das ich noch nicht kannte. Schach, das ich so gern manchmal spielen möchte, kann sie nicht. Zuerst war es mir schrecklich. Aber ich lerne dabei etwas Holländisch sprechen, das ich nur lesen kann. Vor allem aber fühle ich, daß ich der kranken Schwester einen Gefallen tue. Und sie ist sehr lungenkrank. Wir spielen meistens von sieben bis acht oder halb neun Uhr, bis das Abendessen kommt, das Trit-Trat-Spiel. Ich mußte dabei denken, daß Annie in ihrem letzten Brief schrieb, sie besuche eine Lungenkranke, um sie zu zerstreuen. Nun zerstreue ich auch eine. Es scheint, daß das Schicksal will, daß Annie und ich auch in der Trennung das gleiche erleben sollen.

## Mittagsglied des Gefangenen

Um einen Büschel deutsches Gras zu sehen,  
Möcht ich mir beide Füße wundrot gehen.  
Nach einem Atemzug der derben deutschen Luft,  
Mein schmachkend Blut mit allen seinen Tropfen ruft.  
Und ein Stück Schwarzbrot von dem deutschen Acker-  
grunde!

Ein deutscher Quellentrunf dem dürren Munde!  
Und von dem trauten Weibe einen treuen Kuß!  
Wie bin ich elend, daß ich immer wünschen muß.

Tosari, 9. Januar 1918

## Brief an seine Frau

(Englisch geschrieben)

Sanatorium Tosari, 10. Januar 1918

Liebsteß Herz, damit der Zensor nicht so viel Mühe hat, will ich versuchen, Englisch zu schreiben und nicht Schwedisch. Vielleicht bekommst Du dann früher diesen Brief.

Carrie sandte mir Weihnachtsgrüße von Dir. Das Telegramm kam drei Tage vor Weihnachten. Ich wurde sehr froh, zu hören, daß Du wohl bist. Vielen Dank an Carrie!

Dein letzter Brief war vom 29. August. Mit derselben Post bekam ich im November drei Karten von Dir vom Juni und Juli.

Im letzten Jahr 1917 habe ich nur zwei Briefe von Dir bekommen und sechs oder sieben Karten. Das war nicht viel gegen die früheren Jahre. Ich war erstaunt zu hören, daß Dein Bruder Axel nun das Evangelium predigen wird.

Das letzte Jahr war ein Jahr von lauter Kranksein. Bis Juli kam die Malaria jeden Monat wieder. Aber nun hoffe ich, daß sie nicht mehr wiederkehrt. Ich lebe immer noch im Sanatorium Tosari hoch oben im Tenggergebirge von Ost-Java. Ich habe das Sanatorium das ganze Jahr nicht verlassen.

Oft kommt eine Familie von Landsleuten hier herauf. Ebenso Freunde aus Soerabaja. Um mich



herum im Hotel sind immer viele Menschen. Aber in meinem Herzen bin ich immer allein.

Ich bin so müde, so lange Zeit hier im Sanatorium zu sein. Aber das Klima ist am besten hier. Und ich fürchte, die Malaria könnte wiederkehren, wenn ich in die Hitze von Java hinunterginge.

Das Geld zu meinem Geburtstag ist nicht angekommen. Willst Du dem Verlag das sagen?

Ich habe viele Gedichte geschrieben und auch viel Prosa. Im November bekam ich durch die Sonnenhitze ein Feuer im Gesicht. Ich mußte vier Wochen in einem dunkeln Zimmer bleiben. Mein Gesicht brannte, wie Pfeffer brennt auf der Zunge.

Auch am Weihnachtsabend wurde ich sehr krank. Ich bin vergiftet worden durch Krebse, die verdorben waren. Von Weihnachten bis Neujahr war ich im Bett und konnte nicht essen. Aber nun ist es vorbei, und ich fühle mich wieder wohl.

Ich lese lange Stunden in den Zeitungen, um zu erforschen, wie dieser Weltkummer enden soll. Es scheint mir ein Rätsel zu sein, wie dieser Krieg ein Ende finden soll.

Ich denke oft zu Dir nach Stockholm hin. Die Zeitungen sagen, daß man dort auch Mangel an Lebensmitteln hat. Ich hoffe, daß Du bei Deiner Mutter bist, wo Du weder an Essen noch an Liebe Mangel leidest, hoffe ich.

Ich möchte Dir so gern etwas Herzliches schreiben. Aber mir vorzustellen, daß alle Briefe von Fremden aufgemacht werden, — das tut mir weh, und ich kann für die Briefe nicht die Worte finden, warme und heilige, die mein Herz spricht, jeden Tag und jede Nacht zu Deinem Herzen.

Mein Mund hat nicht geküßt, und meine Arme haben niemand an meine Brust gedrückt in all den langen, langen Jahren. Ich bin froh, daß Du mir schreibst, Du bist auch immer mein wahres, treues Weib.

Ich bin oft und fast immer voll von Sorgen um Dich. Aber es hat mir viel Beruhigung gegeben, daß Du Frieden gefunden hast beim Lesen der hei-

ligen Worte und Gedanken in der Bibel jeden Tag. Behalte Deine Treue zu Gott, bis ich nach Hause komme; dann wirst Du auch Kraft haben, mir die Treue zu halten.

Ich liebe so sehr die Bilder, die Frau G. von Dir gemacht hat. Eins steht auf meinem Schreibtisch, das andere auf meinem Nachttisch auf der Bibel. Das Bild ohne Hut habe ich am liebsten. Du siehst darauf so angenehm ernst und stark aus. Hast du kein neues Bild von Dir jetzt? Ich möchte so gern jeden Monat ein neues Bild von Dir, mein Herz. Dann fühle ich für eine Weile nicht das Alleinsein, wenn ich ein neues Bild von Dir bekommen habe. Dann ist es, als ob Du zu mir zu Besuch gekommen wärest, bis das Bild vor meinen Augen alt geworden ist.

Wie geht es Deiner Mutter und Deinen Geschwistern? Mein Herz grüßt sie alle. Jedem, der gut zu Dir ist, sende ich meinen wärmsten Dank. Und ich hoffe, ich werde allen ihre Güte vergelten können, wenn ich nach dem Kriege heimkomme.

Meine Sehnsucht ist groß und kann nicht größer werden. Aber meine Geduld wird auch größer. Wenn ich bei Gesundheit bin, habe ich große Geduld. Nur wenn ich mich schwach und krank fühle, dann bin ich sehr unglücklich.

Viele Grüße an alle Freunde.

Mache Dir keine Sorgen um mich. Alle Landsleute hier sind freundlich zu mir. Ich bekam einen kleinen Weihnachtsbaum mit Süßigkeiten aus Soerabaja und viele Geschenke von Herren und Damen. Ich möchte Dir alle Rosen senden vom Garten hier und auch den warmen hellen Sonnenschein.

Ewig Dein alter Geliebter

Tosari, 2. Februar 1918

Heute morgen bin ich von halb neun bis halb ein Uhr mit Frau M. den Weg durch die drei Hindudörfer gegangen. Der Bergweg war durch die Regenzeit glatt und aufgeweicht und ausgehöhlt. Die zwei Wasserfälle, über deren Bäche wir klettern mußten,

rauschten laut stürzend. Es blühten aber schöne blaue Winden an den Felswänden dort, auch blühende rosige Griffelblüten vom wilden Tabak sahen wir am Weg-  
rande. Auch lila Primeln im Grase, und aus wilden Kaffeebäumen leuchteten zwischen schwarzgrünen, glän-  
zenden Blättern manchmal rote Kaffeebeeren. Frau M. mußte sich mit beiden Händen auf meine Schultern stützen, so abschüssig, zerrissen vom Regen und glatt war der Weg. Sie schimpfte dann zu Hause und nannte es einen „Karbauen-Pfad“!

Ein Javane half ihr auf der letzten Strecke. Sie hielt sich an seinem Sarongtuch fest, das er um seine Schultern gebunden hielt.

„Nie wieder will ich den Weg machen,“ rief sie, zu Hause angekommen. Sie fand, sie wäre ganz schmutzig.

„Aber nur nicht innerlich,“ sagte ich, „innerlich sind wir sauber wie die Engel. Äußerlich schmutzig sein, das macht nichts. Das geht in der Wäsche fort.“ Da lächelte sie wieder und schwieg. Denn so war uns beiden in der Einsamkeit manchmal menschlich schwül gewesen. Ich fühlte, sie hätte mich gern geküßt, und die Verführung lockte mich auch. Aber wir blieben wie immer rein. Wir sind uns nur Freunde, nur Schwester und Bruder, wie die Leute hier zu Frau M.s Babu gesagt haben.

Tosari, Sonntag, 3. Februar 1918

Nun ist schon der Anfang vom zweiten Monat des Jahres 1918, und noch ist keine Ahnung in der Luft, wann ich zu Annie oder zu meiner Sprache, meinem Deutschland, meinem Europa heimkomme. Armes Ich! Es wird oft ganz fremd um mich, wenn ich geradeaus starre. Ich weiß nicht mehr, wo meine Augen sind. Denn meine Gedanken sehen immer das Zuhause, und meine Augen sehen hier fast nichts mehr, denn alles ist dem Herzen gleichgültig hier. Das Herz sieht sich nach nichts um, die Augen starren und sehen in eine endlose Leere. Es ist, als müßte ich von dieser einförmigen Leere eine Herzschwäche bekommen und mitten in einem gleichgültigen Gespräch ohn-

mächtig umsinken. Denn meinen Leib regt hier nichts mehr an. Er hat alles hier so überdrüssig. Er wahrnt nur den Schein und tut, als ob er noch bei der Umgebung lebte, spräche, plauderte, lächelte und schaute und seufzte, aber eigentlich ist er über das alles weit hinaus. Mein Leben lebt innerlich gefühlvoll weit fort von hier. Äußerlich ist aber mein Leben wie eine Maschine, die aus Gewohnheit den Tag ableiert, aus Gewohnheit und aus Nachhall eines gewesenen Körperlebens. Klanglos ist jede Stunde. Sanglos ist jeder Tag. Leer wie der Tag sind nachts die Träume. Es ist nur Schall, nur Schall, nur Geräusch und leere Bewegung des Alltags um mich. Alles Feuer ist in der langen Sehnsucht verkrochen und kleiner und schwächer geworden. Ich glaube, so darf es wirklich nicht lange weitergehen. Ich hauche sonst in einer stillen Stunde mein Heimweh aus und bin tot.

Es ist wie eine innere Auszehrung der Seelenkräfte, ein großer Herzenshunger, an dem ich endlich verhungern werde, wenn es nicht bald Frieden gibt und Heimreisehoffnung.

Seit einer Woche bringen die Zeitungen nur Telegramme über große Streife, die ausgebrochen sein sollen in Deutschland, hauptsächlich in Berlin. Wohl kann ich dem armen, gequälten deutschen Volk gut nachfühlen, daß es müde ist, Kriegsarbeit in den Munitionsfabriken zu tun. Aber anderseits tut mir auch der deutsche Generalstab leid, wenn er seine große Arbeit umsonst getan haben soll, ohne Vorteil, und sehen muß, wie das Volk, ungeduldig und ermattet, nicht imstande ist, länger abzuwarten, um die Früchte des Krieges, die allmählich reifen, pflücken zu können. Es ist ein Zwiespalt in mir, wie in einer Mutter, die zwischen Vater und Sohn steht. Ich verstehe den Sohn, das Volk, das bis zur Entkräftung gelitten und gearbeitet hat. Ich verstehe aber auch den Vater, der mit höchster Anspannung gesorgt, gedacht, gearbeitet und gekämpft hat. Wenn der Sohn schwächer ist als der Vater und die Geduld zuerst verliert, so kann man es betrauern, aber nicht verdammen. Es ist dieselbe Stimmung in Deutschland, wie sie in mei-

nem Körper herrscht zwischen Geist und Gefühl. Der Geist ruft: „Halte aus!“ Das Gefühl ruft: „Ich kann nicht mehr. Es ist mir jetzt alles gleich. Ich will nur Frieden! Frieden in jeder Form.“ — „Friede auch mit dem Verlust der Ehre?“ fragt der Geist. „Frieden, Frieden, Frieden,“ jammert halb besinnungslos das Gefühl, das fühlt, daß ihm das Leben entflieht. So denke und fühle ich jeden Tag. So dachte ich den ganzen Januar, als von Revolution in Wien geredet wurde, wie jetzt von den Streiks in Deutschland geredet wird, die, wie man sagt, ausbrechen, weil der Friede mit Rußland in Brest-Litowsk nicht zustande kam.

Tosari, 4. Februar 1918. Montag vormittag

Wie war ich gestern am Sonntag so niedergeschlagen. Am Sonntag denken die Menschen mehr aneinander. Das fühle ich. Und daß das mich niedergeschlagen macht, daß ich immer nur nach Hause denken und nicht nach Hause kommen kann, das ist ganz natürlich. Heute nacht träumte ich, ich solle nun nicht bloß Sonntags, sondern jeden Tag mittags um zwölf Uhr ernstlich nach Hause denken. Ich erzählte das im Traum jemand und sagte: „Früher habe ich mich am Sonntag lebhaft nach Hause gezogen gefühlt, jetzt aber muß ich mich jeden Tag um zwölf Uhr mittags nach Hause versetzen.“ Und als ich vorhin diesen Traum lachend Frau M. erzählte, da fiel mir während des Erzählens ein, daß einmal im ersten Kriegsjahr, Ende 1914, Annie an mich geschrieben hat, daß ich, wenn ich sie in Gedanken finden wollte, immer mittags von zwölf bis ein Uhr an sie denken sollte, denn dann ist es dort bei ihr morgens sieben Uhr oder acht Uhr, und dann ist sie beim Ankleiden und hat in den Frühstunden so gut Zeit, an mich zu denken. Dieses hatte ich jahrelang vergessen.

Warum aber wurde mir das heute nacht im Traume eingegeben? Ist Annie zu Hause vielleicht sehr verzweifelt? Und will sie, daß ich sie im Geist mittags treffen soll? Und hat sie zum Geist der Weltfestlichkeit in sich gebetet, und habe ich dieses im Traum



empfundene? Ich weiß es nicht. Aber ich fühle, es muß das sein, daß Annie mir den Traumgeist eingegeben hat.

Gestern abend saß ich und las stundenlang die „Zürcher Zeitung“, die mir N. neulich geschickt hatte. Frau M. war bei der Syster J. ins Zimmer gegangen. Um zehn Uhr kam sie und sagte: „Gute Nacht!“ Und als ich in mein Zimmer trat, sprang mir wie immer mein graues, unscheinbares, kleines japanisches Dorfkästchen vom Fußende meines Bettes entgegen. Aber unruhiger als sonst. Denn eine kleine Schwalbe war vor dem Sturzregen in mein Zimmer geflüchtet. Sie flatterte von Wand zu Wand und stieß sich an der blaulackierten Bretterdecke des Zimmers. So daß sie mir sehr leid tat. Ich öffnete die Türen und das Fenster weit, aber die Schwalbe flog auf den Schrank und dann auf das Türgesims. Ein paarmal versuchte die kleine Kage vom Tisch aus, ihr nachzuspringen. Und ich bekam Angst für die kleine Schwalbe. Schwalben bringen Glück. Und ich trug die Kage aus dem Zimmer auf meine Glasveranda, wo ich sie für diese Nacht auf das Kissen des Strohliegestuhles niederlegte. Dann ging ich zu Bett. Als ich das Licht ausgedreht hatte, hörte ich die Schwalbe gegen die helle Fensterscheibe fliegen, denn draußen brannte Licht auf der Hinterveranda. Endlich schien die kleine Person zum offenen Fenster über der Tür hinausgefunden zu haben in die Nacht. Ich hörte sie draußen gegen das Wellblechdach der Veranda stoßen. Es tat mir leid, daß sie fortflieg, weil es immer noch heftig regnete. Aber ich war doch froh, daß sie ihre Freiheit wieder gefunden hatte. Im Einschlafen dachte ich noch: Schwalben sind wie die Götterboten unter den Vögeln. Vielleicht wollte mir die kleine Schwalbe eine Nachricht von Annie ins Zimmer bringen, vielleicht eine glückliche Nachricht. Es war das abends elf Uhr, am Sonntag, dem 3. Februar 1918. Ich will es hier aufschreiben, um später mal Annie danach zu befragen. Und in der Nacht träumte ich dann, daß ich an Annie auch mittags denken soll, nicht nur Sonntags den ganzen Tag. Ich bin heute

noch recht glücklich über den kleinen Schwalbenbesuch und über den Traum, den mir der Schwalbengeist von Annies Geist gebracht hat.

Eben ist Frau M. aus ihrem Zimmer gekommen, und die frische Eau de Cologne, die sie immer als einzigen Wohlgeruch ihren Kleidern gibt, duftet zu mir herüber an den Schreibtisch, der an der niederen Bretterwand, der braun lackierten steht, die unsere beiden Veranden voneinander absondert. Frau M. ist wieder mal unzufrieden mit sich und der Welt. Das kommt vom Nichtstun, glaube ich. Sie behauptete gestern, sie passe nicht mehr in die Gesellschaft, sondern nur in den Urwald. Sie fühle, daß sie nicht unter Menschen passe. Ich redete ihr das aus, aber da sie nichts zu tun hat, macht sie sich unzufriedene Gedanken. Das plagt mich, da ich ihr gar nicht helfen kann. Gestern abend war sie auch so unzufrieden, nachdem sie ein Buch „Zwei Menschen“ gelesen hatte. Und als der Regen so lärmend auf das Wellblech der Veranda aufschlug, daß man sich nur schwer über den Tisch bei mir unterhalten konnte, stand sie auf und ging zur Syster J. aus Zimmer, trotzdem diese schon zu Bett lag. Und bei ihr plauderte sie, bis es Zeit zum Schlafengehen wurde.

Heute morgen ging sie allein zum Frühstück, und danach ging sie mit Frau P., der holländischen Schriftstellerin, aus. Diese schickte mir ihre kleine Irmika und ließ mir sagen, daß beide Damen „wandeln“ gegangen seien. Mir war es recht, denn es fängt zwischen Frau M. und mir an manchmal schwül und weichlich sehnsüchtig zu werden. Die Luft, die sonst klar ist zwischen unseren Geistern und Körpern, scheint sich wie mit geladenen Gewitterwolken zu füllen, und ich fürchte dann, die Sinnlichkeit könnte Funken schlagen; und dann bin ich froh, wenn Frau M. auch andere Menschen aufsucht und sich ablenkt. Ich habe ihr das schon vor einer Woche vorgeschlagen, aber sie mochte nicht damals. Jetzt ist es gut so.

Tosari, 5. Februar 1918

Seit Tagen hat der große Sturm, der vierzehn

Tage tobte, nachgelassen, und heute ist der erste ganz stille, friedliche Tag wieder. Vor meiner Hintergalerie, wo eine Reihe junger schlanker Tjimara-Tannen steht, sind vom Sturm zwei aus der Reihe ausgebrochen. Die eine davon stand vor meinem Fenster. In ihren Zweigen sah ich im Sommer, als ich viel in den Missionschriften Neu-Guineas von Missionar Flirl las, Christus, der Flirl ähnlich ist, und einen großen Papua-Häuptling neben ihm, der kräftig lachend die Christusfigur im Arm hielt, als müsse er die gebrechliche Gestalt stützen, auf die der Papua urwaldstämmig und urwüchsig und gutmütig lachend herabsah. Diese Tanne ist vom Sturm abgebrochen, und mit ihr verschwanden Christus und der Papua vor meinem Fenster.

Tosari, 9. Februar 1918

Heute mittag halb zwölf Uhr wird es ein Jahr, daß ich auf Tosari lebe. Wie lange soll ich noch hier auf das Kriegsende warten müssen? Niemand ahnt es. Niemand weiß es. „Lindoe?“ fragte ich und ging vor meine Tür. „Ja, Lindoe,“ (Erdbeben) sagte der javanische Gärtner draußen. Heute morgen fünf Minuten nach sieben Uhr war ein lebhaftes Erdbeben. Ich war seit sechs Uhr wach. Da ich aber gestern starke Kopfschmerzen hatte, lag ich noch auf meinem Bett. Es waren zwei Erschütterungen. Als die erste schwächer wurde, begann die zweite. Jede ungefähr zehn Sekunden lang. Vielleicht war dieses Erdbeben der Gruß des Berges Bromo an mich, der Gruß des Tenggergebirges, die mir zu dem einjährigen Aufenthalt in Tosari gratulierten und mir zeigen wollten, daß sie wissen, daß ich nun ein Jahr bei ihnen wohne. Denn dieser Berg hat mir voriges Jahr mit seiner himmlischen Höhe das festliche Lied von der „Weltfestlichkeit im Geist“ eingegeben. Er ist also im Gefühl und Geist eng mit mir verbunden. In vier Wochen wird es ein Jahr, daß ich das Lied hier in Tosari geschrieben habe.

Vorgestern übersetzte ich aus der Niederländischen Zeitschrift „De Lelie“ einen hübschen Aufsatz über

javanisches „Schattenspiel am Pakoe-Alamschen Hof“ in Djokja, von Mevrouw van Zeggelen. Da die Zeitschrift mit der Lesetrommel nach Paseroean weitergegeben werden mußte, so mußte ich mich heftig eilen. Ich machte die Übersetzung in sieben Stunden. Und von dieser Übersetzung bekam ich gestern nachträglich den ganzen Tag grimme Kopfschmerzen. Denn das Wellblechdach der Galerie, wo mein Schreibtisch steht, ist mittags glühend heiß und strahlt peinigende Hitze aus. Vor zwei Tagen, als ich nachmittags beim Tee mit Frau M. zusammen das Schattenspiel las, das eine Sage behandelt, die „Minta-Raga“ heißt und die überwindende Kraft eines Menschen schildert, der allen Versuchungen widersteht — der Held ist Ardjoeng, ein Fürst und Klausner —, und als ich da von den javanischen Göttern und Nymphen las und sehr begeistert war von der Feinsinnigkeit dieses Schattenspiels, da ging zum ersten Mal in diesem Jahr 1918 die Sonne ganz prächtig unter. Hinter dem Kawi wurde der Himmel in blauen Wolken voll von Goldmeeren, voll von dunkeln Grotten und dunkeln Inseln in goldner Brandung und dahinter goldenen Meeresstrecken mit vielen goldenen Linien. Es war gold und dunkelblau, dieses Schauspiel, das uns die Götter über den Abgründen fort im Westen bei dem Kawi und beim Ardjoeno gaben. Es war, als spielten sie mit blauen und goldenen Gestalten das Schattenspiel am Himmel, das wir soeben, entrückt, lasen. Frau M. lehnte an den Scheiben der Galeriefenster und konnte sich nicht satt sehen. Erst eine Stunde später, als wir ausgelesen hatten, verschwand der letzte Goldrest im westlichen Winkel wie ein grüngoldener Schmuck, der in der Finsternis vor uns fortgetragen wurde und kleiner und kleiner wurde.

Eben, wie ich noch schreibe, schickt mir der Administrator des Hotels Heer J. B. van A. einen großen Blumenkorb mit purpurdunkeln Chrysanthemen und hell-lila Aronsblütenstäben und Frauenhaar und schreibt dazu: „In der Hoffnung, daß Sie recht bald Ihre Familie in bester Gesundheit wiedersehen mögen.“ Dieses ist sein Gruß zu meinem ersten Jahrestag im

Sanatorium Tosari. Er sagte gestern: „Es ist noch nie vorgekommen, daß ein Gast ein Jahr hier war. Sie sind der erste Gast, der ein Jahr in Tosari Aufenthalt genommen hat.“ Mich freute diese Aufmerksamkeit sehr. Möge doch der gute Wunsch, daß ich bald heimkommen darf, auch recht bald in Erfüllung gehn. Heute nacht im Traum war es mir, als sähe ich viele festliche Leute, die dem Einzug von Truppen in einer großen Stadt beimohnten. —

Tosari, 12. Februar 1918

R. ließ mich heute morgen an das Telephon rufen. Er will, daß ich Ende dieser Woche zu einem Besuch nach Soerabaja kommen soll. R. kommt im Auto herauf und bringt einen Kranken nach oben. Er soll mich dann mit hinunternehmen. Aber ich habe gar keine Lust, das hohe gesunde Tosari zu verlassen. Was soll ich im heißen Soerabaja? Nur schwäzen und plaudern und herumsitzen als Besuch, das kann ich nicht. Das tut mir mehr weh als wohl. Frau M. reist in acht Tagen ab, am 20. Februar, und dann will ich an der Dichtung „Die letzte Küstensfahrt“ (Neu-Guinea) weiterdichten.

13. Februar 1918, Mittwoch

Es ist zehn Uhr morgens, und schon ist der Nebel heraufgedampft. Der Nachtsturm hat sich gelegt. Es ist so drückend still, und die Luft ist so weichlich. Wir wollten die Jakobsleiter hinuntergehen nach der Karrenplatte (eine Wiese, wo man schöne, weite Morgenaussicht hat). Am Rande des Planes halten an der scharfen Autostraßenbiegung oft die Ochsenkarren der Javanen, davon der Name Karrenplateau; ich sage Karrenplatte, weil das deutscher klingt. Aber wir gingen nur ein kleines Stück bergab und kehrten um. Frau M. sagte, es sei das stille drückende Wetter wie vor einem Erdbeben. Auf Soembawa sei es in Taliwang, sagt sie, auch eines Tages so drückend und beklemmend schwül gewesen, und dann hätte plötzlich abends um neun Uhr die Erde zu beben



angefangen. So sei es heute. — Aber ich hoffe nicht, daß ein Erbbeben kommen wird.

Es ist nebelweiß hinter dem Gartenrand am Abgrund. Dabei ganz still. Keine Schwalbe fliegt. Nur Ziegen meckern irgendwo aus dem Nebel. Vor mir wächst vierblättriger Klee in kleinen Bambustöpfen auf dem Schreibtisch. Ewig dasselbe Bild in mir und um mich. Der versperrte Weg zur Heimat, versperrt vom Nebel einer Ungewißheit, einer Unklarheit, so daß es erstickend wirkt auf die Seele.

Von Annie seit Monaten kein Brief, keine Postkarte, nur ein Telegramm Ende Januar. Annie, Annie! Armer Max! Was seid ihr beide zusammen für ein gequältes Liebespaar!

Sonntag, 17. Februar 1918.  
Abends halb sieben Uhr

Es ist Sonntag abend. Der Regen rasselt auf das Wellblechdach meiner Glasveranda. Überall hinter den Wänden der Veranden, vor den Zimmern sprechen Menschen, Holländer. Frau M. sitzt bei B. und plaudert. Frau B. war nicht wohl, das junge Ehepaar ist nervös, weil es nichts zu tun hat und die Wertpapiere sinken. Draußen stürmt es den ganzen Nachmittag. Die Rosenbäume, die am Hause draußen hochklettern, biegen sich und lassen ihre Blätterzweige flattern. Auch die Farrenbäume am Gartenrand lassen ihre langen gefiederten Palmenblätter fliegen wie Bahnen aus grünem Spitzenwerk. Dazu rasselt der Regen betäubend und unaufhörlich. Nun stürmte es den ganzen Januar und den halben Februar. Der Sturm scheint nie enden zu wollen. Gestern mittag bekam ich endlich ein Album von Frau R. aus Malang geschickt. Mit den von mir bestellten Preangerlandschaften. Es sind einhundertundsechs Photos darin! Jede kostet fünfundsiebzig Cents. Das Album kostet zwölf Gulden. Alles zusammen zweiundneunzig Gulden! Das ist viel. Aber da ich Frau R. helfen wollte, so ist es mir nicht zu viel.

Auch hatte ich durch Herrn de R. beim deutschen Uhrmacher und Goldwarenhändler M. in Soerabaja

ein goldenes Armband für Frau M. zum Abschied bestellt. Es ist gestern mittag gekommen. Es ist eine Kette aus flachen Gliedern, ein wenig zu eng. Sie muß es umtauschen. Ich zahlte hundert Gulden dafür. Ich kann in diesen Zeiten zwar gar nicht solch ein Geschenk machen, aber Frau M. ist mir eine so liebe Plauderfreundin gewesen. Ich habe meine Gedanken so gut vor ihr ausschütten können, meine Sehnsucht nach Annie und meine Sehnsucht nach Hause. Und sie fühlt so klug, ernst, tief herzlich mit mir, so daß ich ihr ein Freundschaftszeichen geben mußte. Ich fühlte mich zufrieden, seit ich ihr durch das Armband gedankt habe. Anders wäre ich mir wie ein Schuldner vorgekommen. Sie ist zehn Tage von Borneo bis Java gereist, um mich zu besuchen. So sagt sie immer scherzend und lachend, und ich finde auch, daß man in zehn Tagen von Europa nach Amerika reisen kann. Es ist das eine lange Reise, die Frau M. gemacht hat, nur um mit mir plaudern zu können. Denn anders haben wir uns unsere Freundschaft nicht bewiesen. Wir können halbe Tage scherzen, lachen und plaudern, mit Wiß und Ernst. Wir machten nur Plauderspaziergänge, nicht einen einzigen großen Ausflug zu Pferd. Und es war ein gemütliches, verständiges, behaglich-unschuldiges Beisammensein auf den Aussichtsbänken um Tosari und auf den Veranden vor unseren Zimmern.

Donnerstag in dieser Woche, den 20. Februar muß sie abreisen. Am 27. Februar geht das Boot von Soerabaja nach Borneo ab, und am 3. März ist sie dann wieder in Tanah-Grogot. Sie muß noch einige Tage vorher, vom 20. bis zum 27. Februar, Einkäufe für ihr neues Haus in Tanah-Grogot (im Kampement) machen. Wann wir uns wiedersehen, wissen wir nicht. Sie wird vielleicht im Oktober mit ihrem Mann, dem Kapitän, von Borneo nach Tosari heraufkommen, aber sie weiß es noch nicht sicher. Auch hoffe ich, daß es vielleicht doch bis Oktober Waffenstillstand oder Frieden sein wird, und daß ich dann auf dem Weg nach Europa bin. Das wünscht sie auch von Herzen, daß ich diesen Sommer noch

heimkommen soll. Aus der Zeitung liest man deutlich, wie düster die Stimmung in England und London ist. Lloyd George ist nun als Premierminister abgetreten. Hoffentlich zeigt dieser Ministerwechsel mehr Friedensmöglichkeit.

Tosari, 18. Februar 1918

Frau M. hat vorhin mit mir einen Vormittags-spaziergang zur Karrenplatte gemacht, wo wir wieder am Wiesenrand saßen, und gute Aussicht hatten und Java sechstausend Fuß unter uns. Wir plauderten wie immer gemütlich und spaßhaft. Auf dem Rückweg in dem Tannengang sahen wir Kinder, javanische, unter einer der Tannen. Ein Dorfjunge war hinaufgklettert, er warf gerade ein Vogelnest hinunter in das Gras, als ich mit Frau M. dazu kam. Ich hob das Nest auf, es war aus Halmen geflochten wie ein Strohbeutel. Wir schauten hinein, drinnen saßen drei kleine, schwärzliche, nackte, winzige Vögelchen. Ich war sehr erschrocken, ich befahl dem Knaben, das Nest wieder hinauf in die Astgabel zu setzen, von woher er es geholt hatte. Er tat es lachend und war gar nicht geärgert, nur verwundert. Mit javanischer Gemütlichkeit fühlte er gar keine Scham über seine Untat. Mit einem Trupp Javanenkulis, die Kieselsteine zum Beschottern des Fahrweges in Körben vorbeitrugen, lief er dann lachend und laut erzählend weiter.

Drüben in Kampong Tosari spielt seit gestern nachmittag ein Gamelang. Eine Tänzerin ist in einem Hause drüben. Sie tanzte dort die ganze Nacht. Gestern, am Sonntagnachmittag, hörte sich der Gamelang so traulich und selig an. Ich dachte bei mir, es ist die Musik aller Zeiten, sie singt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es ist die verkörperte Musik des Weltalls.

Viele Leute in bunten Sarongs und weißen Schleierjacken saßen im Haus im kleinen Zimmer dicht gedrängt am Boden. In der Mitte tanzte die schlanke Tänzerin. Ich ging abends um sieben Uhr vor dem Schlafengehen zehn Minuten hinüber und sah es mir,

im Volk unter der offenen Thür stehend, mit an. Man bat mich, einzutreten. Ich wollte aber das ganze Festbild überschauen und blieb lieber in der dunkeln Nacht draußen, zuhörend und schauend. Die Tänzerin hatte auffallend lange, schlanke Arme, auch große, lange Hände. Sie ähnelte einer der ausge schnittenen Wajangfiguren aus Leder, die bei Schattenspielen verwendet werden. Ihr Gesicht war weißgeschminkt, ihre Stirn aber braun, ihre Schultern, nackt und unbekleidet, waren gelb geschminkt. Sie hatte ein grünes Festkleid bis um die halbe Brusthöhe eng gewickelt um den schmalen, schlanken Leib. Das Kleid war mit Flittern besetzt, und sein scharfes Grün glitzerte. Sie wehte mit einem himbeerroten Schleierstreifen beim Tanzen. Auch sang sie öfter ein näselndes Lied, ihre Tanzschritte begleitend. Das armselige Hüttenhaus, darin all die hellgekleideten Menschen mit ihren dunkeln Gesichtern unter der Hängelampe am Boden hockten, die weißgetünchten Bretterwände, an einem Holzbalken ein grelles japanisches Bild im braunen Holzrahmen als einziger Schmuck aufgehängt, und inmitten der Armlichkeit die künstlerische Tänzerin, — das war so rührend und doch so reich erquickend, besonders da die Bretterbude von Musik angefüllt war, von jener beseligenden Gamelangu Musik, die niemand beschreiben kann, die aber glücklich macht wie ein freudiges Ereignis, wie freudige Zukunftspläne, wie herzliche Erinnerungen. — Es ist das die Musik des Himmels und aller Himmel.

Heute nacht träumte ich sehr viel. Ich war auch in Frankreich, und zuletzt war ich in einer Kammer, die war erhellt von Oberlicht, ich sollte dort Lose nehmen und Cakes und Brot gewinnen. Aber die Frau, die nachsehen sollte, was ich gewonnen hatte, schlug ein Buch vor mir auf, darin waren mit Schnüren angeheftete Cakes auf jeder Blattseite. Aber mein Gewinn war schon herausgenommen, und kein Cake war mehr auf meinem Blatt des Buches. Nur leere Fettflecke zeigten die Stelle, wo die Cakes gewesen waren. Da deutete ich an die Wand, wo Brote zur Schau aufgehängt waren. Auf ein gelbes gekräuseltes

Brot an der Wand deutend, das groß war, sagte ich: „Das möchte ich gewinnen.“ — „Ich will es Ihnen verkaufen,“ sagte die Frau, und sie nahm es von der Wand herab. Aber, dachte ich, das darf sie doch nicht. Das Brot ist ja ein Gewinn und gehört nur dem, der es gewonnen hat. Wenn sie das oft tut, Brote verkaufen, dann werden die Gewinner böse, weil sie nichts bekommen. Ich war aber doch froh, daß sie mir das große hellgelbe Brot verkaufen wollte, und ich freute mich. Und ich dachte, es ist jetzt Abend und die Lotterie scheint zu schließen, darum verkauft sie mir das Brot. Dann wachte ich auf.

Ich habe neulich gebetet, daß Gott mir doch Kraft geben möchte, mit meinen Arbeiten, die ich jetzt hier gemacht habe, mir zu helfen, daß ich mein Brot verdienen kann und nicht leihen muß von Fremden auf Java. Vielleicht bezieht sich der Traum von der Brotlotterie auf mein Gebet vom Brotverdienst.

Tosari, Samstag, 23. Februar 1918

Ich necke Frau M. jetzt oft bei den Mahlzeiten. Sie erzählte beim Frühstück heute, daß ihr Mann es auch einsieht, daß sie so gemütlich plaudern und soviel Gemütlichkeit und Geselligkeit um sich verbreiten kann. „Ach,“ sagte ich zu ihr, „und so einen guten Mann haben Sie also doch, daß er Ihre besten Eigenschaften anerkennt und schätzt, und diesen guten Mann hätte ich beinahe betrogen!“ lachte ich neckend. Sie lachte auch und sagte: „Nein, was Sie doch sagen. — Da muß ich doch auch dabei sein!“ Und sie lachte herzlich und ganz errötend, was mich recht amüsierte. So necke ich sie oft über den Zustand der Unschuld, die im Verhältnis zwischen uns besteht. Ich erzählte ihr gestern auf der ersten Aussichtsbank auch, daß Annie, meine Frau, mich vor Fremden immer verteidigt und in Schutz nimmt und immer ganz ernst behauptet und ausruft im besten Sinn des Wortes: „Ein Dichter ist kein Mann!“ Sie will damit sagen, ein Dichter ist zu hochfühlend, zu hochdenkend, als daß man von ihm beinahe banale männliche Außerlichkeiten, wie Kavalierwesen und Kirschneiden (Flirten)



und banales Tanzen nicht verlangen, und erwarten darf. Darüber hat Frau M. auch sehr lachen müssen, über diesen sehr guten und wahren Ausspruch Annie's. Sie sagt oft: „Ich glaube, Frau Dauthendey ist die beste Frau der Welt, und eine so gute und liebe Frau wie sie, die gibt es nicht zum zweiten Male. Und sie muß Max Dauthendey doch furchtbar lieb haben.“ — „Ja, das hat sie auch,“ sagte ich dann prompt. „Und darum leide ich hier so sehr, daß ich vier Jahre von meiner Frau getrennt leben muß, gegen unseren Willen getrennt. Die Engländer haben viel auf dem Gewissen, viel Leid, das sie einem deutschen Liebesdichter bereitet haben und noch bereiten, da sie ihm nicht zu einer so lieben Frau und in seine Heimat lassen!“ — „Ja,“ sagt Frau M. dann und seufzt, „das ist wahr, Max Dauthendey.“ Und sie drückt mitfühlend meine Hand. Ich glaube, es hat noch nie auf der Welt zwischen zwei einsamen und verheirateten Menschen eine so herzliche und unschuldig fröhliche Freundschaft gegeben wie zwischen Frau M. und mir. Mehr als einen warmen Händedruck hat keiner dem andern gegeben. Wenn wir auch neckend sprechen und ich manchmal zweideutige Witze reiße, um die Schwüle zu verjagen. Doch weiß ich, wir sind nur deshalb so herzlich fröhlich, weil wir immer unschuldig geblieben sind in unseren Handlungen zueinander.

Von Europa, vom Krieg hört man nichts, als daß Japan droht, Rußland zu helfen gegen Deutschland. Ich glaube aber, daß es in Rußland eindringen will, um dessen Provinzen in Asien, von Charbin bis Wladimostok, zu nehmen. — „Der Krieg sieht aus, als würde er noch endlos dauern!“ Das sagen heute die Leute in Soerabaja, erzählt man sich in Tosari.

Heute mittag bekam ich ein Telegramm von Professor L., daß er morgen mittag hier heraufkommt. Herr de R., der Administrator, sagt, daß kein Zimmer mehr frei ist. Und ich weiß nicht, wie lange L. hierbleiben will. Es wird sich wohl aber noch ein Zimmer finden, wenn er kommt.

Immer ist Kommen und Gehen hier in Tosari

und um mich herum. Nur ich bleibe immer sitzen und rühre mich nicht und sehe zu, wie die Menschen kommen und gehen. So muß es alten Bäumen zumute sein, die durch Generationen auf dem Grundstück bei einem Hause stehen. Es kommen und gehen die Menschen auch unter ihrem Schatten, und sie bleiben ewig am gleichen Platz.

Tosari, Sonntag, den 24. Februar 1918.

Abends 6 Uhr

Frau M. ist abgereist. Heute mittag um halb ein Uhr begleitete ich sie die Jakobsleiter hinunter. Unten am Fuß des steilen Berges auf der Autostraße, die erst auf dem Bergkamm hinführt und dann in die Täler sechstausend Fuß tief sich hinunterbewegt, dort bei der Jakobsleiter (zehn Minuten unterhalb Tosari) standen wir plaudernd und Abschied nehmend. Auch der Abschied war nur ein Händedruck, und nichts störte unsere Harmlosigkeit.

Tosari, Montag, 25. Februar 1918

Habe eben einen einsamen Morgenspaziergang durch das Dorf Alt-Tosari hinunter nach dem Bach des Nymphenbades gemacht. In der Ferne liegt die graue nebelige Bucht des Meeres bei Paseroean am Ausgang des grünen Bergtales, das der Bach mit mehreren Wasserfällen durchrauscht. Das Luftmeer tönt saufend einformig in den Tannen.

Beim Japaner, der in einer Bretterhütte beim Dorf seit Monaten einen Winkelladen aufgemacht hat, kaufte ich ein paar Lackbretter und einen Holzrahmen für Annies Bild.

L. war gestern mittag mit seinem Auto aus Malang heraufgekommen. Er brachte einen holländischen Kranken herauf, der bei ihm fünf Monate in Kur gewesen, in seiner Klinik. L. hat seit Juli 1917 eine neue schöne Klinik in Malang eröffnet. Sie ist immer besucht.

Er saß gestern vor dem Abendessen bei mir auf der Veranda, auch die Schwester Frau H. kam mit, eine angenehme ältere deutsche Dame. Er erzählte

mir, daß das Auswärtige Amt sich beim General-Gouverneur nach seinem Befinden erkundigen ließ, durch die Deutsche Gesandtschaft im Haag. Da er von der Regierung als Arzt und Forschungsreisender vor Kriegsausbruch nach Deutsch-Guinea geschickt worden war, so muß sich die Regierung natürlich nach ihm umsehen. — Herr von A. ist jetzt bei L. zu Besuch. Er kommt vielleicht für acht Tage hier herauf.

Malang, sagt Herr L., ist jetzt voll von Deutschen. Die meisten Deutschen aus Garoet haben sich jetzt nach Malang und Umgegend verschlagen. Sch.8 wohnt jetzt im kleinen Hotel zu Wendit. Das ist ein Teich in der Nähe von Malang, wo viele Affen hausen und gefüttert werden, und wo man badet und Gänsebraten beim deutschen Wirt ißt.

Aber diese Deutschen haben alle nichts zu tun, mit Ausnahme von L. und Frau A. Die meisten anderen faulenzgen sich zu Tode, trinken, werden krank und leben wie gefangene Tiere in einem Zoologischen Garten, nichtstehend. Es ist bedauerlich und traurig, wie diese Kriegszeit mit den armen Deutschen in Asien umspringen.

Herr von A. will nach seinem Besuch bei L. wieder nach Garoet zurück. Ich finde, er hat sich wie ein König in Garoet gefestigt. L. als König in Malang. Und ich als Prophet in Tosari.

L. wollte gern mein Weltfestlichkeitlied mitnehmen und lesen. Er kennt es noch nicht. Aber ich habe die Abschrift noch nicht korrigiert, der Maschinenschreiber hat zu viele Fehler bei der Abschrift gemacht.

L. fand das Klima hier oben jetzt zu Ende Februar noch viel erfrischender, als es zu Anfang Januar bei seinem letzten Besuch gewesen. Der große Sturm, der fast sechs Wochen ununterbrochen getobt hat, hat sich gelegt. Es regnet aber jetzt sehr viel nachmittags und nachts. Nur die Wege sind staublos feucht und das Grün leuchtet blank und erquickend von allen Bergtälern herauf und aus allen Gärten Tosaris. Die Rosen werden leider sehr verregnet, aber blühen

doch reichlich und überall. Besonders reich blühen die wilden Lilienbüsche mit ihren Haufen riesiger weißer Lilien an allen Wegen.

Als Frau M. kam vor sechs Wochen, da blühten sie auch so üppig. Und gestern leuchteten sie im Nebel am Wege überall, man sah nichts als Nebel, und weiße Lilien leuchteten aus dem Nebel. Es war das wie ein symbolisches Bild für unser eigenes inneres Leben. Wir waren zwei Menschen mit einer Brust voll Lilien im Nebel, da wir beide unsere gegenseitigen Lüste beherrschten, und soviel Tugend leuchten ließen im Nebel der Kriegszeit. Eigenlob stinkt, sagt man, aber ich lobe mich gar nicht. Ich komme mir nur vor wie einer, der eine schwere lange Prüfung bestanden hat und der erzählt, daß er gut bestanden hat.

Ich gehe heute zwar mit Bedauern herum, daß es leerer als sonst um mich ist, seit Frau M. fort ist, aber zugleich fühle ich auch eine Art Freiheit nach der Verführungslust, die nun verschwunden und gut überwunden ist. Frau M. muß es geahnt haben, daß für mich zu viel Verführung in der Lust um sie lag. Welche Frau ahnt das nicht, wenn sie Verführungslust mit sich führt? Sie sagte dann öfter, daß es besser wäre, wenn sie in der Kriegszeit, so fange ich auf Java bin, nicht mehr käme, — aber sie sagte das, glaube ich, mehr gegen sich selbst. Sie meinte zwar: „Max Dauthendey, ich habe Sie nur vom Arbeiten abgehalten. Sie haben in den fünf Wochen gar nichts getan, Sie waren faul, und daran will ich nicht schuld sein!“ Ich sagte ihr, daß ich vorher, ehe sie kam, mich ganz versteinert hatte. „Das Plaudern mit Ihnen, das Eingehen und Nachfühlen Ihres Urwalds und Frauenlebens hat mich aufgetaut, und ich bin gefühlsduselig geworden. Ich muß mich jetzt wieder versteinern, wenn Sie fort sind.“ Aber gestern bei der Abreise, beim Abschiednehmen von B.s vor dem Eßsaal oben sagte sie doch: „Ich habe gedacht, wenn der Krieg im Oktober aus sein sollte und Sie alle heimreisen, dann komme ich vielleicht doch noch einmal von Borneo herüber gereist, um Abschied zu nehmen!“ Das freute mich.

Wie leicht schreckhaft bin ich doch. Als vorgestern morgen die Depesche von L. kam, da meinte ich, es wäre eine schlimme Nachricht von Annie. Und ich erstarrte am Körper, und meine Haut wurde mir kalt am Leib. Mein Magen wurde ganz hart vom Schreck. Ich saß gerade bei B. S. und Frau M. war auch da. B. S. wohnen neben mir in Nummer 56 — und abends, als Herr van B. von Soerabaja zurückkam und mich besuchte, lag ich nervös frierend in meinen dicken europäischen Wintermantel gewickelt auf meinem Liegestuhl und fühlte mich noch immer schlecht vom Depeschenschrecken. Und Herr van B. setzte sich zu mir und erzählte, daß man in Soerabaja glaube, daß der Krieg noch sehr lange dauern soll. „Warum?“ fragte ich erstaunt. „Nun, sagte er neckisch lachend und ein Auge nach mir zukneifend, weil die Maffen wieder anfangen und gegen die Russen losziehen, statt Frieden zu machen!“

Das hatte ich in den vier Kriegsjahren noch nie gehört, daß die Kaufleute in Soerabaja jemals gesagt oder angenommen hätten, daß der Krieg noch lange dauern soll. Das war zum erstenmal, daß ich in der langen Kriegszeit so einen Ausspruch aus dem Munde eines Holländers hörte hier in Java und Indien. Immer ist man aufs hoffnungsvollste gestimmt gewesen. Immer hieß es: „Der Krieg muß bald aus sein!“ Und nun gesteht man sich, daß der Krieg noch lange dauern wird. Ich sagte schon im letzten Oktober: „Ich glaube, der Krieg dauert noch zwei bis drei Jahre. Niemand wollte es mir glauben. Nun denkt man wenigstens, daß er noch lange dauern kann. Ich finde das richtig, aber sehr niederschlagend. Ich ließe mir so gern widersprechen wie bisher und wünschte wie die andern, daß es bald aus sein solle mit dem Morden in Europa.“

Eben als ich nachmittags aus meinem Zimmer kam und mit meinem Glas Milch in der Hand um halb fünf Uhr auf den Stufen meiner Veranda sitzend in den Garten sah auf die blühenden Fuchsenbüsche und auf die weißen und gelben Rosen und auf die gelbe Kapuzinerkresse am Gartenrand, da hörte ich



im Abgrund fern unten in den Urwäldern ein trommelndes Geräusch heraufkommen. Das war der auf den Laubdächern der Abgrundswälder heranwandernde Nachmittagsregen. Ich trat an den Rand des Gartens und sah in die Tausende Fuß Tiefe, wo die grauen Wolken wie Rauch über die Wälder herandrängten, wie der Nebel eines großen Rauches. Und das Rauschen wurde immer trommelnder, bis ich die ersten Tropfen auf meinen bloßen Kopf fallen fühlte. Nun prasselt es so laut auf das Haus nieder, ein ungeheuerlicher Sturzregen, der alles zu verschlingen scheint. Man hört keine Stimme mehr von den sprechenden Leuten auf der Galerie der Nebenveranden, so betäubend dröhnt das Haus, das lange, vom Rasselregen.

Ich las heute nachmittag im Bett das Buch „Stille Abende“ (Stille Abende) von Stijn Streuvels. Ein träumerisches Landschaftsbuch. Es ist wie mit buddhistischer Ruhe niedergeschrieben. Ich mußte bei der Naturbeschreibung, bei der Liebe zu den Bäumen und Landschaften daran denken, daß ich meine Naturliebe konzentrierter ausgedrückt habe in meinen Jahreszeiten-Liedern. Man kann diese Dinge, die Stijn Streuvels in Prosaerzählung sagt, besser, konzentrierter und weniger langatmig in Gedichtform sagen, wenn man die kurze Gedichtsform wählt, die die Asiaten, besonders die Japaner, gebrauchen. So ein Gedicht muß ein einzelner Gedanke sein von kaum fünf bis zehn Zeilen. Je weniger, desto besser. So wie man einen köstlichen Atemzug tut vor einer Landschaft, oder einen umfangenden Blick wandeln läßt, oder den Blick für Augenblicke vertieft träumen läßt, so kurz muß ein Landschaftsgedicht sein, wenn es fesseln und wirken soll.

Heute mittag nach Tisch rief mir Frau B., die mir mit ihrem Mann auf dem Weg zum Rekreationsaal nachkam, zu: „Armer Herr Dauthenden, so allein!“ — Da wendete ich mich lachend und scherzend um und rief: „Enfin seul!“ Sie lachte und scherzte zurück, sie werde es Frau M. schreiben, daß ich mich „enfin seul“ fühle. Jetzt ist es Abend, und ich sitze ganz

allein und wirklich recht einsam unter meiner Lampe zwischen den Stroh-Rotang-Möbeln meiner leeren Veranda. Mein Käzchen „Puß“ ist meine einzige Gesellschaft. Sie ißt mit mir Abendbrot, sie schläft mit mir im Bett, sie hockt auf meinem Schreibtisch, wenn ich arbeite. Ich spiele mit ihr, wenn ich Zeit habe und lasse sie einem hingeworfenen Strumpfband oder Taschentuch nachlaufen. Am schönsten spielen wir morgens um sieben Uhr zusammen, ehe ich aufstehe. Da schlägt die Puß richtige Purzelbäume in unserem Bett, wenn ich sie mit Strumpfbändern spielen lasse. Und ich muß dabei laut auflachen, so drollig ist die kleine Puß und possierlich, als wolle sie mich unterhalten.

Heute morgen hörte ich, lesend auf meiner Veranda, plötzlich aus dem schmalen Gartenstreifen am Abgrund ein lebhaftes Gezwitzchen von vielen Vögeln zugleich. Es kam aus den wilden Lilienbüschen, die am steilen Berghang hinab hinter dem großen weißen Rosenstrauch reich wuchern und mit ihren riesigen Blättern grüne Laubberge bilden, undurchdringlich. Aus den Blättern hervor kam von dort das heftige Rufen vieler Vögel. Ich dachte sofort, die Puß sitzt dort und erschreckt die Vögel, die in den Liliensträuchern Nester haben. Ich trat hinaus. Da saß die kleine Puß ganz rund zusammengekauert, erstaunt, daß ihre unscheinbare Anwesenheit einen solchen Lärm bei den Vogelfamilien erweckte, und noch erstaunter, als ich sie ins Zimmer trug und auf die hintere Galerie in den Rasengarten setzte, wo keine Vögel brüten.

Nachmittags, als ich dann mit Puß zu Bett lag und Siesta hielt, erklang ein hübsches Vogelkonzert. Alle Vögel hatten sich vor meiner Kammer in einen Baum gesetzt und sangen eine Orchestermusik, als wären sie dankbar, daß ich sie von der Puß befreit hatte, und die kleinen Vogelherzen mußten dankbar auflachen und jubeln.

Seit ich mit der Puß wieder auf der Veranda die Mahlzeiten zusammen nehme, seitdem ist sie viel zutunlicher. Sie fühlt sich so wohl und ist so gemütlich

glücklich. Sie fauert auf dem Zipfel meines Mantels, wenn ich am Tisch schreibe. Sie sitzt auf der Strohstuhllehne oder auf meiner Schulter oder auf meinem Schoß oder neben meinem Buch auf dem Strohtisch unter der Lampe, wenn ich lese. Sie sieht wie ein schöner Zimmerschmuck aus. In allen Stellungen ist sie hübsch und reizend anzusehen, und sie strahlt aus ihrem molligen graugelben Pelz Zufriedenheit aus. Besonders schön ist sie, wenn sie auf dem Tisch sitzt. Sie ist dann wie eine kleine Bronzefigur so geschlossen und vollkommen. Ich lasse sie überall spazieren gehen, sogar übers schneeweiße Tischtuch und über meine weißen Bettdecken. Nie wird etwas schmutzig, wo sie geht. Sie wäscht sich so viel selbst tagsüber. Und nie hat sie sich unsauber benommen im Zimmer. Ich weiß nicht, wer ihr die Reinlichkeit gelehrt hat. Sie ist rein wie der reinste Mensch. Wenn ich in den Rasengarten komme, wo eine Reihe junger, dünner indischer Tannen an meiner Hintergalerie steht, dann zeigt sie mir ihre Künste, die sie sich selbst gelehrt hat. Sie springt im Flug an dem Tannenstamm hoch und hält sich mit den Krallen fest. Sie hüpfst aufs Galeriegeländer und balanciert auf dünnen Sträben hin. Sie ist dabei munter und aufgeweckt. Und im Gras springt sie Fliegen und Käfern nach und überschlägt sich mit Absicht wie ein Clown, der Purzelbäume macht. Eine so liebe kleine, lebhafteste Perion ist sie, die kleine javanische unscheinbare Puß. Ihr kurzer javanischer Knotenschwanz hat, wenn man den Knoten befühlt, zwei Finger, und die Form einer winzigen verkümmerten Hand sitzt unter dem Pelzknoten des Schwanzes. Ich habe das nie gefunden, ehe ich es neulich entdeckte. Mit dieser verkümmerten Pfote, die am Schwanzende im Knoten des nur fingerlangen Schwänzchens sitzt, scheint sie sich beim Klettern auf Bäume ein wenig stützen zu können. Sie hat also sozusagen fünf Pfoten. Die fünfte ist aber wie das fünfte Rad am Wagen. Sie ist stiefmütterlich von der Natur behandelt, diese Schwanzpfote.

Tosari, Mittwoch, 27. Februar 1918.

Abends acht Uhr

Gestern bekam ich einen Brief von Frau M. aus Soerabaja. Sie hat mir einiges besorgen sollen. Aber sie sagte, es gab fast nichts mehr in den Magazinen (Strümpfe, Krawatten usw.). Es kommt nichts mehr aus Europa an. Sie hat ihre Besorgungen gemacht, und nun ist sie schon auf dem Schiff seit gestern abend, und morgen früh kommt sie in Banjermasin auf Borneo an. Sie hat mir zum Andenken und Abschied ein Zigarettenetui geschickt. Ich habe es noch nicht, es liegt noch auf dem Postkontor. Ich klebe Ausschnitte ins Tagebuch, denke viel nach und träume und lasse Frau M.s Besuch in meinem Kopf langsam ausströmen.

Kein Brief von Annie! So lange Zeit kein Lebenszeichen! Am 28. Januar vor einem Monat ein Telegramm, aber kein gemütlicher Brief seit Monaten. Das letzte Briefzeichen war von Ende August datiert, und nun beginnt übermorgen der März. Gerade ein halbes Jahr ist nun ihr letzter Brief alt. Es ist zum Verzweifeln. Welch eine Hölle von Herzens-einsamkeit muß ich aushalten; und statt daß es besser wird, wird es schlechter und schlimmer. Vor einer Woche ungefähr träumte ich, daß ich viel Blut verlor. Ich sah im Traumbuch mit Frau M. zusammen nach. Da stand Blutverlust, zerbrochene Freundschaft! Frau M. glaubte, daß in den letzten Tagen nun unsere Freundschaft abbrechen würde, das war aber gar nicht der Fall. Es wird doch nicht die Herzensfreundschaft zu Annie sein, die von Annie abgebrochen ist? Solche Gedanken quälen mich sehr. Frau M. schalt mich. Sie sagte, es wäre Sünde, von einer so guten Frau wie Annie so Schlechtes zu denken. Ich sagte ihr darauf: daß ich nur Menschliches und Menschenmögliches erwäge. Im Grunde kann ich es auch nicht glauben, daß mir Annie dieses Leid antun würde, dieses Todesleid!

Jetzt, wo ich allein bin, esse ich abends wieder unten auf meiner Veranda allein und nicht unten im Eßsaal. Der Abend ist still, nur die Grillen zirpen laute, schrille Geräusche.

Jedermann wartet mit Spannung auf die große Offensive Deutschlands, die jeden Tag losbrechen muß, wie die Zeitungen sagen. Man ist allgemein neidisch, daß die deutschen Truppen tiefer in Rußland gegen Petersburg vorrücken. Es wäre aber sicher das Beste, wenn wir siegend in Petersburg einziehen würden. Das würde großen Eindruck auf die ganze Welt machen, die es uns gar nicht gönnt.

Ach, Tag und Nacht der gleiche Drang  
Nach deutscher Luft und deutschem Klang.  
Und immer klagt des Krieges Klage,  
Darüber hin das Heimweh ruft.

Vier Jahre quäle ich mich hier,  
Die Sonne kommt tags kaum zu mir.  
Es ist ein fremdes, wildes Licht,  
Und auch kein Baum von Deutschland spricht.

Mein Leib lebt hingejagt und scheu.  
Der Geist ratlos, der Heimat treu,  
Gibt meinem Blut schmerzlich Gewicht  
Und stets: „Geduld, Geduld“ er spricht.

Geduld, — ein Strohalm ist dies Wort.  
Dran klammern wir uns fort und fort.  
Wenn einen die Geduld jetzt ließ,  
Das Heimweh ihn in Stücke riß.

Tosari, 28. Februar 1918

Tosari, 28. Februar 1918.  
Abends sechs Uhr

Es ist, als ob mit Frau M. ein guter Geist aus der Zwölzimgalerie gewichen ist. Frau M. tat Frau K., die sehr nervös ist, als Aussprache sehr gut, und nun ist seit drei Tagen der Teufel bei K.s los. Augenblicklich liegt sie wieder auf ihrem Bett und wimmert wie eine kleine Kage. Er will sich von ihr trennen, er soll morgen abreisen, sie will es auch. Und vor drei Tagen waren beide noch eine Seligkeit und voll Fröhlichkeit.

Ehe Frau M. kam, zu Weihnachten, da war die



Frau K. auch so überreizt. Aber dann hatte Frau M. den Januar und Februar über mit Geplauder und in aller Gemütlichkeit einen guten Einfluß.

Er aß mit mir an meinem Tisch heute, sie kam nicht und hat seit gestern nur ein paar Pifangs gegessen. Er ist zu gut zu ihr. Er ist immer nachgiebig. Sie kommandiert und befiehlt und ist despotisch und unzufrieden. Sie hat alles und weiß nicht, was sie mehr will. Ich sagte ihm, er müsse strenger zu ihr sein. Das ist das einzige, um die Unzufriedenheit zu zähmen. Sie leidet an Langeweile, am Nichtstun und an Indien. Sie sehnt sich nach Europa, nach Luxus, Gesellschaft und abwechslungsreichem Leben. Sie ist achtundzwanzig Jahre alt, aber sie benimmt sich, als sei sie sechzehn.

Er holte mich vorhin um fünf Uhr zum Spazierengehen ab, er wollte sich aussprechen. Ihm kommen immer die Tränen. Er weint und schluchzt heiß auf. Er hat zu viel ausgehalten. Frau M. sagte neulich: „Das kann er nicht lange aushalten mehr, dieses unzufriedene, heftige despotische Wesen. Er wird von ihr fortlaufen, wenn sie es noch lange so treibt.“ Er sagte mir, sie beide (er und seine junge Frau) seien zwei „Kriegsopfer“. Darin hat er recht. Der Krieg hat sie beide zusammengeführt, der Krieg trennt sie wieder. Er sagte mir vorhin: „Es sind zwei Dinge, die uns trennen; erstens, daß ich kein Holländer werden will, zweitens, daß ich nicht so religiös und nicht katholisch wie meine Frau bin.“ — „Aber beides wußten sie doch früher,“ sagte ich. — „Ja, aber sie forderte einmal von mir, ehe wir verheiratet waren, daß ich gleich Holländer werden soll. Sie behauptet, sie habe mir ihre himmlische Seligkeit geopfert, da sie sich von ihrem ersten Mann habe scheiden lassen. Und da es in der katholischen Kirche keine Scheidung gibt und sie sich doch getrennt hat, so hat sie eine Todsünde begangen, weil sie sich um meinetwillen von ihrem ersten Mann getrennt hat.“ — „Aber sie mochte doch ihren ersten Mann gar nicht leiden! Sie soll in Zank und Streit mit ihm gelebt haben, und es war ihr doch eine Befreiung, sich von ihm

zu trennen, da er ein Halbblut war und gar nicht zu ihr gepaßt hat, wie sie selbst erzählt!" — K. weinte und fuhr dann fort: „Ja, aber sie ist aufgereggt über mich, daß ich ihr nicht ein Opfer bringen will, so wie sie es mir gebracht hat. Und sie meint, ich müßte ihrethalben Holländer werden können. Wie kann ich das?“

Ich verstehe ihn. Kein Deutscher und kein Holländer würde ihn annehmen, er würde der allgemeinen Verachtung preisgegeben, man würde es ihm allgemein als Feigheit auslegen, wenn er jetzt in der Kriegszeit seinem Volke untreu würde und die Nationalität wechseln wollte. Auch würde er für immer seine Stelle als Agent für die Düsseldorfer Firma verlieren. — Aber die Frau ist vor Unzufriedenheit verrückt.

Er sagt zu mir: „Wir gehen noch beide vergnügt und spaßend zu Bett. Plötzlich nach fünf Minuten wendet sie sich ganz verändert um und hat sich ihre Gedanken gemacht, mit denen sie mich wie mit der Hölle plagt.“

Eben kam er wieder und sagte mir, daß er morgen doch fort geht, — für immer. Vorhin auf der Himmelsleiter weinte er und sagte, daß er die Frau geliebt hat wie keine. Und wenn er gehen wird und sie sich trennen, dann wird er nie mehr heiraten. Ich rede ihm fortgesetzt zu, zu bleiben. Er sagt, sie beschimpfe ihn und werfe ihm den Ring hin. Ich sagte, alles das könne sich in einer jungen Ehe ereignen. Er liebt sie, und dann läßt man überhaupt nicht los. Weil die Frau krankhaft nervös ist, gelten ihre Worte gar nichts. Eine nervöse Frau weiß nicht, was sie sagt. Er soll männlich Ruhe gebieten, aber nicht fortgehen, das sei dumm.

Sie sind aber beide in einem so gereizten Zustand, daß sie nicht wissen, was sie tun sollen. Ich ermahne sie fortgesetzt zur Geduld und zur Duldung.

Aber sie wimmert und klagt in ihrem Zimmer, und er geht blaß, eingefallen, hohläugig und ratlos umher.

Er hat Geld, sie hat alles von ihm, was sie nur

will. Er ist tüchtig und hat eine erstklassige Anstellung. Er ist ganz selbständig und aus guter berliner Familie. Sie ist unsinnig, daß sie um nichts mit ihm streitet. Nur weil sie nicht nach Europa kann, weil er sein Geld in Deutschland hat und nicht große Ausgaben in der Kriegszeit auf Java machen kann. Nur deshalb, weil sie Abwechslung, ewig Abwechslung will und immer von ihrer Lugaliebe spricht. Nur deshalb streitet sie mit ihm und kommt vor Nichtstun auf die übelsten Gedanken. Er sieht sich nach keiner Frau um, er ist gut und zärtlich und aufmerksam zu ihr. Er ist gesund und kräftig und sie ist jetzt auch gesund. Früher hatte sie Malaria. — Er tut alles, was er kann, für sie, und doch glaubt sie, er sieht sich nach anderen Frauen um.

Gestern ließ er Nelken für sie aus Ngadinono kommen. Abends steckte er sich eine rosa Nelke ins Knopfloch. Bei Tisch fand sie, daß Rosa nicht gut zu seinem braunen Anzug passe, er fand es plötzlich auch, daß sie recht hatte. Er legte die Nelke dann im Refectarie-Saal, wo sie nach Tisch zusammen saßen, auf den Tisch ab. Beim Fortgehen später läßt er die Blumen liegen. Sie behauptet nun, er habe die Nelke für irgendeine Dame liegen lassen. Sie redet sich das ein, und er kennt doch niemand, ist immer mit ihr zusammen.

Er sagt mir selbst, er habe in dem Jahr, seit sie sich kennen, nie eine halbe Stunde ohne seine Frau zugebracht. Tag und Nacht sind sie zusammen.

Für mich ist es entsetzlich traurig und aufregend, dies mitzufühlen. Wir wohnen Wand an Wand, und ich höre seit Tagen ihr Geweine, ihr Gewimmere, ihre leidenschaftliche Aussprache. Mehr oder weniger sind alle Frauen nervös hier in den Kolonien, wie wahrscheinlich in allen Kolonien. Die wenigsten Frauen taugen zum Auswandern. Frauen, die in Europa geboren sind, werden sich nur in Europa ganz glücklich fühlen.

Zu denken, daß beide Menschen sich lieben, und sich nur deshalb verlassen, weil sie nicht nach Europa reisen können, wo sie ganz glücklich sein würden.

Es sind das wirklich zwei „Kriegsopfer“. Und während ich dieses unter meiner Hängelampe sitzend niederschreibe, höre ich sie weiter immer leidenschaftlicher sprechen, nutzlos verzweifelt, nutzlos ohnmächtig kämpfend gegen ihr Schicksal, ihr Kriegsschicksal, das ihnen so hart wird, weil sie jung, leidenschaftlich und temperamentvoll veranlagt sind. Sie spricht laut, er leiser.

Draußen in der Regenzeit blizt es heftig schneeweiß vor den Fenstern. Den ganzen Morgen polterte und donnerte der Vulkan Bromo, der sonst immer still war. Alle Leute erzählten es sich am Vormittag, daß der Bromo so laut poltert. Alle fürchten ein heftiges Erdbeben. Immer gibt es Unheimliches hier in der javanischen Lust auf der Insel mit den fünfundvierzig Feuerbergen. Man sagt, es habe zu viel geregnet; und zu viel Wasser im Krater verursachte das Donnern im Berg. Es bilden sich Gase, die explodieren. Ich glaube, der Berg fühlt das innige Menschen-drama, das sich heute hier in Tosari abspielt. Hier in Tosari waren beide voriges Jahr glücklich. Hier in Tosari sind beide dieses Jahr unglücklich. Außer meinem eigenen Leid fühle ich heftig das Leid der beiden sich selbst plagenden jungen Eheleute, als wären es meine eigenen Schmerzen. Ich glaube, er packt jetzt seine Sachen. Dabei reden sie immer fort. Sowie es draußen immer fort blizt über den tiefen Abgründen des Tenggergebirges. Ich habe ihm nochmals zugeredet, zu bleiben.

Ich bekam heute von Frau M. ein sehr hübsches japanisches schwarzes Zigarettenetui. Auf dem Deckel sind in Gold ein paar Dorfhütten eingelegt. Sie sehen aus wie javanische Hütten. Und dahinter schwebt im Himmel silbern die Spitze des Fudji, die sieht aber ganz aus wie eine der vielen Spitzen des hohen Berges Ardoeno, den ich täglich seit einem Jahr von meiner Veranda aus im Westen im Himmel schweben sehe. Auf der Etuis Rückseite sind im Schwarz drei goldene Segelboote zu sehen. Sie schweben wie Boote in der Nacht, wie die Boote von Nabase auf dem Wivasee, von denen ich in

meinem Novellenbuch, dem japanischen, erzählt habe. Das Buch „Wiwasee“ und „Raubmenschen“ hat Frau M. hier auf Tosari zum erstenmal gelesen. Es gefielen ihr beide Bücher sehr. Heute morgen ist Frau M. auf Borneo angekommen. Nun muß sie noch mit kleinerem Dampfer weiter nach der Provinz Pasi (Stüste) fahren.

Im Morgenäther hängt des Mondes  
Zarthe Kugel verblichen.  
Vasblaue Bergspitzen schweben  
Fern an der Erde Schwelle,  
Getragen von langen dünnen  
Wolkenstrichen.  
Mein Geist kreist mit des Himmels  
Großer, klarer Welle.

Tosari, 28. Februar 1918

Tosari, 1. März 1918.

Morgens halb neun Uhr

Nun sind wir in den Frühlingsmonat eingetreten. Hier, wo ewiger Sommer herrscht, merkt man das Frühlingswerden nur am abnehmenden Regen. Seit zwei Tagen waren nebelfreie Sonnenaufgänge um halb sechs Uhr. Draußen war eine verklärte gelbe Beleuchtung, klarer und blaugrüner Frühlhimmel, als ich meine Tür öffnete, um meine Fuß in den Garten zu lassen, Fuß erwacht meistens beim ersten Lichtschimmer, der an der Fensterscheibe erscheint. Lange ehe die Sonne über das Gebirge herabkommt.

Heute nacht träumte ich, daß ich in den Reichstag eintrat, das heißt, ich kam in ein weites Gebäude voll Menschen und sah in der Ferne auf einer Tribüne die sprechenden Reichstagsführer und die Journalistentribüne. Man sagte, das sei der Reichstag. Auch Frauen, viele, waren unter den Reichstagsmitgliedern, und ich wunderte mich darüber. Es herrschte eine frohe, festliche, klare Stimmung über den Menschen dort in Geist und Farbe der Beleuchtung. Und als ich heute bei Tagesanbruch die Tür zum Garten öffnete, hatte ich den Traum schon wieder



vergessen, und er fiel mir erst beim Anblick der goldgrünen Gartenbeleuchtung, der morgensfestlichen, wieder ein.

Gestern morgen ging ich mit einem jungen Holländer, da es schön blaues Wetter war, zur Karrenplatte, und dort setzten wir uns ins Gras an den Bergrand mit unseren Skizzenbüchern und zeichneten die Aussicht. Ich machte zwei Bilder, eines vom Ardjoeno in Wolken, ein anderes von Pengnan mit der See-  
bucht von Paseroean. Nachmittags schließ ich nicht zur Siestzeit. Ich malte das erste gezeichnete Bild vom Ardjoeno mit Aquarellfarben. Solche weite Fernsichten gut zu zeichnen und zu malen, erscheint mir schwerer als andere Nahblicke. Als wir im Gras saßen, brannte die Sonne sehr, der kleine Javane Ali hielt den Regenschirm aufgespannt über meinen Kopf, um zu verhindern, daß ich Gesichtsbrenn bekam. Immer wenn man hier in Tosari ausgeht, folgen einem von weitem Javanenjungen nach, die wollen den Schirm tragen oder den Regenmantel oder sonst irgendwie dienstlich sein, den Weg zeigen usw., um fünf und zwanzig Cents zu verdienen. Das ist manchmal bequem, manchmal aber lästig, wenn man allein sein will, denn die Javanen lassen sich nicht vertreiben, sie folgen immer von weitem, wie ein Schatten, der stehen bleibt, wenn man auch stehen bleibt, und wandert, wenn man auch wandert. Gestern nacht um zehn Uhr, als ich mit Syster J. ein wenig geplaudert und dann gute Nacht gesagt hatte und meine Lampe auf der Veranda ausdrehete, roch es schrecklich bitter nach Gas. Auch in meinem Zimmer. Ich trat auf die hintere Galerie. Ich begriff, es war Schwefelgeruch vom Bromo. Aber so stark wie noch nie. So stark, daß man die vergiftete Luft kaum atmen konnte. Auch Fräulein J. kam aus ihrer Kammer und sagte, sie habe geglaubt, der Geruch käme vom Klosett, da der Bromorauch wie aller Vulkanrauch nach Schwefelwasserstoff riecht. Ich fürchtete, wenn es schlimmer würde, müßten wir alle ersticken. Der Geruch schmeckte scharf metallig bitter auf der Zunge. Heute morgen ist der botanische

Professor, der mit einer brandrotblonden Frau seit einigen Tagen einige Zimmer fort von mir in der Zwölfszimmergalerie wohnt, auf den Bromo gegangen, früh um vier Uhr. Aber heute donnert der Bromo schon nicht mehr, und auch der Gasgeruch ist heute morgen verschwunden. Ich mußte gestern abend an die Katastrophe von Martinique 1900 bis 1901 denken, wo bei der Explosion eines Vulkans achtundvierzigtausend Menschen in einigen Sekunden erstickten; eine ganze Stadt war im Augenblick tot. Bis auf einige Sträflinge, die in einem Kellerkerker gefangensaßen, starben alle Einwohner. Das könnte sich auch hier ereignen bei einer großen Gasexplosion des Bromo. Immer ist man von Schreckensgedanken hier draußen umgeben. Entweder sind es Krankheitschrecken oder Naturschrecken, Typhus, Pest, Cholera, Malaria, alle diese Dämonen zusammen mit den Vulkanen umlauern einen stündlich im zivilisierten Indien. Wie Schlangen, Tiger und Skorpione in den Urwäldern, so sitzen die Vulkane und die Krankheiten rund um die Städte. Und ich habe doch schon täglich den Kriegsschrecken und den Heimweh- und Sehnsuchtschrecken in mir und muß auch immer noch von außen von den Tropendämonen bedroht mein trauriges Leben verbringen. Und doch ist alles zusammen in der Endwirkung wie ein köstliches, ungeheures Drama innen und außen; und es ist in aller Traurigkeit und Schrecklichkeit erhebend, so Furchtbares und Großes erleben zu dürfen.

Tosari, Samstag, 2. März 1918.  
Abends sieben Uhr

Welche zwei aufregende Tage! Ich habe Menschen-  
geständnisse gehört, die haben mich mehr erschüttert,  
als wenn der Bromo mit Erdbeben Tosari geschüttelt  
hätte. Wie ist das Leben doch oft so verwickelt und  
überraschend! Selten aber wird das, was ich gestern  
und heute hörte und zum Teil miterlebte, zum zweiten-  
mal auf der Erde sich ereignen. Es sind Menschen-  
schicksale, ähnlich dem Oedipus-Drama, ich meine

ähnlich an unnatürlicher Herzensqual. Wenn ich ruhiger bin, werde ich sie niederschreiben für die Nachwelt.

Tosari, Sonntag, 3. März.  
Nachmittags 5 Uhr

Die Deutschen sind in den letzten Tagen an der Ostfront weiter vorgerückt und in Reval eingerückt, weil die Russen keinen Frieden machen wollten. Die Russen bettelten daraufhin rasch telegraphisch um Frieden in Berlin. Heute bringt die Zeitung die Friedensbedingungen Deutschlands, die für Rußland eine große Demütigung sind und für Deutschland einen großen umfassenden Sieg an der Ostfront bedeuten.

Seit zwei Tagen sind W.s hier. Ich sah sie aber nur wenig, da ich zu große innere Aufregungen mit K.s, dem jungen deutschen Ehepaar, durchzuleben hatte, wovon ich gestern hier mit einigen Worten sagte. Doch gestern vormittag ging ich mit Herrn W. und Herrn St., der auch mit W. heraufkam und im „Widdidaren“-Pavillon wohnt, den Drei-Dessa-Weg. Es war ein schöner Spaziergang. Viele rosa, gefüllte kleine Zwergrosen blühten in den Gärtchen der Hindudörfer dort oben im Gebirge. St. photographierte am Wege, hatte einen großen Apparat von J. aus Malang dabei. Das Kaperschiff „Wolf“, der zehn Schiffe in den Grund gebohrt hatte und jetzt nach dem deutschen Hafen heimgekehrt ist, nachdem er hier im Indischen und Stillen Ozean sauber und tüchtig gearbeitet hatte, erfreut uns Deutschen hier draußen sehr. Wir hörten nur hier und da im Sommer, daß ein deutsches Kaperschiff hier draußen im Osten erschienen sei und das sollte Minen gelegt haben; aber daß es so viele Schiffe gekapert hat, das erfuhr hier niemand, und das Telegramm, das gestern die Nachricht brachte, nennt sich selbst eine verspätete Nachricht aus Amerika. Wir lasen voll Freude und Stolz die Nachricht über unsere tapferen, mutigen deutschen Seeleute, die so weit von der deutschen Basis entfernt und ohne jeden Stützpunkt hier

draußen im fernen Wasser des Ostens mutige Taten verrichtet haben. Die Hauptsache ist, daß dieses deutsche Schiff wieder glücklich in den deutschen Hafen heimkehren konnte. Ach, daß mich dieser Wolf nicht mitnehmen und heimbringen konnte — heim! — Was mag meine Annie an diesem Sonntagabend tun? Ich habe so lange nichts von ihr gehört.

Draußen ist es dunkel und still. Auf der Galerie hinter den Holzwänden der verschiedenen Veranda-Abteilungen plaudern holländische Damen und Herren. Seit vier Jahren immer fremde Laute vor den Ohren, entweder holländisch oder malaiisch oder javanisch oder englisch. Das ist qualvoll für mein deutschsehnsüchtiges Ohr. Ich bin so müde von der Fremde. Und alle Leute meinen jetzt ebenso wie ich auch, daß der Krieg noch zwei Jahre dauern kann. Diese Zukunftszeit liegt wie ein Abgrund vor mir. Mir ist, ich komme nie über den Abgrund hinweg. So mutlos wird man von der ewigen Gefangenschaft.

Tosari, Montag, 4. März 1918. Nachmittag

Wolkengrau, still. Hühner gackern und Hähne krähen im Dorfe, sonst kein Laut. Totenstill Bäume und Laub. Heut nacht habe ich so viel geträumt. Ich war zuerst in Würzburg. Ich, Max, stand in der Maxstraße gegenüber der Maxschule auf den Treppentufen der Haustüre des Meidertschen Hauses. Ich war dort auf die wenigen Stufen hinaufgetreten, weil ein Zug von braunen Pferden, teils an Wagen, teils Reitpferde, in der Maxstraße Kopf an Kopf um die Ecke bogen, in die Hofstraße hinein. Ich verstehe nicht, wie ich im Traum gerade an das Meidertsche kam. Aber gegenüber ist ein Brunnen, und die Brunnenfigur, die auf dem Felsen der Brunnenquelle sitzt, ist der Gott Neptun mit dem Dreizack in der Hand. Vielleicht hat mich Gott Neptun in dem Traum aus Java unter den Meeren hin nach Deutschland gebracht. Später war ich in einem Haus. Die Zimmer der einen Seite bewohnte meine Schwester Elise. Die zwei Zimmer zur Straße bewohnte ich. Aber es hatte in das Haus hinein-

geregnet, und meine beiden Zimmer standen voll Regenwasser. Auch alle Möbel waren naßgeregnet. Weiter sah ich mich durch Straßen gehen, wo Trödler und Verkäufer von alten Sachen waren, sah ich unendlich viele Katzen und Tiger, Leoparden und Marmeltiere unter den Tischen. Und ich suchte überall meine kleine graue Katze Puß, aber die Katzen waren alle dunkelbraun und lebhaft farbig, und meine graue Katze wurde vergeblich von mir gesucht. Aber das Auffallende dieses Traumes waren die vielen verschiedenen Katzen, die mich alle zu kennen schienen, und die alten Verkäufer in den Verkaufsbuden kannten mich auch.

Vorgestern träumte mir, ich sah ein Hanskasperltheater, ein automatisches, wie ich noch nie eins gesehen hatte. Ein Hanswurst, eine ausgeschnittene bewegliche Figur war an den Rand des Theaters angemacht und wiegte sich darauf hin und her. Vor ihm war ein Viereck mit viereckiger Öffnung. In der großen Öffnung erschien aller Augenblicke ein anderer Kopf, der eines alten Mannes, eines Weibes, eines Soldaten usw. Und der Kopf schien den Gegenspieler des Hanswursten zu bedeuten. Zugleich sprach ein Phonograph mit Grammophonmusikbegleitung die Worte der Personen, die im Viereck erschienen und die Antworten des Hanswursten. Ich werde das Theater, die Bühnenöffnung hierhin zeichnen, wie ich sie im Traum gesehen habe. Ein Spielwarenhändler könnte recht leicht ein mechanisches Theater danach herstellen lassen.

Die Zeitung sagt heute, daß das Kaperschiff „Wolf“ fünfunddreißig Schiffe gekapert hat. Und nicht zwölf, wie es gestern hieß. Man rückt nur langsam mit der Wahrheit heraus.

Das Telegramm, daß die Holländer jetzt auf einmal nicht mehr in der Kapstadt und in der Kapkolonie landen dürfen, hat hier großes Erstaunen hervorgerufen.

Und heute spricht ein Telegramm von der Verschiedenheit der Meinung, die in Niederland herrschen soll, und daß dieses schädlich sein könne. Ich sprach



vor dem Eßsaal um 1 Uhr Herrn und Frau P., die heute wieder aus Soerabaja in Tosari angekommen sind und ihre Heimreise über Amerika nach Holland aufgegeben haben. Beide sind auch der Meinung, daß eine ungesunde Unruhe in der Luft liegt. Ich fürchte, man will die Niederlande im Frühjahr mit in den Krieg ziehen. Herr P. sagt, seit vorgestern kommen wieder fast keine Telegramme aus Europa an. Die Engländer lassen wieder nichts durch. Das ist ein schlimmes Zeichen. Da ist dann irgend etwas Unheimliches im Gang.

Warum hat sich urplötzlich der Herzog von Mecklenburg-Strelitz in die Brust geschossen? Man soll seine Leiche in einem See gefunden haben? — Niemand versteht das Telegramm.

Heute habe ich endlich das ausgezeichnete Buch „Der Geist Chinas“ von Borel beendet. Ich las heute nacht auch um drei Uhr bis morgens, da es so schön still dann war und ich die tiefen Gedanken chinesischer heiliger Weisheit klarer und sicherer aufnehmen konnte. Jedes Wort dieses Buches von Borel über China dünkt mich ganz richtig. Ich möchte nur immer weiter lesen. Ich könnte jahrelang über China lesen und hören. Es ist als ob ich dann von den Urvätern und ihrer Weisheit aus Urzeiten der Menschheit lese und höre. Nicht satt werde ich von dieser chinesischen Klugheit und Güte.

Tosari, Mittwoch, 6. März 1918.  
Morgens gegen acht Uhr

Es ist blauer, sanfter Sonnenhimmel. Die weite Ebene gegen den Ardjoeno hin, tief unten, ist von gekräuselten Wölkchen und von Wolkenfeldern zerrissen bedeckt. Hier in Tosari wacht man auf und lebt man immer hoch über den Wolkenschichten im sonnigen Äther. Da unten regnet es vielleicht in Labang und Malang. Hier oben sind wir morgens jetzt fast immer im goldenen Himmel. Seit acht Tagen ist das Wetter jeden Vormittag herrlich. Kein Sturm mehr.. Kein Frühnebel, kein Frühregen. Die Schwalben eilen und schwärzen am Hausdach und

schießen paarweise über den Abgrund in die Ferne, weit hinaus, über den Gartenrand vor meiner Thür. Der Gärtner brachte mir schon frische weiße und gelbe Rosen in die Vase. Und der älteste der Gärtner, ein Großpapa, brachte mir in einem Topf junge Schöplinge von Windenblüten. Die stehen jetzt auf einem Tischchen in einem Korb mit hohem Henkel, an dem ich die Winden sich hinaufziehen lassen will. Immer stehen Türen und Glasfenster der Veranda des Morgens weit offen. Vor meiner Thür ist ein rundes Beet, darin stehen Fuchsenbüsche, mit blauweißen und purpurroten Fuchsenblüten reich behangen. Diese Blüten glöcklein, diese graziösen, die wie bunte Glöcklein aussehen, wiegen sich im leichten Morgenwind. Vielleicht machen sie auch eine geheimnisvolle Musik, die ich aber mit meinen groben Menschenohren nicht hören kann. Aber der wiegende Rhythmus der Blüten sieht sich vom Luftzug bewegt wie sanfte Töne an, wie feine Töne, dem Auge sichtbar, dem Ohr aber nur als Gedanke hörbar, nicht als Laut.

Ich will jetzt weitererzählen von den gequälten Eheleuten. Nachdem K. den Kopf geschüttelt hatte zu allem meinem Zureden, daß beide Geduld haben mußten, rief er gequält aus: „Ich kann Ihnen ja nicht alles erzählen. Wenn ich Ihnen alles erzählen könnte, würden Sie uns beide erst verstehen.“

Ich hatte keine Ahnung, was ich verstehen sollte. Was konnten mir zwei junge Leute zu gestehen haben. Er schluchzte auf und ging zurück hinter die polierte braune Bretterwand, die unsere beiden Veranden voneinander trennte.

Wieder hörte ich dann in meinem Zimmer nach einer Weile ihn und seine Frau sprechen und weinen, es klang durch die Wand, als langweile sich die Frau entseßlich und wüßte nicht, was sie wollte. Er hatte mir auch geklagt, daß sie seit Tagen fast gar nichts mehr essen wollte, und tatsächlich sah sie sehr mager und hohläugig aus, was ihr aber gut stand, da sie zart und zerbrechlich und mädchenhaft aussah. Später kam er wieder verweint aus dem Zimmer, klopfte an meine Thür und sagte, er möchte mich

heute nachmittag sprechen, um vier Uhr vielleicht. Ich sagte zu. Wir wollten dann spazieren gehen, da man auf den Veranden kein Wort reden kann, ohne daß alle anderen Veranden zuhören.

Wir gingen dann um vier die „Jakobsleiter“ langsam hinunter, und er erzählte, das heißt, klagte, aber beichtete noch nicht. Er sagte mir: „Es ist nicht mehr auszubalten. Meine Frau will mich nicht mehr sehen. Sie nennt mich einen Schuft und Schurken. Und eben sagte sie wieder, ich solle fortgehen, ihr aus den Augen gehen. Sie wolle allein leben usw. Ich erstaunte sehr über solch heftige Ausbrüche. „Ja, was haben Sie ihr denn getan?“ fragte ich. — „Ach, es sind alles nur die Nerven, nur die Nerven, sonst nichts weiter.“ — „Aber, was wollen Sie denn tun?“ — „Morgen will ich nach Soerabaja und den Arzt fragen, bei dem sie schon war und der sehr geschickt ist.“ — „Ja, tun Sie das,“ riet ich ihm ratlos und eigentlich nichts von all diesem Lärm begreifend. Es begann leise zu regnen. Wir kehrten um. Er fing zu schluchzen an und weinte in sein Taschentuch. Ich klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Weinen Sie sich ordentlich aus, vielleicht ist das das Beste. Und sein Sie ein Mann und geben Sie nicht zu viel nach; und wenn Ihre Frau nervös ist, dann sein Sie männlich fest; vielleicht waren Sie zu nachgiebig, und das ermüdete Ihre Frau.“ Im Grunde war ich, da ich noch nichts wußte, gereizt gegen diese Frau, die alles besaß und alles zu verwerfen schien und scheinbar die Liebe ihres Mannes nicht zu schätzen wußte. Ich dachte mir im stillen, sie will vielleicht einen reichen Mann oder einen Künstler oder eine Abwechslung in der Liebe. Und ich war recht erbittert über soviel Unverstand und Oberflächlichkeit.

Wir kehrten zum Hause zurück. Gleich darauf, als er eingetreten war ins Zimmer zu ihr, hörte ich sie wieder weinen und janken. Ich konnte mich kaum enthalten, an die Wand zu klopfen und „Ruhel“ zu rufen. So ärgerte mich diese Verwöhntheit. Denn ich wußte immer noch nichts.

Am nächsten Tag dieselben Klagelieder nebenan. K. sprach noch verzweifelter, kam und sagte: „Es ist ganz aus, ich reise morgen ab.“ — „Ach,“ sagte ich, „ich verstehe das gar nicht. Eheleute haben hundert Zwiste, man bricht deshalb doch nicht gleich die Ehe und das Liebesverhältnis. Langeweile, Krieg in Europa, gezwungener Aufenthalt hier, — alles das sind doch Gründe.“ — „Sehen Sie,“ sagte er, „meine Frau hat mich mal gefragt, ob ich ihrethalben Holländer werden könnte, und da ich nein sagte, war sie wütend. Sie habe sich scheiden lassen für mich, und ich wolle lieber zum Vaterland halten als zu ihr.“ — „Das ist alles Geschwätz,“ sagte ich rauh und geärgert. „Wie kann eine Frau, wenn sie liebt, nicht mit dem Mann die Nation teilen wollen.“ Ich verstand das nicht. — „Ja,“ sagte er, „sie hat mich auch gefragt, ob ich, wenn wir uns trennen würden, eine andere Frau lieben würde. Ich habe gesagt, daß ich nie mehr heiraten würde. Ja aber, hat sie gesagt, wirst du nie mehr körperlichen Verkehr mit Frauen der Straße haben?“ — „Das weiß ich nicht,“ sagte ich zu ihr. „Ich glaube, daß ich das nicht versprechen kann.“ Da ist sie böse geworden und wollte nichts mehr von mir wissen. Diese zwei Dinge, daß ich nicht Holländer werden kann und nicht versprechen kann, wenn wir geschieden sind, keine Frau anzurühren, — um beides dreht es sich jetzt immer, wenn wir zanken. Und deshalb nennt sie mich einen Schuft. Und heute hat sie an ihren Vater nach Holland geschrieben, ich wäre ein Schurke, und sie werde sich von mir trennen.“

Ich wußte aber immer nicht den Hauptgrund, — daß sie noch Jungfrau war.

Am nächsten Nachmittag um vier Uhr klopft es wieder an meine Thür. Ich lag noch auf meinem Bett im Schlafanzug und las. Da kam K. herein, er zitterte und war entsetzt und setzte sich auf den Bettrand und sagte: „Ach, ich möchte Ihnen gern alles sagen, Herr Dauthendey. Wollen Sie sich anziehen und mit mir ausgehen, weil ich hier nicht sprechen kann? Man hört durch die Wände zu.“ Ich war erschrocken und begriff, daß er mir beichten wollte,

was der wahre Grund war. Er wartete draußen. Ich flog in meine Kleider. Wir gingen wieder die „Jakobsleiter“ hinunter. Und da endlich offenbarte er mir alles. Daß seine Frau beim ersten Mann Jungfrau geblieben war. Daß sie auch jetzt noch immer Jungfrau war, und daß sie eigentlich noch nicht getraut waren. Ihre Furcht, Kinder zu bekommen, habe ihnen den Entschluß gegeben, enthalten zu leben bis zum August 1918, wo sie erst Recht hatten, sich trauen zu lassen, da sie nach der Scheidung neun Monate zu warten hatten. Das Zusammenleben, ohne zusammen zu schlafen, das hatte alle beide nun überreizt und in den Nerven krank gemacht. Sonst waren sie körperlich wohl und gesund und hatten keine anderen Sorgen.

Mir war, als hätte ich Schläge mit einem Hammer auf den Kopf bekommen. Ich war sprachlos. Ich mußte beinah auflachen vor schmerzlichster, tiefster Teilnahme. Denn es war sonderbar: was ich hörte, erlöste mich von der Unklarheit, durch die ich nicht allein hatte durchdringen können, und zugleich schien ein bodenloser Abgrund von Ungeheuerlichkeit sich vor mir aufgetan zu haben, vor dem ich zu Tode erschrocken und schmerzhaft zusammenfuhr. Die Erlösung der Aufklärung machte mich lachen, die Ungeheuerlichkeit erbeben und fast weinen.

Wir waren diesmal die ganze Jakobsleiter hinuntergegangen. Wieder begann es fein zu regnen. Wir kehrten um. Und immer und immer mußte er mir versichern, daß alles wahr und erlebt und nicht erdacht war. Er lebte seit einem Jahr mit einer Frau zusammen, die vor der Welt mit einem Mann schon zwei Jahre verheiratet gewesen und die bis heute noch Jungfrau geblieben war.

Am nächsten Mittag kam er um zwölf Uhr wieder zu mir. Berweint und unglücklich. Sie wollte nichts von Versöhnung wissen. Sie wollte ihn nur los sein, sagte er mir, und er war entsetzt und versteinert. Nun aber ließ ich mich nicht mehr verblüffen. „Sie müssen Geduld haben. Nur die Geduld nicht verlieren. Ich will mit ihr sprechen, wenn das auch



sehr heikel ist," sagte ich zurendend. „Sie dürfen sie nicht verlassen, ehe Sie nicht die Liebe bis zum Letzten ausgekostet haben.“ Und später kam er um zwei Uhr wieder zu mir und bat mich, mit seiner Frau zu sprechen. Sie kam mir frisch, frei und aufgeweckt wie ein stolzes junges Mädchen entgegen und sagte, sie wolle sehr gern mit mir sprechen. Wir redeten französisch, deutsch und holländisch. Je nachdem wir die Worte nicht fanden. Wir setzten uns auf eine Bank draußen im Garten am Rand des Abgrundes. Vor uns Rosenbüsche, neben uns ein Farnenbaum. Der Abgrund stand voll Nebel, es war nur Aussicht ins graue Nebelige. Und dort sprachen wir von zwei bis vier Uhr zusammen. Die Antwort von ihr auf das, was ich sagte, war, daß sie nachdenken wolle.

Später am Abend kam sie, hatte ihrem Manne vergeben und sagte lachend zu mir, sie habe sich jetzt entschieden, ein neues Leben mit ihrem Manne anzufangen. Ich gratulierte ihr und drückte ihr die Hand. Sie war in einem dünnen, weißseidenen Negligee und sah wie eine sanfte Elfe aus, die einer Blume entstiegen ist. Ich gab ihr aus meiner Vase drei Nelken, die sie sich ansteckte, und dann plauderte sie lange lebhaft mit mir. Ihr Mann war mitgekommen. Er fragte sie ins Ohr, ob er eine Flasche „ankor-puff“ (Champagner) kommen lassen sollte. Sie meinte aber, lieber einen anderen Tag. Und so saßen wir vergnügt plaudernd zusammen bis zum Abendessen.

Seitdem herrscht Friede nebenan. Und beide sind vergnügt wie noch niemals. Aber ich glaube, daß das Ereignis der Vereinigung noch nicht statthatte. Ich fürchte, wenn er das nicht erreicht, der junge Ehemann, bis zur nächsten monatlichen Schwäche-wiederkehr seiner Frau, so wird es dann dieselben Auftritte und noch schlimmere geben. Eben war die junge Frau bei mir und erzählte mir, daß die kleine Kaze von mir oben am Tennisplatz in einem Baum sitzt und sich vor dem großen gelben russischen Schäferhund fürchtet. Die Kaze komme gar nicht herunter, auch nicht auf Zureden. Die junge Frau sah erregt

und rosig aus, und ich überlegte bei ihrem Anblick: Sollte die Vereinigung nun doch stattgefunden haben, weil sie so schöne Farben und eine so gesunde Frische und Lebenslust zeigt? Aber ich weiß es nicht. Und ihn, ihren Mann, der eben nebenan hinter der Holzwand sitzt, während ich das schreibe, und dort liegt und liest, ihn will ich nicht darüber ausfragen, bis er mir von selbst darüber berichten will. Was er doch wahrscheinlich eines Tages wenigstens andeutungsweise tun wird. Bis dahin aber lebe ich doch noch mit Angst, ob nicht wieder neue Streitausbrüche eintreten, wenn die Vereinigung noch nicht stattfand.

Wie habe ich neulich nachmittag, als ich von der Jakobsleiter zurückkam, für beide gebetet. Wohl eine Stunde lang und mehr lag ich auf meinem Bett, indessen sich beide im Nebenzimmer besprachen und endlich versöhnten, und ich betete Vaterunser und Gebete zum Weltfestgeist. Dann hatte er es erhört, der große Weltfestgeist der Liebe. Später kam sie und sagte mir, daß sie ein neues Leben beginnen wollten, und daß sie verzeihen und vergessen wollte. Ich dachte mir: Es ist eigentlich nichts zu verzeihen, sondern nur zu handeln, zu lieben, ernstlich und nicht enthaltsam! — Eben kam die junge Frau wieder zu mir und brachte mir auf dem Arm meine kleine Puß. Es ist augenscheinlich, daß sie sich mir dankbar erzeigen möchte.

Es ist mir damals ein großes Erstaunen gewesen an jenem Nachmittag, als sie mir auf der Bank, so seltsam frei, fast lachend und stolz und leicht, immer wieder sagte: „J'avais toute ma vie rien que de chagrin. Surtout depuis que ma bonne mère est morte. Ich finde das ganz selbstverständlich,“ fuhr sie fort, „daß ich auch in der ersten und in der zweiten Ehe nichts als Schmerz und Enttäuschung erlebe. Was tut das! Und wenn ich sterbe, was ist dabei! Ich kenne vom Leben doch nichts als Schmerz und Schmerz und Schmerz.“ Ich redete lebhaft auf sie ein: „Wenn Sie Liebe noch nicht in Wirklichkeit im Ernst genossen haben, sondern nur in der Enthaltensart, dann dürfen Sie das Leben nicht blind ver-

dammen. Haben Sie Mut! Erleben Sie erst das Heiligste, das Höchste des Lebens, und Sie werden dann nicht sagen, daß das Leben nur da ist, um Schmerz zu bereiten. Das Leben ist wie ein Gemälde, aus Licht und Schatten gemalt. Licht allein gibt kein Bild, Schatten allein gibt kein Bild. Beide erst bilden das Lebensbild, Schatten und Licht oder Schmerz und Freude!" — „Aber ich kenne keine Freuden!" rief sie aus. — „Lernen Sie darum die Freude, die einzige echte Freude des Lebens kennen, umarmen Sie Ihren Mann, lieben Sie sich beide wirklich und nicht nur spielerisch, und Sie werden auf ihr vergangenes Leben zurücksehen wie auf eine unscheinbare Kleinlichkeit. Kein Schmerz kann so stark sein, daß nicht Liebe ihn vergessen machen kann. Echte Liebe von Blut zu Blut, von Leib zu Leib, das ist eine Anziehung, eine geheimnißvolle, die alle Verstandesschmerzen verwischt." — „Ich kann mir das gar nicht vorstellen," sagte sie, „aber ich will es Ihnen gern glauben. Ich verachte und hasse jetzt meinen Mann, er hat mich zuviel gequält." — „Aber mein Gott, Sie haben sich beide noch gar nicht im Ernst geliebt, nie das Blut ganz zueinander kommen lassen. Wie können Sie da von Hasßen reden?!" — Sie nickte. Wir sprachen noch stundenlang in diesem Ton. Sie, die Liebe verachtend, die sie noch nie gekostet hatte. Ich, die Liebe verteidigend und sie preisend als die Erlöserin von allen Welterschmerzen. Bis sie endlich umgewendet und gläubig gemacht beim Aufstehen von der Bank zu mir sagte: „Je veux réfléchir. Je vous remercie bien Monsieur Dauthendey." Und sie drückte mir, mit dem Körper halb abgewendet, aber den Blick leuchtend und vertrauend auf meinen Blick gerichtet, kräftig mit ihrer dünnen, schlanken, feinen Hand die meine. Es war mir, als wäre sie nun doch durchdrungen von dem Lob, das ich der wirklichen Blutliebe und Umarmung zwei Stunden lang in Worten gespendet hatte. Aber sehr heikel und schwierig war es mir oft, mit einer Jungfrau dies Gespräch über Gefühle und Dinge zu führen, die man sonst nur unter Männern besprechen

fann. Und diese Jungfrau war vor der Welt und in meinen Augen bis vor einem Tag noch eine Frau gewesen! Und nun sagte sie mir selbst, fast lachend, daß kein Mann sie berührt hätte. Daß ihr erster Mann ein Schaf gewesen sei, und daß jetzt Furcht vor dem Gesetz sie von der Vereinigung mit dem zweiten Manne zurückgehalten habe.

Er hatte damals bei seiner Beichte auf der Jakobsleiter immer geschluchzt und geweint. Sie aber jetzt vor dem Abgrund, der voll Nebel lag, am Gartenrand mit mir sitzend, sie lachte fast immer, halb gereizt, halb belustigt über die Welt, über die Männer, über sich, über das Leben.

Er, der schon früher mit Frauen Körperliebe gekostet hatte, kannte den Grad seiner Entbehrung, in der er jetzt mit seiner Frau lebte, zu gut, und deshalb weinte er aus ernstem, erfahrenem Herzen. Sie dagegen, völlig unberührt, ein Mädchen noch, nichts wissend, nie etwas ausgekostet habend in der Liebe, entbehrte auch nichts, wo seine Erfahrung in der Liebe entbehren mußte. Sie war überreizt, ohne zu wissen, warum sie überreizt war, da sie nie die selige Beruhigung der Liebe genossen hatte. Nie war ihr Blut zufrieden gewesen, da es noch nie von der Liebe befriedigt worden war. Sie konnte deshalb lachen wie ein Kind. Ihre Unschuld lachte und schien sich über das Unsinnige des Lebens, dessen Heiligstes sie noch nie gekostet hatte, zu unterhalten. Sie sagte es auch: „Ich finde das Ganze gar nicht so schlimm. Er soll nur fortgehen. Ich will ihn nicht mehr sehen. Ich will nach Europa zurück, und dort will ich wieder Gefangstunden nehmen und will später nur der Musik leben. Ich will nie mehr heiraten.“ So ungefähr lautete der Ton, in dem sie mir beichtete, halb unter unberührtem, oberflächlich klingendem Lachen, halb verwirrt von Verzweiflung, die sie nicht ergründen konnte, aus der nur die Trennung von dem Mann ihr Erlösung zu geben schien, und nicht die Vereinigung, deren Kostbarkeit sie nicht kannte.

Dieses ist das Schicksalsdrama, das ich neulich miterlebt habe.



Tosari, 12. März 1918

Ich geriet in nicht geringe Aufregung, als der Finnländer W. davon sprach, daß es seine Absicht gewesen wäre, nach Holländisch-Neuguinea zu reisen, aber die Paketfahrtsboote hätten ihren Fahrplan geändert, und er hätte von Menado auf Celebes keine passende Verbindung dorthin gefunden. Ich fühlte Gedanken wie Kristalle in mir zusammenschießen. Ich dachte, Herr W. könnte mich vielleicht nach Europa durchschmuggeln nach Hause. Vierundzwanzig Stunden war ich in banger Vermutung. Bis ich endlich Gelegenheit fand, ihn offen zu fragen. Ich weiß aber nicht, ob Herr W. am 26. März von Batavia nach Japan reisen kann, da augenblicklich alle holländischen Schiffe in Singapore festgehalten werden und nicht auslaufen dürfen. Es hängt das wahrscheinlich mit der Forderung Englands zusammen, daß Niederländisch-Indien monatlich fünfzig Millionen Kriegsanleihe der Alliierten zeichnen soll. Allen kommt das Festhalten holländischer Schiffe in Singapore recht unheimlich vor. Das hatte sich seit Kriegsbeginn noch nie ereignet.

Jeden Tag ist eine andere Aufregung. Als Herr W. hier war, drehte sich die tägliche Kriegsaufregung um das Besetzen der Ålandsinseln, die finnisch sind, durch Deutschland. Und Schweden protestierte dagegen. Jetzt auf einmal soll Indien hier Kriegsanleihe der Alliierten zeichnen. Auch überraschten uns täglich Nachrichten, die immer widerrufen wurden, vom russischen Frieden. Bald danach wurde auch der rumänische Frieden unterzeichnet. Und jetzt gestern der Frieden mit Finnland. In sechs Tagen alle zwei Tage einen Frieden! Das tat wohl, daß endlich der Frieden an der Ostseite Deutschlands unterzeichnet ist. Es erstaunte mich nur, wie wenig sich die Deutschen hier auf Java daraus machten. Ich meine, meine Bekannten. Keiner telephonierte mir darüber. Keiner schrieb darüber ein Wort aus Soerabaja. Dieser Friede lag so lange in der Luft, daß er jetzt selbstverständlich scheint. Ich finde das etwas undenkbar. Es ist doch der Friede mit dem stärksten Gegner. Denn Rußland



war doch unser stärkster und größter Feind. Aber mir scheint, als ob der Friede unsicher wäre. Die Besetzung der Ålandsinseln durch Deutschland schien Herrn W. nicht zu behagen. Und doch hatte er kurz vorher noch davon gesprochen, Deutschland müsse Finnland besetzen, das heißt, dort landen, die Aufstände schlichten und dann in Petersburg einziehen und Ordnung in den russischen Zuständen schaffen. Es lag recht viel Neues in der Luft der letzten Tage.

Darum, weil jeder Tag neue Spannungen und Entspannungen überraschendster Art bringt, kann ich mich noch gar nicht in meine Dichtung „Die letzte Küstenfahrt“ vertiefen und kann noch nicht weiter-schreiben daran. Der Krieg ist doch so recht der Feind aller breiten Dichterruhe. Es ist, als lebte man seit vier Jahren in einem brennenden Haus, aus dem man nicht fliehen kann, und man muß immer zusehen, wie das Feuer, das sich ausbreitet, gelöscht werden soll und immer neue Wege zu den Wohnungen der Menschen findet.

Erst wurde den Niederländern vor einigen Wochen verboten, in Afrika in der Kapkolonie mit ihren Schiffen zu landen. Nun werden sie mit ihren Schiffen in Singapore festgehalten. Außerdem weiß man nicht, was Japan tun wird. Soll es wirklich Rußland und Sibirien angreifen? Und was wird Schweden jetzt tun, weil Deutschland die Ålands-Inseln besetzt hat? — Schon schreiben die Engländer in einem Londoner Telegramm heute davon, daß Deutschland beabsichtige, die Neutralen zu beunruhigen. Nun ist zwar Friede mit Rußland, Finnland und Rumänien von deutscher Seite geschlossen. Wird der Friede aber von Dauer sein?

Welche neuen Aufregungen erwarten uns in den nächsten Tagen? Die Telegramme, die wir von Europa über den Krieg erhalten, sind auch alle sehr verspätet und lange zurückgehalten in London. Es liegt so viel Unsicherheit in der täglichen Luft. Denn niemand weiß, wie, wo und wann die erwartete Offensive von deutscher Seite losbersten wird. Wir hören nichts darüber. Manche meinen, sie hat schon be-

gonnen und wird von London verheimlicht. Es ist eine atemlose, unsichere Zeit. Der Siege über Rußland und Rumänien und des Friedens an der Ostfront kann man sich deshalb gar nicht freuen. Jeden Abend, wenn man sich niederlegt, fragt man sich, welche erschreckende Überraschung wird morgen über uns herfallen?

Vielleicht wird Japan, da es aussieht, als verzichte es auf einen Einfall in Sibirien, nun hierherkommen und doch noch mit Amerika und England vereint die holländischen Kolonien besetzen.

Oder schwärmt vielleicht wieder ein deutsches Kaperschiff hier in den indischen Gewässern, fragen sich die Holländer, weil ihre Schiffe in Singapore und Hongkong zurückgehalten werden? Aber dem widerspricht die Nachricht, daß norwegische und chinesische Schiffe auslaufen durften aus den englisch-asiatischen Häfen.

Ach, wenn doch der Kampf an der Westfront endlich geschlagen wäre. Es wundert mich, daß unsere Truppen noch nicht in Italien begonnen haben. In Italien ist doch bereits Frühlingswetter im März. Nun sind wir schon in der Mitte vom März, und von der vielbesprochenen und erwarteten Offensive vernimmt man noch nichts.

Ich träumte in der Nacht vom Sonntag auf Montag, also vom zehnten zum elften März 1918, daß ich in einer Stadt auf der Straße war, und plötzlich mußte man sich unterstellen in Haustüren, weil ein Luftangriff geschah. Man hörte die Flugmaschinen in der Luft heransurren. Es war eine schreckliche Angststimmung in mir. Ich stellte mich bei einem Haus an eine Türe, und dabei mußte man jeden Augenblick starr vor Angst und Erwartung sich vorstellen, von Bomben zerschmettert zu werden. Ich war froh, als ich erwachte und alles nur Traum gewesen war. Aber ich kann mir nun vorstellen, was man in deutschen Grenzstädten und in London aushalten muß, wenn ein Luftanfall gemeldet wird. Es ist das ein Zustand, nicht zu beschreiben. Man will fliehen und weiß nicht, wohin. Es war furchtbar marternd, zu wissen, daß der Tod als Bombe aus der Luft fallen kann.

Tosari, 13. März 1918.

Nachmittags vier Uhr

In den letzten Tagen gab es auch einen großen Schrecken. Es war am Sonntag abend, ich ging zum Pavillon „Widodaren“, um Herrn und Frau W. zu besuchen. Es war gegen sieben Uhr, die Sterne leuchteten am Nachthimmel. Von der Glasveranda fiel der Schein der Pavillonlampe auf die Rosenbüsche, in die Fuchsensträucher und auf Geranien und Kannasblumen. Der verglaste Pavillon lag in der Nacht so friedlich leuchtend am Ende von Tosari. Es ist das letzte Holzhäuschen am Gartenweg, der zwischen den Pavillons hinaus auf den Bergkamm und nach dem Dorf Alt-Tosari hinaufführt.

Herr W. saß noch im weißen Schlafanzug und las. Ich setzte mich. Wir plauderten, und ich sprach von meinem schweren Heimweh, das ich kaum verwinden kann und das mich Tag und Nacht bei keinem Atemzug verläßt. Da antwortet mir Herr W. ganz sonderbar, daß andere auch ihr Leid hätten und vielleicht noch mehr ertragen müßten als ich. Ich verstand ihn gar nicht. Er hatte Gesundheit, Frau, Haus, Geschäft. Und war das Geschäft auch jetzt manchmal schwierig in der Kriegszeit, so war doch dies kein merkliches Leid für ihn, kein Herzweh. Ich fragte, warum er so rede. Niemand in Indien fehle so viel wie mir: Weib, Heimat, Klima und gewohnte Umgebung. Alle Menschen hier seien hier draußen zu Hause. Alle hätten hier draußen ihren Beruf, ihr Leben, ihr Ziel. Nur ich sei durch Zufall hier hängen geblieben, nur mir bleibe alles fremd hier. Der Dichter gehöre zu seinem Volk wie kein anderer. Er gehöre zu seiner Heimat, seinen Bergen, seinen Flüssen, seiner Sprache. Und vor allem gehöre er zu seiner Geliebten, zu dem Herzen, an dem er hänge, für das er dichte. — „Ja, aber bedenken Sie mal zum Beispiel eine Mutter, die ihren Sohn hergeben muß, das ist auch hart!“ sagte Herr W. ungestört weiter. — „Kann denn ein Sohn immer bei der Mutter bleiben? Jede Mutter weiß, daß sie ihren Sohn einmal dem Leben hergeben muß. Und es ist töricht, wenn sie das nicht

einsieht.“ Ich war ganz empört, daß er mich in meinen großen Entbehrungen mit einer Mutter verglich, die ihren Sohn hergab. — Da lächelte er ein wenig über meine Aufgeregttheit und sagte: „Aber eine Mutter, die ihren Sohn durch den Tod verliert, die hat es doch schwerer als Sie.“ — „Der Tod!“ rief ich aus, „das ist natürlich das schwerste, das man erleiden kann. Aber weshalb sprechen Sie so willkürlich? Wir sprachen doch vom Leben, vom Erleben in der Kriegszeit!“ Er lächelte wieder und sagte: „Ja, aber sehen Sie, Frau M. hat ihren Sohn durch den Tod verloren!“ Ich war sehr bestürzt. Herr M. ist ein reicher Deutscher in Soerabaja. Er und seine Frau hatten einen einzigen Sohn, den sie vor fünf Jahren nach der Schweiz schickten. Vor einigen Monaten, als Frau M. mit W. in Tosari war, sprach sie mir von ihrem Sohn. Frau W. sagte: „Sie lebt nur für diesen Sohn, den sie von Kleinauf vergöttert hat. Nichts lebt für sie als dieser Sohn. Sie liebt ihn mehr als ihren Mann, mehr als alles auf der Welt, mehr als sich, mehr als Gott.“ — Und dieser Sohn, der seit fünf Jahren in der Schweiz war, wo er fleißig studierte und arbeitete, diesen Sohn, der seiner Mutter mehr als ihr Leben galt, dieser arme junge Bursch von dreiundzwanzig Jahren, der sich vor einigen Monaten mit einer blutjungen Schweizerin verlobt hatte, war nun in Europa fern von der Mutter an einer Lungenentzündung gestorben. Es war ein Telegramm mit der Todesnachricht an das Schweizer Generalkonsulat in Batavia gekommen. Ein Schweizer aus Batavia, der zufällig nach Soerabaja reiste, wurde beauftragt, dem Vater den Tod des Sohnes schonend mitzuteilen. Man getraute sich nicht, die Nachricht an die Eltern zu telegraphieren. Herr M. war Samstag abend im deutschen Klub in Soerabaja. Da sagte ihm dort der Vorstand, dem der Schweizer die Mitteilung gemacht hatte, daß für ihn sehr schlechte Nachrichten aus der Schweiz angekommen wären. „O,“ rief der fünfzigjährige erfahrene Mann aus, sagen Sie es mir gleich: mein Sohn ist tot!“ Dann ist er wie gebrochen nach Hause



gefahren, doch wunderte sich seine Frau über sein frühes Erscheinen, und als er sich im Hinterzimmer auf ein Sofa schleppte und dort zusammensank und stöhnte, glaubte die Frau M., er wäre schwer krank. Bis er auf ihre Fragen schluchzend sagte: „Wir haben kein Kind mehr!“

Dies letztere aber erzählte mir heute mittag vor Tisch Frau W. Sie war Montag morgen mit ihrem Mann nach Soerabaja gefahren. Sie wollte Frau M. trösten. Diese ist ganz fassungslos. Sie flucht und weint und flucht in wildester Verzweiflung auf das grausame Schicksal. Man kann sie gar nicht trösten. Ihre Schwester ist bei ihr. Aber niemand kann die Mutter über den Verlust des Sohnes beruhigen. Als mir W. am Sonntagabend den Tod des jungen M. mitgeteilt hatte, da mußten wir beide zugleich davon sprechen, daß dieser Schicksalsschlag den Eltern wahrscheinlich deshalb entstanden war, weil sie ihren Sohn nicht dem Vaterland als Soldat gegeben hatten. Sie hatten ihn in der Schweiz leben lassen, statt ihn bei Kriegsausbruch sofort, wie es sein mußte, in das Vaterland nach Deutschland an die Front zu senden. Davon hätte die Mutter, Frau M., in ihrer übergroßen Liebe niemals etwas wissen wollen. Und Herr M. sagte zu mir, als ich ihn fragte, warum sein Sohn als Deutscher in der Schweiz lebe und nicht zur Front gegangen sei: „Ich habe meinen Sohn sich an einer Nahrungsmittelfabrik betätigen lassen. Diese Fabrik arbeitet für Deutschland, für das Heer. Mein Sohn arbeitet dort also auch für das Vaterland. Außerdem habe ich zwanzigtausend Franken in die Fabrik eingezahlt. Somit ist mein Sohn mit meinem Geld für Deutschland tätig.“ Ich fand diese Art, den Sohn vom Soldatendienst zu befreien, etwas willkürlich. Da aber Herr M. schon dreiunddreißig Jahre in Indien lebt, glaubte ich ihn damit entschuldigen zu können, daß er seinen Patriotismus in den dreiunddreißig holländischen Jahren auf Java verloren habe. Das war begreiflich, wenn auch peinlich.

Aber das Schicksal hat ihn nicht entschuldigt.



Es hat der Mutter und dem Vater, die den Sohn nicht auf ehrenvollem Schlachtfelde verlieren wollten, den Sohn auf ehrenlosem Krankenbett sterben lassen. Sehr, sehr traurig ist der Verlust für beide. Wie viel stolzer könnten sie den Verlust tragen, wenn der Sohn sein Leben fürs Vaterland hergegeben hätte. Die ganze deutsche Kolonie in Soerabaja würde die Eltern ehren. Nun aber liegt ein peinliches Trauern in der Luft, Traurigkeit über die Schwäche dieser Eltern, die ihr Kind um alles vor dem Krieg bewahren wollten und es nicht vor dem Schicksal bewahren konnten.

Ich aber bewundere, wie mächtig gerecht und unerbittlich das Schicksal stündlich mit uns allen handelt. Ich finde, je älter ich werde, je mehr: das Unsichtbare in und um uns, das ist das Sichtbarste auf der Welt. Das innere Auge sieht eine größere Welt als das äußere Auge. Mit dem inneren Auge leben, das ist das einzig Lebenswerte. Innerliches Sehen sieht auch den größten Schmerz weltfestlich verklärt vom großen Geist der Weltallfestlichkeit. Wenn ich Herrn und Frau W. weltfestlich sehen lehren könnte, — wie anders würden sie jetzt ihren Verlust tragen. Die Frau würde nicht fluchen, der Mann würde die Weltallgerechtigkeit genießen, die im Weltfest ewig wandelt. Hätte er früher vom Weltfestgeist gewußt, dann hätte er den Sohn auch in den Krieg geschickt, denn er hätte die Weltfestlichkeit eingesehen, die höher liebt als nur den Leib des Kindes, die die Seele, Geist und Gefühl des Kindes dem Höchsten weihen will, und die ihr Kind mutig hingibt zur höchsten Ehre des weltfestlichen Krieges fürs Vaterland.

Tosari, 14. März 1918

Gestern am 13. März war es ein Jahr, seit die Revolution in Rußland ausgebrochen ist, ein Jahr auch, seit ich am Lied der Weltfestlichkeit hier auf Tosari schrieb, am selben Tisch und auf der gleichen Veranda, wo ich heute immer noch sitze und Tagebuch schreibe. Ob ich wohl heute über ein Jahr

immer noch in Tosari, immer noch in Java sitzen und warten, warten muß!?

Leben ohne Liebe ist verlorenes Leben. Und in den Jahren 1914, 1915, 1916, 1917 und 1918 hatte ich keinen Liebesgenuß, nur Sehnsucht, Heimweh.

Frau W., die ich heute mittag auf ihrer Veranda im Pavillon „Widodaren“ besuchte, erzählte mir von der armen Frau M. Diese sagt, der Tod ihres Sohnes sei ihr im Traum angesagt worden. Am Samstag erfuhr sie abends das Telegramm aus der Schweiz. Aber am Dienstag nachmittag in der gleichen Woche fuhr sie nachmittags aufschreiend aus dem Schlaf. Jemand hatte sie im Traum am Arm geschüttelt und hatte ihr laut zugerufen: „Er ist tot.“ Sie war so verstört aus dem Nachmittagschlaf aufgefahren, daß auch ihr Mann davon erschrak. Und sie hatte ihm erzählt, man hätte gerufen: „Er ist tot.“ Aber weder er noch sie dachten dabei an den Tod des Sohnes, bis sie drei Tage später das Telegramm erhielten und dann erinnerten sie sich wieder an den Schrecken vom Dienstag nachmittag, an die Stimme, die ihr im Traum zugerufen hatte: „Er ist tot.“

Ich finde, die Schicksalsstimme hat die Mutter im Traum recht vorsichtig benachrichtigt, da sie nicht sagte: „Dein Sohn ist tot,“ sondern sagte: „Er ist tot.“ Dies war eine Vorbereitung auf den großen Schrecken, aber es war noch nicht die Anzeige des ganzen Schreckens. Ich sage immer, wir Menschen leben, wie alle leben, im allwissenden Weltgeist, wir leben umgeben und durchdrungen von allem Wissen des Geistes und des Gefühles. Wir leben auch im Schlaf wie im Wachen mit dem Weltallgeist und seiner Weltfestlichkeit unzertrennbar vereint.

Die Mutter hörte deshalb den Ausruf des überall anwesenden Weltfestgeistes. Und da sie am meisten Gefühl für den Sohn besaß, offenbarte sich der Geist dem Muttergefühl eher als dem Vatergefühl. Der Geist offenbart sich immer dort, wo das meiste Gefühl ist. Gefühl ist weithinreichend in die Unendlichkeit. Es ist ebenso unendlich wie der Geist, es kann aber schwach oder stark sein, ebenso wie der Geist,

durch die Mischung mit dem Geist. Wo viel Geist ist, ist weniger Gefühl und umgekehrt. Am besten kann sich beides offenbaren, wenn es in einem Leben zu gleichen Teilen verteilt lebt. Geist und Gefühl sollten in jedem Leben sich das Gleichgewicht halten, das ist der Idealzustand jedes Lebens, das ist der Idealzustand der Göttlichkeit.

Ich habe in den letzten drei Tagen das Buch von Gorki „Die drei Menschen“ gelesen. Gleich als ich den Roman begann, fiel mir auf, wie er viel weicher im Stil geschrieben ist als die „Auferstehung“ von Tolstoi, die ich kurz vorher gelesen hatte. Auch fiel mir auf, wie sehr religiös fühlend die Russen schreiben. Nicht dogmatisch religiös, sondern unreligiös. Religiös, das heißt, ehrfurchtsvoll vor der Heiligkeit der Weltfestlichkeit des Lebens. Nur feiern diese Russen meistens die düstere Weltfestlichkeitsseite des Lebens.

Nachdem ich heute morgen das Buch von Gorki beendet hatte, schlug ich nochmals Tolstoi auf. Sein Ton beim Schreiben ist viel nüchterner, ernster, deutlicher, er will nie Stimmung machen wie Gorki. Gorkis romantischer Stil gefällt mir nicht so sehr wie Tolstois Art. Bei Tolstoi ist alles notwendig, und er erzählt einfach und deutlich. Während Gorki romanhafter und gefühlsschwelgender schreibt. Vor allem aber steht der Held bei Tolstoi reiner da. Es wird tiefer gesprochen, problematischer, gedankenreicher. Während Gorki mehr schildert und Gedanken mehr fühlen macht, aber sie nicht so klar und ernst ausspricht und sie nicht klarlegt wie Tolstoi. Tolstoi ist von hinreißendem Ernst, von mächtig bleibender Größe. Er will ernst und traurig erheben und erreicht das auch. Er hat eine prophetischere Art, die mir in meinem Alter jetzt besonders gut zusagt — und in meiner Verbannung. Ich fand einen so großen Unterschied zwischen Tolstoi und Gorki. Ich hatte diesen Unterschied so in seiner ganzen Größe noch nicht erkannt.

In den letzten Nächten abends zehn Uhr kam wieder starker Schwefeldunst vom Vulkan Bromo oben aus

dem Gebirge bis nach Tosari. Man konnte kaum atmen, morgens aber ist immer frische Luft. Und heute morgen um fünf Minuten vor sieben Uhr war ein Erdbeben, ungefähr zehn Sekunden lang. Das ganze Haus bebte, und ich sprang aus dem Bett. Ich denke dann immer zuerst an mein Manuskript vom Lied vom inneren Auge, d. h. vom Geist der Weltfestlichkeit. Abends, wenn ich zu Bette gehe, nehme ich immer die Schlüssel aus meiner Westentasche und stecke in jedem meiner Schränke den Schlüssel ins Loch. In einem Schrank ist das Manuskript, im andern ist mein Geld. Ich denke immer: wenn nachts ein Erdbeben kommen sollte, habe ich nicht erst Zeit, den Schlüssel zu suchen und stecke ihn lieber gleich abends ins Schloß. Denn hier, wo man auf einer Insel mit einem halben Hundert von Vulkanen zusammenwohnt, ist die Vorsicht angebracht, immer an Erdbeben zu denken.

Ach, wann werde ich endlich wieder auf ruhigem Europaboden abends zu Bette gehen können, ohne immer an Erdbeben denken zu müssen?

Draußen ist es dunkle Nacht. Ein Hund bellt, ein paar Sterne blinken. Ein paar Grillen ziehen lange schrille Laute durch die Stille. Es ist neun Uhr abends.

Ich habe eben mit Syster J. geplaudert, sie kommt meistens gegen Abend einige Minuten auf meine Veranda, und wir reden vom Krieg, von Kriegstelegrammen des Tages, vom Krankendienst in Spitalern und vom ersehnten Frieden. Jeden Abend dasselbe. Und dann sagen wir uns gute Nacht. Und am nächsten Abend sagen wir dasselbe.

Die in Singapore angehaltenen holländischen Schiffe sind immer noch nicht freigegeben. Niemand weiß, was das zu bedeuten hat. Die Zeitung schweigt auffallend. Und heute kamen auch wieder fast keine Telegramme. Singapore soll fast ganz ohne Telegramme sein. Man munkelt, daß in Europa die Engländer große Verluste an der Westfront haben müssen, weil sie sich so geheimnißvoll gegen Niederländisch-Indien benehmen. — Es sind jetzt sehr wenig Engländer in Tosari. Kaum zwei oder drei. Und voriges Jahr

wimmelte es hier von Singapore-Engländern. Aber das Hotel ist wie immer gut von Holländern besucht. Es ist fast nie ein Zimmer frei. Und viele Reisende, die anfragen, werden täglich von der Administration abgewiesen.

Tosari, 15. März 1918. Abends sechs Uhr

Die Silberfichel des zunehmenden Mondes steht draußen im Westen am blaugrünen Abenddämmerungshimmel. Ganz fern aus einem Bergdorf tönt ähnlich wie ein vereinfachtes Klavier ein Dorfgamelang. Vielleicht ist dort in den armseligen Hütten über dem weiten Abgrund ein Beschneidungsfest. Es war ein so golden heller Sonnentag heute. Friedlich und weltfestlich köstlich wie das Buch, das ich den ganzen Vormittag und Nachmittag auf meinem Bett liegend gelesen habe. Es heißt: „Hermes und Plato.“ Von Edouard Schuré.

Das Buch lieh mir vor einiger Zeit Herr van B. Er hat es von seinem Freund, dem Marineleutnant C. Dieser holländische Seeoffizier schreibt sehr gute Kritiken und Aufsätze im Soerabajer Handelsblatt. Er darf aber nur abends schreiben, denn seine Vorgesetzten dürfen nicht wissen, daß er Schriftsteller ist. Herr van B. hat ihm die Mitarbeit am Soerabajer Handelsblatt verschafft. Er bekommt aber für seine langen guten Aufsätze nur fünfundzwanzig Gulden. Ein Armengeld in diesem Lande der reichen Zuckerpflanze. Der Geist bezahlt sich nicht, wo Fabriken Millionen verdienen. Gestern hörte ich von einem Zuckerfabrikanten, Administrator einer Zuckerplantagen-gesellschaft, daß er dieses Jahr außer einem Jahrgelalt von zwanzigtausend Gulden von seiner Gesellschaft eine Tantieme von zweihundertfünfzigtausend Gulden, das heißt, eine halbe Million Mark bekommt. Das ist der Verdienst einer Jahresernte.

Leutnant C. hat mir neulich auch durch van B. den „Geist Chinas“ geliehen. Immer erhalte ich so außergewöhnlich gute Bücher von diesem mir ganz unbekannten holländischen Seeoffizier.

Der Mann hat ein trauriges Schicksal. Er ist in



Holländisch-Surinam (Westindien) geboren. Sein Vater hatte dort eine Kakaopflanzung. Der Vater verlor aber viel Geld, trennte sich von seiner holländischen Frau und heiratete eine Negerin. Sein Sohn und die geschiedene Frau, auch Holländerin, lebten in Holland. Die einsame Frau aber wurde mit der Zeit verrückt. In ihrem beginnenden Wahnsinn verschleuderte sie nicht nur ihr Geld, sondern sie machte auch überall Schulden. Jetzt ist sie im Irrenhaus. Ihr Sohn hat sich vorgenommen, alle Schulden der Mutter zu bezahlen und schickt seinen Leutnantsgehalt immer zur Schuldabzahlung nach Holland. Deshalb hat er hier nicht viel. Und das wenige, was er durch Schreiben dazu verdient, muß ihm reichen. Er ist jetzt zweiunddreißig Jahre alt. Wie er in der Hitze in Soerabaja im Hafen von Hedjong, wo er stationiert ist, abends schreiben kann, ist mir ein Rätsel. Alle Kopfarbeit in den Tropen rächt sich bald. Man ist leichter dem Fieber zugänglich, wenn man den Kopf in der Tropenhitze anstrengt. Er wird diese Abendarbeit, diese schlechtbezahlte, nicht lange aushalten. Er ist im Torpedoschiffdienst und muß den ganzen Tag als Offizier tätig sein.

..... 1893, als ich den Frühling, März—April — Mai, in London verbrachte, hörte ich zum erstenmal Näheres vom Okkultismus. Ich begriff damals nichts von ihm, hatte gar keinen Sinn dafür und sehnte mich nach warmem Leben und Liebe.

Es war das ein Jahr, ehe ich meine Annie in Stockholm kennenlernte. Ich hörte in London auch damals zum ersten Male Näheres über die „Kabbala“ und sah auch das mystische Buch des mystischen englischen Dichters und Zeichners Blake. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt. Es ärgert mich heute noch, wenn der Okkultismus verächtlich vom sinnlichen Leben spricht. Alles Sinnliche, ins Künstlerische erhoben oder künstlerisch gefühlt und gedacht, ist ebenso weltfestlich hoch und rein als der reine geistige Gedanke. Wer die Sinne haßt oder niedrig sehen will, tötet die köstliche Hälfte des Lebens, das Gefühl, ab. Leben, höchstes, ist nicht nur Geist

allein, höchstes Leben ist Geist und Gefühl. Aber ohne Sinne kein Gefühl.

Tosari, 16. März 1918. Mittags zwölf Uhr

Heute nacht träumte ich, daß eine Frau neben mir angekleidet im Bett lag. Sie sprang plötzlich auf und zeigte mir ein dünnes Glasröhrchen. Darin war eine graue, schwarzgesprenkelte Masse. Und sie rief aus: „Ich habe die Pest!“ — Ich erschrak sehr und dachte: Dann habe ich sie auch. Und sie ging vor mir her und hielt mir nochmals die kleine Glasröhre mit der grauen und schwarzgesprenkelten Masse dicht unter die Augen. Die schwarzen Punkte in der Masse schienen die Pestbazillen zu sein. Dann lief sie fort, rang die Hände, hob die Arme in die Luft, ließ die Arme fallen und weinte bitterlich. Dieser Traum griff mich sehr an. Ich verstehe seine Bedeutung gar nicht.

Vorgestern träumte ich von meinem Vater. Er saß an einem Tisch und schrieb. Ich trat an den Tisch, erfreut, ihn zu sehen, und wollte ihn umarmen. Aber er schrieb erst noch eine Weile, und ich wartete, bis er mich umarmte und herzlich begrüßte. Ich träume so gern von meinem Vater. Es ist mir dann wie ein wirkliches, leibliches Wiedersehen im Traum mit dem Verstorbenen.

Gestern mittag empfing ich von Herrn B. J. aus Batavia eine Broschüre. Ihr liegen Pläne bei über den Kraton, das Sultanschloß von Solo. Ich war mit J. zusammen 1915 in Solo zur Hochzeit des Kaisers von Solo. Damals sammelte er im Museum dort Notizen. Auch erhielt er solche vom Sohn des Hoffriseurs, dessen Vater zugleich Hofpoet des Sultans ist und die Hochzeitsfeier in javanischer Sprache besichtigen mußte. Die Broschüre beschreibt sehr gut die ganze Anordnung der Hunderte von Gebäuden, die zusammen den Palast ausmachen. — Und gestern als das Paket kam, saß ich auf einer Bank auf der Terrasse des Eßsaals und sah auf den Tennisplatz hinab. Neben mir saß Frau W. mit einer Holländerin. Da zeigten mir die Damen drei Personen, die draußen

am Garten auf der Fahrstraße bergab vorbeigingen. Es waren ein kleines Ehepaar in europäischer Kleidung und ein etwas größerer Herr. Diese drei waren Prinzen und eine Prinzessin aus Solo. Der eine Prinz war der Bruder des Mankenoegoro, der andere ein Vetter. Und die Dame war eine Soloprinzessin aus dem kaiserlichen Haus. Das Ehepaar sah in der europäischen Tracht drollig und kleinlich aus. Es würde aber in javanischer Tracht großartig gewirkt haben. Beide waren sehr zierlich und schmiegsam. Aber die javanische Dame wurde von Rock und Bluse entstellt.

Es war so sonderbar, daß ich am selben Tag eben mit der Post aus Batavia den Plan des Solo-Krations mit der Broschüre empfing, als eben die Soloprinzen in Tosari im Auto aus Soerabaja angekommen waren.

Ich würde sehr gern einmal eine javanische Hofhaltung länger sehen und genießen. Die zehn Hochzeitstage in Solo 1915 waren das Herrlichste, was ich an javanischem Leben in den vier Jahren auf Java gesehen habe. Nur am Hof in Djokja und in Solo merkt man doch, daß man im alten künstlerischen Java lebt. Nirgends sonst ist das wirkliche, ursprüngliche Java als dort in den uralten Familien des schönen Landes. Überall sonst herrschen Zuckerfabriken und Rubberpflanzen und Geldgier.

Die Zeitungen sagen, daß die holländischen Schiffe immer noch im Singapورهafen angehalten werden, und daß man noch keinen Grund erfahren habe, weshalb. Seit acht Tagen dürfen diese Schiffe nicht aus dem Singapورهafen ausfahren und liegen dort still. Die Stimmung in Singapore soll sehr niedergeschlagen sein.

Halb zwei Uhr nachmittags

Eben, als ich im Speisesaal allein am Tisch meine Suppe gegessen hatte, kamen Herr und Frau P., die am Nebentisch sitzen. Herr P. zeigte mir im Vorbeigehen ein Stück Papier und sagte: „Wissen Sie schon das letzte Telegramm?“ Und er las mir vor: „Die

Alliierten haben wegen der Tonnagefrage ein Ultimatum an die Niederlande gestellt. — Das bedeutet: wenn Holland nicht seine Schiffe an die Alliierten abgibt, bekommt es Krieg gegen die Alliierten. Und wenn es sie abgibt, dann wird Deutschland das als Neutralitätsbruch ansehen und Holland den Krieg erklären.“

Mich traf dies Telegramm wie ein Schlag auf Kopf und Magen. In diesen vier Kriegsjahren konnte man keine ruhige Stunde finden. Immer kam eine neue Bedrohung, und meist rauh und unerbittlich. Ich habe es immer gedacht, die Alliierten werden in diesem Frühjahr alles versuchen und Holland in den Krieg drängen. Aber da Deutschland jetzt sehr viele Truppen an der Westfront stehen hat, so werden die Holländer doch lieber zu Deutschland halten. Und sie werden eher ihre Kolonien für einige Zeit fahren lassen. Dann, glaube ich, wird Holland mit den Alliierten in Krieg kommen. Und Java wird von den Amerikanern, Engländern und Japanern besetzt werden. Voll Hängen und Bangen sehe ich den nächsten Tagen entgegen. Wie bin ich tieftraurig, daß das Elend und die Aufregung des Krieges sich immer mehr ausbreiten, statt daß sie sich vermindern. Gestern sagte eine Zeitung, die Alliierten behaupteten, daß Deutschland seit dreieinhalb Jahren versucht habe, den Schwerpunkt des Krieges nach dem Osten, nach Asien zu verlegen. Das würde Deutschland aber nicht glücken. Die Westfront sei immer noch die Kampffront und würde es bleiben. Wenn jetzt Japan und China gegen Rußland gehen, und wenn die Alliierten die holländischen Kolonien mit Beschlag belegen, — ach, welche grauenvolle Zeiten! Das Gefängnis von Malang soll das Internierungslager für uns Deutsche werden. Das ist ein weißes Gebäude, neu, im freien, offenen Feld. Kein Baum, kein Strauch, nur eine hohe Mauer umgibt das Ganze. Der Hof ist heiß, sonnig und schattenlos. Dort kann man vor Hitze irrsinnig werden und einen Schlaganfall bekommen. Und das alles nur deshalb, weil man in Deutschland geboren ist! Man hat nichts begangen, nichts getan, man hat keinem Alliierten

ein Haar gekrümmt, man wird einfach gefangen, gequält mit Entbehrungen und grausamer Freiheitsberaubung. Ist das menschlich, so gegen unschuldige Leute zu handeln, die niemand schädigen?

Mein Blut wogt und wallt, mein Herz atmet schwer. Mein Geist trauert. Er ist wie eine Riesenlast, dieser Krieg, eine Last, die stündlich schwerer anwächst und bald nicht mehr zu tragen ist.

#### Vier Uhr nachmittags

Ich lag mit hämmerndem Kopf auf dem Bett. Ich habe gebetet und habe gefastet. Es ist mir nun besser, und ich bin gefasster und ruhiger. Es kann nichts Schlimmeres kommen als der Tod im Interieurungskamp. Und der Tod führt nicht vom Weltfestgeist fort. Vom Weltfestlichen zum Weltfestlichen lebt alles Leben im Leben weiter. Weh würde es mir nur in der Sterbestunde sein, daß ich mit diesem meinem Leib meine Annie nicht mehr küssen könnte, ehe ich stirbe. Und daß meine Augen Annie und Deutschland nicht wiederssehen dürften vor dem Tod. Ich hatte mir immer gewünscht, in Annies Armen sterben zu dürfen, in meinem Garten im Wald bei Würzburg, wo ich begraben liegen möchte.

#### Halb sechs Uhr abends

Eben schickt mir Herr de K. aus dem Kontor ein Telegramm, das er aus Soerabaja erhalten hat. Es ist in Ermangelung eines anderen Papiers auf die Rückseite einer Speisefarte geschrieben. „Sechs japanische Kreuzer sind signalisiert in der Nähe von Banka!“ Das ist eine deutliche Drohung gegen Holländisch-Indien.

Ich hatte mich eben etwas beruhigt, nun bekam ich wieder einen neuen Stoß aufs Herz! Aber gottlob, nun bin ich wenigstens auf alles vorbereitet. — Herr de K., den ich vor dem Abendessen im Kontor aufsuchte, sagte mir: „Reisende, die nachmittags von Soerabaja angekommen sind, glauben nicht, daß es zu Ernstlichkeiten in der Tonnagefrage kommen wird. Es liegen achtzig holländische Schiffe in Amerika.



England und Amerika behalten diese Schiffe auf jeden Fall. Und Holland hat gar nichts davon, wenn es protestiert. Deutschland muß einsehen, daß Holland den Alliierten nicht den Krieg erklären kann, dazu ist Holland zu klein. Und Deutschland wird sich zufrieden geben müssen, daß Holland gezwungen war, den Alliierten nachzugeben. So denken die holländischen Kaufleute in Soerabaja. Ich beruhigte mich zwar nicht ganz dabei. Es beruhigte mich aber mehr, als ich vor dem Schlafengehen vorhin den großen, großen bligenden Sternhimmel vor meiner Veranda im Garten am Abgrund ansah. Die Sterne bligten so lebhaft. Es war als gäben sich alle zusammen Lichtsignale. Und wären diese Milliarden Lichtquellen Töne geworden, es müßte wie ein Riesenorchester draußen im Weltraum brausen. Mir schien, es war eine Sternenversammlung außergewöhnlicher Art, auch die kleinen und kleinsten und feinen, feinsten Sternchen waren alle erschienen. Und es war, als stünden Kopf an Kopf die goldenen und bligenden Häupter des Himmels, gedrängt wie eine riesenhafte Volksmenge, in der Nacht über Java, über dem Tenggergebirge und vor mir. Und ich ließ mir von allen den Milliarden neues Vertrauen in die Zukunft einfließen, denn die große Weltfestmasse da oben spürte sicher die Unruhe in mir so gut wie die Kriegsunruhe auf Java und auf der ganzen Erde. Und unsere Erde bligte und brauste Lichtstrahlen zurück in den Raum. Ich betete zum Sternensfesthimmel und wurde ruhig. Ich bat um große Güte, nichts sonst als große Güte wünsche ich mir. Güte erträgt und zwingt alles gut.

Tosari, Sonntag, 17. März 1918.  
Morgens sieben Uhr

Seit einer Stunde bin ich schon auf und sah der Sonne zu, wie sie über den Gebirgskamm im Osten heraufkletterte und in den Rasengarten zwischen die Tannen und zwischen die rotblühenden Geranienbüsche schoß. Die Pferde vor dem Stall werden gestriegelt. Die Javanen eilten mit Kaffeebrettern und

Milchflaschen auf den Veranden barfuß und lautlos hin und her. Die Schwalben streichen unterm Wellblechdach hin. Meine kleine graue Puß klettert an den Tannen hoch und belustigt sich in dem Tannengrün. Ich sitze im breiten Stuhl auf der offenen Hintergalerie, nicht auf der Glasveranda, trinke Milch und träume ins goldene Gartenlicht und behorche den frischen, blauen erwachenden Gebirgstag.

Seit acht Tagen ungefähr ist jeder Morgen so klarblau und goldverschwenderisch. Es ist ein ganz anderes Wetter als zu der Zeit, da Frau M. hier war. Da stürmte, nebelte, regnete es fast immer. Ich habe von ihr noch keinen Brief aus Vorneo erhalten.

Was wird der heutige und der morgige Tag bringen? Herr P. sagte gestern abend, er glaube, das Ultimatum werde in achtundvierzig Stunden ablaufen.

Ich war um halb sieben Uhr abends einen Augenblick bei Herrn und Frau P. in ihrem Pavillon und gratulierte Frau P. mit einem Weichenbuckett, einem großen, zum Geburtstag. Wir sprachen natürlich nur von der drohenden Kriegsgefahr. Frau P. fürchtete, Soerabaja könnte plötzlich beschossen werden. Sie wollte gar nicht ihre älteste Tochter zurück in die Schule lassen. Ihr Mann und ich mußten sehr darüber lachen und redeten ihr die Angst aus. Die arme Frau P., die manche Novelle geschrieben hat, ist sehr nervös. Sie hat zwei fixe Ideen. Und war deshalb schon zur Kur in Sabang im Irrenhaus. Die eine Idee ist: sie glaubt, ihre Mutter getötet zu haben. Die andere Idee ist: sie glaubt ihre Babu (Kinderfrau) getötet zu haben. Als ihre Mutter krank war, hat sie ihr Pflirsiche zu essen gegeben und meint nun, davon wäre die Mutter gestorben. Der Babu hat sie Rizinusöl eingegeben, weil sie glaubte, sie habe Leibschmerzen. Aber sie hatte Typhus und starb.

Frau P. ist an beiden Todesfällen ganz unschuldig. Aber sie läßt es sich nicht ausreden, daß sie unglücklicherweise beiden Kranken Unrecht gegeben habe, was den Tod herbeigeführt habe.

Sie ist sonst eine ganz vernünftige Frau. Ich

aber glaube, ihr Blutandrang zum Kopf, ihre Beängstigungen und die Qual im Gehirn kommen von ihrem Korsett. Sie ist stark gebaut, klein und schnürt sich ganz fürchterlich, das sieht man ihr an. Sie preßt den Magen ein und die Brüste hoch, und das ist in der Tropenhitze unheimlich ungesund. Davon entstehen Blutstokungen, Blutandrang zum Kopf, Wahnvorstellungen und Beängstigungen. Daran denkt aber kein Arzt, ihr das Korsett zu verbieten. Sie schicken sie alle in die kühle Luft von Tosari, eingeschraubt ins Korsett. Hier oben in der Gebirgsfrische geht es ihr besser. Kaum kommt sie aber zurück in die Soerabaja-Tropenglut, da bekommt sie ihre Gehirnschmerzen wieder und den Schwindel und die Angstgedanken. Es ist sonderbar, daß die Menschen so gefühllos werden, daß sie es selbst nicht mehr wissen, weshalb sie leiden. Sie müßte es doch fühlen, daß ihr Korsett sie irrsinnig macht. Sie glaubte es aber nicht, als ich es ihr durch eine Krankenschwester sagen ließ.

Von P.s ging ich gestern abend zu Frau W. Sie lag in ihrem schönen, goldrosa fleischfarbenen seidenen Kimono, die Füße in eine wollene, weiße Decke gewickelt in ihrer Glasveranda auf dem Strohliegestuhl unter ihrer Hängelampe. Da ich noch niemals am Abend dagewesen war, immer nur vormittags, erwartete sie keinen Besuch. Sie war sehr schön frisiert wie immer. Sie hat goldblondes, gewelltes Haar, aus der Stirn zurückgekämmt. Haar und Gesichtsfarbe zartrosig, und die große, schlanke Gestalt erinnern mich bei ihr immer an Annie. Auch hat sie dies Blondblütige, Empfindsame und doch Großzügige in ihrem Wesen wie meine Annie. Aber meine Annie ist noch reicher im Wesen und Wissen und Fühlen, im Ganzen noch prachtvoller.

Frau W. erzählte mir, ihr Mann habe geschrieben, daß er zum Sonntag diesmal nicht käme, und sie begriff nun, warum er ausblieb: wegen der unruhigen Telegramme. Sie wußte vorher gar nichts. Sie war die einzige auf Tosari, glaube ich, die noch nichts von dem Ultimatum gehört hatte.

Ich saß dann ausnahmsweise an diesem Abend im Speisesaal und saß am Tisch bei Frau W. Ich war diesen Abend so unruhig und hätte nicht gern auf meiner Veranda allein leben mögen. Nach dem Abendessen um neun Uhr machten wir einigemal die Runde um den Tennisplatz und staunten über den prächtig glitzernden, selten schönen Sternenhimmel. Dann trennten wir uns. Sie Strohwitwe und ich Strohwitwer suchten jeder einsam sein Zimmer auf.

Draußen krächzt laut ein Rabe. Durch den blauen Morgenhimmel fliegen Raben an meiner offenen Verandatur vorbei. Und andere Raben im Abgrund in den Bäumen drunten antworten aus der Ferne. Wie kräftig und stark hören sich Rabenstimmen an. Sie geben einen so männlichen Klang von sich. Sie erinnern mich an kräftige, alte Juden, die voll heiliger Überzeugung und gehüllt in uralte Tradition ihre Stimme schallen lassen, gleich Propheten des Alten Testaments. Das einzige Wort, das mir gestern nacht alle Sterne zusammen immer wieder zuriefen, das war: Mut! Mut! Mut!

Herr V. schenkte mir vorgestern das Buch: „Schiffe, die nachts sich begegnen.“ Darin lese ich seit gestern. Es kommt die Figur eines Sonderlings vor, der in einem Hotel zu Davos sieben Jahre lebt. Dieser ist im Verkehr mit der Heldin Bernhardine ungefähr so, wie ich mit Frau W. geplaudert habe. Oft barsch, komisch, scheinbar verdrießlich, aber immer belustigt und im Grunde gemächlich herzlich. Ich habe erst die Hälfte des Buches gelesen.

Bei Tisch berichtete mir Herr V. heute mittag wieder seine Telegramme, die er um ein Uhr durchs Telephon in Tosari empfangen hatte: Die festgehaltenen Schiffe sind jetzt in Singapore beschlagnahmt, die Mannschaft wurde abgemustert und nach Java zurückgeschickt. Alle Holländer hier sind beleidigt von der englischen Art. Mitten im Frieden mit Holland nimmt man ihm Schiffe weg, die im Vertrauen auf den Frieden den englischen Hafen anliefen. Man sagt, Holland habe das Ultimatum, das heißt, die englische Forderung wegen der Schiffe unterschrieben,

aber zugleich Protest eingelegt. Mehr wissen wir heute noch nicht aus Europa über diese drohende Verwicklung.

Tosari, 20. März 1918.

Morgens sieben Uhr

Gestern abend las ich das Buch „Schiffe, die nachts sich begegnen“ aus. In der zweiten Hälfte haben der Sonderling und Bernhardine keine Ähnlichkeit mehr mit Frau W. und mir, denn wir beide haben uns niemals Liebeserklärungen gemacht. Daß wir uns sympathisch fanden und unseren Lebensinhalt in Gesprächen vertraulich aussprachen, das ging aber doch niemals in Liebesgespräche oder -gedanken über. Wir waren zwar auch Schiffe, die nachts sich begegneten, aber wir hatten beide fremde Nation, fremde Fahrt und liefen einander immer fremd bleibende Häfen in Gedanken an.

Der Schluß des Romans ist überraschend traurig. Ich war von diesem Buch so niedergeschlagen, wie von dem anderen Frauenbuch, das ich vor Monaten las, das von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“ geschrieben ist. Ich finde, die meisten Frauen schreiben, wenn sie gut schreiben, so gequält. Man wird in ihre Frauenschwäche eingesponnen, das Weltfestliche schaut einem aus Frauenbüchern verweilt und verweint und verblaßt entgegen. Ich hatte gestern abend vor, in den Rekreationsaal zu gehen und H.s und Frau W. aufzusuchen. Ich hatte es versprochen. Aber ich konnte nicht, der Roman hatte mich so niedergeschlagen. Ich blieb lieber mit meinen Heimweh Sorgen allein. Ich kann in den Abendstunden, wo ich immer solche Sehnsucht nach Annie habe, nicht gern unter Menschen gehen. Ich fühle so, als ob ich Annie näher bliebe, wenn ich still auf der Veranda unter der Lampe bleibe bei meinem Heimweh.

Heute ist der Morgen verschleiert, nicht so glasblau wie an den anderen Tagen. Was wird der Tag für Nachricht bringen?



## Zwei Zeiten

Wenn dein Haar fern leuchtet im Mittaglicht,  
Der erste Stern hier durch das Fenster spricht.  
Wir leben zur Tag- und Nachtzeit getrennt,  
Mein Tag den deinen Tag nicht mehr erkennt.  
Mein Tag sieht deinen als Nacht dunkel leer,  
Du gehst als Schlafende neben mir her.

Tosari, 19. März 1918. Abends

### Verne verwandeln dich!

Du sollst nicht nur Mensch mit Menschen sein,  
Fahre auch ein in jedes kleinste Weltall und Dasein.

Siehst du im Garten die zarten Hüllen der Blumen an,  
werde im Geist ein Blumenleben, verkleide dich dann.

Fühle mit Nelke und Kresse Licht, Regen und Nacht.  
Trage der andern Sorge, und doppelte Freude dir lacht.

Siehst du die Schwalbe hinziehen im freien Flug,  
dein Geist lerne ihr freies Fliegen gewandt und flug.

Baue im Geist mit ihr das Nest, fühle für ihre Brut,  
fühle und Sorge für andere. Fühlen macht alles gut.

Schwebe hin mit der Wolke hoch an die Berge gelehnt,  
größerwachsen die Kräfte, je weiter dein Fühlen sich dehnt.

Verne verwandeln dich geistig, fühle mit jeglichem Ding,  
dann lebst du geheiligtes, festliches Leben in ewigem,  
weltenfestlichem Ringen.

Max Dauthendey, 21. März 1918

Heute nacht sah ich ein Haus aus rotem Backstein,  
das gebaut wurde. Eine runde Bogentür, die eben  
gemauert und mit rundem Bogenholz gestützt wurde,  
erinnerte mich an die kleine runde Pforte, die von  
meinem kleinen Vorplatz in mein Haus, in das Dielen-  
zimmer führt in meinem Guckelhäuschen im Guttens-  
berger Wald.

Wann, wann werde ich wieder durch meine kleine

Pforte hineinwandern dürfen in mein Waldhäuschen, Arm in Arm mit meiner Schweden-Annie?

Auch sollte ich heute nacht in einem Theaterstück auftreten und mitspielen. Aber ich konnte meine Rolle noch gar nicht. Jeden Augenblick sollte das Stück beginnen, und ich war so beschämt, daß ich noch gar nicht wußte, was ich zu sagen hatte, und wünschte, daß die Aufführung verschoben würde. Vielleicht bedeutet der Neubau, den ich im Traum sah, das Legendentheater, das man auf meine Veranlassung draußen bei Würzburg bauen wollte. Vielleicht ist der Rohbau schon fertig? Der Stadtmagistrat wollte es am Niklausberg unterhalb des Frankenwarten-Turmes in die neuen Anlagen dort bauen lassen. Vielleicht, vielleicht? Ich habe nie mehr etwas davon gehört.

Zosari, Sonntag, 24. März 1918.  
Morgens sieben Uhr

Gestern abend um sieben Uhr kam Herr van B. zu mir und teilte mir ein Telegramm mit, daß er eben durchs Telephon erhalten hatte: Holland hat das Ultimatum, das heißt, den Schiffsvertrag nicht unterzeichnet. Aber die Alliierten haben trotzdem in Amerika die holländischen Schiffe mit Beschlagnahme belegt und genommen. Ich war sehr erstaunt. Also hatte die Zeitung heute hier gelogen. Der Schiffsvertrag war also von Holland abgewiesen und nicht unterzeichnet. Welche Telegramm-Manöver macht doch England! Wie dumm von Holland, daß es nicht längst eine eigene Telegraphenverbindung hat, eigene drahtlose Telegraphie vom Mutterland zu seiner indischen Kolonie. Immer noch ist es von England abhängig. Welchen Schaden hat das jetzt in der Kriegszeit dem holländischen Handel gebracht!

Gestern sanken die Papiere ungeheuerlich, vor allem Schiffahrtspapiere und Zuckerpapiere sanken an Wert fast auf Null. Denn zwei Zuckerernten liegen jetzt hier und verderben in den Vorratsräumen. Und da keine Schiffe fahren, ist nicht abzusehen, wann der Zucker verschifft werden kann. Den Zuckersabriken ist

durch einen Befehl des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien geboten worden, fünfundzwanzig Prozent ihres Gebietes, das heißt, ihrer Felder, mit Reis bestellen zu lassen, da voraussichtlich kein Reis mehr aus Englisch-Birma und Französisch-Saigon und Bangkok-Siam angefahren werden kann. Und dann müßte doch Javas Bevölkerung verhungern, und der Javane würde Aufstände beginnen. Wir sagen alle, man hätte das längst tun sollen, für vermehrten Reisanbau auf Java sorgen, um sich von englischer Hilfe loszusagen. Aber Sumatra ist noch schwerer als Java daran. Wenn kein englischer Reis kommt, muß halb Sumatra verhungern, denn dieses Land besteht nur aus Urwald und Tabak- und Rubberpflanzungen, Kaffee- und Teeplantagen und wieder Urwald. Reiskultur gibt es dort gar nicht. Herr W. sagte mir gestern, daß Holland seine Kolonien nicht so leicht preisgeben würde. Wollten die Alliierten, also England, Amerika und Japan, versuchen, mit ihren Kriegsschiffen auf Java zu landen, dann würde Java verteidigt werden. Und es wird also Kämpfe geben. Nur Sumatra, das fast gar nicht befestigt ist, ebenso die übrigen Teile des Indischen Archipels, wie Celebes, Bali, Lombok, Flores, Banda usw., samt Holländisch Neu-Guinea können nicht verteidigt werden. Diese Gebiete werden dann von den Alliierten natürlich mit Beschlagnahme belegt werden. Ich habe immer schon zu Anfang des Weltkrieges gesagt: Wenn der große Krieg in Europa seinem Endstadium entgegengeht, dann stirbt er doch noch lange nicht, sondern dann geht es hier in Asien erst recht an. Dann setzt sich der Krieg hier im Osten fort. Und wie der Weltbrand hier in Asien sich dann ausbreitet, das ist gar nicht auszudenken. Vielleicht endet der Weltbrand hier nach Jahren mit der Vertreibung aller Europäer aus Asien.

Gestern abend war ein großes Geburtstagsfest einer holländischen jungen Dame, das im Rekreatie-Saal bis Mitternacht gefeiert wurde mit Musik und Lustigkeit. Ich lag wie immer auf meiner Veranda und las. Ich las das Leben der George Sand von D. Dunker,

das mir B. geliehen hat. Es war mir eine angenehme Unterhaltung, einmal in der Zeit Balzacs, Mussets, Viktor Hugos und der George Sand im Geist in Paris zu leben.

Heute morgen erzählte mir B., daß Holländer ihm gestern sagten, am Donnerstag abend seien in Soerabaja die Marineoffiziere telephonisch aus den Restaurants in den Hafen auf ihre Schiffe gerufen worden gegen Mitternacht. Und die holländischen Kriegsschiffe haben Befehl bekommen, nach Batavia abjudampfen. Das zeigt, daß die Holländer auf der Hut sind vor einer etwaigen Landung der Alliierten. Denn man könnte eines Morgens aufwachen, und die Japaner könnten irgendwie in der Nacht mit den Engländern und mit den Amerikanern zusammen auf Java gelandet sein. Darum ist Vorsicht und Wachsamkeit jetzt dringend nötig. Wir sprechen auch alle jetzt öfters hiervon. Wie soll das nach dem Krieg werden, wenn auch die beschlagnahmten holländischen Schiffe torpediert worden sind. Dann wird der Andrang von Tausenden von Europäern, die von Holländisch-Indien nach Europa heimreisen wollen, nicht zu bewältigen sein. Ich glaube immer, es bleibt kein anderer Weg als der über Japan und Sibirien nach Berlin, das heißt, aber nur dann, wenn Rußland und Japan friedlich geblieben sind, und wenn in Rußland die Revolution ein wenig sich beruhigt haben wird. Sonst aber weiß kein Mensch, wie man von hier fortkommen kann, wenn der Weg über Sibirien durch Krieg auch versperrt wird. Wir sprachen auch davon, daß Deutschland dann ein paar Kriegsschiffe schicken und die Deutschen, die hier in der Kriegszeit viel gelitten und so lange ausgeharrt haben, abholen lassen müßte, wenn es sonst keine Schiffe zur Heimfahrt mehr geben sollte. — Vielleicht geschieht das, wenn Konsul W. in Batavia sich darum in Berlin bemüht.

Ich träumte heute nacht einen Traum, der so unheimlich war, daß mir gruselte und die Haare sich mir sträubten. Ich sah einen ganz kleinen Mann, der war nur einen Fuß hoch. Er stand in meines Vaters Haus in der Kaiserstraße 9 in Würzburg auf



dem langen Korridor unserer Wohnung unter der Gasflamme, die dort brannte. Ich dachte, furchtbar erschreckt durch die kleine Erscheinung: Was will der Mensch da, dieser übernatürliche. Ich wurde so aufgereggt, daß ich ihm einen Fußtritt geben wollte. Wie erstaunte ich aber, die Gestalt schwebte plötzlich zum Gangfenster in den Hof hinaus und in die Höhe. Und ich folgte ihr und schwebte plötzlich auch in der Luft zum Gangfenster hinaus. Draußen in der Luft sah ich plötzlich, daß der Kleine sich in eine ganz natürliche Menschengestalt verwandelte. Ein junger Mann in schwarzem Anzug sah mich in der Luft schwebend an. Ich kehrte darauf, durch das Gangfenster schwebend, wieder in das Haus zurück, war aufgereggt und rief: „Hilfe!“ Denn ich sah Licht unter der Küchentür, und mir schien, die Erscheinung sei in den Keller gesunken, wo die Küche unter meines Vaters Wohnung lag. Dann wachte ich auf. Es war mir noch immer ganz schauerlich zumute. Und als K. heute morgen erzählte, er habe geträumt, V. sei gestorben, da schien es mir, als stände sein Traum im Zusammenhang mit meinem. Mir kam es vor, als sei der aus dem Haus fortschwebende Mensch vielleicht V. gewesen, aber ich weiß es nicht.

So lebt man von Träumen, von Gedanken und Unwirklichkeiten, wenn man fern von aller Wirklichkeit immer auf einem Zimmer sitzt, durch die offene Verandatür vom Morgen bis zum Abend über tiefe blaugrüne Abgründe sieht, über Wolfenfelder, weiße, die tief unten hingelagert sind, wenn man über den Wolken sein Zimmer hat seit einem Jahr. Keine Wirklichkeit kommt hier herauf auf die Höhe von Tosari, wo der Äther unendlich klar und ewig friedlich und festlich zu mir kommt.

Tosari, Montag, 25. März 1918.  
Morgens sieben Uhr

Heute telegraphiere ich einen Ostergruß an meine Annie. Ich adressiere an ihre Schwester Doktor Hertha Möller, Drebroy:



Well dearest. Telegramm received january. Half year without letters. To all Easter greetings from Tosari. Your eternal lover Max Dauthendey.

Das sind fünfundzwanzig Worte, macht fünfundzwanzig Gulden. Ich wünschte, ich wäre dabei, wenn Annie das Telegramm bekommt. Ach, daß man nicht hypnotisiert werden und im Schlaf im Geist sich heimschicken lassen kann.

Gott des Weltallfestes, Weltallfestgeist, ich danke dir für deine Hilfe! Ich danke dir, daß du uns Deutsche endlich ein wenig hoffnungsvoll und erquickt aufatmen läßt.

Vor zwei Tagen flogen plötzlich alle Schwalben zu gleicher Zeit vom Verandabach über mir auf, schossen kreuz und quer und laut pfeifend über den Abgrund, als gelte es, eine große Huldigung zu bringen. Erst heute verstehe ich, was sie mir sagen wollten: „Freude! Sieg!“ riefen sie laut über meinem Kopf.

Damals stand ich und grübelte: Was bedeutet nur das auffallende Flattern und plötzliche Zagen aller fünfzig Schwalben meines Daches? — Als ich es nicht ergründen konnte, sagte ich mir: Dann will ich es behalten. Bald wird sich herausstellen, wenn Nachrichten kommen, welche Nachricht die Schwalben meinten.

Nun weiß ich es. Und wenn sie nächstens wieder mal so auffahren, alle fünfzig zugleich, und den Himmel vor meiner Verandatür durchqueren und rufen, dann weiß ich, daß sie mir „Freude! Freude!“ zurufen wollen. So erkennt man allmählich die Weltfestsprache, die alle Dinge mit uns sprechen wollen. Und die Vögel der Luft, die die Freudenwellen spüren, teilen die deutschen Wellen dem Deutschen mit, wenn sie ihn kennen und lieben und er bei ihnen weltfestlich wohnt, die allwissenden Vögel. „Ja, so ist es,“ so rufen sie jetzt draußen zwitschernd, vereinzelt, die Schwalben von Tosari.

Gestern bekam ich von Nie einen Brief aus Tanah-Grogot vom 15. März. Der erste Brief, seit Frau M. dort angekommen ist. Sie richtet ihr Haus ein und

sagt, daß ihr Mann Informationen habe, die sie aber nicht mitteilen kann. Sie fügt nur wie ahnungsvoll hinzu, daß sie augenblicklich noch ruhig in ihrem Haus, dem neuen, auf Tanah-Grogot wohne. Das Flußwasser steigt und fällt, die Klapperbäume stehen rund umher, die Moskitos stechen sie, und das Räucherkerzchen stinkt. Alles ist so, als wäre sie nie fortgewesen, nie in Tosari, aber es wäre möglich, daß sich in sechs Monaten vieles ändern könnte.

Dieser letzte Satz meint wahrscheinlich die Unruhen, die im Anzuge sind. Und wenn Holland gegen England in den Krieg käme, dann würde Frau M. vielleicht Tanah-Grogot verlassen müssen, das schreibt sie aber noch nicht. Aber es klingt zwischen den Zeilen melancholisch unklar hindurch.

Vier Uhr nachmittags

Eben telegraphiert Blochort: Fünfundzwanzigtausend Gefangene und vierhundert Kanonen. Hier schließt der sechsundzwanzigste Band. Was werde ich alles in dem siebenundzwanzigsten Bande zu schreiben haben?

Tosari, 28. März 1918

Nun sind sie hier schon vorbei, die Ostertage! Liebe, liebe Annie, wenn ich doch nur im Telephon wenigstens deine Stimme, deine geliebte, hören könnte!

Ich merkte heute auf dem Penandjan-Ritt, wie ich doch gealtert bin. Die Natur nimmt mich nicht ganz auf. Immer bin ich bei mir und bei dem Heimweh-Wunsch. So war das letzte Jahr nicht so stark heimwehvoll. Nun reite ich mitten in der Natur nur mit den Augen durch Berge und Wälder. Aber ich reite eigentlich immer durch mein einsames Herz, und die Sehnsucht nach Annie und Deutschland ist mein unermüdliches Wanderspferd. Ich komme mir in der Natur gar nicht vor, als stünde ich vor der Natur. Immer stehe ich vor mir selbst und schaue in die Leere meines hungrigen Blutes.

Ach, ich bin mir so fremd in der Natur! Ich bekomme keine Verbindung mehr mit den Bäumen und mit

den Wegen. Ich sehe sie, fühle sie aber nur halb. So vollgepackt voll Heimweh ritt ich heute durch die Vollmondnacht in das Gebirge. Aber es war, als käme ich gar nicht fort, da ich mich, nur mich und sonst nichts deutlich, sehnsüchtig fühlte. Und vor mir unter Bäumen und Urwaldästen ging, groß leuchtend wie Annies fernes Herz, der Morgenstern vor mir her. — O, Gott! O, Himmel!

Tosari, 6. April 1918

Welch festlicher Tag war denn gestern am 5. April? Da begann schon ganz früh im Morgen, ehe die Sonne aufging, laut eine Amsel in den nächtlichen Tannen vor meiner Tür zu singen. Und das Singen anderer Vögel begann bei Tagesanbruch so lebhaft, wie sonst noch niemals vorher. Als ich um sieben Uhr auf meiner Veranda bei der offenen Tür saß, da jubelten in allen Hecken und in allen Rosenbäumen die kleinen Singvögel. Und sie flogen singend und jubelnd in den Sträuchern der blühenden roten Fuchsien hin und her. Sie schaukelten die roten Bluttropfenblüten der Fuchsienbüsche im schmalen Abgrundgarten vor meiner Verandatüre. — Heute ist es stiller.

8. Mai 1918

Der Schreck über den Tod des mir so gut bekannten braven und tüchtigen Herrn P. griff mich sehr an. Ich muß dann immer nachsinnen, ob es mir vielleicht auch nicht erlaubt ist, Deutschland wiederzusehen, und ob ich nie mehr meine Annie umarmen darf. Der Tod kommt hier so schnell und unerwartet, wie nirgends auf der Welt.

A. hat mir nur tausend Gulden heraufgeschickt. Er findet, es gibt einen zu großen Zinsverlust. Mir wird bei solcher Berechnung in Kriegszeiten ganz unheimlich zumut. Man möchte doch für den Notfall etwas Geld in der Hand haben, wenn man interniert werden sollte. Auch diese kleine Unruhe kommt zu den andern großen Unruhen meiner inneren Leiden hinzu.

9. Mai 1918. Mittags elf Uhr

Freudentag gestern. Endlich ein Telegramm von meiner Annie. Mittags zwölf Uhr bekam ich es auf mein Zimmer. Ich zog mich gerade an. Den ganzen Morgen hatte ich geschrieben, und „Stille Kraft“ gelesen. Da rief B., an meine Tür klopfend: „Ein Telegramm für Sie.“ Ich stand gerade und wusch mich, warf meinen Schlafanzug über und lief mit triefendem Haar hinaus, denn ich dachte gleich, daß es Annie sein mußte, die telegraphierte, und B. dachte, es sei eine Kriegsnachricht. Gottlob, es war von Annie. Sie sandte: „Treue Grüße in ewiger Liebe Deine Johanson.“

Meine ganze Veranda prangt wie ein Blumenmarkt von Blumenkolben und Sträußen auf allen Tischen. Noch nie war die Veranda so blumenvoll, auch nicht zu meinem fünfzigsten Geburtstag. Der einundzwanzigste Hochzeitstag am sechsten Mai ist aber auch der viel wichtigere Tag. Es war, als wollte mich das Schicksal belohnen, daß ich Annie treu und lieb geblieben bin, in der langen, vierjährigen Trennung, und ich will es auch weiter bleiben, treu und lieb zu ihr. Die Treue, die reine, ist ein so reiner Genuß, wie der Anblick von Veilchen und Rosen und Azaleen.

Die „Stille Kraft“ habe ich vorhin ausgelesen. Das Buch schildert gut und wahr die stille, unheimliche Kraft, die auf dem Javaboden den Europäer verfolgt. Dieser stillen zerstörenden Kraft entgeht kein Europäer. Die Menschen aus Europa fühlen sie hier wie ein ewiges Erdbeben, wie das ferne Donnern einer Schlacht, wie einen Alpdruck, der nie von Stirn und Herz weicht. Zersezt und erschlaft, fühlt man allmählich den grauenhaften Einfluß der stillen Kraft auf alle Sinne, und auf die Seele besonders. Dieses Buch schildert die stille, unheimliche und ewige Todesgefahr, in der jeder Europäer hier schwebt, wenn er seinen Beruf auf Java sucht. Bazillen, feindliche Geister, feindliche Gedanken der Javaner, feindliche Tiere, feindliches Klima, feindliche Tücke der Vulkane umgeben den Europäer Tag und Nacht mit drohender Vernichtung. Niemals fühlt man ähnlich Unheim-

liches, niemals fühlt man so deutlich die Anwesenheit einer stillen Kraft, wenn man in Europa reist.

12. Mai 1918

Ich betete heute morgen lang und innig. Gott ist in dieser langen Verbannung mein einziger Freund in der Einsamkeit. Ach, großer, treuer Gott, du hast nach dem Beten heute morgen den Druck aus meinem beklemmten Herzen genommen. Ich fühle mich vom Gebet geglättet und gestärkt. Ich kann jedem Menschen nur raten, sich in allen Nöten an Gott zu klammern. Er ist ewige Kraft, ewiges Licht und ewige Wärme und Liebe und Güte, und er stärkt jeden, der zu ihm betet, zu ihm, dem einzigen Gott, dem alle Leben angehören.

Es spielen sich langsam die Romane des Lebens rund um mich ab in den vier Kriegsjahren in Niederländisch-Indien. Nur ich habe keinen einzigen Roman erlebt als den großen Trennungsschmerz. Dieser große Schmerz hat mich nun seit vielen Jahren weder bei Tag noch bei Nacht jemals vergessen. Nur wenn ich bete, atme ich auf, so lange ich mit Gott rede und Gott umarme.

Ich hatte, da der Krieg so still steht in den letzten Wochen und die Kriegsdauer endlos und unabsehbar vor uns liegt, viele grauenvolle Heimwehstunden. Er war so schlimm, der Kummer, daß mein Herz hart wie ein Stein war und mich schmerzte. B. sagte aufmunternd: „Ich werde Ihnen eine neue deutsche Offensive verschreiben lassen.“

Zosari, 14. Mai 1918

Das offene Berandaleben entfremdet einen zuletzt nach drei Jahren ganz den geschlossenen Räumen. Wie ruhig und angenehm ist es in den geschlossenen Räumen, wie unruhig auf den ewig offenen Veranden. Und nun gar die Hotelveranden, wo man hinter den Holzwänden jeden Atemzug und jeden stillen Gedanken des Nachbarn deutlich hört, und die javanischen Diener, die immer ohne anzuklopfen von allen Seiten hereinkommen, und unter der Verandatür die ewigen



Verkäufer von Spazierstöcken, Beeren, Orchideen, Münzen und Blumensträußen. Alles dieses offene Leben ist für einen Schriftsteller und Dichter recht unterhaltend, so lange man Zeit hat zum Schauen. Aber in dieser Arbeitszeit ist diese Öffentlichkeit rund um den Schreibtisch manches Mal ganz verzweifelt. Ich höre an meinem Schreibtisch oft zu gleicher Zeit zehn Gespräche von zehn Verandaabteilungen hinter zehn spanischen Wänden in dem langen Zwölfsimmerhaus, und außerdem noch kleine schreiende Kinder, singende Kindermädchen, lärmende Schulkinder, Unterhaltungen von Damentees, pfeifende Junggesellen, die das ganze Repertoire ihrer Grammophone nachsingen und außerdem noch singende Damen und zwitschernde Vögel, gackernde Hühner und bellende Hunde, plaudernde, sehr laute javanische Diener, die sich ihre Gespräche über drei Zimmer hinweg zurufen.

Oft wenn ich einen Reim finden will oder einen Gedanken weiter denken will, bekomme ich Schreilustanfälle, während die Öffentlichkeit des lauten Verandalbens mich nicht zur Innerlichkeit meines Geisteslebens kommen lassen will. Aber immer noch habe ich mich beherrscht und zuletzt finde ich alles, wie es ist, ganz unterhaltend.

Vielleicht unterhaltender, als wenn ich besonders einsam in einem der sehr kostspieligen Einzelpavillons wohnen könnte, aber die Preise sind zu hoch dort. Ich kann das Geld zur Arbeitseinsamkeit in einem einzelnen stillen Gartenpavillon nicht bezahlen. Zwanzig Gulden Pension dort pro Tag, das ist mir nicht möglich. Und in diesem Lärmmartorium der lauten Glasveranda des Zwölfsimmerhauses habe ich mein Buch „Das Lied von der Weltfestlichkeit“ gedichtet. Es war oft recht grausam und dazu das glühende heiße Wellblechdach mit der Tropensonne über dem Kopf. Nur ein äußerst starkes und gar nicht nervöses Gehirn hält das geistige Arbeiten mitten in der Öffentlichkeit des Menschenlebens aus. Oft brach ich ab, vom Lärm mehr überanstrengt, als vom Denken und Dichten. Deshalb wird auch hier auf Java und in den Tropen gar kein europäisches

Geistesleben geleistet. Teils wegen der Hitze, teils aber auch wegen der lauten Öffentlichkeit, in der man bei dem ewigen Verandaleben keine geistige Sammlung finden kann.

Tosari, 25. Mai 1918. Morgens sieben Uhr

Gestern morgen stand ich um ein Uhr auf, und um zwei Uhr ritten St., B. und ich zusammen von Tosari ab nach dem Senandjan. Der nahezu volle Mond leuchtete uns bis gegen vier Uhr durch die Gebirgsschluchten, und nur oben in den Tannenswäldern war es oft recht finster. Nach Monduntergang ritten wir, indessen B. den Anfang von Goethes Faust in die Finsternis hinein laut vortrug, oben am schmalen Rande der Sandsee, und vor uns leuchtete groß und stark der Venusstern. So ritten wir hinauf auf die letzten Höhenkuppen zum Senandjan. Ich ritt immer im Finstern voraus, den schmalen Waldpfad im Gras an den steilen Abhängen suchend. Denn nur ich und das Pferd kannten den Weg gut. Die Kulis, die unseren blechernen Essenkasten trugen, waren weit zurückgeblieben.

Um halb fünf Uhr kamen wir unterm Sternhimmel, eben als der Mond hinter dem Ardjoeno im Westen untergegangen war, oben am Senandjan an. Wir warteten noch eine Stunde oben in der Sternennacht auf den Sonnenaufgang. Es war recht kalt. Wir hatten Wintermäntel und dickes wollenes Unterzeug unterm Rhafianzug an, und doch froren wir und stapften hin und her auf der kleinen, runden Bergplatte, die kaum dreißig Meter Durchmesser hat und grasbewachsen, ohne Baum kahl wie ein grüner Teller neuntausend Fuß hoch unterm Himmel im Luftraum liegt. Da war kein Schutz, keine Hütte, nur ein mannshoher, schwarz und weißer topographischer Stein steht am Rand. Dahinter suchte ich öfter gegen den kalten Luftstrom Schutz.

Um fünf Uhr begann der Himmel sich zu erhellern, aber die Sonne stieg erst um dreiviertel auf sechs Uhr über den Wolkenrand fern am Osthimmel.

Herr St. photographierte uns oft, während wir

frühstückten und lagerten. Wir blieben im Sonnenschein bis gegen neun Uhr, scherzend und plaudernd, im sonnengewärmten Gras auf unseren Mänteln liegen. Hinter uns wolkenlos klar die trockene Sandsee. Klar und rein ausgeschnitten, wie aus Eisen, der Bergkegel des hohen spitzen Smeroe hinter dem Kessel der tiefen Sandsee. Und die Kraterschale des Widodaren neben dem schwachdampfenden Bromo unten im Sandsee-Rund.

Tosari blinkte weit, weit unten auf den vorgeschobenen Bergkämmen, als läge es auch in der untersten Ebene, und doch liegt es sechstausend Fuß hoch, wenn schon auch auf eine Ebene gebaut. Es war ein herrlicher Sonnentag, der sich über unserer kleinen Berg-Grasfläche wölbte, wo wir alle, auf dem Rücken liegend, zusammengekauert plauderten und scherzten und erzählten, als wäre der himmelhohe Senandjan eine sonnige offene Stube und der Himmel das Dach und die Wand unserer Gemütlichkeit.

Bei Sonnenaufgang leuchteten die alten Stämme einer Gruppe hoher Heidelbeerbäume am Abhang des Senandjan dunkelrot wie mächtige Korallengeäste, und dahinter herrlich blauleuchtend, wie aus Indigo, standen die Kratergruppen der Sandsee und des Smeroe gegen den gelblichgrünen Morgenäther aufgebaut. Es war ein phantastisch wildes und heiliges Morgenbild. Ich hätte es gern malen mögen.

Wir ritten dann, wie vor vier Wochen so auch gestern, am Sandsee-Rand bis zum Bromo-Busch zurück und verließen dort Sch. und Fräulein W., die nach Ngadiwono weiterritten. Nach elf Uhr waren wir wieder in Tosari, zermürbt und verbogen vom anstrengenden Nacht- und Morgenritt.

Ich war beim Rückweg am Kraterrand, wo die Pferde auf dem halssbrecherischen Kampfsfad lustig galoppierten, mit meinem Pferd über einen großen Ast am Wege mitten im Galopp gestürzt. Das Pferd fiel mit den Vorderfüßen in die Kniee, und ich schoß beinahe über den Kopf des Tieres, aber ich hielt mich noch und glitt seitlich herab. Ich kam mit dem Schrecken davon, denn nur mein linker Oberschenkel,

an welchem ich im Mai 1914 bei Vandoong auf einem Vergaßflug die Sehnen inwendig zerrissen hatte, die wahrscheinlich nicht wieder richtig angewachsen sind, schmerzte mich gestern. Die Schmerzen zwangen mich, nach dem Sturz des Pferdes einen Augenblick am Weg im Gras niederzusitzen.

Es war eigentlich tollkühn, daß wir in rasendem Galopp, alle fünf Reiter hintereinander, auf dem Diande, dem schmalen, am Kessel der Sandsee dahinflogen; links und rechts sind tausend Fuß tiefe Abgründe, und der Weg ist kaum einige Fuß breit und oft zugewachsen an Stellen, die, weil ausgebrochen, Mann und Pferd in die Tiefe hätten stürzen lassen können. Aber wir dachten erst ernstlich an die Gefahr, als wir später zu Hause in Tosari uns daran erinnerten. Unterwegs spielten wir mit der Lust an der Gefahr und fühlten nur Freude über den wilden, genußvollen, waghalsigen Ritt unter dornigen Mimosenbüschen, fort über knatternde Zweige, dicht am unendlichen Sandsee-Abgrund hinjagend, haarbreit am Tode vorbei.

Tosari, Sonntag, 26. Mai 1918.

Abends sechs Uhr

Die neue, jetzt täglich von den Alliierten angekündigte deutsche große Offensive hat noch nicht begonnen. Die Zeitungen erzählen hauptsächlich von Luftangriffen auf Paris und London, und einem Luftangriff der Alliierten auf Köln. Heute mittag ist hier ein leeres Auto ins Rückwärtsfahren geraten und stürzte rechts vor der Autogarage in den Abgrund, wo es an einer javanischen Hüttenecke zerbrochen, aufrecht am Hüttdach angelehnt, liegen blieb.

Nach Tisch wallfahrteten die Tosarigäste hin, das abgestürzte „Monster“ zu betrachten. Ich mußte an nach Hause an die vielen abgestürzten Flugzeuge denken im Schlachtfeld und an die vielen Toten und Verwundeten täglich. Zu Hause würde sich im Feld heute im Krieg kein Auge nach einem umgestürzten leeren Auto umsehen. Aber hier ist Friede, und dort ist Krieg. Das kommt einem bei solchen klei-



nen Zufällen so recht deutlich zum Bewußtsein, wie wenig man hier ernste Kriegserlebnisse hat, da man zu einem umgestürzten Auto in Scharen hinkäuft.

Frau Doktor F. ist heute für vierzehn Tage von Tosari abgereist. Inzwischen soll von einem neuen Administrator ein neues Hotelreglement eingeführt werden, ein strengeres, den teuren Zeiten angepaßt. Damit man sich aber bei Frau Doktor F. darüber nicht beschweren kann, mußte sie für kurze Zeit abreisen. So erzählte mir Frau E. Auch der Stallmeister und der Saalwächter sind schon wieder entlassen, da sie noch unter Herrn de R. gearbeitet haben, und nun soll lauter neues Personal unter dem neuen Administrator und unter stillschweigender Direktion des Herrn P. eingeführt werden.

Frau R. kam heute auch wieder nach Tosari und photot morgen wieder neue Leute. Sie ist mit B. und S. und mir am gleichen Tisch im Eßsaal.

Meine Kaze Puß hat sich in den letzten Wochen einen ganz neuen Schatz angeschafft, einen schönen, jungen, goldgelben Kater, der ihr gleichaltrig ist. Sie bringt ihn mit ins Zimmer zu mir und auf die Veranda. Der goldgelbe, den ich Plimplim getauft habe, kommt immer manierlich durch die Tür herein und nicht durchs offene Fenster gestürzt wie die früheren pechschwarzen Liebhaber der Puß. Plimplim hat eine schöne weiße Brust und weiße Pfötchen, sonst ist er rotgoldgelb wie der dicke goldgelbe Stammvater der Tosarikazen. Er hat auch einen kurzen Schwanz, aber nicht so kurz wie der der Puß, und hat auch keinen charakteristischen malaiischen Knoten im kurzen Schwanz. Meine graue, beinahe rattenhäßliche Puß, die nicht so zart ist wie der goldgelbe, ist aber viel rässiger. Sie ist auf Brust und Beinen dunkelstreifig gezeichnet wie ein Tiger, sonst aber ist sie stichelhaarig grau, wie ich es selbst geworden bin in den kriegsgefangenen vier Jahren. Puß ist lebhaft, kräftig, mutig, flink und heftig. Der Plimplim aber ist ein immer weinerlich miauender Kazenmann. Seine Jugend aber entschuldigt seine Weinerlichkeit. Beide,



Puß und Plim, spielen wie Kagenschulkinder miteinander, halb verständig, halb kindlich. Zur ernsten Liebe sind sie noch zu jung. Meine Puß ist ja erst ein halbes Jahr alt. Plim ist noch etwas jünger, aber Puß ist sehr zärtlich, sie leckt ihn hinter den Ohren und am Hinterkopf, was Plim mit geschlossenem Auge sich sehr gern gefallen läßt. Sie sitzen beide meist auf einer Reisefedde am Fußende meines Bettes. Manchmal bleibt Plim auch zur Nacht da, und dann schläft Plim neben Puß. Jede Kage ist dann wie eine Schnecke zusammengerollt. Aber mitten in der Nacht, so um drei Uhr, wecken sie mich und wollen in den Mondscheingarten hinausgelassen werden. Besonders Puß schwärmt leidenschaftlich für Vollmondnächte, dann miaut sie an der Thür sitzend so lange, bis ich aus dem Bett springe und sie zum Mond hinauslasse.

Morgens, wenn der javanische Junge Ahmed um sechs Uhr eine halbe Flasche warme Milch ins Zimmer bringt, kommt Puß behaglich schnurrend zurück von ihrer Mondscheinfahrt. Sie springt dann wieder auf mein Bett, sieht mich mit großen schwarzen geweiteten Pupillen an und erzählt mir mit ihrer Augensprache, wie schön es war, und wie gut ich bin, daß ich sie nachts hinausließ zum Mondenschein.

Denn zwei Nächte haben Puß und ich einmal zusammen gekämpft, ich wollte sie nicht hinauslassen. Um mir das Aufstehen zu ersparen, wollte ich Puß von ihrer Mondscheinlust abbringen. Dreimal sprang ich auf und holte sie von der Thür, wo sie miaute, ins Bett zurück. Ich stopfte sie zuletzt an meiner Seite zwischen zwei meiner wollenen Decken und hielt sie mit dem rechten Arm fest. Sie kämpfte aber mit mir bis zum Morgen, bis die Sonne aufging. Ich schlief nicht mehr von nachts vier Uhr bis sechs Uhr und mußte immer noch wacher als die mondscheinlustige Puß sein, denn sie wollte mir immer aus den Decken entspringen, und mit ihrer Nase machte sie überall unter den Decken Auswege. Ich ohrfeigte sie auch ein paarmal, aber dabei zog ich den kürzeren.

Ich regte mich bei dem Streit so auf, daß ich am

Morgen vom Ärger und Zank der Nacht ganz erschöpft und verschlafen war und beinahe Herzkrämpfe verspürte von dem Kampf um meine Autorität.

Nach zweinächtigem Kampf habe ich jetzt den Widerstand gegen Puß aufgegeben. Ich stehe gehorsam nachts auf, wenn sie mich ruft, ich lasse ihrer Mondscheinlust freien Lauf, und ich fühle mich dabei am nächsten Tag wohler. Aber Puß dankt mir auch dafür mit großer Zutraulichkeit. Sie kommt, wenn ich auf dem Verandastuhl liege und lese, und setzt sich auf meine Brust, direkt aufs Herz. Da kauert sie sich nieder und schnurrt wohlig, bis sie einschläft. Sie ist auch sehr zärtlich zu meinen Lackschuhen, wenn ich die abends ausziehe, und zu meinen Stiefeln überhaupt. Solange sie noch warm sind, steckt sie mit Verzückung ihren Kopf in die warmen Stiefel. Sie macht sich auch gern im Schlafzimmer nützlich. Tags fängt sie die Fliegen und die Spinnen und nachts die Grillen und Nachtschmetterlinge von den Wänden. Während ich dies niederschreibe, spielen Puß und Plim auf meinem Kabinenkoffer in der Zimmerecke, wo meine Stiefel aufgereiht stehen. Dort verstecken sich immer Kakerlaken, die sie sich suchen.

Die Ragensprache habe ich auch gelernt, ein rollendes Gurren mit der Gurgel; das ist die Umgangssprache der Ragen untereinander und zu intim befreundeten Menschen. Wenn sich aber Wünsche körperlicher Art melden, Durst, Hunger, Spaziergangelust, dann miauen sie erst laut, bald klagend, bald bittend, bald ärgerlich jammernd, bald vorwurfsvoll, je nach Heftigkeit des Wunsches. Der Wunsch, wenn er aus Liebesnatur kommt, wird aber zum süchtigen Gefreisch ohne Grenzen, wenn Ragen sich in der Nacht verliebt nachjagen. Sonst, in anderen Stunden, lassen sie die Pupillen ihrer riesengroßen Augen sprechen. Wenn sie Spiellust haben, machen sie berauschte, trunkene Pupillen. Gewöhnlich aber ist die Pupille nur senkrecht schmal geschliffen sichtbar, dann sind sie gelangweilt, meine Käzchen. Jetzt rollen sie spielend am Fußende meines Bettes umher, der Plim und die Puß. Es sind das meine stillen, trauten Zimmergesellen in Tosari.

## Übermut

Sage mir, wie wohl das tut — plumm, plumm,  
Eine Viertelstunde Übermut — plumm, plumm.  
Wenn dein Ohr am Ohr mir ruht,  
Wie wird dann die böse Welt so gut!

Und dein Lachen steckt mich an — plumm, plamm,  
Lachen muß ich, was ich lachen kann — plumm,  
plamm.

Lachend kommt dein Mund zu mir heran,  
Und am langen Ruß erstick' ich dann.

Sage mir, wie wohl das tut — plumm, plumm,  
Eine Viertelstunde Übermut — plumm, plumm.  
Wenn dein Mund am Mund mir ruht,  
Wie wird dann die böse Welt so gut.

Tosari, 28. Mai 1918,  
in Erinnerung an die vielen verliebten Stunden zwischen  
Annie und mir, liebe Annie mein!

Tosari, 28. Mai 1918. Abends sechs Uhr

Gestern abend, als ich eben in das Tagebuch über Plim und Puß, die Katzen, geschrieben hatte, klopfte es laut und heftig an meine Glastüre. Fräulein W. stand draußen, sie hatte mit Herrn Sch. einen Vollmonds Spaziergang nach Tosari herunter gemacht. Ich war ganz überrascht. Dann saß sie plaudernd bei mir mit Sch. und den anderen, und um zehn Uhr gingen beide wieder im Mondschein nach Ngadiwono zurück.

Heute morgen um halb sieben Uhr gingen Frau K., B., St. und ich hinüber nach Ngadiwono. Wir frühstückten dort und blieben bis zwölf Uhr. Um ein Uhr waren wir wieder in Tosari.

Morgen reisen alle Deutschen aus Ngadiwono nach Soerabaja zurück. Elschens Schule beginnt wieder nach den Pfingstferien. Sie geht in die deutsche Schule. Die ist in der Regelbahn des deutschen Vereins installiert. Es sind nur vier bis fünf Schüler in der

Schule. Elschen hat dort zwei Stunden Schule jeden Morgen, das ist gottlob nicht sehr viel.

Mit der holländischen Schifffahrt hat es wieder große Schwierigkeiten. Es gehen gar keine Schiffe mehr, da noch keine Einigung mit Deutschland statthatte. Daß der schwedische Gesandte Tokio verlassen hat, läßt neue zukünftige Verwicklungen voraussehen. Vielleicht wird England die Neutralen doch noch in den Krieg ziehen. Aber Schweden wird dann zu Deutschland halten. Wie kann das auch anders sein? Da meine Frau, meine Annie, eine Schwedin ist, so wird das Geburtsland meiner Anniefrau mir doch so treu bleiben und meinem Deutschland, wie es Annie mir ist.

Heute nacht hatte ich unheimliche Träume. Ich sah zwei Menschen aus der Erde steigen, die führten mich herum. Um zu sehen, ob es gute Geister wären, begann ich laut zu beten und vom lieben Gott zu sprechen. Sie lächelten nur. Und ich war überzeugt, da sie nicht verschwanden, daß sie mir Gutes tun wollten. Später begann der eine Mensch mir eine Matraze zu zeigen. In die sollte ich gewickelt werden. Ich fand das unbehaglich. Es war, als wollte man mich mit der Matraze begraben. Ich dachte: Warum soll das sein? Muß ich sterben? Dann stand der Mensch vor mir in einem weißleuchtenden Hemd und verschwand wieder vor mir in der Erde. Ich wachte unter Gruseln von diesem Traum aus tiefem Schlaf auf.

Wenn ich wirklich noch drei Jahre von Annie getrennt sein soll, so weiß ich gar nicht, ob ich das überleben werde. Es schaudert mich bei dem Gedanken, daß der Krieg noch drei Jahre dauern könnte. O, wie ist doch alles so ernst und so tieftraurig!

Es ist klarer, blauer Morgenhimmel. Ich aß eben wie immer mein Frühstück auf der Veranda bei mir, da begannen ein paar Vögel, die im kletternden Teerosenbaum vor meinem Fenster nisten, sehr laut und unruhig zu flattern. Ich hörte zugleich ein rollendes Donnern und dachte an ein Gewitter in irgendeinem Gebirgstal, aber bald wiederholte sich das Donnern. Es hält jetzt noch an, während ich dies niederschreibe.

Meine Kaze, die am Fußboden von ihrem ausgebreiteten Soerabaja-Handelsblatt ihr Frühstück frist, ließ alles stehen und sprang appetitlos fort. Da fiel mir ein, das fortwährende Donnern muß vom Bromo-trater oben im Gebirge kommen. Ich ging auf meine zweite Veranda, die nach Osten und Süden sieht und sah auch eine ungeheure weiße Dampfwolke sich über den Gebirgsrand und den blauen Morgenhimmel wälzen. Ich machte Herrn und Frau N., die auch vor ihrer Tür bei Zimmer 50 saßen und sich sonnten, aufmerksam. Da donnerte es wieder, und neuer Dampf wuchs langsam in den Himmel, wie der Dampf eines Riesengeschützmun des.

Seit vier Wochen hat der Bromo abends nicht mehr nach Schwefelwasserstoff gerochen, sonst stank er oft vom Abend bis zum Morgen so furchtbar aufdringlich, daß man alle Fenster und Läden schließen mußte, um nicht zu ersticken. Nun aber poltert der Bromo heute immer weiter in den Morgen hinein. Ich möchte wissen, was daraus werden soll. Auch die Schwalben fliegen unruhig paarweise draußen um die Dächer und geben Warnrufe, kreischende, ängstliche. Ich würde einen gewaltigen Bromoausbruch recht unterhaltend finden.

Abends neun Uhr

Heute morgen um elf Uhr bekam ich ein Telegramm aus Soerabaja von H. S.: Die Deutschen forcierten den Übergang über die Aisne, machten fünfzehntausend Gefangene. Auch V. hatte zu gleicher Zeit ein ähnliches Telegramm aus Soerabaja erhalten. Wir waren sehr froh.

Und doch fühle ich mich heute nachmittag so bekümmert — wieder so sehr bekümmert. Ich leide so sehr an Sehnsucht und Heimweh, ich möchte in den Garten stürzen, mich auf die Erde werfen, das Gras raufen und schreien, schreien. Ich bin so gequält von meinem Herzleid. Es ist so quälend, so niederschlagend. Ich bin matt, zerschlagen und habe wie ein Durstender nur einen Gedanken, immer nur den einen Gedanken: meinen Herzdurst zu stillen. Ich bin ganz



zerschlagen von dem unstillbaren Drang: Heim, heim  
zu Annie, endlich zu Annie!

Wie sind die langen Stunden leer!  
Nie kommt von dir ein Echo her.  
Nie haben sich mehr unsere Hände gefunden.  
Die Brust ist mir drinnen zerschürft und zerschunden.

Die Tage kommen und sterben fort,  
Lieblos und ohne dein stärkend Wort.  
Warum ich noch lebe? Ich lebe vom Warten,  
Wie die Bäume im Winter, die halbtot erstarrten.  
Tosari-Java, 30. Mai 1918

M. Dauthenden an Annie in Stockholm.

Tosari, Freitag, 31. Mai 1918.

Morgens sechs Uhr

Es ist wieder ein durchdringend blauer Morgen  
heute am letzten Maitage. Der Bromokrater ist ganz  
still heute. Ich habe wieder vom frühen Morgen  
an bedrückte und beklommene Stimmung in der Brust.  
Ich sollte mit Frau E. um halb neun Uhr eine kleine  
„Wandeling“ machen. Ich habe aber eben abgeschrieben.  
Ich bin so niedergeschlagen. Auch Frau R. und Herrn B.,  
die mich heute zu ihrem Ausflug nach Negodjabjar  
dabei haben wollten, habe ich gestern absagen müssen.  
Mein Herz ist zu traurig. Ich kann nicht genug  
Laune und Übermut aufbringen. Ich bin am liebsten  
ganz allein mit meinen Gedanken an Annie und an  
zu Hause. Wie soll das mit meinem Herzen werden,  
wenn der Krieg noch lange dauert? Es ist als dorrte  
das Herz in meiner Brust ein und stürbe ganz von  
selbst weg. Lieber großer Gott, gib mir doch die  
Kräfte und bringe mich stark und lebend zu Annie  
und nach Deutschland zurück. Erhöre mich bald, du  
heiliger Gottesgeist!

Dieses lärmende Hotel! Dieses Kindergeschrei und  
die vielen Menschenstimmen vom Morgen bis zum  
Abend neben mir auf den Veranden und hinter den  
Wänden, — das ist auch so quälend und läßt mich

kaum klare Gedanken fassen. Ich habe täglich nur Kraft zum Tagebuchschreiben und zum Einkleben von Kriegsnachrichten aus der Zeitung. Dann ist meine Energie gleich erschöpft, und ich muß mich auf den Liegestuhl oder auf das Bett legen.

Daß man ewigen Sommer ewig blühend vor Thür und Fenster sieht und niemals scharfen Winter erlebt und nie abwechselnde Naturkräfte, — das überspannt auch meinen europäischen Leib und Geist, der dem Wechsel der Jahreszeiten seit vier Jahren vergeblich ersehnt. Vom frühen Morgen an ist Lärm der Kinder auf den Galerien des Zwölzimmerhauses, genannt Hahnenstall.

Auch neben mir wohnt jetzt eine Mutter mit einem lebhaften Knaben. Ich bin des Lärmes so müde. Der entlassene Administrator Herr de K. will oben in Tosari acht Pavillonhäuser bauen lassen, die sollen zum Herbst fertig sein. Ich überlege, ob ich da nicht lieber in ein Einzelhaus ziehen soll, fern vom Sanatorium Tosari. Ich fürchte nur, auf die Dauer ist das Alleinsein in einem Einzelhaus gar zu einsam.

Tosari, Sonntag, 2. Juni 1918.

Abends sieben Uhr

Die Nachrichten heute, daß eine Feldschlacht bei Chateau Thierry ausgekämpft wird, außerdem daß der Fall von Reims nahe bevorsteht, das zu lesen, tat recht gut und wohl. Nun sind wir in spannender Erwartung auf die nächsten Telegramme, man lebt in einer so unendlichen Spannung. Eine vierjährige Spannung, die täglich wieder neu und erschütternd wirkt. Herr St. erzählte mir neulich, daß alles geschliffene Glas hier in Indien mit der Zeit erblindet, wahrscheinlich von der warmen, feuchten Luft, die sich daran niederschlägt. Jeder Fernstecher, jedes Fernrohr, jede photographische Linse erblindet hier, mit grauem Belag. Es ist, als ob das Äquator Klima hier alles zerstört, was aus Europa kommt. Eisen verrostet, die Uhrwerke bleiben stehen. Man muß besondere Tropenuhren hier haben. Die in Europa gebrauchten, nicht für die Tropen gearbeiteten, dehnen.

sich aus und bleiben stehen. Die Sammet- und anderen Kleiderstoffe zerfallen hier rasch, und die Tuche verschimmeln. Ebenso verschimmelt alles Lederzeug rasch, wenn es nicht immer gepuht wird, die Koffer verfaulen, ebenso die ungebrauchten Stiefel. Die Bücher werden von Würmern und Kakerlaken zerfressen. Es ist ein steter Kampf, den man hier gegen das Klima und die Insekten führen muß. Deshalb kann man Häuser nicht wie in Europa mit Bildern und Stoffen schmücken, auch die Holzsaen werden zerfressen. Es ist ein freudloses Dasein, wenn man lange hier leben muß. Am schmucksten sehen hier ganz kahle, geweißte Zimmer aus mit einigen bunten Porzellantellern an den Wänden, mit einigen großen Porzellanvasen voll grüner Blattpflanzen in den Zimmerecken, und sonst mit rohen Möbeln eingerichtet und mit japanischen Matten am Steinfußboden. Die Pianos ebenso wie die Violinen verderben auch rasch und werden mißtönig. Ich erstaune, daß hier überhaupt europäische Konzerte gegeben werden können.

Tosari, Mittwoch, 5. Juni 1918.

Morgens halb neun Uhr

Neben mir im Zimmer 58 wohnt jetzt seit einigen Tagen eine holländische Mutter mit ihrem siebenjährigen Sohn. Diese Mutter ist das Muster einer Mutter. Sie lebt ihr Leben immer mit dem Kinde und in herzlicher Fürsorge für das Kind. Der Junge muß recht krank gewesen sein, er ist aufgedunsen blaß. Aber sonst ist es ein lebhafter, kräftig sprechender Knabe. Er ist so weißblond und so blaßblauäugig wie seine weißblonde, kräftig und derb gebaute, aber doch zarte Mutter.

Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen höre ich die lieben Plaudereien zwischen Mutter und Kind. Es tut mir ungemein wohl, hinter der Wand echte Gefühle und echte Liebe, Mutter- und Kindesliebe, blühend und lebend zu wissen. Denn hinter meiner anderen Wand, wo E.s wohnen, da höre ich nur Verzweiflungsweinen, Zanken und tob-süchtige, hysterische Worte und saches, gedrücktes

Gemurmel zwischen Frau und Mann, oder tiefes, lautes Schluchzen fast den ganzen Tag seit den fünf Monaten, die sie nun hier wohnen.

Noch nie traf ich eine Mutter, die ihrem Kinde so gern aus Bilderbüchern vorliest wie die sanfte weißblonde Holländerin nebenan. Morgens und mittags und abends, immer liest sie dem Knaben irgend etwas aus einem der vielen Bilderbücher vor. Trotzdem es laut, deutlich und eingehend auf der Veranda geschieht, die von meiner Wand nur durch eine braunlackierte, spanische Wand getrennt ist, fühle ich mich beim Schreiben und Lesen nie gestört. Dagegen bringt mich K.s zankwütiges Eheleben oft zur Verzweiflung. Herzlichkeit stört nie, auch wenn sie sich laut äußert. Herzenswildheit aber ist störender als Hundegebell.

### Ardjoeno

Da draußen schwebt ein feierlicher Berg,  
Getragen von zerplückten weißen Wolken.  
Er scheint enthoben allen Erden Sorgen  
Und lächelt wie der lächelnd helle Morgen.  
Im Garten flitzen schwarze Vöglein hin,  
Der Wind spielt mit den dünnen Fuchsenbüschen,  
Um's Fenster ranken gelbe Kletterrosen.  
Im Himmel wohnen alle, in dem großen.  
Auch ich mit ihnen in dem Himmel bin,  
Im festlich dunklen Himmel meiner Schmerzen.  
Fern teilt die Liebste meine großen Leiden.  
Wir lächeln wie der blaue Berg, wir beiden.

Tosari, 5. Juni 1918

7. Juni 1918

Heute morgen schlug ich, wie immer nach dem Erwachen, die Bibel auf, da fand ich zufällig Hesekiel 24. Er redet zum Volk, daß sein Weib gestorben ist und Gott ihm geboten hat, nicht zu trauern, nicht zu weinen, sondern festlich zu sein. Diese Bibelstelle kam mir ähnlich vor wie mein Gedicht, das ich gestern morgen machte. Da fühlte ich auch festliches Leid.

Und wie der blaue Ardjoeno, über weißen Wolken schwebend, so wirkte auf mich Annies Traumbild im weißen Spitzenkleid heute nacht. Ich wurde aber bang, als ich heute morgen vom Sterben des Weibes des Propheten in der Bibel las. Will der Himmel mir wirklich meine Annie töten, und will er uns kein Wiedersehen in dieser Menschengestalt geben?

Was Gott tut, ist aber immer wohlgetan. Und ich wie auf meinen eigenen Tod, so bin ich auch stündlich auf das Verschwinden des Geliebtesten im Leben vorbereitet. Ich darf es mir aber nicht vorstellen. Es schmerzt so sehr, wenn ich an so große Betrübniß denken muß. — Der Trost, der mich tröstet, ist, daß wir alle im Ewigen weiterleben.

Ich sehe also auch im Tod keine Trennung von Annie. Wir finden uns im Wiedergeborenwerden wieder, wenn wir uns fest lieben und uns fest durch Liebe zueinander anziehen. Wo die Liebe nicht losläßt, da lassen sich die Geister und Seelen nicht scheiden.

O wenn ich nur wüßte, wie es meiner Annie in diesem Augenblick, wo ich dies niederschreibe, geht? Annieherz, mein Herz, ich bin so erkältet im Herzen von der Einsamkeit und friere Tag und Nacht mitten in der Tropenhitze.

Frau B. erzählte mir, wie sie auf dem „Derfflinger“ im Vorfrühling 1914 zum erstenmal nach Java kam. Sie hatte Java noch nie gesehen. Im November bekam sie das erste Kind, später das zweite. Nun hat sie große Sehnsucht, einmal mit den Kindern heimzukommen in das Haus ihres Vaters nach Memmingen.

Ich liebe es immer, Menschen zuzuhören, die auch Heimweh und Sehnsucht nach Europa haben, wie ich. Es ist mir dann, als erleichterten sie mir mein Herz und nähmen mir ein wenig von der Sehnsucht ab, wenn sie von ihrer Sehnsucht erzählen. Sonst komme ich mir einsam wie ein Ausfäziger in Indien vor, wenn ich alle Menschen hier geschäftig und zufrieden zu Hause sehe.

Während so Frau B. von ihrer Memminger bayrischen Heimat plauderte, stiegen wir hinter Jantjes Pferd wieder die Jakobsleiter hinauf, nach Tosari



zurück. Es ist ein wolfiger Nebelmittag geworden, nachdem der Morgen ein so kristallblaues Gesicht gezeigt hatte, wie alle die letzten Tage. Nun ist es zwölf Uhr und die Zeitung muß bald kommen.

Während ich hier im blauen Höhenhimmel liege, fließt zu Hause ernstes, deutsches junges Blut an der Westfront. Ich vergesse das keinen Augenblick. Heute ist meines kleinen Nachbarn Max Vater angekommen und hat noch zwei ältere Zwillingbrüder mitgebracht, von neun Jahren ungefähr, zwei blonde, kräftige Burschen. Eben erzählt der Vater beim Tee, wo Mutter, Vater und drei Kinder neben mir auf der Veranda so gemütlich zusammensitzen, wie ich nie einer Familie im Hotel begegnet bin; und der Vater erzählt dem Max eine lange Geschichte aus dem Zirkus oder ein Tiermärchen. Dazu schlürfen sie Tee, und die Brüder helfen beim Erzählen mit.

Die Brüder erzählen realistisch modern, nüchtern gesund und kräftig. Der Vater aber erzählt mit mystischer, geheimnisvoller Stimme. Und Max, der sonst die lauteste Jungenstimme hat, ist heute totensstill. Nur bietet er dazwischen mit lauter Stimme an. „Die besten Pfeffermünzplätzchen aus Soerabaja!“ ruft er.

Ich fühle mich köstlich von der köstlichen, lieben Familie unterhalten.

Indessen hatten K.s wieder Krach. Trotzdem er mir heute morgen erst anvertraut hat, sie würden beide doch noch recht glücklich. Sie glauben das beide in den wenigen ruhigen Stunden, bis eine neue Sturmflut von Zank und Nerven angestürzt kommt bei ihr und es blitz und donnert in dem Zimmer der jungen unglücklichen Eheleute.

Tosari, Sonntag, 9. Juni 1918.  
Abends neun Uhr

Gestern abend, als ich um sieben Uhr Zeitungs-telegramme für mein Tagebuch ausschnitt, kamen K.s, Abschiedsbesuch machen. Und heute morgen um sechs Uhr sind sie mit dem Auto endgültig von Tosari abgereist, nachdem sie fünf Monate hier gelebt hatten.

Sie entschuldigte sich noch zum Abschied, daß sie mich oft gestört hätte, und da konnte ich ihr gar nicht mehr böse sein. Sie klagte, daß sie hier nichts für ihren Geist und ihre Arbeit gehabt habe, und in Europa würde es viel besser werden.

Ich sagte ihr, sie solle lernen, mit allen Menschen gemütlich verkehren zu können. Je höher man steht, und je mehr man sich geistig fühlt, desto anspruchsloser muß man im Verkehr sein und lernen, mit allen Menschen zu fühlen und zu verkehren. Ein Mensch gibt einem mehr, einer gibt weniger, aber alle haben allen etwas zu geben. Und der Einfachste kann dem Höchsten von innerem Nutzen sein und auch zu herzlichster Unterhaltung. Denn nicht nur der Geist, sondern vor allem das Herz, das Gefühl will sich im Verkehr mit unterhalten.

Sie sagte darauf, sie wäre zu stolz, das habe sie von ihrer Mutter. Da sagte ich ihr, sie müsse ihren Stolz zerbrechen und ihr Herz fühlen lassen. Am Stolz würde sie nichts haben, und der Stolz gebe dem Menschen nichts als Leere. Das Gefühl und das Nachfühlen mit allen Menschen aber macht reich. Sie soll auch nicht zu viel mit ihrem Mann ewige nutzlose Reden halten, sondern sie soll schweigen und ihrem Mann schweigend nachfühlen. Es schien mir, als nehme sie sich meine Rede zu Herzen.

Möge ihr jedes Wort ein Heilmittel werden.

Tosari, Montag, 10. Juni 1918. Mittags

Ich bin jetzt immer so erschöpft und weiß nicht, wovon. Ich habe so viel Gegenwarts-, Vergangenheits- und Zukunftsgedanken zu gleicher Zeit im Kopf. Und das ermüdet so sehr, wenn sie jahrelang dauert, diese dreigeteilte gleichzeitige Gedankenwelt.

Ich stehe seit einigen Tagen morgens wohl früh auf, aber ich lege mich nach dem Frühstück auf das Bett, und dann denke ich und denke ich und lese dazwischen zur Erholung und Erhebung in der Bibel.

Gegen halb elf Uhr erhebe ich mich dann und ziehe mich langsam an. Es ist, als lohnte es sich nicht, sich anzuziehen, da kein Tag mich Annie näher bringt.

Nur in der Bibel beim Lesen der Propheten, der Psalmen, der herrlichen, und der wunderbar einfachen und göttlichen Worte der Reden Christi bin ich im Geist ganz nahe bei meiner Annie. Aber mein Körper wird immer trauriger, da ich Annie nie in meine Arme ziehen kann. Dieses unendliche Sehnen ermüdet mein Blut, so daß ich schlafen, schlafen, schlafen möchte.

Ich habe so lange gewacht und gewartet, kommt dann jetzt um zwölf Uhr die Zeitung, dann sehe ich sie hungrig durch. Fühle und freue mich und leide mit Deutschland. Aber der Krieg sieht endlos aus. Die deutschen Westfrontoffensiven rücken wohl vorwärts, aber man ahnt hier kein Ziel, man weiß nicht, will das deutsche Heer Paris einschließen, oder gilt der Weg nur Calais. Und wie lange, lange wird das dauern, bis Paris belagert, zerschossen und genommen wird, und wie ewig wird das dauern, bis Calais belagert und genommen ist.

Und was dann? fragen wir uns hier alle. Gesezt, Paris würde fallen, und Calais würde fallen, immer fällt dadurch noch nicht die englische Macht zusammen. Die Engländer sitzen auf ihrer Insel sicherer als auf jeder Festung. Was muß geschehen, um England zu besiegen? Niemand hier kann sich das heute vorstellen.

Seit gestern heißt es, daß eine deutsche Offensive auch gegen Italien im Anzuge ist. Aber das fürchteten die Alliierten schon vor einigen Wochen. Wenn das wahr ist, so wird man Italien wohl bald geschlagen haben. Und vielleicht zu gleicher Zeit auch Frankreich. Aber England wird wohl kaum nachgeben, wenn auch Frankreich und Italien zum Frieden gezwungen würden. Denn England stützt sich immer noch auf das großmäulige, reiche, aber ungeschulte, unsoldatische Amerika. Zwei Jahre können über der bevorstehenden Kriegsarbeit noch vergehen, ehe England einsehen muß, wie wenig ihm Amerika nützt. Und wie unüberwindlich mein gesundes, rechtliches, edles Deutschland ist in seiner sicheren Manneskraft, Herzenskraft und Geisteskraft. — Zwei Jahre Wartezeit, mein Herz, mein deutsches! Geduld, Geduld und Ruhe!

Herr B. sagte mir. er habe bei fünf Gräbern von

in Malang in den Kriegsjahren gestorbenen Deutschen, auch auf Kapitän R.'s Grab, auf die neuerrichteten Grabsteine den Satz setzen lassen: „Der Heimat fern in schwerer Zeit, warst du ihr treuer Sohn.“ Das ist ein hübscher, einfacher Gedentspruch. Herrn de R., dem entlassenen Administrator, begegnete ich vorgestern morgen in Alt-Tosari. Er zeigte mir den Platz, wo er seine acht kleinen Häuser bauen lassen will. Einige sollen ein Zimmer und Veranda haben, andere zwei Zimmer und Veranda, alle sollen Badezimmer und Küche als Beigebäude haben. Aber die Lage gefällt mir nicht. Am Hang eines Abgrundes und auf dem Hügel dicht darüber, an dessen Hang die acht Häuser liegen werden, ist der europäische Friedhof von Tosari. Das ist ungesund, scheint mir. Wo hier so viele Malaria- und Typhusfranke sterben und begraben sind.

Oft überlege ich, ob ich mir nicht für dreihundert Gulden ein solches Pavillonhaus bauen lassen soll, in Einsamkeit irgendwo am Bromo-Reitweg, hoch über Tosari. Das Essen könnte ich mir täglich holen lassen. Oder ich könnte auch Reistafeln täglich kochen lassen. Aber ich denke, da ich die javanische Sprache nicht kann, und da auch die Einsamkeit zu unfroh sein wird, wo ich schon so sehr einsam bin, so wäre es nicht gut, wenn ich so allein wohnen würde. Hier im Hotel ist zwar viel banaler Lärm. Aber die Menschen zu sehen, sie lachen und plaudern zu hören und bei Europäern zu leben, das erquickt mich doch sehr. Denn unter den Javanen bei einem Vergkampong würde ich mir wohl ganz weltverstoßen vorkommen und würde schwermütig werden. Aber das Leben im eigenen Häuschen wäre natürlich viel billiger. Der Himmel erleuchte mich, was ich tun soll!

Herr de R. würde mir bald ein Häuschen bauen lassen, wenn ich es ihm sagen würde. Ich grüble seit einigen Tagen immer darüber nach, denn das Leben im Hotel hier wird immer teurer, und ich weiß nicht, ob ich so viel Geld die zwei Jahre lang, die der Krieg wohl noch dauert, geliehen erhalten kann. Aus Europa habe ich seit einem Jahr kein Geld mehr erhalten können.

Grausame, ungewisse und unklare Zeit, willst du nicht bald ein Ende nehmen? Ich wünschte, ich wäre einer der friedlichen Menschen, die später, wenn der Weltkrieg ausgerungen ist, dieses Tagebuch in tiefer Friedenszeit gedruckt lesen werden. Wie seltsam müssen ihnen die Kriegsklagen dann ins friedliche Ohr und Herz klingen!

Tosari, Mittwoch, 12. Juni 1918

Gestern war der Geburtstag von Herrn T. Ich schenkte ihm mein Buch „Des großen Krieges Not“. Abends aß ich mit Herrn und Frau T. zusammen. Er hört auf dem linken Ohr nicht. Er wurde gestern einundfünfzig Jahre. Es ist ein großer Altersunterschied zwischen ihm und ihr. Sie luden mich in ihr Haus nach Semarang ein. Ich soll auch mal Mirbabu, einen Gebirgsplatz bei Semarang, besuchen. Aber ich glaube, ich bleibe am liebsten immer bis Kriegsende auf Tosari. Dies ist der kühlsste Platz auf ganz Java. Alle anderen Plätze liegen niedriger und wärmer, und nur in der Kühle kann ich geistig gut dichten und denken und lesen. Die Wärme von Garoet erschöpfte mich sehr, und dort sehnte ich mich jeden Abend nach einem frischen Atemzug. Hier ist es oft den ganzen Tag frisch, wenn es neblig und bewölkt ist.

B. erzählte mir, die jungen Engländer Soerabajas hätten im Simpang-Restaurant dort eine Zusammenkunft gehabt, um zu beraten, ob es notwendig wäre, an die Front zu reisen. Man sprach sich allgemein dagegen aus, und besonders ein Engländer hielt lange Reden dagegen. Man trank dabei stark, und schwer angetrunken verließen die Engländer in der Nacht das Haus. Draußen stürzte der, der am meisten gegen die Reise an die Front gesprochen hatte, betrunken in die Straßenrinne. Er fiel dabei so unglücklich in einen großen Flaschenscherben, daß er sofort tot war. Das Schicksal, dem er ausweichen wollte, da er dem Tod an der Front entgangen zu sein glaubte, indem er gegen die Reise an die Front sprach, hatte ihn noch in der gleichen Stunde dem schmachlichsten Tod ausgeliefert, den ein Mann sterben kann. Den Tod



eines Betrunkenen in der Straßenrinne hat er als Lohn für seine Untreue gegen sein Vaterland erhalten. Viele der jungen Engländer Javas sollen jetzt nach Australien ausgerissen sein, um nicht als Soldaten an die Front reisen zu müssen.

Tosari, 13. Juni 1918. Abends neun Uhr

Ich esse abends immer unten auf meiner Veranda. Meine kleine graue Pußkaze frisst neben mir am Fußboden von ihrer Zeitung. Dann kommt gewöhnlich Syster J. dazu und plaudert etwas über die Tagesereignisse und über den Krieg. Sie glaubt sicher, daß der Krieg Ende dieses Jahres aus sein wird. Ich glaube, in zwei Jahren wird Frieden sein.

Aber heute bekam Herr B. einen Brief von einem Freund, aus Buitenzorg, der sagt, daß man sich in Buitenzorg beim General-Gouvernement geäußert habe, der Krieg würde noch in diesem Jahre aus sein; und man hätte sich in allen den Kriegsjahren niemals dort über das Kriegsende ausgesprochen. Deshalb finde Herr B. es möglich, daß etwas Wahres an dem Ausspruch sein kann.

Gott gebe es, daß es wahr wird und ich zu Weihnachten heimreisen darf. O, wie unendlich froh und glücklich wäre ich dann! Aber mir kommt das ganz unglaublich vor.

Gottlob, die deutsche Offensive geht immer noch vorwärts gegen Paris. Ich bin so beklommen im Herzen, wenn ich daran denke, daß jede Stunde jetzt über Leichen und Blut wandern muß, und daß es noch viel Leichen und Blut kosten muß, bis der schwer errungene Friede geschlossen werden kann. Ich fühle das große Töten an der Westfront jeden Augenblick wie eine große Bangigkeit in meinem Herzen und ich lese mit Beklemmung die Zeitung; es ist, als ob jeder Mann, der fällt, mein eigener Sohn wäre, und ich leide mit allen, mit dem Freund und mit dem Feind ebenso. Herr Sch. erzählte mir vor seiner Abreise, daß Konsul R. bei W., dem Konsul in Batavia, angeregt habe, einen deutschen Brief an den Generalgouverneur nach Buitenzorg zu schreiben und anzu-

fragen, ob man die hier so viele Jahre festliegenden Deutschen nicht doch austauschen lassen könnte gegen englische Offiziere. Mir zitterte mein Herz vor Freude, als ich das hörte. Aber Herr B. sagte mir später, es gäbe keine Gelegenheit, heimzukommen. Das machte mich recht niedergeschlagen.

Tosari, 19. Juni 1918. Nachmittags drei Uhr

Nun ist in ein paar Tagen in Europa wieder der längste Tag, und danach bei abnehmendem Licht denken die Leute, besonders die Schweden bei meiner Annie, wieder an den kommenden Winter. Wenn auch noch drei Sommermonate bevorstehen in Europa, der 23. Juni hat immer, wenn er überschritten ist, den Eindruck hinterlassen: Die Jahreshöhe, die Lichtstärke der Natur ist erreicht. Und man fragt sich: Wie schnell wird es wieder Herbst, Winter und Weihnachten sein?

Ich will Annie zum schwedischen Mitsommertag ein Telegramm senden von hier. Arme Annie mein, von der ich so wenig, ach, gar so wenig höre!

Heute und gestern ist es hier auf Tosari ausnahmsweise brennend heiß gewesen. Gestern nachmittag bogen sich die Buchdeckel und roch das Schreibpapier gedörzt und brandig auf meinem Tisch auf der Veranda, da das Wellblechdach unendliche Hitze ausstrahlt und das Licht durch die Glasscheiben auch sehr scharf hereinsticht. Die Hitze auf Tosari ist viel brennender und sengender als die Hitze in der Soerabaja-Ebene, wo es schwül, feucht und dunstig ist. In Tosari oben brennt die Sonne durch die trockene Luft wie die Sommer Sonne in Europa, und das ist für Stunden viel lästiger als die Tropenschwüle unten auf Java.

Während ich schreibe, liegt meine graue, liebe, kleine Puß auf einer Zeitung neben mir auf einem Schreibtisch und sonnt sich an der glühenden Nachmittags-sonne. Sie ist ein liebes Tierchen und anhänglich und fühlt sich ganz zu Hause bei Papa Dauthenden auf Zimmer 57 im „Hahnenstall“.

Es ist ein so innerliches Wesen, so eine Raze. Wenn ich manchmal plötzlich etwas ausdenke und ganz

andächtig denke, und wenn ich voller Stimmung im Band meiner gesammelten Gedichte die Liebeslieder meines Lebens nachlese und dabei auf dem Bettrand sitze und es für lange Zeit totenstill ist im Zimmer, dann kauert die Puß ganz lautlos und aufgeplustert gemütlich irgendwo am Fußboden und rührt sich nicht, als höre sie der stimmungsvollen Stille zu und verstehe die Ergriffenheit meiner Gedanken. Ebenso tut sie, wenn ich morgens vertieft in der Bibel lese, dann fühlt sie Gedanken und Gefühlsweihe mit mir und hält sich lautlos und kauert wie in sich versunken und stört mich nie, die gute, kleine, junge Puß. Ich glaube sicher, daß zwischen Haustieren und ihrem Herrn eine innige Gedanken- und Gefühlsübertragung besteht. Sie sind durch das Zusammenleben wie enge, gleichgestimmte telegraphische Apparate geworden, und sie teilen sich im Schweigen Funkprüche mit.

Tosari, Freitag, 21. Juni 1918.

Mittags zwölf Uhr

Gestern morgen war ich mit den drei Damen Frau B., Frau F. und Fräulein D., einer holländischen Krankenschwester, die zur Kur hier ist, alles junge Menschenkinder von fünfundzwanzig Jahren, am Vormittag unten in der Schlucht beim Wasserfall des Nymphenbades. Es war ein brennend heißer Morgen. Dort photote ich die Damen beim Wasserfall sitzend auf dem Felsen, und Frau B. knipste auch ein paar Bilder von mir.

Als wir Tosari zu dem Spaziergang verließen, kam uns zwischen den Rosengärten auf dem Fahrweg ein hübsches Kind, ein lachendes Mädchen von zehn Jahren entgegengeritten. Sie strahlte vor Vergnügen auf ihrem Pferdchen. Mittags um ein Uhr, als ich mit Herrn B. zur dritten Terasse hinaufstieg, um zum Eßsaal zu gehen, war ein großes Geschrei auf der zweiten Terasse, wo Garten und Tennisplatz liegen. Ein Kind war vom Geländer der dritten Terasse auf die zweite gestürzt. Alle Gäste rannten aus dem Rekreationsaal herbei. Ich lief auch hin. Es war dasselbe kleine Mädchen, das vor einigen Stunden

so vergnügt an uns vorüberritt. Es lag und schrie. Der Doktor von Tosari hob es auf. Es brüllte aber entsetzlich. Es hatte beim Sturz von der sechs Meter hohen Grasböschung den Oberschenkel gebrochen. Neun Kinder hatten sich auf das schwarzgeteerte Holzgeländer der oberen Terrasse gesetzt. Die Holzleiste war gebrochen, die anderen konnten fortspringen, aber das eine Kind war herabgestürzt und wurde nachmittags im Auto von der Krankenschwester D. nach Soerabaja gefahren.

Als die Kleine morgens an uns vorbeiritt, sagte ich noch zu den drei Damen: „O sehen Sie doch, wie glücklich das Kind ist! Die ist glücklich!“ Und mittags war sie schon die Unglücklichste von ganz Tosari. Furchtbar schnell wechselt das Schicksal der Lebenden.

Tosari, Sonntag, 23. Juni 1918

Heute ist Mitsommertag in Schweden. Wo wird meine Annie diesen großen schwedischen Feiertag verbringen. Um den Maibaum wird sie kaum irgendwo tanzen. Ofters haben wir diesen Tag zusammen in Schweden verlebt. Einmal in Wisby auf der Insel Gotland im Jahre 1903. Annies Mutter und ihr Bruder Axel, der damals Seekadett war, waren mit dabei. Ein anderes Mal 1910 auf der Insel Roster bei Strömstad an der Westküste von Schweden. Ich habe als junger Mann das schwedische Mitsommerfest auch einmal in Quille bei Fjellbacke im Pfarrhof des Kyrkeherden Uddgren verlebt, 1892.

Wie fern, wie fern liegt das! Werde ich Schweden oder einen schwedischen Mitsommertag wiedersehen? Einmal, 1911, erlebten wir dieses Fest im Seebad Arild in Südschweden mit Annies Mutter zusammen. Später, im gleichen Jahr, reisten wir noch in das große Seebad Marstrand, auch an der Westküste, aber nördlicher, bei Gothenburg, und danach gingen wir wieder nach Strömstad und auf die Insel Roster. Zweimal wohnten wir Sommers auf der Insel Roster, 1910 und 1911.

Es ist hier schon dunkler Abend um halb sieben Uhr, wie immer gleichmäßig dunkel. Seit vier Jahren

sehe ich die Sonne täglich um sechs Uhr morgens aufgehen und um sechs Uhr abends untergehen. Von den langen, hellen Sommernächten wissen wir hier auf Java gar nichts. Es ist eintönig und zuletzt in seiner Eintönigkeit quälend, diese ewige jahreszeitenlose Zeit auf Java. Dieses mag gut sein für den, der hier geboren ist und es nicht anders weiß. Aber mich als geborenen Europäer macht dieser ewige Stillstand der Natur, der zwar etwas Großartiges, Unendliches und tief und ewig Feierliches hat, doch zuletzt unruhig. Ich fühle mich gequält und unzufrieden und verwundert durch diese ungewohnte ewige grüne, unerschütterte Sommerruhe Javas.

Man erlebt wohl Tag und Nacht, aber das ist auch der einzige Wechsel in der Umgebung. Die Natur steht hier seit Tausenden von Jahren grün und immer grün da, und die Sonne geht seit Tausenden von Jahren immer um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Dieses gleichmäßige, unveränderte Erleben gleichmäßiger, unerschütterter Licht- und Dunkeltheilung, dazu das ununterbrochene, ewige, gleichmäßige, immergrüne, lebende Wachstum der Natur, das gibt dem Lande hier etwas Ungeheures, etwas, das an die Ewigkeit erinnert, das der Vorstellung eines himmlischen Zustandes nach dem Tode gleichkommt, wie ihn sich die Christenwelt vorstellt.

Und in diesem gleichmäßigen, nie von Kälte, nie von unruhigem Wechsel gequälten Zustande werden einem Gefühle, Gedanken und Weltüberblicke klarer. Man urteilt hier nachsichtiger, ungestörter und unverstörter als im Klimawechsel Europas. Man lebt für den Körper, besonders hier oben in Tosari in der frischen Ätherreinheit, verklärter, hier wo die Rosenblüte vor den Türen und Fenstern der Glasveranden keinen Tag im Jahre aussetzt. Es ist, als müßten die Rosenstöcke hier wie im Liebesfest ihrer ewigen Blüte ausruhen. Sie blühen wie in einer ewigen Seligkeit, nie gequält von Frostnächten, nie gequält von Dürre, von Schneestürmen. Hier geboren zu sein als Javaner, von javanischen Eingeborenen, das muß für den Körper der glücklichste Körperzustand



aller Erdteile heißen. Der einfachste Javane lebt hier, gesehen gegen einen einfachen Europa-Bauern, ungequält wie ein Engel in einem ewig gleichgestimmten, sonnenseligen Himmel. Aber ihr Herzeleid und ihre geistige Sorge haben auch diese javanischen Engel im Weltfest, wie alle Weltfestlichen, durchzumachen.

Tosari, 24. Juni 1918. Montag mittag

Heute morgen war ich mit Frau F. zum ersten Male oben am Hügel im Hintergrund von Alt-Tosari, wo unter einem jungen Waringienbaum tief umlaubt sich das Grab eines heiligen Mannes befindet. Zu diesem Grab wandern einmal im Jahr alle javanischen Frauen und Mädchen Tosaris hinauf und bringen Opfer von Blumen und Reiskörnern dar. Sie steigen dann die schmale, steile Bergleiter hoch an dem steilen Hügel hinauf.

Voriges Jahr sah ich den langen Zug gegen mittag vom Opfer zurückkommen, sah eine Frau hinter der anderen den grünen, tannenbewachsenen Hügel herabsteigen. Das war hübsch anzuschauen. Die bunten Festtags-Sarongtücher der Frauen und ihre weißen Tüchchen, dazu die braunen Gesichter, dunkel der Blick, dunkel das Haar, braune nackte Füße unter den Blumenzeichnungen der roten, schwarzblauen und braunroten Sarongtücher der Hüften.

Dort oben auf dem kleinen grünen Platz bei dem heiligen Grab auf einer tieferen Bergstufe wollte ich mir, wenn der Krieg noch lange dauert, ein kleines Holzhäuschen bauen lassen. Nichts als eine Kammer mit Veranda. Aber unterwegs erzählte mir Frau F., daß Herr D. und Herr N. ihr gesagt hatten, daß vielleicht in diesem September schon der Austausch der Deutschen stattfinden könnte. Sie meinen, es würde ein holländisches Schiff die deutschen Internierten Australiens holen, begleitet von einem holländischen Kriegsschiff. Und dann würden auch die kriegsverschlagenen Deutschen Javas mitgenommen werden.

Frau F. photote mich unter dem Waringienbaum rechts vom heiligen Grab, oben auf jenem hübschen Hügel, um den hinauf nach Süden sich der Reitweg

zum Bromo zieht. Die Aussicht oben ist schön und frei, auf den Ardjoeno im Westen, auf Alt-Tosari, die Dorfhüttendächer unten und auf eine Bergschlucht und das Dorf Winokidji im Osten auf der Kante eines Gebirgrückens.

Das Denken in der Kriegszeit ist vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen nichts anderes als Kriegsargwohn, nichts als Kriegsvorsicht, nichts als Kriegsunruhe und Kriegsunheimlichkeit. Für den Frieden gibt es Gesetze, nach denen die Welt mit einem lebt. Im Krieg aber lebt die Gesetzlosigkeit, und keiner weiß, was die stündlich Neues bieten kann. Man lebt jetzt wie in ewigem Erdbeben. Jeden Tag stürzen neue Reiche ein, und das Chaos ist immer noch im Wachsen statt im Abnehmen. Man lebt wie in einer brennenden Stadt, abhängig von der Windrichtung, die stündlich umschlagen und das bisher geschonte Haus vernichten kann.

Heute nacht im Traum zeigte ich jemand meinen Filzhut, einen braunen mit schwarzem Band, und an ihn war noch ein dunkler Hut mit schwarzer Schnur gebunden. Die beiden Hüte waren meine Hüte, nur fehlte ein Kopf unter den anderen Hut. Vielleicht sollte Annies Kopf unter den anderen leeren Hut passen?

Auch befand ich mich in einem Haus mit vielen Menschen, in dessen Innerem sollte ein Brand sein. Wir gingen dann weiter auf einer langen Landstraße, und als ich mich umwandte und zurückging, sah ich in der Ferne goldgelb wie Schwefel die Brandwolke in der Landschaft, und unzählige Tiere kamen mir entgegengelassen, geradeaus fliegende Vögel, die dicht an mir vorbeischoffen. Am Boden kamen auch Kaninchen und Hasen mir auf dem Feldweg vom Brand her entgegengelassen. Die Vögel flogen, als brächten sie eine eilige Nachricht. Der goldene Brand in der Ferne war auch wie ein großes, leuchtendes, wichtiges Ereignis, das mich, die Landschaft, die Wolken und die Tiere in gewaltige, große, freie Aufregung versetzte.

Was mag der Traum für eine Zeichensprache des

Weltfestgeistes bedeuten. Was will mein allwissendes Weltfest-Ich meinem Körper mittheilen? — Ich glaube, es ist etwas Großes, Zufriedenes, Freies, was ich mit der Wiltersprache des Traumes bereits im ewigen Geist und ewigen Gefühl vorauszusehen weiß. Aber zum Bewußtsein ist mir das ewige Wissen, das Voraussehen dieser Nacht noch nicht gekommen. Vielleicht aber ist die Nachricht schon unterwegs zu mir, zu meinem Leid.

Vorgestern nacht hatte ich wieder mit meiner kleinen Puß in meinem Zimmer Schlägerei. Sie wollte — es ist Vollmond — wieder hinaus. Und unverständig, wie Menschen sind, konnte ich nicht begreifen, warum sie mich immer mit Miauen aufwecken muß. Ich schlief so gut und hatte keine Lust aufzustehen. Auch fürchte ich immer, Puß wird nachts einmal von wilden Ramponghunden zerrissen, die sich im Garten herumtreiben, und die dort die Abfallkästen durchwühlen. Also ich stand auf und stopfte Puß, die an der Thür miaute, unter meine Reisendecke am Fuße des Bettes. Vorher gab ich ihr mit einem Bambusröhrchen einige leichte Hiebe, und doch hüpfte sie nach einer Weile wieder unter der Decke hervor, sprang zur geschlossenen Thür und miaute. Nun wurde ich böse, ich klopfte sie tüchtig und stopfte sie unter die Decke und klopfte auf die Decke. Endlich blieb sie und schlief auch dort bis zum Morgen. Erst bei Sonnenaufgang miaute sie wieder, und ich ließ sie hinaus.

Aber am Morgen nach dem Frühstück strafte mich Puß, indem sie plötzlich aus der Steinrinne im Garten mit einer jungen Ratte im Maul hervorsprang. Ich hatte noch nie gesehen, daß Puß eine Ratte fing; nur einen Vogel hat sie mal gefangen, und deshalb hielt ich ihr Auf-die-Jagd-Gehen nachts im Mondschein immer für Unsinn und Schwärmerei. Nun aber belehrte sie mich schicklich, wie nützlich es ist, wenn man sein Käzchen nachts spazieren gehen läßt. Es geht theils auf die Jagd, theils auf Liebesabenteuer. Und Mondscheinfahrten gehören durchaus zum Katzenleben. Du Mensch gehst ja auch auf Reisen ins Unbekannte, und du, Mensch, Dauthendey, bist ja sogar vor Jahren

ins Unbekannte um die Erde und nach Java gereist, und der kleinen Puß willst du die nützliche Mondscheinreise nicht gönnen? So sagte Pußs Geist und Herz zu meinem Geist und Herzen. Und nun will ich sie immer in der Nacht hinauslassen.

Seit sie ihre erste Ratte gefangen hat, hat sie mich überzeugt von der Notwendigkeit, den Rageninstinkten zu gehorchen. Wenn ich die Rage als Zimmerkameradin ansehe, muß ich ihrem Wesen und ihrer Eigenart Rechnung tragen. Puß soll mich nie mehr zu faul zum Aufstehen finden, wenn sie nachts miaut und hinaus in die fabelhafte Mondnacht auf Jagdreisen gehen will.

Kameraden müssen sich gegenseitig, wenn gute Freundschaft bestehen soll, kleine Opfer bringen. Wer nicht Opfer bringen kann, kann auch nicht Freunde erwerben. Also belehrte mich meine Puß. Und ich fühlte mich weise bestraft von ihr und werde nie vergessen, wie sie, die geprügelte, feurige Kohlen auf mein Haupt sammelte und am Morgen nach der Prügelnacht mir die erste Ratte erjagt hat.

Verlernt hab' ich die Minne

Mir ist, ich liege schlafen  
Im Traum, der ohne Ende.  
Im Leid ring' ich die Hände,  
Mein Meer hat keinen Hafen.

Mir ist, es hat verloren  
Das Leben mich am Wege.  
Kein Lachen wird mehr rege.  
Ich bin wie totgeboren.

Mir ist, — werd' ich heimkehren,  
Dann ich mich still besinne.  
Verlernt hab' ich die Minne.  
Wirst du sie neu mir lehren?

Zosari, 24. Juni 1918. Abends zehn Uhr

Zosari, 25. Juni 1918

B. mit Syster D. und van D. sind heute morgen zum Bromo geritten. Ich wollte nicht mit. Ich habe

gar keine rechte Lust zu irgendeinem Weg. Ich kenne alle Wege so lange und habe nur Sehnsucht zum Heimweg nach Europa.

Tosari, 26. Juni 1918. Nachmittags

Ich bin ganz niedergeschlagen. Heute mittag und gestern schon sprach die Zeitung vom Mißerfolg der österreichischen Offensive und von großem Chaos und Hungeraufstand in Wien. Und heute heißt es, die Österreicher sein vollständig über die Piave zurückgeschlagen. Die Italiener machten fünfundvierzigtausend Gefangene. Das ist ein großer Schlag für uns hier, die wir schon allerlei große Friedensschlüsse aus dem Gelingen der österreichischen Offensive zogen. Die italienische Kavallerie soll den fliehenden Österreichern über die Piave nachsetzen. Es ist das ein quälender Tag heute. Wir fragen uns, wie es kommt, daß Deutschland die versprochenen zehn Divisionen Hilfe von der Westfront nicht zur rechten Zeit zur österreichischen Offensive hergab. Immer wenn die Österreicher nicht von Deutschland unterstützt arbeiten, dann geht es schief. Deutschland hat auch gegen Rußland den Österreichern beispringen müssen. Dann ging es gut vorwärts.

Ach, wie traurig ich heute bin über diese böse Nachricht aus Italien. Nun wird es mit dem italienischen Frieden, dem erhofften, noch lange nichts werden. Und dazu die Hungerrevolution in Wien! Wohin wird das noch führen? Wird sich Österreich vielleicht von Deutschland trennen und allein mit den Alliierten Frieden schließen müssen? Alles das frage ich mich heute.

Tosari, Freitag, 28. Juni 1918. Abends

Gottlob, gestern konnte ich von Herzen aufatmen, als mittags die Zeitung kam. Ich hatte mich belügen lassen. Seit langem hatten die Zeitung und der englische Telegraph keine so grobe Lüge nach Japa geschickt. — Es waren nur viertausendfünfhundert Gefangene. Und nicht fünfundvierzigtausend Gefangene, die die Italiener an der Piave machten. Ich war sehr zufrieden



über die Berichtigung des italienischen Gesandten in London, der sich um eine Null geirrt hatte. Aber auf diese Null kam es gerade an. Diese Null zuviel stellte einen Sieg der Italiener dar, einen großen Sieg. Und nun fehlte diese Null. Es fehlte also auch der Sieg der Italiener. Und ich hatte mich so niederschlagen lassen, denn seit langer Zeit hatten die Zeitung und der Telegraph nicht mehr so groß gelegen und sich geirrt.

Gestern auf dem Morgenspaziergang nach Alt-Tosari fragte mich Frau F.: „Und was macht eigentlich der Zar? Den haben sie gefangen gesetzt, und er wird wohl bald getötet werden.“

Und heute meldet die gestrige Zeitung, daß der Zar ermordet sein soll. Er hat soviel junge Studenten und Studentinnen, freiheitsbegeisterte, ermorden, quälen und verbannen lassen, daß es mich nicht wundert, wenn sein Schicksal auf diese Weise mit ihm abrechnet. Jeder Mensch baut sich durch seine Lebensweise seine Todesweise auf, finde ich.

Das sollte jeder Lebende bedenken.

Dieses Gedicht schrieb ich vor ungefähr acht Tagen:

### Die Konggeng-Tänzerin

Einwiegend ist die Luft heute hier.  
Mir ist, deine Seele weilt träumend bei mir.  
Vom Dorf drüben tönt der Gamelang  
Mit seinem göttlich lächelnden Glockenklang.  
Ich seh in der Javanen Mitte  
Die Konggeng-Tänzerin, zögernd im Schritte,  
Mit spielender Hand, gestreckt den Arm.  
Raum merklich sich wiegend vor der Leute Schwarm,  
Wie eine Schlange gestellt zum Sprung.  
Ihr Leib ist so schmal, ihre Brüste so jung,  
Halbnackt, umwickelt vom grünen Kleid  
Sie tanzt gezähmt der Seele Luste und Leid.  
Tanzt durch Spiegel der Menschenaugen.  
Tanzt, um im Menschenherzen unterzutauchen.

Tosari, Juni 1918

Du bringst zum Leben mit, wenn du geboren,  
Den guten und den bösen Willen.  
Die beiden suchen ihre Lust zu stillen.  
Geborgen bei dem einen, bei dem anderen verloren.  
So lebst du zwischen beiden, die dich drillen.

M. D.

Tosari, Sonntag, 30. Juni 1918.  
Morgens zehn Uhr

Nun blühen rot die Feuerbäume zum fünftenmal!  
Fünf Jahre blüht trocken um mich meine Sehnsuchts-  
qual.

Und die Chinaschwalbe fünfmal zum Äquator kam.  
Statt des China-Winters sie mein heißes Dach sich  
nahm.

Fünfmal Süd-Ost-Monsun von Australien herflog.  
Eisig sein Atem ins Tenggergebirge einzog.  
Dann verstummt die Zikade, die im Abend sonst geigt.  
Aber die Sehnsucht nicht, die Sehnsucht, die gärend  
nie schweigt.

Wie hier die Rosen ums Fenster klettern, jahraus,  
jahrein.

Sieht mit den Vergnabeln die Sehnsucht zu mir herein.  
Und wie die Vergwolken, die in das Zimmer wandern.  
Wohnt die Sehnsucht bei mir von einem Tag zum  
andern.

Und wäre nicht die Geisterstimme im Höhenwind.  
Wäre ich wie die Vergschluchtwasser, die vertrocknet  
sind,

Wäre ich längst wie Steine geworden und wie der  
Staub,

Wäre ich wie der Baum im Waldbrand der Dürre  
Raub.

Aber Wind, der im Tannenschaft braust, ist Wander-  
geist.

Und hat weltfestliche Stimme, die mich hoffen heißt.

## Nachmittags drei Uhr

Heute mittag bekam ich einen Brief vom Professor L. aus Malang, daß er mir dreitausend Gulden leihen will zu denselben Bedingungen, wie R. es getan. Ich hatte am 23. Juni geschrieben. Bis heute zum 30. Juni habe ich auf Antwort gewartet. Ich verzweifelte schon in den letzten Tagen daran, daß eine günstige Antwort kommen würde. Und ich schämte mich sehr im tiefen Herzen, daß ich, von der Kriegsnot bezwungen, L. um Hilfe bitten mußte.

Es ist zu traurig, wenn man so ohne Einnahmen hier im europasernen Osten als Literat in der leeren Luft hängt und Menschen bitten muß, die einem doch eigentlich fremd sind. Und besonders in meinem Alter von einundfünfzig Jahren ist das schwer. In drei Wochen werde ich einundfünfzig Jahre alt. Am 25. Juli. Wieder ein Geburtstag ohne meine Annie!

Tosari, Montag, 1. Juli 1918. Nachmittags

Gestern habe ich ein Buch von Frau M. aus Borneo erhalten: „Tropenkoller“ von Frieda von Bülow. Ich begann es abends zu lesen und lese es heute auch. Es ist mir gerade, als ob ich das Leben von Sumatra-Pflanzungen, von Java oder Neu-Guinea lese. Wenn das Buch auch das Stationsleben in Deutsch-Ostafrika beschreibt, ist doch das Kolonialleben in allen Ländern um den Äquator sehr ähnlich. Auf jeder Seite muß ich bei mir denken: Der Tropenkoller herrscht auch hier überall. Ein Überreiztsein, eine Verwandlung des europäischen Charakters bei denen, die immer in der Glut des Flachlandes leben müssen und nicht wie ich im Gebirge hausen können oder dürfen oder wollen. Und vier Jahre schaue ich nun schon diesem Leben zu, bei dem ich gar nichts zu suchen habe. Denn während alle hier ihren Lebensberuf finden, bin ich als deutscher Dichter hier überall überflüssig und nebensächlich und bleibe immer nur Gedanken-Tourist dieses Äquatorlandes.

Heute nacht hatte ich wieder einmal einen grimmigen Traum. Wenn ich Annie im Traum begegne, umgeben von Verführern, Verehrern und Anbetern

denen sie sich hingegeben hat, dann kämpfe ich im Traum mit ihr, würgen sie, im Elend verzweifelt. Und ganz zerschlagen, angeekelt, gereizt und gequält und voll von Liebeskummer wache ich dann auf. Ich fühle, als hätte ich alles in Wirklichkeit erlebt. Auch das Erwachen erlöst mich nicht von dem Ekel und Widerwillen, die mir die Traumszenen eingeblöst haben. Der ganze Tag steht dann unter dem Zeichen und Schauderbilde des Traumes, der mir in der Ferne in Europa Wirklichkeit geworden scheint. Ich komme mir wie verloren vor, wenn ich denke, daß ich Annie an einen Verehrer verloren hätte, den sie vielleicht erhört hat. Und ich muß mir immer wieder den ganzen Tag vorsagen: Träume bedeuten das Gegenteil von dem, was sie uns zeigen. Also, wenn ich Annie im Traum verführt und mir fortgenommen sehe, so ist sie mir wahrscheinlich in Wirklichkeit sehr treu. Aber welcher schwacher Trost, wenn die Traumbilder noch wie erlebte Wirklichkeit deutlich vor meinen Augen stehen.

Zu jedem Brief versicherte mir Annie ihre Treue, aber ich habe 1918 ja nur einen einzigen Brief vom 15. Februar erhalten. Und wir haben nun schon Juli, und das halbe Jahr ist ohne Lebenszeichen von ihr verstrichen. Da geschieht es doch, daß solche Schreckträume mich sehr angreifen und ängstlich machen.

Die Zeitung sagt heute, daß in Rußland die Bolschewiki gestürzt sind, Lenin und Trotzki sollen nach Berlin geflüchtet sein und man hat den russischen Thron einem Großfürsten angeboten, der hat aber den Ruf ausgeschlagen. Das verstehe ich, wenn eben der Zar ermordet ist.

Tosari, Mittwoch, 3. Juli 1918.  
Morgens sieben Uhr

Gestern telephonierte mir B. aus Soerabaja, daß mit dem Druck des ersten Teils meines Weltfestliedes: „Lied des inneren Auges“ begonnen werden soll. Ich solle doch zur Besprechung hinunterkommen. Aber ich sagte, ich würde es schriftlich machen. Den plötzlichen Klimawechsel halte ich nicht gut aus. Es ist mir das ein zu großes Herausreißen aus meinen

Gedanken. Alle wundern sich, daß ich nach sechzehn Monaten Tosariaufenthalt niemals Sehnsucht nach der Stadt habe. Auf dem Lande, in der Landschaft, kann ich vor der Quelle des reinen Himmels, des reinen Waldes, des starken Erdreiches besser denken als in der steinernen Stadt, die gut ist für Geschäfte, aber nicht gut für das Gemüt. Das Gemüt wird in der Stadt verunreinigt durch den Lärm und das ewige Stillstehen der abgelebten Bauten und der Geschäftsstraßen, wollbervorteilung die Tageslosung ist.

In den Zeitungen war gar nichts Neues von besonderer Wichtigkeit. Es scheint, die deutsche Westfrontoffensive steht ganz still, und die österreichische Italienoffensive ist von den Italienern abgeschlagen worden. Dieser Stillstand der Kriegshandlungen ist peinlich nachzufühlen. Man versteht, daß der Krieg, mit solchen Pausen geführt, noch unendlich lange dauern kann, da die Ermatteten auf beiden Seiten immer länger und länger brauchen, sich zu erholen zu neuen Angriffen.

Tosari, Sonnabend, 6. Juli 1918.

Mittags elf Uhr

Gestern mittag um zwölf Uhr habe ich das Lied der Weltfestlichkeit beendet.

Den ersten Teil schrieb ich 1917, und den zweiten 1918, ein ganzes Jahr hat es gebraucht, bis ich mir ganz klar wurde über die richtige Eingebung des zweiten Teiles. Ich bin innerlich zufrieden seit gestern mittag, da ich das Lied abschloß. Wenn das Buch nun gedruckt ist, und das Unglück wollte, ich sollte sterben, dann wäre meine Lebensarbeit damit erfüllt. Trotzdem ich gern noch mehr über die Weltfestlichkeit dichten möchte und auch gern lange leben und Annie und die Heimat wiedersehen möchte. Dies sind meine innigen Wünsche. Aber Gott wird es besser wissen als ich. Und wie es kommt, so ist es gut und festlich.

Tosari, Dienstag, 9. Juli 1918.

Nachmittags halb sechs Uhr

Ich habe heute einen Morgenspaziergang hinter Alt-Tosari hinauf gemacht, zum ersten Bromoweg



durch. Dort hat Herr de R. zu bauen begonnen. Dort oben unter den uralten zerspaltenen Landbäumen sitze ich so gern und sehe senkrecht hinunter in den Abgrund. Gegenüber an dem Berg zieht sich die helle Schlangenlinie des Weges hinauf. Die Aussicht ist prächtig und die Bergkluppe, wo ich unter einem der alten Baumriesen im Schatten sitze, hat gelbliches, elastisches, dichtes Berggras. Das ist richtiges Gras zum Sitzen; es ist wie eine glatte Strohmatte. Es waren Frau F. und Herr H., ein junger holländischer Administrator, mit mir. Der hat die ganze Milz fortoperiert bekommen. Die war voll von Malariabazillen. Jetzt ist er vergnügt und munter, nur noch schwach auf den Beinen.

Herr de R. hat bereits von dem uralten Dorf dort oben zwei Reihen der uralten strohbedeckten Dorfhütten und noch zwei Bergterrassen abreißen lassen. Der Anblick des so zertrümmerten schönen, alten Tenggervorfes tut mir weh. Die Hütten sind so malerisch. Trotzdem sie ganz einfach sind. Nur ein dunkles, verräuchertes Strohdach, darunter einfach von Rauch und Zeit schwarzgebräunte Holzwände, aber kleine, niedere Türen und kleine, trauliche Fensterlücken, ganz schmucklos. Schmuck sind nur die uralten Linien des schweren Strohdaches und der gemächlichen Masse der Fensterlücken und der Türen.

Jetzt die neuen Holzhäuser hier im Gebirge werden mit fabrikmäßig gelieferten, hohen Türen und langen städtischen Fensterrahmen unten aus der Ebene von Soerabaja geliefert. Da ist kein Reiz mehr daran, auch keine Weisheit dabei. Denn wozu brauchen im windigen Gebirge die Leute dieselben weiten Türen und Fenster wie unten in der glühend heißen Ebene von Java unter der Tropen- und Äquatorsonne. Die anheimelnden Maße, die die Bevölkerung, dem Klima angemessen, aus sich selbst im Gebirge erfunden hat, verschwinden und weichen blöden, nie zufriedenstellenden, unsinnigen und gedankenlosen Maßen der Ebene. Das ist traurig. Auch die dicken, gemüthlichen, tausend Jahre alten Strohdächer verschwinden. Dafür kommen oft ein Wellblechdach und Blech überhaupt an-

stelle des warmen Schuttdaches, das den Rauch durch das Stroh abziehen ließ und zugleich warm die Wärme zurückhielt. In den neuen unförmigen, traurig halb städtischen Holzhütten mit Riesentüren und Riesenfensteröffnungen mit Fensterladen; in diesen ungnädigen Neuzeithütten werden die Bewohner nur künstlich unzufrieden gemacht. Und wenn sie dazu noch lesen und schreiben lernen, laufen sie aus den Gebirgsdörfern und werden in der Ebene in Soerabaja freche Diener und Stadtbummler.

Dies ist eine künstliche Vernichtung der javanischen Gebirgsvölkerschaft. Nur um einigen Europäern einige Pavillons hinzubauen, vernichtet man uralten Kulturwert, der nie wieder zu ersetzen ist. Darüber mußte ich trauern, als ich da oben saß und das ansah.

Gestern war ich nachmittags zur Teestunde mit meiner Flasche Milch bei Frau F. auf der Veranda, und Herr van D., der neben ihr wohnt, war auch dabei. Sie wohnt Nr. 53, also vier Zimmer vor mir in der Zwölfsimmergalerie. Wir plauderten über Tiger und Schlangen. Am Südostabhang des Tenggergebirges, am Fuß des Smeroeffraters, gibt es noch große Königstiger, prächtige Tiere. Dort gibt es auch viele Pfauen. Man sagt, wo es Pfauen gibt, gibt es auch Tiger.

Frau F. erzählte, auf ihrer Rubber- und Gambirpflanzung in Süd-Ost-Sumatra, da gibt es noch Tiger, die gemächlich abends in der Pflanzung vor den Häusern auf- und abschlendern und die Forterrier und die Hühner und Ziegen und Schweine wegrauben. Das sind dann alte Tiger mit schlechten Zähnen, die kein Wild im Busch mehr anzufallen wagen, da sie zu klapprig geworden sind. Aber vor drei Monaten ereignete sich ein seltener Raubanfall eines Tigers auf eine Frau. Es war in derselben Gambirpflanzung. Am Rand eines Urwaldstreifens arbeiteten mittags viele javanische Kulis an den Gambir-Büschen und hackten in der Erde. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren, ganz vertieft in ihre Erdarbeit, wird plötzlich von einem aus dem Wald herauspringenden Tiger von rückwärts am Kleid am Sarongtuch ge-

pact. Und dann trug das Tier die erschrockene Ohnmächtige, die nur einen Schrei ausgestoßen hatte, ehe sie das Bewußtsein verloren, in den Busch. Die Kulis liefen entsetzt auseinander. Und sie rannten alle von der Arbeit fort nach ihren Hütten und holten Blechgefäße und Stangen und Stöcke und sagten es den Europäern. Dann kamen sie alle wieder, einen ungeheuren Lärm machend, rasselnd mit den Blechtöpfen und Deckeln und schreiend und kreischend, und folgten der Tigerspur in dem Busch. Tief im Busch unter einem Baum sahen sie das junge Mädchen liegen. Und der Tiger umkreiste brummend die Liegende. Alle glaubten, das Mädchen sei totgebissen und schwer verletzt. Und als der Tiger vom Lärm fort ins Gebüsch sprang, da waren alle Leute sprachlos vor Verwunderung, denn das Mädchen zeigte nicht die kleinste Hautwunde. Man trug sie in das Spital der Pflanzung. Die Ärzte untersuchten sie und fanden an ihrem Körper keine Wunde, keine Verletzung. Der Tiger hatte die Geraubte nur am Kleid geschleppt und hatte ihr gar kein Leid getan. Als das Mädchen aber im Spital nach seinem Schrecken aufwachte, blieb es noch einige Zeit verwirrt und ängstlich. Und die Schreckhaftigkeit ist noch nicht von ihr gewichen. Als sie vor einiger Zeit wieder an der gleichen Stelle, wo sie den Tigerüberfall erlebt hatte, mit anderen arbeiten mußte, da fiel sie plötzlich, als es Mittag wurde, zur gleichen Stunde wie damals ohnmächtig um. So sehr lag ihr der Schreck noch in den Gliedern. Die Ärzte sagten dann, man dürfe sie niemals mehr an dem Platz arbeiten lassen, wo sie überfallen wurde.

Frau F. versicherte mir, daß die Geschichte genau so war, wie sie sie berichtet, und daß sie sie selbst erlebt hatte.

Auch ein Foxterrier wurde abends dicht vor ihrer Thür neben dem Gärtner weggeholt. Es war schon von sechs Uhr abends ab eine große Unruhe unter den Hunden. Und alle bellten. Da ging Herr F. hinaus in den großen Garten vor dem Haus, und die Hunde gingen mit ihm. Er dachte, es seien viel-

leicht entlaufene Kettengefangene im Garten, da kurz vorher aus dem Gefängnis entlaufene Gefangene sich im Busch umhergetrieben und sogar eines Abends während der Essenszeit den Dienern alle Sarongs aus den Hütten gestohlen hatten, trotzdem das Herrenhaus hell erleuchtet war und alle Leute noch auf waren. Und wie man noch suchte, da blieb ein Hund neben einem der Hausdiener sitzen und sah wie hypnotisirt zitternd ins Dunkel. Der Tiger, dessen Augen ihn gebannt hatten, sprang aus dem Gebüsch, und holte den armen Hund dicht neben dem Diener fort.

Ein paar Tage später ging derselbe Tiger in eine Tigerfalle und wurde dort von Herrn F. erschossen. Es war ein magerer, alter Tiger, und er hatte im Maul viele hohle, alte Zähne. Deshalb, weil er so alt war, hatte er sich zu den Hütten der Javanen gehalten und immer Geflügel und Hunde geraubt. Das tun junge Tiger nicht gern.

In der Ferne auf den Kriegsschauplätzen ereignet sich augenblicklich seit Tagen gar nichts Wichtiges. Deutschland will mit Finnland zusammen in Rußland einen Feldzug eröffnet haben. Von der französischen Front und der italienischen Front hört man fast nichts. Der Sultan der Türkei soll gestorben sein, und die Alliierten sollen Truppen in Wladiwostok gelandet haben, Franzosen, Engländer und amerikanische Marinetruppen. Sie wollen den Russen zu Hilfe kommen!

Dieser Krieg scheint nie mehr ein Ende erreichen zu wollen. An allen Weltenden entbrennt er wie ein unlösbares Feuer immer wieder von neuem, und ich sitze hier, getrennt vom Liebsten, von Annie und Deutschland, in einem Land, in dem ich nichts zu suchen habe, in das ich nicht hingehöre, aus dem ich mich wachend und schlafend seit vier Jahren, seit Kriegsausbruch, fortwünsche und fortsehne. Wie soll das enden mit meiner Sehnsucht? Ich habe eine Hoffnung, daß mein Weltfestlichkeitslied, gedruckt und dem Gouverneur von Niederländisch-Indien, dem Grafen Limburg nach Buitenzorg zugesandt, mir vielleicht die Gnade erwirken kann, daß man mich end-

lich, da ich schon einundfünfzig Jahre alt bin, vielleicht mit einem holländischen Kriegsschiff nach Hause reisen lassen wird. — Das Weltfestlichkeitslied dürfte das schon für mich erreichen. So schleppe ich mich von Hoffnungshalm zu Hoffnungshalm weiter.

Es ist leider in unseren Augen hier so, als ob die letzte deutsche Offensive ihr Ziel nicht erreicht habe und auf halbem Weg stecken geblieben wäre. Das ist schmerzlich auszudenken. Oder wird sie bald wieder fortgesetzt werden? Es erstaunt uns auch, daß trotz der deutschen Unterseeboote eine Million Amerikaner in den letzten Monaten in Frankreich landen konnten. Wenn das wahr ist, dann müssen unsere Generale wohl jetzt sparsam sein mit dem deutschen Heer und müssen Offensiven zukünftig vermeiden, wenn sie damit nicht Endschlachten zu liefern imstande sind.

Dieses ist meine Meinung hier aus der Ferne, wo man den Krieg aus der Wolfenschau der Ferne betrachtet und Europa von außen wie ein Bild der Wand überschaut. Es waren trockene, heiße, staubige Wochen jetzt. Aber seit gestern und heute nachmittag hat es ein wenig geregnet, doch nur so viel, um den Staub niederzulegen. Es ist ein dürres Jahr im Land Java und in meinem Herzen.

Heute schickte mir Doktor L. von dem mir als Anleihe versprochenen Gelde das erste Tausend durch die Javabank herauf nach Tosari. Gottlob, nun kann ich etwas ruhiger den Wochen der Zukunft entgegen sehen.

### Brief an seine Frau

(Bruchstück des letzten, nicht abgeschickten, im Nachlaß gefundenen Briefes, der Zensur wegen französisch geschrieben)

Tosari, 19. Juli 1918

Meine liebe Annie,

ich habe einen Brief von Dir bekommen im letzten Monat. Auch eine Depesche kam hier an, die mir sagt, daß Du wohl bist. Dies ist der einzige Brief, den ich in diesem Jahr bekommen habe. Es ist sehr



traurig, daß nun die Schiffe nicht mehr gehen. Ich leide so an der Sehnsucht, von Dir etwas zu hören. Du weißt, für mich ist das Leben ohne Dich kein Leben. Ich arbeite, ich esse, ich schlafe. Aber meine Seele ist nicht hier. Die Maschinerie meines Körpers arbeitet wie im Schlafwandeln.

Liebe Geliebte, ich denke jeden Tag morgens, mittags, abends und auch noch im Schlaf an Dich. Ich bin Dir immer treu geblieben. Ich habe nie eine Frau angerührt in all den langen Tagen unserer so schmerzlichen Trennung. Ich finde, daß wir in dem Alter sind, wo die Liebe eine heilige Sache ist, die nicht geschändet werden darf. Wir haben einander früher viel Liebe gegeben, aber wir haben einander auch viel Kummer und Traurigkeit bereitet. Jetzt sind wir so reif, daß wir einander bloß immer Liebe geben müssen, ewige Liebe, nichts als Liebe, ganz bis zum Tode.

O mein Herz, mein Herz ist so einsam ohne Dich! — Ist es nicht das größte Unglück, dieser Krieg, der alle Verbindung unterbricht? Die Post bringt fast keinen Brief mehr von Dir. Auch der Telegraph ist unsicher. Meine Geduld war immer groß. Aber jetzt tut mir mein Herz oft weh. Ich bin gezwungen, mich stundenlang auf meinem Bett auszuruhen, und mein Herz ist dann wie ein Stein so hart. Nach einigen Stunden erhole ich mich wieder. Aber der Schmerz wird von Zeit zu Zeit so gewaltig. Und dann fühle ich mich fast wie gestorben. Aber Sorge Dich um meinetwillen nicht. Die Liebe zu Dir und die Sehnsucht nach der Heimat halten mich aufrecht. Ich will nicht sterben, ohne Dich wiedergesehen und umarmt zu haben. Ich hoffe, daß auch Du Dich stark erhältst . . .

Das Märchenbriefbuch der heiligen  
Nächte im Javanerlande



## Brief an die kleine Lore in Altona in Deutschland

Geschrieben in Garoet im Javanerland  
am Weihnachtsabend 1915

Liebe Lore!

Du hast etwas Schreckliches angestellt, und Du weißt es gar nicht. Erinnerst Du Dich noch, wie Du vor Weihnachten 1913 mich mit Mutter vom Bahnhof in Altona abholtest? Weißt Du noch, was Du da gewünscht hast, als ich Dich fragte, was Du Dir zu Weihnachten bestellt hättest? Du sagtest: „Ich habe mir ein selbstgeschriebenes Märchenbuch von Ihnen bestellt.“ — „Ja,“ sagte Deine liebe Mutter, „Lore hat sich ausgedacht, von Ihnen ein eigens für sie geschriebenes Märchenbuch zu bekommen.“ Ich fand das ein bißchen viel. Aber weil ich Besuchsonkel war, und weil Du so schöne braune, wilde Locken hast, und weil und weil und weil ich Deine lieben Eltern so gerne habe wie Du, sagte ich: „Ja, Lore soll das Märchenbuch bekommen.“ Du freutest Dich und sagtest, als ich abreiste, mit Deinen lustigen Augen, die mich süß und dunkel wie zwei Stückchen Schokolade ansahen: „Vergiß mein Märchenbuch nicht!“

Es war leichtsinnig von mir, einem kleinen hartenäckigen Mädchen, wie Du bist, ein ganzes dickes Märchenbuch so schnell zu versprechen. Denn ich wußte ja gar nicht, wo ich Märchen herholen sollte. Nun sitze ich in der Patsche, und es ist nun das dritte Weihnachtsfest, daß Du auf Dein Märchenbuch wartest, und ich armer Mann habe Deines Märchenbuches wegen Heimat, Frau und Haus verlassen und habe ein Schiff genommen und bin drei Jahre lang draußen

in Asien, in Indien gereist, dort, wo ganze Menschen wie aus Schokolade herumlaufen, und wo sie nicht nur Schokoladeaugen haben. Jeden Kaufmann habe ich gefragt hier draußen: „Sagen Sie mal, wo kauft man denn für Lore hier in Indien die Märchen, die berühmten? Es ist da ein kleines Mädchen mit wilden Locken in Altona zu Hause, dem hab' ich törichterweise ein ganzes Märchenbuch versprochen. Wo bezieht man denn die? Allein deshalb bin ich doch mit dem großen Schiff, das so viele Wochen lang zwischen Wasser und Himmel auf und ab schaukelte, hierher zu den Schokoladeleuten gereist, um der kleinen braunen Lore Märchen, frische, gut ausgewachsene, aus den Palmenwäldern zu holen.“

„Ach was,“ knurrten die Kaufleute, „Gummi von den Gummibäumen, Kakao vom Kakaobaum, Reis von den Reissähen, Bananen, Ananas und Zucker vom Zuckerrohr können Sie hier haben. Aber Märchen haben wir nicht auf Lager. Denn jetzt gibt es Eisenbahnen hier draußen, so wie zu Hause um Altona herum, und wo es Eisenbahnen gibt, da gibt es keine Märchen mehr. In der Kohlenluft und beim lauten Lärm der Räder und bei dem ewigen eiligen Wind, den die Bahnzüge machen, wachsen die Märchen nicht mehr gut. Und deshalb bekommt man sie nicht mehr. Sie kommen zu schlecht fort.“

„Aber,“ sagte ich erschrocken, „ich bin doch nun auf dem Schiff, das mit den beiden großen Schornsteinen so viel rauchte, so weit gereist! Ich muß Märchen heimbringen.“

„Ja,“ sagte da ein Kaufmann nachdenklich und strich sein glattrasiertes Kinn, „reisen Sie mal ins Menschenfresserland da hinten!“ Und er schlug in die Luft, dorthin, wo die Sonne morgens aufgeht.

„Ach, Gott, soll ich noch weiterreisen!“ seufzte ich müde und trocknete mir den Schweiß von der Stirn. Denn im Javanerland war es schon so heiß wie zu Hause im Badezimmer, wenn heiß Wasser aus der Wanne dampft und die Sonne am Fenster brennt und der Badeofen außerdem noch dick heiß ist.

„Ja,“ meinte der glattrasierte Kaufmann, „wenn



man kleinen deutschen Mädchen etwas versprochen hat, muß man es auch halten. Und wenn man es gar noch zur Zeit des Weihnachtsfestes versprochen hat, dann geht es einem ganz schlecht, wenn man es nicht hält."

"Du lieber Gott," seufzte ich, „so muß ich also ins Menschenfresserland reisen und der Lore dort Märchen holen! Aber wissen Sie auch gewiß, daß es dort Märchen gibt?"

„Nee,“ gähnte der Kaufmann, den mein unbegreifliches Märchenverlangen langweilte, „nee, gewiß ist nur der Tod. Aber da es im Menschenfresserlande keine einzige Eisenbahn gibt, so werden wohl noch Märchen da sein!“ Ich dankte und reiste also nach dem Lande der Menschenfresser.

Liebe Lore, weißt du, was das heißen will, wenn man in ein Land reist, wo die bösen Menschen ihren Vater und ihre Mutter schlachten, wenn sie beide ganz müde geärgert haben? — Und sie schlachten morgens zum Kaffee kleine Kinder, die stippen sie in den Kaffee oder in die Schokolade, — das hatte der Herr gesagt, den ich eben gesprochen hatte, der mit dem glattrasierten Kinn. Und des Mittags schlachten sie Herren und des Abends zarte Damen, weil diese, beim Nachtmahl verzehrt, nicht so schwer im Magen liegen. Da ich also ein Herr bin, konnte ich nur des Mittags geschlachtet werden. Ich war aber schlau und dachte: „Dann gehe ich mittags nie aus und schlafe im Menschenfresserland immer über Mittag, denn morgens und abends, wenn ich ausgehe, tun sie mir nichts. Denn dann schlachten sie kleine Kinder und zarte Damen.“ Es war aber alles Schwindel. Denn die Leute machen einem gar zu gern bang, wenn sie sehen, daß man allein reist und im fremden Lande nicht bekannt ist.

Im Menschenfresserland frist man gar keine weißen Menschen mehr, wie Du und ich es sind, liebe Lore; Du kannst ruhig schlafen und sollst heute nacht nicht vom Menschenfressen träumen. Die Menschenfresser aßen nur Obst und Gemüse und Kartoffeln und taten keinem Menschen mehr was zuleide. Denn überall, wo ich hinkam, schämten sie sich bereits, daß sie ein-

mal Menschenfresser gewesen sind, und sie wollten nicht mehr daran erinnert sein.

„Nun habe ich großes Glück,“ dachte ich bei mir. „Nun kann ich auch abends und morgens dort spazieren gehen, da man gar nicht gefressen wird, und nun kann ich den ganzen Tag Märchen für Lore suchen, so wie man Schmetterlingen nachläuft.“ Die Märchen stehen nämlich dort auf den großen grünen Blättern geschrieben, die am Palmenwaldrand wachsen, hatte man mir erzählt. Denn in den Wäldern dort wohnen Paradiesvögel; wenn die eine ihrer schönen hellgelben Schweiffedern verlieren und diese Feder dann auf ein Baumblatt fällt, so beginnt sie ganz von selbst Märchen zu schreiben, — weil es Paradiesfedern sind. Und die Ameisen bestreichen das Blatt mit Ameisensäure, und dann erscheint die Schrift der Paradiesvogelfeder tief eingegraben im Blatt. Man pflückt das Blatt ab und liest das Märchen herunter. So hatte ich immer gehört, daß es die schokoladefarbenen Indier machen. Ich wollte es auch so machen. Die Blätter wollte ich pressen, bis ich ein ganzes Märchenbuch für Dich, liebe Lore, beisammen hätte.

Ach, ich dachte es mir so leicht. Und zu Weihnachten 1914 wollte ich schon wieder bei Dir in Altona ankommen und das Märchenbuch Deinen lieben Eltern geben, damit sie es Dir am Heiligen Abend unter dem Weihnachtsbaum mit allen Geschenken schön aufbauten.

Aber nie wird es im Leben, wie man es sich lebhaft vorstellt. Denn das Leben ist ja auch ein Märchen voll Zauberei, voll Verwandlungen, voll Wundern überall. Man weiß nie, wie das Leben einem sein Märchen weitererzählen will. Wenn man abends ermüdet das Ohr aufs Kissen legt, denkt sich das Leben in der Nacht eine neue Überraschung aus. Denn es weiß ganz genau, was man denkt; und damit es nicht langweilig wirkt, tut das Leben am nächsten Tag nie ganz genau so, wie man es sich am Abend beim Niederlegen vorausgedacht hat. Es tut immer was anderes, und das ist die große Kunst

des Lebens, immer tags mehr Leben zu erfinden, als sich der Mensch abends ausdenken kann.

Seit ich aber von Altona und Deutschland abreiste, bist Du inzwischen drei Jahre älter geworden. Das macht mir den meisten Kummer. Denn nun, wenn ich Dir wirkliche Märchen heimbringe, liest Du sie vielleicht gar nicht mehr gern. Und dann liegt mein so schwer errungenes Märchenbuch bei der Kage im Winkel, und der Bücherwurm baut seine Gänge hinein, und das Buch zerfällt ungelesen in lauter kleine Schnitzel, vom Bücherwurm zerfressen.

Aber ich habe es versprochen und muß halten, was ich versprochen habe, — mehr muß ich nicht tun. Liest Du meine Märchen gar nicht mehr, und willst vielleicht lieber dann einen Roman von mir geschrieben haben, so ist das Deine Sache und nicht meine. Daß Du dann einen Roman bekommst, will ich nicht wieder voreilig versprechen. Denn heute, wo ich diesen Brief an Dich schreibe, habe ich noch nicht mal das Märchenbuch angefangen.

Ja, stelle Dir vor: auch im Menschenfresserland gab es keine Märchen mehr vorrätig an den Bäumen. Und warum? — Ja, das will ich Dir gleich erklären, und ich bin sehr traurig, weil die Eitelkeit der Damen zu Hause daran schuld ist, daß es keine Märchen mehr gibt. Siehst Du, als ich mit dem Schiff an der Palmenküste des Menschenfresserlandes ankam, das auch Neu-Guinea heißt, da ließ ich mich gleich in einem Kahn durch die hohe Brandung ans Land fahren. Der Kapitän des Schiffes sagte zwar: „Warten Sie doch ab, bis der Wind sich gedreht hat, dann legt sich die gefährliche Brandung etwas.“ Ich schüttelte den Kopf und sprang vom großen Schiff heraus in einen kleinen Kahn, den ruderten einige Menschenfresser ans Land. Ich hatte große Neugier, die Palmenblätter im Palmenwald auf Märchenschriften zu untersuchen. Und deshalb wartete ich gar nicht erst ab, bis sich die wilde Brandung legte. Der kleine Kahn mit den Menschenfressern war ans Schiff herangerudert, um Briefe für die Herren Menschenfresser am Land abzuholen. Daraus,

daß die Menschenfresserherrschaften Briefe schreiben und Briefe bekommen, kannst Du Dir gleich vorstellen, daß sie Schulbildung haben müssen. Alle nicht, aber einige haben Schulbildung. Und diese mit der Bildung, die kamen in einem Kahn ganz vertraulich ans Schiff, denn sie standen sich mit uns weißen Leuten ganz gut. Sie waren sogar schon deutsche Soldaten geworden, trotzdem damals, als ich landete, noch kein Krieg zu Hause rund um Deutschland ausgebrochen war. Diese Leute aus Neu-Guinea, die mich ans Land ruderten, trugen die deutsche Soldatenmütze auf dem Kopf und einen Ledergurt mit Seitengewehr um die Hüften. Aber Hosen und Jacken hatten sie der großen Hitze wegen keine an. Denn sie sind ja so schön dunkelfarben am Körper, daß die dunkle Hautfarbe sie gar nicht nackt aussehen läßt, — es ist, als hätten sie einen dunkeln Handschuh über den ganzen Körper an. Diese gebildeten Menschenfresser trugen nur ein ganz großes rotes Leinentaschentuch unterhalb des Ledergürtels um den Leib gebunden. Außerdem hatten einige von ihnen eine rote Blüte vom Hibiskusbusch hinterm Ohr stecken oder eine kleine bunte Papageienfeder. Und sie hatten ein Armband, aus feinem Binsenstroh geflochten, am Oberarm; das und eine kleine Kette aus den feinen, kleinen, spitzen Zähnen des fliegenden Hundes um den Hals, — das war alles, was die Menschenfresser außer ihrer Soldatenmütze am Leibe hatten. Es war genug bei der mächtigen Hitze. Denn die Sonne war hier manchmal wie ein heißes Bügeleisen, wenn sie einem über die Wange kam.

Diese Leute ruderten mich also durch die Brandung ans Land. Sie machten sich aus der Brandung so wenig, wie Du Dir daraus machst, wenn Thür und Fenster offen stehen und die Luft etwas lebhafter durchs Zimmer weht. Der eine von ihnen, der am Steuer saß, hatte auf meinem Schiff vom Koch einen Topf mit gekochtem Reis bekommen. Daraus aß er jetzt mit der Hand, denn er war nur halbgebildet, mußt Du wissen; und dann ist man mit den Fingern statt mit dem Löffel, sagen die Leute. Ich verstehe

den Unterschied nicht. Aber Du als angeheendes Fräulein wirst es schon besser begreifen als ich, der ich unter den Wilden schon halbwild geworden bin.

Also, nun wollte ich Dir nur sagen, daß der Neu-Guinea-Mann sich gar nichts aus der Gefahr der Brandung zu machen schien, und daß er seinen Reis aß, als ob er nicht mitten in tobendem, weißschäumendem Wasser säße; er kannte gar keine Furcht. Erst staunte ich. Dann aber verstand ich, warum er sich nicht vor der Brandung fürchtete, vor der mich sogar vorhin der alte Seemann, der Kapitän meines Schiffes, gewarnt hatte. Es war die deutsche Soldatenmühe, die den Halbwilden furchtlos machte. Denn das hat man ja in diesem Krieg jetzt gesehen, daß deutsche Soldatenmühen allein schon furchtlos machen, wenn man sie mal auf hat. Ich hütete mich wohl, die mich aus Land rudernden Neu-Guinea-Männer nach den Märchenblättern am Walbrand zu fragen. Denn dann hätten sie vielleicht gleich Handel damit begonnen. Ich ging dann am Land herum und tat, als ob ich Muscheln am Strand suchte. Es gab da kleine rosige Muscheln und lila Muscheln, und rote, kleine, abgebrochene Korallenzweiglein lagen im Kieselgestein des Ufers am Meer.

So ganz nebenbei guckte ich auch mal in den Wald und blieb unter einem Baum stehen. Aber die Palmenbäume haben das an sich, daß sie sehr hoch sind. Hinauffklettern wäre zu schwierig gewesen, da ich Schreibhände habe und keine Kletterhände.

Ich guckte eine Weile an den langen Palmenstämmen in die Höhe. Es kam aber kein einziges Blatt herunter. So ein Palmbaum hat ja kaum zwölf große, lange, schaukelnde Blätter. Natürlich läßt er von den zwölfen selten mal eines auf die Erde fallen, um nicht gar so armselig dazustehen.

Wie gesagt, ich setzte mich und überlegte, was zu tun sei, damit ich die Palmenblätter auf Märchen untersuchen könnte. Wie ich noch saß, winkte der Kapitän vom Schiff. Das machte er, indem er die Schiffsflagge am Mast auf und ab ziehen ließ, und dazu ließ er die Schiffspfeife laut tuten, so wie die



Schiffe in Hamburg auf der Elbe tuten, wenn sie aus und ein fahren, von der Elbe ins Meer und umgekehrt.

„Will er denn schon wieder fort?“ fragte ich mich verwundert. Ich eilte mich aber gar nicht. Denn Dein Märchenbuch, das versprochene, liebe Lore, machte mir große Sorge. Und bin ich deshalb so viele Wochen über so viele Meere von Europa und von Deutschland und von Altona hier nach dem heißen Menschenfresserland gereist, um nach einer halben Stunde Landaufenthalt gleich wieder umzukehren? — „Nein,“ sagte ich, „ich bleibe. Ich suche Märchen und habe ein Recht, zu bleiben, bis ich weiß, ob es hier welche gibt oder nicht. Und das Schiff muß auf mich warten.“ — Ich rief einen der Menschenfresser, die nicht weit von mir bei einem Kahn alle um den Reistopf saßen, daraus sie der Reihe nach eine Handvoll in den Mund stecken durften. Sie hörten mich aber erst, als der Reis aufgeessen war. Dann nahm jeder seinen Zahnstocher aus dem Armband, das sie am Oberarm stecken hatten. Dort im Stroharmband steckte all ihr Bedarf an Hausgeräten. Da hatten sie ein Bündelchen Jlang-Jlang-Gras hängen, dessen Geruch die Stechfliegen vertreibt. Ein anderer eine Streichholzschachtel, einer ein Messer, aus einem geschärften Knochen des Vogels Kasuar gemacht; sie hatten viele verschiedene Dinge am Oberarmband stecken. Jetzt stocherten sie sich mit ihren Zahnstochern im Munde herum. Trogdem sie kein Fleisch, sondern nur gekochten Reis gegessen hatten, stocherten sie sich umständlich zwischen den blanken Zähnen ihres Gebisses herum.

„Vielleicht haben sie doch plötzlich Hunger auf Menschenfleisch,“ dachte ich. „Oder haben sie vorher doch schon welches gegessen?“ — Aber ich fürchtete mich nicht vor ihnen, denn ich hatte Hunger nach Märchen und war für alles andere gedankenlos. Und außerdem beruhigten mich immer die kaiserlichen Soldatenmützen der Wilden, wenn ich diese betrachtete.

Die Wilden kamen dann leichtfüßig über die Steine her zu mir an den Palmenwaldrand. Sie gehen ja alle barfuß, da gehen sie viel leichtfüßiger als wir

in unseren schweren Stiefeln. Sie waren aber alle noch vom Rudern heiß und stanken nach Schweiß, und am liebsten hätte ich mir die Nase zugehalten, wenn das sie nicht beleidigt hätte.

Ich deutete auf die Palmen und nahm aus meiner Tasche eine alte Nummer der „Vossischen Zeitung“, die ich mir mit Absicht eingesteckt hatte. Dieses Zeitungspapier teilte ich in sechs Stücke. Denn vor den Wilden bleibt man als Europäer sitzen, wenn man mit ihnen spricht. Weil der Ganzgebildete vor dem Halbgebildeten nicht zuerst aufstehen soll. Ich deutete auf sechs Palmbäume und bedeutete den Wilden, daß mir jeder von ihnen von einem Palmbaum ein Palmenblatt holen müsse, dann bekäme jeder zum Lohn ein Stück der alten „Vossischen“ ausbezahlt. Du mußt nämlich wissen, liebe Lore, diese Leute, das wußte ich, rauchen gar zu gern zusammengedrehtes Zeitungspapier. Für einen Faden Zeitungspapier laufen die Neu-Guinea-Männer durchs Feuer. Sie brauchen gar keinen Tabak. Und es ist überflüssige Verschwendung, die Leute, wie manche es tun, mit Tabakstangen zu bezahlen, von denen jede Stange einen Wert von reichlich zehn Pfennigen darstellt. Für Zeitungspapier allein erreicht man dieselben Dienste. Sie rauchen das locker zusammengerollte Papier mit demselben Genuß, als ob es voll Tabak wäre, hat mir mein Schiffskapitän erzählt. Und ich hatte es auch an Bord schon gesehen, daß sie dort reines Zeitungspapier geraucht hatten.

Flint wie ein Trupp auseinanderstiebender Affen, kletterten auch gleich die Neu-Guinea-Leute, nachdem sie Mütze, rotes Taschentuch und Gürtel abgelegt hatten, an den langen Kokospalmenstämmen zu den Blätterkronen hoch, wo sich die zwölf Blätter wiegten. Denn der Anblick der sechs Zeitungsblätter hatte sie lüstern und begierig gemacht.

Ich freute mich schon, im Handumdrehen erfahren zu können, ob die Palmen hier Märchen tragen oder nicht.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als mir von oben statt der erhofften Palmenblätter kopfgroße höl-

zerne Kokosnüsse, von den Männern heruntergeworfen, zu Füßen rollten?

Ich hielt die Hände vor den Mund und schrie aus Leibeskräften: „Blätter, Palmenblätter, keine Nüsse, keine Kokosnüsse!“ Aber es half nichts. Immer mehr riesige große Nüsse krachten auf den Boden hin, wo ich stand und mich nicht verständlich machen konnte. Es half nichts, soviel ich auch den Kopf schüttelte. Die Leute verstanden meine Sprache nicht, und ich nicht die ihrige, so mußte ich zusehen, wie ich nicht ein Palmenblatt bekam und nur lauter Nüsse herabrasselten. Wie konnten auch die guten Wilden denken, daß man von Kokospalmen für sechs Stücke Papier der „Bosfischen Zeitung“, gedruckt in Berlin, nur gewöhnliche Palmenblätter und nicht nahrhafte Nüsse forderte. Das war noch niemals vorgekommen. Wer hier auf Kokospalmen wies und dazu Zeitungspapier hinlegte, der wollte für sein gut bedrucktes Papier auch gut reife Kokosnüsse haben. Ich war unglücklich und wußte mir keinen Rat. Mein Unglück sollte aber noch wachsen, freilich mein Glück zugleich auch. Doch das konnte ich noch nicht voraussagen.

Als ich zufällig aufs Meer schaute, bemerkte ich, daß mein Schiff ganz weit draußen im Meere dahindampfte. Es war schon kleiner als eine Kokosnuß in der Ferne auf dem blauen Wasser geworden und zog einen langen Rauchfaden nach, der blieb hinter ihm auf dem Wasser liegen wie eine lange Strähne brauner Strumpfwolle.

„Herrgott von Strambach!“ rief ich aus, „nun läuft mir mein Schiff davon! Was ist das für eine Gemeinheit! Wenn das die Wilden bemerken, daß ich ganz allein gelassen bin, rauben sie mich vielleicht aus und nehmen mir meine ganzen Vorräte von alten ‚Bosfischen‘ ab, die ich als Handelspapiergeld in den Taschen meines weißen Leinwandanzuges bei mir trage.“ Ich hatte erst vorgehabt, da ich keine Palmenblätter bekommen hatte, für die nicht geforderten Nüsse die sechs Zeitungsfetzen, die vor mir lagen, wieder einzustecken; aber jetzt, wo ich, vom Schiff verlassen, allein im Menschenfresserland am Ufer stand, schien

es mir ratsam, die Herren Halbwilden nicht zu reizen. Sie hatten ja ihr Bestes getan und verstanden es nicht besser. Ich gab ihnen also ihr gutverdientes Papier und ließ mir eine Nuß öffnen und wollte eben beginnen, die Kokosmilch zu trinken, da schreit der Sechste von ihnen, der noch auf einem Palmenbaum saß, zu seinen Kameraden herunter. „Laßt ihn nur schreien,“ denke ich. „Der sieht mein fortfahrendes Schiff.“ Er meinte aber gar nicht mein Schiff, sondern er meinte die große, lange Wind- und Wasserhose, die er von dem Baum aus in der Ferne weit draußen, wild zum Himmel aufgerichtet, gerade auf unseren Uferstreifen herantreiben sah. Ich verstand ihn aber erst viel später. Und ich hatte kaum meine Kokosnuß leer getrunken, da fühlte ich mich von zwölf Wildenhänden gepackt und mit fort in den Wald gerissen, immer bergauf. Was mir alles in diesem dichten Wald um den Kopf und um den Leib und um die Knie geflogen ist, während ich so heftig fortbefördert wurde, das weiß ich nicht zu beschreiben. Aber es war, als würde während des Laufens im Dickicht mit Hunderten von Schiffstauenden nach mir geschlagen.

„Na, nun fressen sie dich doch!“ Das war das einzige, was ich wiederholt unterwegs bei der Hezjagd denken konnte. Sie fraßen mich aber nicht. Und sie dachten, wie anständig gewordene Menschenfresser denken müssen, auch gar nicht daran, meinen Leib zu übervorteilen, — im Gegenteil, sie wollten ihn erretten vor der heranstürmenden Wind- und Wasserhose, die bald darauf tief ins Uferland hereingebrochen kam. Denn dieser Wirbelwind, der bei Windstille leicht draußen überm Meer entsteht, setzt ganze Palmenwälder nieder, wenn er das Land erreicht, und die größten Bäume legt er um, wie wenn einer mit Stiefeln auf Vinsengras tritt.

Das wußten die Wilden. Sie kannten die Gefahr, von der ich beim Kokosmilchtrinken noch keine Ahnung hatte. Auch mein Kapitän hatte das Schiff retten wollen; als er die ferne Windhose bemerkte, hatte er schleunigst das Ufer verlassen und war auf die



hohe See gegangen, um dem Anprall des Luftwirbels auszuweichen, damit sein Schiff nicht an die Küste geworfen und zerschmettert würde, wenn die Lusthose darüber hinging. Oben auf dem Berg stand das Haus eines Deutschen, der hier der Mann war, der die Wilden im Auftrage des deutschen Kaisers zu deutschen Soldaten zu machen hatte. Der deutsche Herr war aber nicht zu Hause, er war irgendwo unterwegs auf einem Waldweg, den er bauen ließ, um besser spazieren reiten zu können. Das Haus war deshalb zugeschlossen, und die Wilden konnten mich nicht abliefern, wie sie es sich zu meiner Sicherheit vorgestellt hatten. Weit und breit war aber nur Wald auf allen Hügeln und Bergen rundherum, überall war Wald; man kam mit den Augen über Wald, Meer und Himmel gar nirgendshinaus. Immer wiederholte sich dasselbe, überall Waldbäume, überall Wolken, überall Waldbäume, überall Wolken, überall Meerwellen, alles nebeneinander, sonst nichts anderes. Keine Stadt, keine Dörfer, keine Eisenbahnen. Es war eine Fahnenstange neben dem Haus, wo ich stand. Plötzlich zogen mich die Wilden dorthin und banden mich, ehe ich es sah, mit der Schnur der Fahnenstange fest an. Ich erfaßte es sofort richtig: das war deswegen, damit ich nicht fortgeweht werden sollte, wenn die Windhose vorüberkäme. Was taten aber die Wilden selbst? Die gruben sich rasch in die Erde ein. Die Erde war hier rot wie Backsteinstaub und war ganz locker wie Sand. Sie gruben sich ein, wie man sich am Badestrand eingräbt, wenn man ein heißes Sand- und Sonnenbad nehmen will.

Nun stand ich ganz allein da, die Wilden lagen vergraben. Von einem guckte nur die rote Hibiskusblüte aus dem Sand, vom andern sein weißer Muschelnasenring, vom dritten sein langausgezogener Ohrappen. Von jedem sah man ein wenig, entweder den großen schwarzen Zeh oder die Nasenspitze, die schwarze.

Nun kam bald die Windhose, alles wurde einstweilen grau und dunkel, und ich sah keine zehn Schritte weit vor grauem Staubbeweg. Es surrte in der Luft,



und dann kam eine allgemeine Aufregung in alles, was da lebte auf diesem Landstrich.

Es flohen Insekten, Vögel, kleine Waldtiere und vieles, was da krecht und fliegt, an mir vorüber; und vieles von dem Getier blieb an mir hängen, und es begann in meinen Taschen zu kribbeln und zu krabbeln. Denn viel Getier, das an mich anrannte, suchte sich, so gut es ging, bei mir in meinen Kleidern zu verstecken.

Auf meine Schulter kam zuerst ein schwarzer Beovogel geflogen; diese Beovögel sind so groß wie deutsche Amseln, auch so schwarz gefiedert. Aber sie verstehen zu sprechen, genau wie die Menschen. Dieser Beo sprach auch unaufhörlich auf mich ein; es war aber nicht deutsch, und da ich meine Hände festgebunden hatte, konnte ich mein Wörterbuch nicht aus der Tasche holen, um nachzuschlagen, was der Beovogel alles sprach. Ich dachte: „Ach, nun fliegen bei dem allgemeinen Sturm sicher auch viele Paradiesvogelfedern herum und fallen auf Palmen und werden Märchen schreiben!“ Aber ich sah nicht eine der schönen gelben und weißen Paradiesvogelfedern vorbeifliegen. Vom Meer her, den Berg herauf, kam nun auch eine weiße Schildkröte. Eine schwarze Schildkröte ist nichts Seltenes. Aber eine weiße Schildkröte, das ist etwas sehr Seltenes. Sie war weiß wie Elfenbein und hatte auch weiße Pfoten und einen weißen Kopf. Sie rannte ganz bedrückt heran.

Dem Beovogel hatte ich zugerufen: „Mein lieber Beo, bleibe nur ruhig sitzen, ich tue dir nichts. Erstens sind mir meine Hände gebunden; aber auch mit freien Händen würde ich einem so lieben Beo, wie du einer bist, nichts tun.“

Ich freute mich, daß ich nun Gesellschaft beim Sterben haben sollte. Denn daß wir in fünf Minuten alle hier vom Wind verdreht und aufgerollt würden wie ein zerknülltes Stück Papier, das war mir klar.

Aber allein zu sterben, ist nicht unterhaltend, und die stummen eingegrabenen Wilden, an deren zittern-

den Körpern die Erde herunterbröckelte, — die waren keine Gesellschaft. Der Beo, der so munter schwagte, — das war Gesellschaft. Und ich suchte ihn zu überreden, auf meiner Schulter sitzen zu bleiben. Er tat es auch und blieb und schwagte immerfort.

Nun kam auch noch die edle weiße Schildkröte wie eine Geistererscheinung aus dem Meer heraufgelaufen. Ich rief ihr gleichfalls zu: „Immer heran. Hier, meine liebe Schildkröte, graben Sie sich nur unter meinem Fuß in den Sand, da sind Sie sicher.“ Und da sie nicht gleich hörte und vorsichtig zögerte, rief ich: „Meine liebe von Schildkröte!“ Ich adelte sie im Überschwang meiner aufgewühlten Gefühle. Da hörte sie, weil sie wirklich adlig war, sofort, als ich „von“ Schildkröte gesagt hatte. Sie war sogar ein wenig gerötet vom heftigen Laufen. Und sie nahm es mit dankbaren Blicken aus ihren meerblauen Augen an, unter meinem Fuß Rettung zu suchen. Sie grub mit den Pfötchen, deren gepuzte Perlmutternägel aristokratisch sauber an den weißen Fingerchen blinkten, eine kleine Grube, dann steckte sie das kahle Köpfchen zuerst hinein, schob den reinen weißen Rückenschild, auf dem ihr Stammbaum und ihr Meereswappen eingegraben waren, unter meinen Fuß und blieb dort ruhig zusammengekauert sitzen, als wäre sie Gottes Ruhe selbst.

Aber noch mehr Tiere kamen herbeigeeilt. Ein Känguruh kam eifertig im Gras angehüpft, das hatte sieben Kinder und dazu noch seine kleine Frau in seiner Beuteltasche am Bauche hängen. Es schleppte schwer, und es kroch hinter meinen Rücken und kauerte sich, die Fahnenstange und meine Beine umklammernd, nieder. Es knurrte bedenklich. Und da ich in meiner Jugend mal in einem Zirkus ein bozendes Känguruh gesehen hatte, wünschte ich zuerst keine zu genaue Bekanntschaft mit dem scheinbar leicht reizbaren Beuteltier zu machen. Ich sagte ihm nur: „In meiner Rocktasche links ist eine Reiseflasche mit Whisky, rechts ist eine Flasche mit kaltem Tee, wählen Sie bitte!“ Das verständige Tier hatte aber schon am Geruch die beiden Flaschen erkannt, und da es mich

wahrscheinlich auch ohne meine Trinkeinladung gewalttätig ausgeplündert haben würde, hatte ich es sofort zum Trinken eingeladen, um das Tier vor sich selbst nicht in ein böses Gewissen zu versetzen. Das Känguruh trank den Whisky allein aus, den kalten Tee reichte es seiner Frau, und diese teilte sehr anständig den Tee mit ihren Kindern, und so ging meine Thermosflasche im Bauchbeutel des Känguruchs unter den sieben Jungen herum. Ich sah es aber nicht, ich hörte nur am Glucksen der Flasche, daß sich die Känguruhfamilie labte.

Indessen krochen andere Gestalten ein. Eine reizende kleine Eidechse mit ihren jungen Eidechschchen kam hastig angelaufen; ich gähnte eben, und ehe ich es mir versah, saß mir die Eidechsenmutter im Mund, und ihr Junges setzte sich dort neben sie in eine Zahnlücke zwischen meine Backenzähne. Beide waren kühl und glatt, aber sonst schmeckten sie nach nichts. Diese Eidechschchen heißen Tschit-Tschaks. Das Dumme war, ich mußte nun meine Lippen geöffnet lassen und konnte, um die Tiere nicht zu ersticken, nicht mehr den Mund schließen, so lange sie mich besuchten. Denn sie ausspucken, — das wollte ich nicht. So ungastfreundlich ist man nicht in seiner Sterbestunde, und auch sonst darf man nicht gleich unhöflich sein, wenn Leute Hilfe suchen. — Die Tschit-Tschaks saßen also weich und sicher auf meiner Zunge.

Ein großer Schwarm fliegender fetter Ameisen wurde dann mit dem ersten Windstoß mir gerade ins Gesicht geweht. Eine ganz feiste Ameise blieb an der Wimper meines rechten Auges hängen, und sie verkroch sich dann in meinen Augenwinkel und setzte sich auf meine Tränendrüse, wo sie still ihre Flügel zu putzen begann, so daß mir bei jeder ihrer Bewegungen das helle Tränenwasser an der Wange niederlief. „Aber bleib nur sitzen,“ dachte ich; „wenn es dich vor der Windhose rettet, dann bleibe nur. Die paar Tränen bringen mich auch nicht früher um, liebe Ameise.“ So nötigte ich auch sie mit meinen Gedanken zum Sitzen. Denn wenn die Tiere auch nicht Worte derselben Sprache mit uns sprechen, —

daß, was man denkt, verstehen alle Tiere. Denn die Gedanken sind auf der ganzen Welt, bei allem, was lebt, verständlich, auch wenn sie nicht ausgesprochen werden. Und die Ameise verstand mich, und sie blieb in meinem Augenwinkel sitzen.

Nun kam aus dem nahen Dickicht und aus den Dornen eine schwarze Schweinemutter auf mich losgestürzt; sie hatte drei Junge an ihren Schweinebrüsten hängen. Die hatten sich dort festgebissen, denn sie waren noch nicht ganz aufgewacht. Denn alle hatten Mittagsschlaf gehalten, als plötzlich die Schweinemutter die Windhosenwitterung bekommen und sich aufgemacht hatte, um Schutz zu suchen. Die wilderschreckte Mutter suchte ihre drei Jungen von sich abzuschütteln. Es gelang ihr aber nicht. Die Kleinen ließen die Mutterbrüste nicht los, und so wurden sie mitgeschleift. Darüber böß geworden, grunzte die unmenschliche Schweinemutter heftig. Sie rannte dann immer rund im Kreis um meine Fahnenstange herum. Die Mutter schien irrsinnig geworden zu sein. Und als einige Schweineherren auf dem freien Platz erschienen, da riß sich die rohe Person ihre Jungen mit dem Maul vom Leibe und warf sie zu mir hin, und dann stürzte sie in Begleitung der tollen Schweinebrüder davon. Aber es schien keine Flucht mehr, sondern ein wildes Vergnügungsjagen der Schweinemutter durch den Wald zu sein. Und ich hörte sie mit ihren Begleitern johlend alle Augenblicke im Dickicht grunzen und lachen, wie nur Schweine lachen können, — so irdisch selig ohne jeden Geist und jede Seelengröße. Ich grub mit meinem linken Fuß, der nicht sehr fest gebunden war, eine Grube und wollte die kleinen Schweinefinder hineinrollen. Dabei geschah es, daß ich meinen Halbschuh verlor. Und da ich mir bei der eiligen Jagd durchs Dickicht ein Loch in den Strumpf gerissen hatte, so daß der große Zeh herausschaute, so konnte ich mit dem Zeh die Grube noch etwas tiefer graben und konnte die Jungen mit dem Zeh heranziehen und sie in die Sandgrube rollen. Diese frechen, kleinen Ferkelchen aber hielten meine Zehen für die Mutter-

brüste und sogten sich mit ihren Rüsselchen an den Zehen fest, so daß ich gern vor Schmerz geschrien hätte. Aber ich besann mich immer wieder und tat es nicht, um die beiden Tschik-Tschaks in meinem Mund nicht zu Tode zu erschrecken.

Es kam aber auch noch eine große schnarrende Riesenzikade angesprungen. Die war so groß wie eine Hand und sprang mir auf mein linkes Ohr, dahinter blieb sie sitzen, fest an die Ohrmuschel geklammert. Sie schnarrte noch nicht, denn es war Mittag, aber später gegen Abend hat sie die Gewohnheit, die ganze Nacht bis zum Morgen zu schnarren.

Danach kam ein böser Kasuarvogel. Der hat lange Beine wie ein Vogel Strauß, ist aber im Gefieder elender und häßlicher. Er sieht aber gerade darum hochmütiger aus, weil er so grundhäßlich ist. Der Kerl kann spucken, wenn er wütend wird. Und als er vor mir stand und mich anglozte und mich anfrächzte, da er sich zwischen meine Beine niederkauern wollte, und ich das nicht gleich begriff, spuckte er mir regelrecht seinen ekelhaften Speichel ins Gesicht und hackte mir dann mit dem dicken, breiten Schnabel auf beide Kniescheiben, damit ich meine Füße ein wenig auseinandernehmen sollte, und er sich behaglicher breit machen könnte. Ich mochte der Tschik-Tschaks wegen wieder nicht schreien und nicht antworten. Und dann setzte das böse Vogelbiest sich endlich nieder und blieb still hocken, nachdem es noch ein paarmal zum Himmel gespuckt hatte, der sich immer mehr verfinsterte.

Nun kam ein fliegender schwarzer Hund. Der hatte die Gestalt einer Riesenfledermaus. Er flog mir an die Brust und schlüpfte mir zwischen Rock und Brust, wo er sich an meiner Herzseite an meinem Neghemd festklammerte und sitzen blieb. Sein aufgeregtes Fledermausherz tickte wie eine kleine Uhr gegen mein Herz, aber sonst fühlte ich nichts von ihm als die feinen, spitzen Krallen der Füßchen, die mir ein wenig in die Haut eindrangen.

Darauf kam etwas Niedliches angesprungen. Ein ganz winziges Hirschlein. Das war nicht größer als



ein kleiner Pintscherhund. Solche Hirschlein gibt es auf Neu-Guinea, und sie sind ganz reizend anzuschauen. Es war gar kein Platz mehr da für das arme Tier. Da muß ich nun den dicken Känguruhvater wegen seiner Gutmütigkeit loben: er hieß seine sieben Kinder und seine Frau in seiner Bauchtasche zusammenrücken, und dann sprang das Zwerghirschlein hinein zur Känguruhfamilie und machte sich ganz dünn, um nur nicht zu stören.

Ich dachte — was Du auch denken wirst, liebe Lore —, jetzt könnte endlich mal die Windhose losgehen. Aber erst kam noch eine jener Stechmücken, die Moskiten heißen und einem ganz gemeine Steppstiche ins Fleisch setzen können, wie eine richtige Singersche Nähmaschine. Diese winzige Person mit den haarfeinen Gliedern und dem dünnen Gesang setzte sich auf meine Nase, wo sie gleich mit ihrem Stechrüssel ihre Steppstiche zu stechen begann. Ich kann diese Dinger mit den schlenkfrigen Gliedern nicht gut vertragen. „Aber jetzt vor dem Sturm“, dachte ich, „beiße dich nur mit deinem Rüssel in meine Nase fest, es macht nichts, wir sterben ja jetzt alle in Gesellschaft, liebe Moskite.“

Aber es kam wieder anders. Die Windhose ging nur draußen im Meer am Ufer entlang hin, sie streifte das Land nur ein wenig unten bei den Strandpalmen, hier herauf kam nur der Nebel von Staub und Wasserdunst. Es umblies mich ganz kurz eine blutwarne Luft. Ein Wirbel von tausendem Wind fuhr ein paarmal um die Fahnenstange, so wie vorhin das Schwein rund gerasst war, — dann war es still. Wir warteten, aber es kam nichts mehr. Es war eine allgemeine Enttäuschung, wir durften alle weiterleben, ohne Todesgefahr, bis zur nächsten Windhose, die immerhin morgen wieder eintreten konnte. Ich sah das Schiff von draußen langsam wieder auf die Küste zudampfen. Ich fühlte, wie sang- und flanglos alle meine Sterbegefährten ins Leben zurücksprangen. Meine Schulter wurde leer, der Beo flog fort. Unter meinem Fuß krabbelte die weiße Schildkröte hervor und watschelte weiter. Die Känguruh-

familie lief, nachdem sie das Zwerghirschlein abgesetzt hatte, mit Riesensprüngen fort ins hohe Gras. Die Eschik-Eschak, Mutter und Tochter, und die fliegende Ameise entfernten sich aus meinem Gesicht. Die Wildschweinmutter war zwar noch nicht erschienen, doch ich rollte die Zungen vorsichtig mit dem Fuß aus der Grube. Die schnarrende Zikade und der fliegende Hund entfernten sich zusammen in die Luft. Nur die Moskito saß noch auf meiner Nase, bis mich die Wilden losgebunden hatten, die aus der Erde hervorgekrabbelt kamen. Als die Moskito mich auch verlassen, mußte ich mich einen Augenblick von Kopf bis zu Fuß betasten, ob mir die vielen Tiere kein Glied mitgenommen hätten. Ich fand aber alles heil an seinem Ort, bis auf meine Nase, die etwas zer-bissen war. Und bis auf mein eines Ohr, das etwas taub war, denn die Zikade hatte aus Todesangst doch zuletzt laut in mein Ohr hineingeschnarrt.

Dann ging ich mit den Wilden, die alle vergnügt grinsten und Luftsprünge und Rundtänze vor Freude ausführten, hinunter zum Strand, um das Schiff zu erwarten. Da aber wurde mir bei den Strandpalmen eine angenehme Überraschung. Denn hier unten hatte die Windhose doch arg zugegriffen, und mancher Palmbaum lag geknickt am Boden, lang ausgestreckt am Strand. Nun konnte ich, bis das Schiff kam, Palmenblätter auf Märchen untersuchen, soviel ich Lust hatte. Ich kletterte auf den gefällten Palmenbäumen herum, entdeckte aber auf keinem der Palmenblätter eine Spur von Schriftzeichen. Sie waren so leer wie unbeschriebenes Papier, alle ohne Ausnahme.

„Na, dann nicht,“ sagte ich zu den Palmen und ließ mich nach meinem tutenden Dampfer zurückrudern von den sechs Wilden, die inzwischen wieder ihre Hüften mit dem Ellenbogen gebürstet und ihre Gürtel und Seitengewehre und ihre roten Taschentücher angelegt hatten, — also gut angekleidet waren für ihre wilden Begriffe.

Warum aber hatte ich kein Märchen in Neu-Guinea gefunden? Weil alle Paradiesvögel an der Küste weggeschossen waren und dort also keine Paradies-

vogelfedern zwischen den Palmen herumfliegen konnten. Denn die Damen in Europa brauchten in Berlin, in Paris und in London so viel Paradiesvogelfedern für ihre Hüte und für ihre Abendfrisuren, daß keine einzige Feder im Land geblieben war, die ein Märchen hätte schreiben können. So erklärte mir mein Kapitän, dem ich bei Rückkehr an Bord des Dampfers mein Leid geklagt hatte.

Sehr niedergestimmt, wollte ich von der Neu-Guineaküste durch die Südsee in westlicher Richtung nach Hause. Ich sagte mir, daß die teure, gefährliche und unendlich weite Reise nun für die Kap' gewesen sei. Nichts, liebe Lore, war dabei für ein Märchenbuch herauszubekommen. Ich war ganz schwermütig.

Ich sah meine sechs Neu-Guinea-Wilden am Ufer mir mit den Mühen nachwinken, und dabei pafften sie vergnügt die langen selbstgedrehten Zigaretten ohne Tabak aus den Fegen der alten „Vossischen Zeitung“. Nur sie hatten dabei gewonnen. Ich war um eine alte Zeitungsnummer ärmer und um eine riesige Enttäuschung reicher aus dem Lande der Märchen und der Paradiesvögel abgereist.

Aber wie durfte ich vor Dich, liebe Lore, und Deinen Weihnachtsbaum in Altona mit leeren Händen hintreten, ohne das versprochene Märchenbuch! Da kam wieder ein neues Unglück, das mir aber Glück brachte.

Der Krieg brach aus und traf mich noch unterwegs in der Südsee, und ich mußte im Javanerland aussteigen und bleiben. Denn die Engländer stellten allen Schiffen nach und führten die deutschen Reisenden von dort fort und setzten sie gefangen.

Ich blieb also im Javanerlande, wo ich nun zum zweiten Male das Weihnachtsfest im Grünen feiern könnte, wenn mir das Spaß machen würde. Denn hier im Javanerland gibt es keinen Schnee und keinen Winter. Es ist, wie im warmen Treibhaus, immer alles grün hier, das ganze Jahr hindurch.

Daß ich Dein Märchenbuch nicht vergessen habe, liebe Lore, das sollte Dir dieser meilenlange Brief auseinanderlegen. Und ich hoffe, daß ich, bis ich heim-

kommen darf, doch noch die Märchen erzählt bekommen habe, die ich Dir so gern mitbringen möchte.

Denn sieh, es ist mir gute Hoffnung in diesen Tagen geworden.

In der Sankt-Nikolaus-Nacht ist mir Sankt Nikolaus im scharlachroten Gewand erschienen, und hinter ihm ging sein Knecht Ruprecht. Der hielt ein dickes Buch auf einem silbernen Teller. Dieses Buch schlug der heilige Nikolaus vor mir auf. Und denke Dir, es war ein mit roter Tinte geschriebenes dickes Märchenbuch, das er mir zeigte. Der heilige Nikolaus strich seinen langen weißen Bart und sagte sehr freundlich zu mir:

„Ich habe dich von zwölf deiner Freunde zu grüßen. Die zwölf haben dir vor einem Jahr deinen Kummer aus dem Gesicht abgelesen, als du nach Neu-Guinea gekommen warst, um Märchenblätter zu suchen, ohne sie aber an den Palmenbäumen zu finden. Und da du zu allen zwölf gastfreundlich, höflich und freundlich gewesen bist, wollen sie dir gern etwas Gutes erweisen. Denn Gutsein bringt Früchte. Dir bringt es zwölf Märchen.“

„Ach,“ seufzte ich erleichtert im Schlaf, „lieber Sankt Nikolaus, darf ich das Buch für Lore gleich behalten?“ Und ich griff voreilig nach dem mit roter Tinte geschriebenen Märchenbuch, das da vor mir auf der silbernen Platte lag, die der Knecht Ruprecht in den Händen hielt. Aber der Nikolaus klopfte mir mit seinem goldenen Bischofsstab auf die Hand und sagte: „Finger weg! Es ist noch nicht Weihnachten. Bis zu den zwölf heiligen Nächten, die vom vierundzwanzigsten Dezember bis zum sechsten Januar, dem heiligen Dreikönigsfest, dauern, — bis dahin sollst du warten. Deine zwölf Freunde wollen in den heiligen Nächten, jeder einzeln, in jeder Nacht einer von ihnen, dich abholen, und dann sollst du mit jedem durch ein Märchen wandern.“

„Du mußt aber am Tage selbst niederschreiben, was du nachts erlebt hast. Denn Lore will es von dir geschrieben haben, das Buch, und von keinem andern. Dieses Märchenbuch hier aber bleibt im



Himmel, im Bücherschrank der Kinder dort. Dieses Buch kommt nur durch dich auf die Erde, dadurch, daß dich deine zwölf Freunde in den zwölf heiligen Nächten in diese Märchen einweihen.

„Also rüste dich und mache dich flug, daß du alles gut behältst, was du erleben wirst, damit du es Lore zu Weihnachten 1916 unter den Weihnachtsbaum legen kannst, das neue Märchenbuch. Das Buch aber sollst du benennen: ‚Das Märchenbriefbuch der heiligen Nächte im Javanerlande.‘ So soll es heißen.“

Da dankte ich in heller Freude dem alten, silberhaarigen lieben Sankt Nikolaus, und in der Eile meiner Freude erwischte ich statt des Zipfels seines roten Arms den Zipfel seines weißen Bartes, den ich dankbar an die Lippen führte und ehrfürchtig küßte. Er nahm es mir nicht übel und schlug das rotgeschriebene Buch zu, bestieg mit dem Knecht Ruprecht sein schön lackiertes schwarzes Auto und fuhr unter den Alleebäumen von Garoet davon, nachdem er mir nochmals zugewinkt hatte. Ich sah noch eine Weile in der Ferne den goldenen Bischofsstab blitzen, — dann war ich allein.

Also, heute abend beginnt nun die erste der heiligen Nächte, liebe Lore, und morgen will ich Dir genau das Märchen erzählen und niederschreiben, das ich heute nacht erleben werde!

Wenn ich nur wüßte, wer die zwölf Freunde sind, gegen die ich freundlich und gastfrei gewesen bin. Schade, daß Du so weit von mir fort bist, liebe Lore, und mir heute keine Antwort darauf geben kannst.

Ich erinnere mich gar nicht, daß ich zwölf so gute Freunde besitze.

Und wenn ich darüber nachdenke, so wird es mir immer unklarer, wo in der Südsee ich zwölf Freunden Gastfreundschaft erwiesen haben soll.

Aber morgen werde ich es Dir schreiben können. Morgen, wenn ich nach der ersten heiligen Nacht das Märchenbuch, um dessentwillen ich Frau und Haus und Heimat verlassen habe, für Dich, liebe Lore, beginnen werde, dann werde ich Dir wenigstens einen der zwölf Freunde mit Namen nennen können. Für



heute wünsche ich Dir eine so gute Nacht, wie ich sie haben werde.

Dein reisender Dichteronkel

Max

Nachschrift: Du, Lore, ich habe einen Beovogel: weißt Du das schon? Ich hab' ihn auf einer Versteigerung im Hause eines alten Holländers hier gekauft. Er spricht beinah wie ein Mensch. Weißt Du, ein Beovogel kann gar kein Blut sehen; wenn er Blut zu sehen bekommt, muß er sterben. Er sitzt in einem Holzgitterkäfig; der steht auf meiner Veranda. Schade, daß Du ihn nicht sehen und hören kannst. Er bekommt gekochten Reis und roten starken Pfeffer, der so schrecklich auf der Zunge brennt, zu fressen. Jeden Tag bekommt er auch eine reife Banane oder ein Stück Papajafrucht, die schmeckt noch besser als Melonen. — Ich habe den Vogel sehr gern, da er jetzt den ganzen Tag mein einziger Gesellschafter ist. Er ist schön schwarzblau gefiedert und hat einen weißen kurzen Streifen am Flügel, wie eine Elster. Aber am Kopf hat er richtige Ohrschalen, die sind so goldgelb wie Butterblumen. Diese goldnen Ohrschalen kleiden ihn zu seinem rotgelben Schnabel sehr gut. Das Schönste an ihm ist aber, daß er sprechen kann; wie ein Waschweib am Waschtrog schwagt er. Und alles durcheinander. Aber wenn man ihn gut kennt, dann ist das, was er zu sagen hat, gar kein Wirrwarr, er erzählt ganz deutlich, was ihn bewegt und was er sich denkt. Wir verstehen uns sehr gut, mein Beo und ich.

Guten Abend, Lore!

Dein Onkel Max

Von den geplanten zwölf Märchen hat Max Dauthendey nur die drei vollenden können.

Der Verlag

## Erste heilige Nacht Geschichte des Beovogels

Liebe Lore,

nun höre mal, was mir heute nacht geschehen ist. Es war ein richtiges Weihnachtsmärchen, das ich in der Weihnachtsnacht erlebt habe. Also, ich setzte mich auf meine Veranda und nahm ein Buch und wartete darauf, daß man mich rufen sollte, wenn im großen Saal des Gasthauses, in dem ich wohne, der Weihnachtsbaum für die Kinder des Hauses angezündet würde. Ich war nämlich gar nicht neugierig, durchs Schlüsselloch zu sehen, denn: „Das, was ich haben möchte, bekomme ich doch nicht,“ dachte ich mir. Ich hatte es eben gedacht, da fragt mich jemand ganz deutlich und laut: „Was hast du dir denn gewünscht?“ Ich hatte ganz vergessen, daß ich allein auf der Veranda saß, und sagte: „Eine Prinzessin küssen!“ Das sagte ich aber nur so im Spaß und lachend hin. Du kannst Dir aber vorstellen, wie ich betroffen war, als jemand antwortete: „Das kannst du haben; wenn es nicht mehr ist, als nur eine Prinzessin zu küssen.“ — Da wollte ich sagen: „Ach, ich will ja gar keine Prinzessin küssen, ich will nach Hause nach Deutschland.“

„Du hast gewünscht, eine Prinzessin zu küssen; und was man einmal gesagt hat, dabei bleibt man, wenn man kein Lump ist!“

Nun war es mir aber zu dumm. Ich gehe und sehe mich um, hinter meinen Stuhl, hinter die Türe, hinter den Tisch, unter die Tischdecke, — es war aber niemand da. „Mach mal den Kåfig auf,“ rief mein Beo. „Wißt du es, Beo, der da so laut spricht?“ fragte ich. „Wer denn sonst?“ antwortete der Beo, barsch wie immer, wenn er nicht zärtlich aufgelegt war. „Schrei mich nur nicht so an!“ gab ich ihm zurück. Und ohne zu bedenken, was ich tat, hob ich das dunkelbraune Tuch, womit der Beokåfig jeden Abend zugedeckt wird, vom Kåfig ab, nahm den Holzriegel am Gittertürchen weg und öffnete die Thür. Aber der Beo kam nicht heraus. „Du bist dumm, Beo,“ sagte

ich und machte die Türe wieder zu. Ich war ärgerlich über die Störung und wollte mich eben wieder zu meinem Buch auf den Stuhl setzen. Da merke ich, daß ich statt auf dem Fußboden auf einer Stange in der Luft stehe, und daß ich auf einmal ganz sonderbare Füße habe; es waren Krallen mit langen Nägeln geworden, über die man gar keinen Strumpf hätte anziehen können. Dann sah ich an mir hin, und wie ich eben nach meinem Buch greifen will, bemerke ich, daß ich gar keine Hände mehr habe, sondern schwarze Flügel. Ich war auch nicht mehr auf meiner Veranda, ich saß in einem Käfig auf einer Stange, und — o Schreck — ich war ein Beo-vogel geworden. Ein Beo mit schwarzen Federn und einem rotgelben Schnabel. „Das kann ja gut werden, diese Weihnachtsbescherung,“ schimpfte ich los. Und es wunderte mich gar nicht, daß ich als Beo-vogel auch laut sprechen konnte. „Schnabel zu!“ rief mich etwas Dunkles an, das draußen vor dem Käfig stand. Ja, was war denn das für eine große, dunkle Mauer da? Ah, das war ein Mensch, ein dunkelhäutiger Javane. „Kennst du mich nicht?“ lachte der. Und er rief: „Beo, Beo heiße ich!“ Da mußte ich ihm nachrufen und konnte mich nicht bezwingen: „Beo, Beo heiße ich!“ zu sagen. „Jawohl,“ grinste er. „Du heißt jetzt Beo, und ich hieß früher Beo! Ich war nämlich dein Beo, jetzt aber bin ich für diese Nacht dein Herr. Und du warst früher mein Herr, und du bist nun für diese Nacht mein Beo.“ Er lachte. „Schreckliche Verwechslung!“ wollte ich ausrufen. „Schöne Bescherung!“ wollte ich schimpfen, aber ich schwieg vor meinem Ernährer, der so groß und mich riesig überragend draußen vor den Gitterstäben stand und lachte und dabei gesunde, schöne Zähne zeigte. „Herrgott, was haben doch die Menschen für riesige Glogaugen!“ dachte ich und war noch ganz verblüfft, kein Mensch mehr zu sein; ich war aber auch zugleich schon wieder ganz zufrieden, daß ich kein Mensch mehr war. Denn wenn ich mich als Vogel anständig benahm, lebte es sich wohl ganz gut, überlegte ich bei mir.

„Also eine Prinzessin willst du haben? Nun, du wirst nicht gerade eine Prinzessin kriegen, denn Beoprinzessinnen gibt es kaum noch, aber zu einer javanischen Prinzessin kannst du kommen.“

„Ich will meine Ruh haben, fader Mensch!“ rief ich, ganz wie ein Beo ruft, und lachte dazu wie ein Beo. Ich konnte nur die Sätze hervorbringen, die ich meinem Beo gelehrt hatte. „Mach mal, eil dich!“ Das konnte ich auch sagen. „Ich heiße Beo,“ das konnte ich sagen. Und pfeifen und rasseln wie die Wagen konnte ich, und husten wie eine alte Frau. „Was willst du denn? Was ist denn los?“ Alles das brachte ich jetzt durcheinander hervor. Der Javane hatte den Käfig in die Hand genommen, er schraubte das Licht auf der Veranda aus, und siehe, es war heller Tag. Ich wollte fragen, wo mein Weihnachtsbaum sei; das konnte ich aber nicht sagen. So rief ich: „Licht! Licht!“ Das konnte ich sagen.

Es war also heller Tag, die Sonne schien, die Berge in der Ferne waren blau, und die Gärten waren grün um meine Veranda herum, und ich erkannte alles wieder. Was ich täglich als Mensch am Geländer meiner Veranda betrachtet hatte, das sah ich nun, im Käfig sitzend, auf einer Stange als Beovogel durch die Gitterstäbe an.

„Ach, hätte ich dem Beo doch die liebe Freiheit gegeben, statt daß ich ihn im Käfig eingesperrt zu meinem Vergnügen als Gefangenen gehalten habe,“ dachte ich für mich und war ärgerlich. Und wie ich tief seufzte, merkte ich, daß mein Käfig wanderte. Das heißt, alles draußen zog wechselnd an mir vorüber, bald hell, bald dunkel, Wände, Treppengeländer, Beine von Javanen, Tücher von Javanenfrauen; der Käfig schaukelte eine lange Weile, so daß ich mich ganz festhalten mußte und auf die oberste Stange geflüchtet war.

„Es ist nur gut, daß ich so viele Stangen zum Herumhüpfen in den Käfig gemacht habe,“ dachte ich für mich. Zuerst, als ich den Käfig gekauft hatte, war nämlich nur eine Stange darin gewesen. Wenn man ein Beo war, wie ich es nun am eigenen Leib

erleben mußte, mußte es schrecklich sein, immer auf einer einzigen Stange sein Leben lang still sitzen zu müssen. Ich hüpfte jetzt von Stange zu Stange und fing an mich wohl zu fühlen. „Was kann mir denn geschehen? Ich sitze in sicherem Schutze. Mein Herr ist ein Mensch, der früher auch mal ein Beo war; der weiß also, was mir not tut. Und da ich als teurer, kostbarer und seltener Vogel, der ich nun war, immerhin ein Kapital darstellte, das man achten und schätzen mußte, so fürchtete ich mich vorläufig vor nichts. Nur um den schönen Weihnachtsbaum bin ich gekommen. Dafür aber komme ich ja zu einer Prinzessin.“

„Ich würde dich frei herumfliegen lassen,“ sagte der Savane, „wenn du nicht so kostbar wärst. Aber du bist zu wertvoll, und deshalb muß ich dich im Käfig festhalten. Mit der Freiheit wüßtest du auch gar nichts anzufangen, du würdest verhungern, wenn ich dich fliegen ließe.“

Ich tat, wie ich es vom Beo immer gesehen hatte: ich putzte meine Flügelfedern, so lange der Mensch zu mir vom Fliegen sprach, um ihm anzudeuten, daß ich verstehe, was er sagte. Nur antworten konnte ich nicht alles. Wenn er vom Fliegen sprach, deutete ich deshalb mit meinem Schnabel auf meine Flügelfedern, die ich glatt strich. Das hieß als Antwort: „Ich weiß, du meinst, daß ich mit diesen Federn die Freiheit haben und dir davonfliegen könnte.“ Dann aber, wie er sagte, daß ich kein Fressen in der Freiheit finden würde, putzte ich meinen Schnabel, indem ich ihn an der Stange, auf der ich saß, hin und her wegte, zum Zeichen, daß vom Fressen gesprochen wurde. Also gab ich meine Antworten immer in Zeichensprache zurück, dort wo mir als Beovogel die Worte in meinen Sprachkenntnissen fehlten.

„Wo geht's denn hin?“ rief ich laut. Das konnte ich sagen. Von dem lauten Ruf auf der Straße fühlte sich ein kleines Mädchen getroffen, das gerade mit ihrer Mutter an uns vorüberging. Und ganz erschrocken, drückte es das Bündel Maiskolben, das es im Arm trug, an seine Brust und drängte dichter an die Seite der Mutter.



„Gott, wie sind kleine Mädchen schreckhaft,“ lachte ich frech, denn ich fühlte mich sehr wohl in meiner Vogelgestalt, viel zu wohl. Und ich begann, immer wenn wir an neuen Marktgängern vorbei kamen, laut zu rufen: „Was ist denn los?“, oder: „Sieh mal die da!“ Immer lachte ich dann unbändig hinterher, so laut, wie nur ein Vögel lachen kann, daß man es drei Straßen weit hören konnte und alle Leute aufhorchen mußten.

„Wer morgens so lacht, den holt abends die Kack,“ sagte eine alte, kleine, verrunzelte Javanenfrau, die mühselig ein Bündel zu Markt schleppte. Es war Markttag, denn die Javanen kennen kein Weihnachtsfest, und alles war deshalb alltäglich; auf dem Weg zwischen den Gärten des kleinen Landstädtchens, des javanischen, war es ganz so wie immer.

Die Leute bewunderten mich von allen Seiten, und ich hüpfte im Käfig vergnügt herum. Und alles, Groß und Klein, blieb stehen und sah mir nach.

Dann kamen wir an den letzten Häuschen vorbei. Die Straße führte in die Reisfelder, sie wurde nun von hohen Goldregenbäumen zu beiden Seiten beschattet, und ich atmete entzückt den süßen Duft der in der Nacht frisch aufgeblühten gelben Goldregenblüten ein. Und dabei dachte ich: „Dort oben bei euch möchte ich sitzen, liebe Goldregenblüten, dort oben im hohen Baum.“ Sieh da, ich konnte vom Blütenduft fortgezogen auf einmal durch die Stäbe meines Käfigs fliegen, als wenn ich zu Luft geworden wäre. Das war ganz herrlich, und ich saß plötzlich auf dem Baum mitten unter den Blüten des Goldregens, konnte aber meine Gestalt, da ich Blütenduft geworden war, nicht erkennen, denn ich war leibhaftige Luft geworden.

„Das geht über die Hutschnur,“ rief ich höchst belustigt aus. Aber wenn man Luft ist, soll man nicht schreien, denn das bedeutet Sturmwind machen. „Das geht zu weit!“ schrie ich laut. Ich machte also, ohne zu ahnen, daß ich was Böses tat, durch mein verwundertes Geschrei der Überraschung Sturmwind in den Blütenbäumen. Und alle Blüten riefen plötz-

lich, indem sie vom Wind geschüttelt heftig grell aufleuchteten, als wären sie höchst zornig: „Nein, dieser Tölpel zerzaust unsere Hochzeitskleider!“ Denn wenn die Bäume blühen, haben sie nämlich immer Hochzeitsfeier. Und sie machen keine Musik; die machen sie aber so fein, daß wir Menschen sie nicht hören. Und die Blüten sind dann voll Vergnügen und spiegeln sich in der Sonne, und dieses Leuchten der Blütenfarbe nennt dann der Blütenbaum seinen Tanz zur Hochzeitsmusik.

Ich aber mit meinem plumpen Geschrei hatte das Fest gestört. Der Wind zerschlugte die gelben Hochzeitskleider der Blütenbräute und Blütenbräutigame des hohen Baumes. „Schmeiß den Kerl raus!“ rief eine derbe Bruststimme, die mich, da sie tief dröhnte, ein wenig erschreckte. Es war aber der Baum selbst, der das rief. Denn ich war wohl von dem Duft eingeladen worden, zur Hochzeit zu kommen; aber die Blütenmusikanten, die da als Duft in der Luft herumflogen, die wußten nicht, daß ich so grob war und schreien würde.

Ehe ich mir's versah, war ich wieder im Käfig auf meiner Stange eingesperrt, und der Javane, der den Käfig trug, schien gar nicht bemerkt zu haben, daß ich einen Augenblick Luft, Blütenduft, geworden war und im Baume gefessen und geschrieen hatte.

Die Blütendüfte hatten sich von mir zurückgezogen, und da war auch wieder meine alte Beogestalt da. Der Javane aber war tief in Gedanken, da er seinen Vater besuchen wollte. Das hatte er mir vorhin beim Fortgehen aus dem Gasthaus auf der Treppe anvertraut. Deshalb sah er nicht nach links und nicht nach rechts und nur gerade aus, vor Freude, seinen alten Vater wiedersehen zu dürfen.

„Ist denn dein Vater ein König?“ hätte ich meinen javanischen Herrn gern gefragt. Aber solche willkürlichen Sätze konnte ich nicht sprechen. „Nein, er ist kein König!“ antwortete mir mein Javane ganz ruhig. Und ich merkte nun, daß alles, was ich für mich allein dachte, auch wenn ich den Gedanken nicht aussprechen

konnte, rund um mich von jedem verstanden wurde, mit dem ich in Gedanken redete.

Wir gingen so ungefähr eine Stunde und mehr. Das heißt, ich wurde von meinem Herrn getragen. Dann merkte ich an seinem fester werdenden Schritt: jetzt sind wir in der Nähe der Wohnung seines Vaters. Aber ehe wir ankamen, setzte er meinen Käftig erst am Weg nieder, und er stieg zu einer Quelle hinunter, die an der Wegseite unter hohem Bambusgebüsch aus dem Hügel in ein Bambusrohr floß, das in die Erde gesteckt war.

Mein Herr nahm das Trink- und das Badegefäß aus meinem Käftig und wusch es unter dem Wasserstrahl. Dann aber kam er auf einen höchst einfältigen Wig: er hielt den ganzen Käftig, in dem ich von Stange zu Stange flügelschlagend flüchtete, um ihn gründlich zu reinigen, unter den Wasserstrahl.

„Schnell, schnell, schnell, schnell!“ rief ich immerfort und begann zu schimpfen.

„Gewöhn dir doch das Schimpfen ab und sei geduldiger. Was habe ich nicht alles schon bei dir als Beo aushalten müssen, und ich bin es doch auch nicht gewohnter als du. Ich war doch früher auch ein Mensch. Nun kann ich meine Beogestalt nur einmal im Jahr in einer der zwölf heiligen Nächte ablegen, aber nur wenn sich jemand darauf einläßt, mir den Käftig zu öffnen. Das hast du doch heute abend gleich getan, als ich dich rief. Dann hat mein menschlicher Geist den Käftig verlassen, da du mir die Erlaubnis gegeben hattest.“

Ich verstand alles, was er vor sich hindachte. Und hörte seinen Gedanken aufmerksam zu. „Jetzt besuchen wir meinen Vater, und dann zeige ich dir nachher eine schöne Prinzessin, darauf kehren wir wieder um, und du wirst wieder mein Herr, und ich dein Beo.“ So sagte er laut und deutlich.

„Weiß nicht! weiß nicht!“ sagte ich frech und überlegte, ob es nicht vorteilhafter sei, mein Leben lang Beovogel zu bleiben. Vielleicht konnte ich dann bei Gelegenheit heim nach Deutschland fliegen. Jedenfalls hatte das Leben, wenn es mir gelang, aus dem Käftig

zu entschlüpfen, wie vorhin, wo ich Blütenduft geworden war, viel mehr Vorteile für mich als Beo, als es für mich als Mensch gehabt hatte. Ich konnte durch die Luft fliegen, ich konnte, wenn ich liebenswürdig und freundlich war, mich sogar in Blütenduft, und wer weiß was alles, verwandeln. Alle Möglichkeiten eines seligen Daseins schienen mir offen zu stehen. Da ich an der Sonne nach dem Quellenbad gut trocknete, hüpfte ich erleichtert herum und schlürfte ein wenig Wasser als Frühtrunk. Herrlich: man brauchte nicht erst vor einem gedeckten Frühstückstisch mit Tassen und Geschirr und vielen Übersflüssigkeiten niederzujagen, man saß als Beo einfach auf seiner Stange, hüpfte, schrie, lachte und bekam eine Banane, so groß, wie man selbst war, und einen Eßnapf voll Reis, so viel, daß der Beokopf sechsmal in den Topf hereinging. Und damit fertig. Alles andere gab es nicht. Nur die gute Laune blieb einem als prächtigen Ersatz für alle die Dinge, die einen im menschlichen Leben auf Schritt und Tritt belästigen. Glückliche war man nur, wenn man so einfach lebte wie ein Beo, im lustigen Gitterhaus, ohne Bett und Möbel, ohne Tisch und Stuhl, ohne Schrank und Koffer, ohne Wäsche und Kleider. Und, was die Hauptsache war, man lebte als Beo in der einer Welt, in der kein Geld nötig war. Nur gut bei Stimme mußte man bleiben, sich oft bemerkbar machen, um nicht vergessen zu werden. Man schrie sich durchs Leben. Mehr tat man nicht. Bloß das eine war dumm: wenn man mal vom Herrn einen Tag nur vergessen wurde mit Wasser und Futter, — das war schlimm. Ohne Wasser ging man als Vogel schnell zugrunde. Man hielt nicht viel aus, denn Vogelnaturen sind zart veranlagt, das fühlte ich jetzt als Beo an mir. Ich zitterte noch am ganzen Körper von dem Wasserstrahl, sowie ich an die Quelle zurückdachte.

Aber in diesem Augenblick hatte ich vom Herrn eben frischen gekochten Reis und ein großes Stück Papajafrucht bekommen, gekauft beim Straßenhändler. Das Stück war für meine Beoperson so groß wie ein kleiner Kahn, und ich begann reichlich zu



futtern. Es ging alles prächtig. Denn der Beokörper, in den ich hineingefahren war, und mit dessen Gestalt ich heute leben mußte, der war ein ausgelernter erfahrener Beo. Und der Javane, der mich trug, war auch schon über dreißig Jahre alt. Ich sah ihm zu. Er wusch sich gerade das Gesicht mit ein wenig warmem Wasser, das er sich aus einem Topf vom Reisverkäufer auf die Hände gießen ließ.

„Diese Javanen sind so einfach wie die Vögel,“ dachte ich bei mir. „Sie brauchen keine Waschschüssel, keine Waschtische, sie leben so natürlich wie die Vögel am Bach und wie das Wild im Wald, wie der Beo im Käfig.“ Ich freute mich meines einfachen Herrn, der mich so schön satt gemacht hatte und selber genüssig nur eine dünne Zigarette rauchte, die er sich aus ein wenig Strohbast und Tabak gedreht hatte. Er hatte augenscheinlich keinen großen Geldvorrat in der Tasche. „Ich hätte ihm, ehe wir vom Gasthaus gingen, meine Geldtasche aus meinem Koffer anbieten sollen,“ dachte ich für mich. Es war gut von dem Menschen, daß er, als ich verwandelt war, nicht mein ganzes Zimmer ausgeraubt hatte.

„Wie dumm ich aber war, daß ich eine Prinzessin sehen wollte, eine javanische!“ dachte ich weiter bei mir. „Hätte ich doch gesagt, ich möchte ein Schiff haben. Dann wäre ich damit abgereist, heim nach Deutschland.“ So saß ich als dummer Beo verwandelt im Käfig und war doch ein guter Deutscher, der sich heimsehnte, und der nicht heimreisen konnte. „Ach, der gute Zigarettenrauch,“ dachte ich und atmete den Rauch begierig ein, in der Hoffnung, der Rauch würde mich, so wie der Blütenduft vorhin, aus dem Käfig befreien. Der Rauch kam aber aus dem Munde meines Herrn, der ihn eben geboren hatte, und der Rauch war ihm dafür dankbar und meinte: „Nein, du mußt im Käfig bleiben. Wir befreien dich nicht, sonst bekommt unser Herr, der uns schuf, einen leeren Käfig; und wir tun nichts, was dem nicht gefällt, der uns geschaffen hat.“

„Ihr sprecht ja gerade so,“ sagte ich zu den Zigarettenrauchwolken, „als ob der Javane euer lieber Gott wäre.“



„Das ist er auch für uns,“ riefen die bläulichen Rauchwölkchen im Chor. „Hat er uns nicht geschaffen?“

„Ja, wie man's nimmt,“ sagte ich gedehnt und pickte nach einer kleinen Spinne, die mir auf meiner Sitzstange über den Weg lief, um mir zu überlegen, wie weit die Rauchwölkchen recht hätten.

„Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen,“ dachte ich. Ja, es ging mir zu lustig, ich bekam sicher noch Kummer heute zu erleben, denn Vergnügen hatte ich bereits genug gehabt. Das Leben besteht aber nur aus Abwechslung, darum mußte auf Lustigkeit Trauer kommen. Das alte Weib vorhin hatte mir nicht umsonst prophezeit, daß der Vogel, der morgens lacht, am Abend von der Kack geholt werde.

Ich besleißigte mich also, das Leben etwas ernster zu nehmen. Es gelang mir aber nicht, ich fühlte mich zu wohl in meinen Besofedern und schrie und lärmte, daß es für alle Menschenohren eine Plage sein mußte.

Vor einem ganz winzigen niedern Bambusverkaufstand am Landwege blieb nun mein japanischer Herr stehen, und ich fühlte am Zittern meines Käfigs, daß ihm das Herz vor Freude pochen mußte; er sah wahrscheinlich irgendwo seinen Vater. Die kleine Bude, in der ein alter, weißhaariger Mann auf dem strohgeflochtenen Mattenfußboden hockte und lange Streifen braunen Tabak vor sich auf dem Boden zum Verkauf liegen hatte und Baststreifchen, aus denen er Zigarettenhülsen drehte, — diese Bude war sehr einfach. Nur vier dicke Bambusstäbe waren in die Erde gesteckt, darüber ein Dach aus einer geflochtenen Strohmatte. Der Strohfußboden etwa einen Fuß über die Erde erhöht, das war alles, was ich da aus Bambus- und Mattengeflecht vor mir sah, und die Bude war im Viereck kaum vier Schritte groß.

„Genügsame Welt,“ dachte ich.

„Das ist mein Vater,“ hörte ich den Javanen in seinem Herzen zu mir sagen.

„Guten Morgen, Morgen, Morgen,“ rief ich Beo

laut und unverschämt und begann als erster hier das Gespräch mit dem alten, vertrockneten Javanenmännchen vor mir. Der lächelte, sah höher, über mich weg, hinauf zu meinem Javanenherrn und nickte: „Guten Morgen!“, ehe noch mein Herr gesprochen hatte. Dem schien vor Freude die Stimme zu versagen! „Sitzt du noch immer hier und verkaufst deinen Tabak, Vater?“ sagte der Sohn endlich zum Alten und stotterte. Der Alte mit seinen tausend Runzeln nickte nur, und einige Runzeln bewegten sich und lachten oder weinten; sie waren so sonderbar unerklärlich, daß ich nichts aus dem alten Gesicht lesen konnte. Der Sohn setzte sich still auf den Boden nieder. „Mein Vater ist über hundert Jahre alt,“ erklärte mir das freudig pochende Herz meines Herrn. Dann war der Alte also schon beinah siebenzig Jahre alt gewesen, als ihm der Sohn geboren wurde. „Ja, dieser Sohn ist der jüngste,“ erklärte des Javanen Herz weiter, „und er ist vor zehn Jahren gestorben, und dann wurde er ein Beo, da er das einmal gewünscht hatte, als man ihn fragte, was er im nächsten Leben werden möchte.“

„Da muß man sich also mit seinen Wünschen vorsichtig benehmen,“ dachte ich bei mir.

„Das muß man,“ bestätigte mir das ernste Javanenherz, ohne daß ich es gefragt hatte.

Inzwischen hatte der Vater den Sohn noch immer nicht erkannt, so glaubte ich. Denn ich erwartete doch, daß beide sich nach so langer Trennung in die Arme fallen mußten. Aber es geschah nichts. „Der Vater hat ihn erkannt,“ sagte mir das Herz des jungen Mannes. „Er kann aber die zehn Jahre, die der Sohn tot ist, nicht empfinden. Er sieht im Geist seine toten Kinder täglich um sich, darum ist er gar nicht erstaunt, daß dieser, von den Toten auferstanden, vor ihm sitzt und mit ihm redet. Der Hundertjährige lebt immer mehr im Geist als im alten Leib. Es ist ihm ganz gleich, ob sein Sohn jetzt da aus Fleisch und Blut vor ihm sitzt, oder ob er als Gedankensbild vor ihn hintritt. Hundertjährige machen darin kaum noch einen Unterschied, sie sind lebende

Geister, solche alte Menschen, sie sind kaum noch lebende Körper."

"Ich war noch nie hundert Jahr alt, darum weiß ich das noch nicht und glaube es auch nicht!" entgegnete ich in Gedanken mit aller Beofrechtheit. Und ich zupfte mit dem Schnabel heimlich zwischen den Gitterstäben am Holzriegel meines Käfigtürchens, um ein wenig hinausschlüpfen zu können in die grünen Bäume oder in die grünen Ähren der Reisfelder, die da langsam bergauf zogen und herrlich in der Morgensonne leuchteten und lockten.

"Wer ist der Vogel?" fragte jetzt der alte Vater, als ob er ahne, daß ich kein Beo war. Sein Sohn, der sich langsam eine neue Bastzigarette drehte, und der im Schweigen sein Herz in der Nähe seines Vaters ausatmen und sich ausruhen ließ, sah gar nicht nach mir hin. Er hatte, wenn er aufschaute, nur Augen für den verrunzelten Alten, an dem ich gar nichts Schönes finden konnte. Er antwortete also nicht, sondern lächelte seinen Vater, den er zehn Jahre nicht gesehen, glücklich und zärtlich an. Aber der Alte antwortete sich sonderbarerweise selbst ganz richtig und sagte: „So, der Vogel ist dein früherer Herr!“ Und ich konnte wieder aus dem hundertjährigen Runzelgesicht nicht herauslesen, ob es lachte oder weinte. Es langweilte mich aber, da stummer Wiedersehenszeuge zwischen dem alten armen Tabakverkäufer und seinem Sohn sein zu müssen, und ich schrie deshalb: „Prinzessin 'raus! Prinzessin 'raus!“

Es kam aber keine Prinzessin. Der alte Mann nickte nur, und der Sohn nickte auch, und beide schienen sich zu verstehen über etwas, was ich nicht verstand, und was mich sehr neugierig machte. Denn alle Beovögel sind neugierig.

"Wenn du es ihm versprochen hast, kann er sie sehen, die Prinzessin," sagte der Hundertjährige, ohne daß sein Sohn den Mund geöffnet hatte. Und der Alte nickte mir nach einer Weile zu. „Es ist heute Westmonsum oben am Himmel, und wir nehmen zum Reisen am besten eine Wolke," sagte der Sohn und

sah hinauf ins Blau, wo die Wolken von Westen nach Osten hintrieben.

„Nix Wolke, Prinzessin 'raus!“ schrie ich, gereizt darüber, daß sich niemand um mich zu kümmern schien.

„Hat er schon gefressen?“ fragte der Alte den Sohn. Der nickte, und sie meinten mich. Ich mußte laut auflachen, weil sie so unmanierlich sprachen, denn ich hatte wohl gegessen, aber nicht gefressen. Als eingesperrter Vogel muß man sich unschuldigerweise viel Unmanierlichkeit gefallen lassen. „Es sind eben Menschen, die es nicht besser verstehen,“ dachte ich weiter und pffte mir ein Lied, so laut, daß dem Alten die Ohren gellen mußten. Er schien aber nichts zu hören. Denn nun betrachtete er seinerseits den Sohn lang und genau, so wie der Sohn ihn vorher betrachtet hatte, glücklich und zärtlich.

Auf einmal merkte ich, daß alles um uns in weiße Nebel gehüllt war, das Häuschen, die beiden Javanen und mein Käfig, der auf dem Fußboden des Häuschens stand. Der Alte öffnete die Käfigtüre und ließ mich herausschlüpfen. Ich wollte sofort auf den nächsten Baum flattern, nachdem ich die Flügel etwas ausgebreitet und gedehnt hatte. Aber da war kein Baum mehr, ich flog in leeren Nebel hinein. Aber ich mochte nicht wieder zum Häuschen des Alten zurückkehren und flog tiefer und weiter in den Nebel und wunderte mich, daß die beiden Javanen sich gar keine Mühe machten, mich zurückzurufen.

Da kam ich plötzlich aus dem weißen, feuchten Nebel hinaus in blendende Helle, und nun sah ich, daß wir alle zusammen samt dem kleinen Häuschen in einer Wolke hoch über der Erde schwebten. Tief unten waren die Kronen der gelbblühenden Goldregenbäume in zwei langen Reihen an den Straßen entlang zu sehen.

Es war prächtig, so hoch zu fliegen, aber ich bekam Angst und fürchtete zu fallen und flatterte, scheu vor dem tiefen Abgrund unter mir und ziemlich kleinlaut geworden, ins Häuschen zurück und setzte mich auf die Schulter meines jungen Herrn. Da fühlte ich mich sicher aufgehoben.

Nun verstand ich auch, warum die beiden Javanen sich ruhig weiter unterhielten und mich sorglos fliegen ließen. Sie wußten, daß ich als Beobogel nicht so weit fliegen konnte wie andere Vögel sonst. Und sie waren sicher, daß ich aus Angst gleich zurückkehren würde, wenn ich am Rand der Wolke den Abgrund der großen Tiefe entdecken würde.

Wir trieben schnell mit der Wolke hin, das sah ich an den raschen Verschiebungen und schnellen Ausblicken, die der Nebel machte. Es dauerte ziemlich lange, und ich schlief, glaube ich, für eine kurze Weile sogar etwas ein; als ich erwachte, standen mein Käfig und ich darin noch immer auf dem Fußboden des Häuschens. Aber Vater und Sohn waren fortgegangen. „Sie werden mich wohl nicht da stehen lassen, bis eine Kaze mich holt,“ dachte ich. Und ehe ich es noch recht ausgedacht hatte, wurde mir in meinem Beob Herzen so eigentümlich unglücklich zumute, so seufzerig war es mir ums Herz, aber ich getraute mich nicht zu seufzen, ich hatte sogar Angst, Todesangst, den kleinsten Seufzer auszustößen. Es war etwas Unerklärliches in mir, das mich warnte.

Da lagen doch noch der Tabak und die Baststreifen, und auch die Siris und die Beteldose des Alten standen da. Wo waren denn die beiden Javaner hingegangen?

Ich begriff es nicht. Aber ich merkte, daß ich so sehr zitterte, so schrecklich bebte, daß ich von meiner Käfigstange fallen mußte, wenn das so weiterging.

Ach, nun sah ich doch die beiden Javanen wieder. Vater und Sohn saßen nicht weit von mir unter einem riesigen Baum, der Vater hockte am Boden und rauchte, der Sohn aber saß auf dem niedern Schemel eines javanischen Straßenbarbiere; und er wurde eben eingeseift, um rasiert zu werden.

„Na, so eine Bescherung!“ wollte ich höchst mißmutig ausrufen, geärgert über die Vernachlässigung meiner Beobperson. „Da lassen sie mich stehen, diese beiden leichtsinnigen Menschen, wie leicht könnte mich eine Kaze holen!“



Und wieder begann das Zittern mich zu schütteln bei dem Worte „Kage“.

Etwas Tödliches mußte in meiner Nähe sein. Ich hielt mich auffallend still. So auffallend, daß ich sogar die Aufmerksamkeit meiner beiden Brotgeber auf mich lenkte. Denn sie wendeten plötzlich die Köpfe zu mir. Es glitt ein Schatten draußen durch den Schatten der Zweige des Baumes, unter dem die beiden Javanen beim Barbier saßen. Und ich erkannte: dort oben auf einem breiten Ast des großen Baumes schlich, flach auf dem Bauch liegend, ein schwarzer Panther an die unten Sitzenden heran. Für mich kleinen Vogel war ein Panther nicht gefährlich, ich war ihm zu klein. Das tröstete mich. Das schwarze Raubtier lag ganz still, und nur seine Schweifspitze tickte leicht erregt auf und ab. Die Bestie wollte sich auf meinen jungen Herrn stürzen. Aus Leibeskräften schrie ich: „Kas, Kas!“ Und ich hatte meine innerliche Furcht ganz überwunden, als ich den Ruf ausstieß. Jetzt sprang die schwarze Panthergestalt oben vom Baum, und ich schrie noch lauter als vorher. „Kas, Kas, Kas!“ Doch die Leute kümmerten sich weder um mich, noch um den Panther. Die schwarze Kage ging, wie eine gewöhnliche Kage es auch getan hätte, gemächlich, als ob sie kein Panther wäre, zwischen den Menschen herum. Erst strich sie ihr Fell am Rücken des auf einer Baumwurzel hockenden hundertjährigen Greises ab, dann aber wanderte sie weiter, strich dem Barbier um die Beine und strich meinem Herrn um die Knie. Und nun sah ich: es war ja auch gar kein Panther, es war eine einfältige schwarze Kage, — die Kage schien mir nur so panthergroß zu sein, da ich jetzt ein kleiner Vögel war. Es war eine einfältige schwarze Kage, das entdeckte ich zu meinem größten Vergnügen. Aber kaum war ich dabei, einen Freudenlaut auszustößen, da erstarrte ich von neuem. Denn die schwarze Kage hatte so ganz nebenbei aus der Ferne mit einem grünen Auge nach mir geblinzelt, daß mir ein eiskalter Schauer am Rücken herabließ. „Oh, wäre das doch ein Panther,“ mußte ich denken, „dann wäre das Tier mir weniger gefährlich. Aber

dann hätte es sich auf meinen Herrn gestürzt und würde ihn getötet haben, und wer hätte mich dann heute abend aus dem Beokäfig erlöst?" Nun begriff ich plötzlich: ich war nur so lange beolustig gestimmt, als ich wußte, daß der ganze Scherz nur einen Tag dauern sollte. Kaum stellte ich mir aber vor, daß ich mein Leben lang als Beo auf dieser Stange sitzen sollte, da hätte ich mir doch lieber alle Federn ausgerauft vor Ärger über solchen unnatürlichen Dauerzustand.

Die Kage verließ die Menschen und lief über die Straße fort. „Aber sie tut nur so, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken," dachte ich mir. Sie machte einen Bogen, so wie ich es mir gedacht, und kam dann langsam zu mir heran, harmlos tuend, als wollte sie nur ihr Fell an meinem Gitterstäbchen ein wenig glatt streichen.

„Das ist mein Tod! Das Vieh!" rief ich laut. Aber niemand achtete darauf, auch die Kage nicht. Sie kam ruhig näher, als wäre ich kein lebendes Ding, sondern ein toter Gegenstand, auf den man nicht viel Rücksicht nimmt. Niemand kann sich den Angstzustand vorstellen, in den ich verfiel. Die Kage wurde so groß wie ein Riesentiger. Für mich Beo war sie beinah so groß, als wäre sie ein Tiger von Elefantengröße. Ihre Augen waren so ungeheuer wie Mondscheiben. Es war gräßlich. Ich wollte die Käfigstange loslassen und in Ohnmacht fallen. „Dann friegst dich die Kage erst recht," rief mein Herz, und ich verschob die Ohnmacht und flatterte nur scheu hin und her, voll Angst und Bangen. Wieder kam mir der Duft von einem großen Goldregenbaum zu Hilfe. Er zog mich zu sich. Zu Duft verwandelt, schwebte ich, dieses Mal ganz manierlich, in meiner Todesangst ganz lautlos, mit dem Blütenduft vereint als Luft in den hohen Baum hinauf und kam oben unter den goldenen Zelten der Blüten an, wo die goldstaubbedeckten Blütenbräute saßen, umgeben von goldgepuderten Blütenbräutigamen. Ich hielt mich sehr still und benahm mich sehr anständig. Und sah von oben aus den gelbseidenen Blütenzelten auf die Landstraße hinunter, wo die Kage nun wirklich ihr

schwarzes Fell am leeren Käfig abstrich und dann in den Straßengraben sprang, wo sie auf Feldmäuse zu lauern schien. Ich atmete erleichtert auf und betrachtete die Straße. Ab und zu sah ich einen javanischen Arbeiter vorbeieilen. Der eine trug an einer Tragestange in zwei Körben Dachziegel zum nächsten Ort, der andere Grassbündel, andere trugen Bündel Reisähren, andere Körbe voll Kokosnüsse und andere Körbe voll roter Pfefferschoten. Es kam alle Augenblicke jemand da unten die Straße gelaufen. Nun aber holte ich tief Atem, ich sah in der Ferne viele Menschen, einen langen Zug.

„Jetzt kommt die Prinzessin!“ sagten die Goldregenblüten, die besser in die Ferne leuchten können mit ihrem goldgelben Licht, als Menschenaugen es können.

Ich flog der Prinzessin mit dem Goldregenduft als Luft entgegen.

Da sah ich in einer offenen Sänfte die halbnackte, kleine, junge Javanenprinzessin sitzen. Die Sänfte war offen nach allen Seiten und hatte nur ein Dach auf vier gedrehten vergoldeten Holzsäulen.

Der Sänfte voraus gingen Flötenspieler und ein Diener mit einem Gong, den er von Zeit zu Zeit anschlug.

„Ach, die wunderschöne Prinzessin!“ dachte ich bei mir. Und da ich Lust war, konnte ich mich in der Sänfte dicht an ihrer Seite ausbreiten und war sehr glücklich über diese einfache Annehmlichkeit. Die Prinzessin war an diesem heißen Tag nur um die Beine mit einem rot und gelb gemusterten Tuch bekleidet. Ihr Oberkörper war nackt, aber mit safrangefärbtem Reismehl ganz gelb gepudert. Auf dem Kopf trug sie ein goldenes Diadem. Ich versuchte ihr ein wenig die Arme zu streicheln, da ging der Puder ab. Das kümmerte mich aber gar nichts. Links und rechts von der Sänfte gingen javanische Frauen, die hatten goldene und silberne Schildkrotdosen in der Hand. Da gab es sicher auch wieder neuen Puder für die Prinzessin. Und ich machte mir gar nichts daraus, die schöne Prinzessin unter's Kinn zu fassen und auch

ihre Lippen zu küssen, denn ich war ja Luft, und es kümmerte mich nichts, daß der Puder abging.

„Wie stark es hier nach Goldregenblüten duftet,“ sagte eine der begleitenden Frauen zu den andern Frauen. Diese aber nickten nur und gingen lautlos und barfuß weiter. Hinter der Sänfte ritt auf kleinem, weißem Schimmel ein junger javanischer Adliger.

„Das ist der Sohn der Prinzessin,“ flüsterten die gelben Blüten vom nächsten Baum herunter. Und ich setzte mich einen Augenblick zu den Blüten und ließ mir erzählen.

Die Goldregenblüten erzählten. Diese Prinzessin war nicht mehr so jung, wie sie da unter Puder und Schminke ausschaute. Sie war eine der Frauen des toten Kaisers und hatte diesen Sohn, der da auf dem Schimmel ritt, nach dem Tode des Kaisers erst zur Welt gebracht. Sie beanspruchte für ihn die Kaiserkrone, bekam sie aber nicht, denn diese wurde dem Sohn einer anderen Frau des Kaisers zugesprochen, der noch bei Lebzeiten des Kaisers geboren worden war. Diese Prinzessin hatte bis zum gestrigen Tage lautlos und zurückgezogen mit ihrem spätgeborenen Sohn in der Kaiserstadt Solo gelebt. Gestern, wo ihr Sohn für mündig erklärt worden war, hatte sie sich mit ihm auf die Flucht begeben, um zu ihren Anhängern zu fliehen, von denen ihr Sohn als der richtige Kaiser ausgerufen werden sollte. „Sie wird aber nicht weit kommen,“ meinten die Blüten, „sieh die Staubwolke dort, drei Meilen in der Ferne über den letzten Bäumen der Straße! Dort kommt schon die Leibwache des Kaisers nachgestürzt, um beide, Mutter und Sohn, einzufangen und zurückzubringen nach Solo, wo sie gefangen gesetzt werden sollen wegen Anstiftung zum Aufstand.

„Aber die Prinzessin wird sich nicht fangen lassen; sieh den Dolk, den sie im Kleide trägt, und den man hier im Javanerlande ‚Kris‘ nennt. Mit diesem Kris wird sie sich und ihren Sohn hier umbringen, aber gefangen läßt sie sich nicht nehmen.“

„O, sie darf nicht sterben, ich möchte sie retten,“ sagte ich rasch zu den Blüten.



„Vom Tode kannst du sie vielleicht retten, aber vor der Gefangenschaft nicht,“ sagten die Blüten traurig und dufteten weniger stark.

„Wie kann ich sie vom Tode retten, ich bin ja nur noch schwache Luft?“

„Kehre zurück in deinen Käfig und nimm deine Gefangenschaft als Beo freiwillig auf dich, dann wird sich alles von selbst begeben.“

„Das will ich gleich tun,“ sagte ich lebhaft und unüberlegt. Denn seit ich die schöne kaiserliche Prinzessin geküßt hatte, war ich ganz leidenschaftlich von dem Wunsche erregt, diese Frau am Leben zu erhalten.

„Ja, aber dein Leben als Beo mußt du dabei einbüßen. Denn nur mit deinem Leben kannst du die Frau Prinzessin am Leben erhalten!“ sagten die Blüten.

„Gut, es kommt mir auf ein Leben mehr oder weniger gar nicht an,“ rief ich. „Wenn nur die schöne Frau leben bleibt, die ich vorhin dort in der Sänfte gestreichelt und geküßt habe, dann ist mir alles gleich.“

„Du wirst sehen, es kostet dein Beoleben,“ warnen mich die gelben Goldregenblüten.

„Mag es kosten, was es will, — ich tue es für sie. Ich habe noch nie vorher eine Prinzessin küssen dürfen, und nun ich sie geküßt habe, will ich mich auch ritterlich erzeigen für den Kuß.“

Und ich schwebte zum Käfig zurück und war, ehe ich es mir versah, wieder ein Beo. Ich saß nun auf der Stange und wartete, daß der Hofzug auf der Landstraße näher käme, denn vorher als Luft war ich ihm rasch und weit entgegengeslogen, als er noch weit weg war. Und ich hatte in meinem Eifer die schwarze Rage ganz vergessen, die noch im Straßengraben lauerte. Sie saß dort vor einem Mauselloch. Ich tat, als wäre sie gar nicht da. Ich piff ganz vergnügt mein schönstes Lied, den Brautmarsch aus dem „Tannhäuser“, den ich meinem Beovogel beigebracht hatte. Unter dem Baum wurde mein Herr noch immer sorgfältig und langsam rasirt, und meines Herrn Vater saß noch ganz so wie vorher auf



der Baummurzel und rauchte seine Zigarette. Keiner von beiden achtete auf den Hofzug, der näher kam. Denn entweder waren sie tief in Gedanken, oder es war ein abgekartetes Spiel, daß sie nicht auf die Prinzessin hinschauen wollten, zu der sie mich auf der Wolke in dies Fürstenland geführt hatten, um sie bewundern und küssen zu können. Als ich noch saß und überlegte, wie großmütig ich eigentlich sei, daß ich mich eines Kusses wegen für die schöne Frau Prinzessin töten lassen wollte, da stand mit einemmal, glattrasiert, aber mit dem strengsten Gesicht von der Welt, mein junger Herr vor mir und sagte, indem er mich blizzenden Auges vernichtend ansah: „Du Hund von einem Menschen, du hast es gewagt, meine Frau zu küssen!“

„Das ist mir höchst schnuppe, schnuppe, schnuppe!“ sagte ich verächtlich. „Er hat wohl geträumt, er,“ fügte ich in Gedanken hinzu, denn ich wußte, er las mir meine Gedanken vom Schnabel ab, ohne daß ich das Kauwerkzeug zu öffnen brauchte. „Und übrigens, wenn es so gewesen wäre, dann mein Herr, — gesetzt den Fall, daß mir die Schnute Ihrer Gattin, die ich leider nicht die Ehre habe je gesehen zu haben, daß diese Schnute mir gefallen hätte, — warum sollte ich sie nicht geküßt haben? Ich küsse, was mir anziehend scheint,“ rülpste ich mit höchster Frechheit hervor.

„Gut, dann mußt du deine Tat nachher auch verantworten. Ich strafe dich. Du Kerl bist des Todes,“ schrie der Javane. „Doch eine größere Strafe als der Tod wird dir zugleich. Denn die Prinzessin, die ich dir zum Küssen geben wollte, wirst du in deinem Beleben nicht zu sehen bekommen. Denn diese, meine Frau, war nicht die Prinzessin, die dich erwartet hat. Du bist voreilig und frech gewesen. Und deine Strafe bleibt nicht aus. Noch eine kurze Stunde hast du zu leben. Vereite dich vor, zu sterben!“

„Ach was, Klimbim, Klimbim,“ lachte ich mit alterprobter Beounverfrorenheit. „Ich weiß von nichts, mein Name ist Beo. Stecken Sie ruhig Ihre rollenden Augen in die Westentasche. Sie jagen mir gar

keine Furcht ein. Mein Name ist Deo. Basta! Und übrigens stören Sie mich nicht, dort kommt meine Frau Prinzessin, und die wird mich sogleich hier begrüßen."

"Hundevogel von einem Hundevogel!" keuchte der hocherregte Javane und gab meinem Käfig einen Fußtritt, daß mir mein Badenapf und mein Trinknapf um den Kopf flogen und ich zum zweitenmal an diesem Tage ein unfreiwilliges Bad nehmen mußte.

"Berrückt, verrückt!" schimpfte ich, ohne mich in meiner Reckheit stören zu lassen. „Was meint der Esel, ich begreife gar nichts; ich kenne seine Frau so wenig, wie er meine Frau kennt, der Esel."

Jetzt kam der Vater, der hundertjährige, und winkte seinem Sohn, zum Barbier zurückzukommen. Der Sohn folgte dem Ruf seines Vaters und ging, nicht ohne nochmals etwas von: „Tod und Rache!" gemurmelt zu haben.

„Ganz wie im Theater," rief ich ihm fest nach, „wie im Theater. Hu, hu, hu!" So unerhört übermütig war ich, daß ich mir aus meinem umgestürzten Käfig gar nichts machte und mich so gut wie möglich einrichten wollte in dem Kopfüber und Kopfunter, das meine Wohnung ganz verdreht aussehen machte. Aber da merkte ich zu meinem Staunen: sieh da, meine Käfigtüre war beim Sturz des Käfigs aufgegangen. Wenn ich nun feig gewesen wäre, hätte ich blindlings vor meinem fluchenden Hausherrn fliehen können. Ich bin aber von Natur nicht feig, und so entstieg ich nur eine Weile meiner zerstörten Wohnung und setzte mich ein wenig vor die Türe, das heißt, ich setzte mich auf den Rand meiner offenen Haustüre und schaukelte mit dem beweglichen Türflügel her und hin, so gleichmütig, als ob nichts geschehen wäre. Aber sieh da, was machten denn die beiden Javanen dort? Sie hockten sich am Boden gegenüber und bliesen sich mit Rauch an, und dazu machte der Barbier, auch am Boden hockend, unter dem Baum Musik auf einer Bambusflöte. Das, was er flötete, klang ähnlich wie die Musik, die ich vorhin beim Hofzug gehört hatte; dasselbe Flötenspiel war es.

„Wie er mich nur töten will? Mit Musik doch nicht?“ schwärmte ich als schwaghafter Deo für mich in die Luft. „Musik macht lustig!“ rief ich unverschämt und herausfordernd zu meinen Javanen hinüber. „Musik und Saueres machen lustig. He, he, hee!“ Sie sahen aber gar nicht nach mir hin, sondern hüllten sich in immer mehr Rauchwolken. Und seltsam, die Wolken bildeten Figuren und Formen. Und mit der Zeit entstanden aus den Rauchwolken bunte Tücher an beiden Javanen. Und es begann an ihnen zu blitzen und zu funkeln. Und es war ganz sonderbar: sie bekleideten sich wie zwei Fürsten mit den kostbarsten handgemalten Stoffen. Aus Rauch gewobene blaue und kupferrote Seide entstand, und die beiden Javanen, als sie nach einer Weile aufstanden, hatten die herrlichsten javanischen Königsgewänder an, die man sich nur denken kann. Der Alte trug eine veilchenfarbene Jacke, die war über und über mit regenbogenfarbigen Perlen bestickt. Die weißen Perlen bildeten Blüten und Ranken am Saum der Jacke, und die Perlenstickerei bedeckte die ganze Brust. Er hatte außerdem eine seidene Hose an, die war wie aus den schönsten Gartenblumen zusammengestellt, aus roten und weißen Nelken, aus blauen Irisblumen und gelben Irisblumen, aus Feuerlilien und Jasmin, aus weißem und lila Flieder, und die Säume unten um die Hosen waren dicke schwarzrote Rosen, und dazwischen guckten gestickte Goldkäfer hervor. Über die Hose hatte er, wie das javanische Hofsitte ist, einen kupferroten Seidenstoff geworfen, und der hing auf einer Seite herab und bedeckte das eine Bein, das andere Hosenbein aber war frei und leuchtete und flammte wie ein Blumenstrauß im Sommer. Und im Haar trug der Alte blizende Elfenbeinkämme, die waren auch dick mit Perlen umkrustet. Und Perlenketten trug er um den Hals, und Perlenketten um die Handgelenke, und dicke goldene Ringe, mit Perlen besetzt, an den Fingern.

„Das nennt sich Armut,“ schrie ich frech. „Sieh mal da, eins, zwei, drei, Hurra!“ rief ich voll Eifer, um mich endlich mal wieder bemerkbar zu machen

und meine Beolebhaftigkeit nicht in Vergessenheit fallen zu lassen. Der weiße Hundertjährige hatte auf einmal ein mildes altes Gesicht ohne Falten, aber doch ganz alt dadurch, daß es von weißen Haaren umrahmt war.

„Maske!“ schrie ich, „Maske!“ — „Es ist ja Weihnachten und nicht Fastnacht,“ wollte ich rufen, konnte aber als Bodo den langen Satz nicht aussprechen. Der Alte trug auch einen Stock, aus Rauch gemacht, in der Hand, der gleich einer alten goldenen Lanze. Aber die Spitze der Lanze war abgebrochen und mit Watte umwickelt. Es sah aus, als sei die Lanze verwundet, oder als habe sie weiße Haare oben am Lanzenkopf, wie der Greis selbst.

„Alles ist verrückt! Verrückt! Verrückt!“ krächzte ich auf meiner Kastenhaustüre aus Leibeskräften.

Nun, und der junge Javane, wie leuchtete der mit einemmal, als wäre er beim Goldschmied gewesen und habe sich vergolden lassen. Er trug aus gelber Seide Jacke und Hose und einen enzianblauen seidenen Überwurf. Aber die gelbe Seidenjacke war über und über mit den herrlichsten roten Rubinsteinen bestickt. Wo der Vater Perlen wie Tränen trug, trug der Sohn Rubinen wie Taubenblutropfen, bläulich rot schimmernd. Und außerdem hatte er feine goldene Ketten um den Hals und goldene Armbänder; sogar um die Fußknöchel hatten beide Herren goldene Ringe als Schmuck. Und als sie sich nun bewegten, sah ich, sie trugen auch goldene Ringe an den Zehen der Füße. Sie gingen aber barfuß, weil alle Javanen im Javanerlande barfuß gehen. Der Sohn hielt den Schild des Vaters in der Hand, der war aber nicht aus Gold und nicht aus Metall, — er war aus Haar geflochten, aus feinstem weißem Haar, und leuchtete noch silberner als Silber. Denn das Haar war von den Köpfen aller alten javanischen Könige und aller alten javanischen Königinnen genommen und so dicht geflochten, daß der Schild fester war als Stahl, und er ließ kein Schwert und keinen Speerstoß durch, der Schild aus Königs- und Königinnen-Haar. Dieses sagte mir der Schild selbst, als ich ihn so staunend



betrachtete. Da hörte ich, wie er laut zu mir sprach und mir erklärte, wer er sei. Und dann sagte der Schild weiter: „Verneige dich, Beo, vor der Lanze, sie ist stumm und kann nicht zu dir sprechen. Ihre Zeit, wo sie wieder gewachsen und scharf sein wird, die Zeit ist noch nicht gekommen. Es ist die Lanze des ersten Javanenkönigs, und sie brach ab, als die Holländer in Java einzogen und das Land unterjochten. Seitdem ist die Lanze mit Watte umwickelt. Aber eines Tages wird sie wie ein scharfes Lilienblatt ausblühen und wird wachsen und scharf bleiben, und dann wird sie wieder so laut reden wie ehemals, da sie unzerbrochen war. — Aber er, der Alte, der Greis, der die Lanze hält, und der dir verkleidet als armer Tabakhändler am Weg vor Garoet begegnete, wo er in dem Bambushäuschen saß, — er ist der Stammvater aller Javanen. Er setzt die Könige und Kaiser ein und setzt sie wieder ab. Er ist der älteste Javane auf Java, und er ist nicht nur hundert Jahre, er ist viele tausend Jahre alt. Aber damit du nicht kopfscheu werden solltest, hat dir mein junger Herr vorhin gesagt, er sei sein hundertjähriger Vater. Er ist auch sein Vater, aber sein Erzvater. Und mein junger Herr, der mich trägt, mich Schild, geflochten aus dem weißen Haar aller toten alten Könige und Königinnen und Kaiser und Kaiserinnen von Java, — mein junger Herr ist der zuletzt verstorbene Kaiser von Java, der als Beo wieder zum Leben kam, da er nicht zu seinen Vätern eingehen wollte, ehe der Zwist, der in seinem Kaiserhause herrscht, beendet ist. Und heute soll dieser Zwist enden. Heute soll die Leibwache des Königs die Frau Prinzessin, die heimlich einen Aufstand anschüren wollte, und die diesen Plan schon seit der Geburt ihres Knaben im Herzen genährt hat, sich freiwillig von ihrem Lieblingswunsch trennen. Sie wird sich zuletzt der Leibwache des Kaisers selbst gefangen geben. Und das Herz der Frau Prinzessin zu bewegen, damit sie heute endlich von dem seit Jahren gehegten Wunsch ablasse, — dieses ist die Absicht, mit der Vater und Sohn, die im Geist von der Flucht und von dem geplanten



Aufstand erfahren hatten, heute hierher gekommen sind.“

„Nee, nee, nee,“ schrie ich aufgereggt, denn mir waren Schuppen von den Augen gefallen. Ich sah nun ein, daß ich meines Herrn Frau in der Prinzessin vorhin geküßt hatte. Und daß mein Herr recht hatte, als er aufbegehrte und mich samt meinem Käfig in die Ecke stieß, weil ich frech zu seiner Frau gewesen war. Ich mußte mich an der wackligen Gittertür meines Käfigs festhalten, denn mit Schrecken fiel mir ein, daß es nun wahr werden würde, was er mir vorhin zugerufen hatte: „Ich strafe dich! Du bist des Todes. Und zwar augenblicklich!“ Ich faßte mich aber rasch. „Na, gut, schon gut, gut, schon gut!“ schrie ich den Schild an und verbeugte mich ein paar mal vor ihm und der Lanze. Der Schild, der mich hell anschien, als könne er mich in allen meinen Gedanken durchleuchten, war mir mit seinem Königshaarglanz alter Herrschaften recht unheimlich. In so viel weißen Glanz hatte ich noch nie geschaut, als dieser Schild ausstrahlte, der silberner als Silber war. Es schien, als ob alles Gedankenlicht, das in den Köpfen aller javanischen Könige und Königinnen gegläntzt hatte, aus diesem Schild glänze, der aus weißem Königshaar geflochten war und so weithin leuchtete, daß die Bäume in seiner Nähe silberglänzende Blätter bekamen, — so hell war er. Es wurde mir jetzt zu feierlich für mein lebhaftes Beogemüt in der Nähe dieser ältesten javanischen Herrschaften. Ich wäre nun am liebsten feig geworden und wäre fortgeflogen; denn was hielt mich denn ab, zu fliehen? Es hielt mich nur mein den Goldregenblüten gegebenes Wort, daß ich die schöne Frau Prinzessin vor ihren Verfolgern erretten wollte, das heißt, ich wollte sie hindern, sich das Leben zu nehmen, wenn sie es versuchen würde. Aber was sollte ich nun nützen, wenn sie doch ihren Mann und noch dazu den Vater, den Erzvater aller Javanen, bei sich in der Nähe hatte? Die konnten ihr besser helfen als ich. Die hatten sich jetzt mit ihren Gewändern, aus Rauch gewoben, nur deshalb so schön gemacht, damit sie der schönen

Frau in anständiger und würdiger Weise begegnen konnten. Und ich Lump, ich hatte mich vorhin als Lust ganz gemein an die Seite der Frau in die Sänfte hingerefelt. Ich hatte mir die Schutzlosigkeit der schönen Frau zunutze gemacht, das war eine gemeine That. Ich hatte meine lustige Maske böse ausgenützt und hatte, in Lust verkleidet, die schöne Frau geküßt und gestreichelt, daß ihr der Puder vom Gesicht gefallen war. Ich war gemeiner als ein Straßenräuber. Ich sah es ein, ich verdiente nichts als den Tod. Und zwar den gemeinsten Tod, den man sich nur ausdenken konnte, — so schändlich leichtsinnig hatte ich gehandelt. „Hängt ihn! Hängt ihn!“ schrie ich laut und meinte damit mich selbst. Aber niemand achtete mehr auf mich. Auch der Schild in der Hand des japanischen jungen Kaisers wendete mir den Rücken.

Nun sah ich auch, daß der Barbier, der nun auch prächtige, aus Rauch gewobene Gewänder trug, der Kanzler des Reiches war. Der rote Kanzler, der zur Zeit des Königs, des verstorbenen, am japanischen Hof Ratgeber gewesen war. Ich sah es an den Abzeichen der Palmenblätter-Stickerei des Rockes und am Reichskanzlerstern aus Diamanten, den er auf der Brust trug. Und hinter den Bäumen der Straße standen viele Höflinge. Sie erstaunten mich nicht. Ich hatte gesehen, wie sie entstanden waren. Sie waren Grashüpfer, Ameisen, Reissvögel, Schmetterlinge und Eidechsen gewesen, die alle herbeigekommen waren, beim Flötenspiel des Kanzlers vorhin. Alle waren unter den Tönen des flötenden Reichskanzlers in ihre frühere Menschengestalt verwandelt worden.

Das hatte ich doch nie glauben können, daß alle Tiere des Feldes einmal Menschen waren. Da standen sie alle schön gekleidet, die Grashüpfer als Reiter zu Pferd, die Eidechsen waren Fußvolk, die Ameisen Musikanten, und die Schmetterlinge waren reizende Hofdamen und Pagen geworden, in hellen, freundlichen Seidengewändern. Alle aber zeigten einen nackten Oberkörper, einen schönen, schlanken, braunen Rücken und eine nackte braune Brust, und nur von den Hüften

abwärts waren sie bekleidet. Alle waren waffenlos. Das fiel mir besonders auf. Auch die Krieger trugen keine Waffen; nicht einmal den Kris, den Dolch, den alle Javanen im Gürtel bei sich tragen, nicht einmal den hatten sie bei sich. Sie waren freundlich gesprächig untereinander und kauerten alle an der Erde, unterwürfig auf ein Zeichen der beiden Herrscher wartend, um sich aufrichten zu dürfen.

„Halbnackt! Halbnackt!“ schrie ich in meiner frechen Art, die ich nicht ablegen konnte, so lange ich Beo war, weil sie diesem Vogel als Rasseeigenschaft angeboren ist. Aber niemand kümmerte sich in diesem Augenblick um das Geschrei eines kleinen Beovogels. Wer mich schreien hörte, lachte höchstens ein wenig, aber ärgern, wie ich es als Beo gern wollte, konnte ich keinen Menschen mit meinem Geschrei.

Die Flötenmusik und der eintönige Gongschlag des Hofzugs kamen jetzt näher. Es traten Dienerinnen auf den Wink des alten und jungen Javanen vor. Eine Schirmträgerin mit goldenem, radrundem Schirm stellte sich hinter jedem der beiden javanischen Herrscher auf, hinter dem Kaiser und hinter dem Erzvater der Javanen. Der Kanzler aber mußte sich auch am Boden niederkauern und die Stirn senken, wie alle Hofleute es tun mußten, denn keiner durfte vor dem Kaiser und dem Erzvater die heranziehende Frau Kaiserprinzessin ansehen.

Und ich Frechling war vorhin wie ein Elender, geradeswegs zur hohen Frau in die Sänfte gesprungen. Ich fühlte wie mir meine Flügelfeder vom Angstschweiß feucht wurden. Ich zitterte am ganzen Leibe. Viel mehr als vorhin vor der Kage zitterte ich jetzt. Da, wo das Bambushäuschen stand, in dem wir vorhin durch die Luft von Garoet nach dem Fürstenlande in Mitteljava auf einer Wolke geflogen waren, da wurde die Straße breiter und bildete einen kleinen Platz. Ehe der Zug von der Straße her auf diesem Platz ankam, sah ich noch, wie auf einen Wink des greisen Erzvaters Hunderte von den goldgelben Blüten der Goldregenbäume, die rund um den Platz standen, von den Zweigen niederrieselten. Bald war der ganze

Platz von goldgelben Blüten bedeckt, es sah aus, als wäre die Erde vergoldet worden von den duftenden Blüten.

„Die Blüten geben ja auch ihr Leben für die Prinzessin her, dann kannst du es auch tun,“ dachte ich bei mir. „Es tut nicht weh, für jemand zu sterben, der so edel und schön ist wie die Frau Prinzessin.“ Aber anstatt daß ich meinen braven Gedanken Ausdruck gegeben hätte, hatte ich fortgesetzt die Beo-Unart an mir, nur Frechheiten in die Luft zu schreien. Und da jetzt der ganze Platz gut nach Blüten und nach den Wohlgerüchen des heranziehenden Hofzuges roch, rief ich, so laut ich konnte: „Es stinkt! Es stinkt! Wer stinkt, wer stinkt?“

Gottlob, es achtete jedes Ohr und jedes Auge nur auf die Kaiserprinzessin und ihren Sohn, der da zu Pferde hinter ihr ritt.

Der Hofzug kam aber nicht ruhig an. In den letzten Minuten klangen die Gongtöne unregelmäßiger und heftiger, die Flötenspieler spielten eine eilige Marschmelodie, und man sah an der auf- und absteigenden Bewegung der Sänfte, und an dem Hufschlag der Prinzenpferde hörte man es: überall war Eile und Hastigkeit. Denn die Leute hatten den Staub der heraneilenden Verfolger in der Ferne bemerkt. Und sie waren in Unruhe geraten und hatten es zuletzt der Prinzessin und dem Prinzen mitgeteilt, daß da in der Ferne große Staubwolken aufstiegen, und daß das nur die Reiter des Kaisers sein konnten, die sie verfolgten und die sie bald einholen würden.

Die Prinzessin hatte in Solo nichts von ihrer Reise gesagt und war heimlich in der Nacht geflohen, denn unterwegs sollten ihr ihre Anhänger bewaffnet entgegenziehen und sie vor den Verfolgern in Schutz nehmen.

Als der Hofzug nun auf dem Platz unter den Goldregenbäumen die vielen festlichen Menschen sah und von dort Musik hörte, beruhigten sich alle im Herzen, da sie glaubten, das wären ihre Freunde, die ausgezogen seien, ihnen zu begegnen und sie zu beschützen. Aber sie waren erstaunt, als sie näher kamen, daß

kein bekanntes Gesicht unter den Menschen war, die sie zu bewillkommen schienen. Und keiner hatte eine einzige Waffe bei sich; nur ein alter hoher Herr an der Spitze trug eine abgestumpfte Lanze, die mit Watte umwickelt war. Und ein junger hoher Herr hielt einen hellen Schild in der Hand, der silberner leuchtete als Silber.

„Was sind das für Leute?“ hörte ich die Prinzessin in der Sänfte ihren jungen Sohn fragen, der wohl kaum vierzehn Jahre zählen mochte. Denn so jung werden die javanischen Prinzen schon für mündig erklärt.

„Ich kenne diese Menschen nicht, hohe Frau Mutter,“ hörte ich den Sohn erwidern.

„Edelleute, Edelleute!“ rief ich, entzückt, der gnädigen Frau Kaiserprinzessin mit meiner Auskunft dienen zu können.

„Ei sieh, ein Beo!“ rief die hohe schöne Frau entzückt. „Wer ist der Alte dort, Beo?“ fragte sie weiter.

„Erzvater! Erzvater!“ rief ich klar und deutlich.

Sie erstaunte, und alle verwunderten sich mit ihr.

„Und sag, kluger Beo, sag, wer ist der junge Herr, der den glänzenden Schild trägt?“

„Dero Herr Gemahl, dero Gemahl, Gemahl, Gemahl!“ rief ich, meinerseits entzückt, daß ich alles wußte und mein Wissen zeigen durfte. Ich sah, wie die schöne Javanenprinzessin, von freudigem Staunen erschüttert, unter dem gelben Puder erblaßte. Sie rief zu ihrem Sohn hin: „Wahrhaftig, mein lieber Sohn, dort steht dein Herr Vater, der verstorbene Kaiser, er hält einen Schild zu unserem Schutz in der Hand. Und sieh, neben ihm steht der edelste Javane, der hohe Erzvater unseres Geschlechtes. O, nun sind wir vor allen Verfolgern gerettet. Wahrscheinlich wird dich dein eigener Vater hier zum König krönen wollen; und hält der Erzvater den heiligen Speer über dich, dann bist du unverwundbar dein Leben lang.“

Man hatte die Sänfte niedergestellt, und die Frauen der Prinzessin halfen der Dame aussteigen. Die



Diener hielten dem jungen Herrn den silbernen Steigbügel, und er stieg vom Pferde. Dann schritten Mutter und Sohn zehn Schritte von ihrem Gefolge fort, dem Kaiser und dem Erzvater entgegen, und ließen sich auf die Knie nieder, und da man ihnen Strohteppiche bringen wollte, damit sie nicht im Staube knien sollten, wiesen sie mit einem Wink die Diener zurück. Und man sah es der Kaiserin und ihrem Sohne an; sie brannten danach, dem hohen Kaiser und dem noch höheren Erzvater tiefste Ehrerbietung zu erweisen, — sie wollten beide im Staube vor ihnen liegen. Denn sie begriffen, daß die hohen Toten ihnen zu ihrer Rettung hier am Weg begegnet waren. Denn daß Tote aus dem Kaiserhause bei hohen Anlässen auferstanden und in alter Menschengestalt den Angehörigen des Kaiserhauses an wichtigen Lebenstagen erschienen, — das hatte sich im Laufe der Zeiten des öfteren ereignet, und die Überlieferungen erzählten davon.

Darum nahmen auch Mutter und Sohn die Erscheinung dieser hohen Toten heute am ersten Tage der Flucht, wo sie beide einen so zukunfts wichtigen Schritt wagten, als etwas Selbstverständliches. Denn Mutter und Sohn waren durchdrungen von der Wichtigkeit dieser Stunde, und sie wußten, daß dieses der ereignisreichste Tag ihres Lebens sein würde. Der Prinz hatte ja sein ganzes Leben lang auf diesen Tag der Flucht und Kaiserernennung mit seiner Mutter zusammen gewartet.

Wie sie nun im Staube lagen, winkte der alte Erzvater ihnen aber nicht, daß sie aufstehen sollten, und er ließ sie mit der Stirn die Erde berühren, ohne ihnen Willkomm oder Gruß zuzurufen. Daran erkannten beide rasch, daß ihre Sache in dem Herzen des Erzvaters nicht zu dem Ende beschlossen war, das sie beide sich wünschten. Zugleich hörten sie aber auch, so nahe mit den Ohren an der Erde, das Hufgetrappel der Pferde, auf denen die Leibwache des in Solo lebenden Kaisers heransprengte, immer deutlicher werden; jeden Augenblick mußten nun die Verfolger auf dem Platz unter den Goldregenbäumen er-

scheinen. Die Kaiserin wagte sich nicht zu rühren, aber der junge Prinz hob den Kopf, als er mich rufen hörte: „Kopf hoch! Kopf hoch!“

Ich meinte aber, er sollte den Kopf heben und sehen, daß der Reichskanzler den Schild des Kaisers, der silberner als Silber war, in die Hand bekommen und sich damit dort aufgestellt hatte, wo die Landstraße auf den kleinen Platz mündete.

Der Schild spiegelte sein helles Licht die lange Landstraße entlang, und er schien die fern heranrasenden Reiter, Mann und Roß, zu blenden. Denn mit einemmal schwieg das Hufgeräusch. Es blieb nur ein wirres Gerede in der Luft, und man hörte die Stimme des Anführers der Wache, der laut zu seinen Leuten sprach: „Wir sind auf falschem Weg. Dieses hier ist der Weg zum Meer. Seht, dort unten glänzt der Meeresspiegel zwischen den Bäumen, hell und silberner, als Silber glänzt.“ Eine Unruhe entstand, man hörte, wie alle die Verfolger ihre Pferde in der Ferne umwendeten, und dann ritten sie in entgegengesetzter Richtung davon.

Zugleich aber sah ich, wie der Erzvater die stumpfe Lanzenspize über den javanischen Prinzen und seine Mutter hielt; und er sagte:

„Meine liebe Tochter, kehre um, nachdem du deinen Mann umarmt hast und du, Sohn, deinen Vater. Niemals sollt ihr wieder daran denken, gegen den Willen eures Erzvaters zu handeln. Kehrt zurück zum Kaiser nach Solo, es wird euch nichts geschehen, wenn ihr berichtet, daß ihr mir begegnet seid, und daß ich euch gesegnet habe und euch befohlen habe, diese heilige Lanze zurückzubringen, die man bereits vor eurer Abreise vermißte. Der Kaiser hat jedem Freiheit und langes Leben zugesagt, der ihm die heilige Lanze wiederbringt. Grüßt ihn und sagt: ‚Hier ist die Lanze!‘ Und alles ist euch verziehen; es wird vergessen sein, daß ihr Aufstand und Zwiespalt im Kaiserhause stiften wolltet. Zieheth in Frieden!“

Javanische Frauen und Kinder sind an größten Gehorsam gewöhnt. Die Frau erhob sich und umarmte schweigend und zitternd ihren Mann. Ebenso um-

armte der kleine Prinz seinen Vater. Dann kehrten sie zur Sänfte zurück und zum Pferd des Prinzen und zu ihrem Gefolge. Der Prinz aber trug die Lanze in der Hand, und sein Herz klopfte ihm hoch, als er das Heiligtum mit beiden Händen umklammert hielt. Und als sie sich gewendet hatten, waren mit einem Schlage der Erzvater, der Kaiser, der Kanzler und alles Gefolge hinter ihnen verschwunden, — nur blauer Tabakrauch schwebte am Plage.

„Alles futsch, futsch, futsch, futsch!“ mußte ich erschrocken rufen. „Alles Schwindel, Schwindel,“ fügte ich hinzu.

Da sah die Prinzessin nach mir hin, als sie eben in ihre Sänfte steigen wollte, und zugleich bemerkte ich zu meinem Schrecken die schwarze Kaze, die, keine fünf Schritte von mir fort, geduckt und sprungbereit am Boden kauerte. Schon schnellte sie durch die Luft, und schon stürzte sie sich auf mich.

Mit großem Geschrei und Geschimpf floh ich hüpfend zur Seite. Aber die Kaze hätte mich gewiß erwischt, wäre nicht in diesem Augenblick ein Kris, gut gezielt, durch die Luft auf die Kaze geflogen. Das Krismesser nagelte die schwarze Kaze an einen der Bambuspfeiler des Häuschens. Es war der Kris der Prinzessin. Die hohe Frau hatte mir das Leben gerettet, mir Elendem, der sie vorhin heimlich geküßt hatte.

Ich war noch ganz verduzt. Die Kaze zappelte nicht mehr. Der Dolch war ihr durchs Herz gefahren und hielt den schwarzen Leib fest an den Hauspfeiler gespickt. Tot hing der Kakenkadaver dort, und ein Faden roten Blutes floß auf die gelben Goldregenblüten, die vom Blute rotgefärbt leuchteten. Ich sah nur noch, daß die Prinzessin in die Sänfte stieg. Doch ehe sich der Zug in Bewegung setzte, um heimzukehren, schickte die hohe Frau noch eine Dienerin zu mir und ließ mich rufen. Ich hatte noch so viel Kraft, um bis an die Sänfte heranzuflattern. Aber ich fühlte, meine Kräfte wichen schnell, denn ich hatte Blut gesehen. Und wenn Beovögel Blut sehen, müssen sie sterben, und niemand kann ihnen

dann helfen. Dieses mußte ich, zu Tode erschrocken. Ich verdrehte die Augen, und mit dem Ruf: „Schwindel!“ — denn mir war sehr schwindlig — fühlte ich, daß ich meinen Geist aufgab und zu Füßen der schönen Frau starb. Die Prinzessin hatte mir das Leben vor der Rake gerettet, hatte es mir aber zugleich mit dieser Rettung genommen. So war in Erfüllung gegangen, was mir mein javanischer Herr vorher gedroht hatte: „Ich werde dich strafen, du bist des Todes, und augenblicklich!“ Die Beleidigung, die ich ihm zugefügt hatte, war damit gerächt. Und ich war zwar keinen Opfertod für die Prinzessin gestorben, aber ich war daran gestorben, daß ich mir leichtsinnigerweise zum Weihnachtsabend eine Prinzessin gewünscht hatte. Im Wünschen muß man vorsichtig sein. Manche Wünsche wirken für den tödlich, dem sie in Erfüllung gehen. Es war aber auch wieder gut, daß ich als Beo gestorben war, denn nun durfte ich als Mensch wieder weiterleben. Ich erwachte am Weihnachtsmorgen in meinem Bett und fand meinen Beokäfig, als ich aufgestanden war, wie sonst auf der Veranda stehen. Mein Beo saß still darin.

Doch seit ich weiß, daß er ein verwandelter javanischer Kaiser ist, behandle ich den Beo äußerst höflich. Ich nehme den Hut ab vor ihm. Ich lasse ihn sorgfältiger pflegen. Er soll auch einen größeren Käfig bekommen. Denn seit ich selbst als Beo auf den Käfigstangen gefressen habe, weiß ich, wie ungemütlich es im Käfig sein kann, wenn man dort nicht wenigstens anständige Behandlung findet. Drüben über der Straße am Regentenweg blüht ein großer Goldregenbaum, und sein Duft kommt bis zu mir auf die Veranda. Aber er verwandelt mich nicht wieder zu Luft, und ich hüte mich, es mir zu wünschen, denn Gestalten, die man zu sein nicht gewohnt ist, können einem die schrecklichsten Lebenslagen bringen. — Als ich mein Weihnachtserlebnis einem Herrn erzählte, der schon lange im Javanerland lebte, sagte der: „Ach, da haben Sie ja etwas erlebt, was in der javanischen Geschichte früher einmal vorgekommen

ist. Sie sind also als Vao in die Vergangenheit der javanischen Fürstenlande zurückgeflogen. Jene Prinzessin soll übrigens noch heute ganz alt am javanischen Hof leben. Ihr Sohn aber ist gestorben. Er wurde niemals Kaiser und versuchte auch niemals mehr, es zu werden, nachdem ihm und seiner Mutter der erste Versuch mißglückt war."

Dieses war mein Märchen-Erlebnis in der ersten der heiligen Nächte. — Als ich neulich zu einem Sultanshochzeitsfest in Solo war, habe ich dort das Gemach im kaiserlichen Schloß gesehen, darin die heilige Lanze aufbewahrt wird. Es war in der großen Halle ein kleines Gemach aus lauter Glaswänden. In diesem Glasraum wurde die Lanze aufbewahrt. Und da gerade die Pest zu Besuch in der Stadt war, fuhr man nachmittags um vier Uhr die heilige Lanze auf einem von weißen Stieren gezogenen Wagen durch die Straßen, in denen Leute an der Pest gestorben waren. Denn die heilige Lanze vertreibt alle Übel. Die Prinzessin aber habe ich nicht gesehen; darum kann ich nicht sagen, ob sie einmal so schön gewesen sein kann, daß ich sie hätte küssen mögen. — Ich bitte Dich, liebe Lore, erzähle dieses Märchen nicht der Frau Dauthendey wieder. Es könnte sie betrüben, zu erfahren, daß ich in einer heiligen Nacht zum losen Buvogel verwandelt herumgezogen bin und eine Prinzessin geküßt habe, die mich gar nichts anging. Ich ersuche Dich also um Verschwiegenheit. Bis zum nächsten Märchen!

Dein Märchenonkel

## Zweite heilige Nacht

### Geschichte der weißen Schildkröte

Liebe Lore!

„Ein Schnaps,“ sagte mein Großvater, „verbrennt noch nicht die Seele, — erst der zweite Schnaps tut es.“ So ging es mir. Ich hätte mir nicht wieder



ein weibliches Wesen wünschen sollen; aber ich war hartnäckig, und als mich gestern eine Stimme fragte: „Was wünschst du dir heute?“, rief ich übermütig: „Eine Göttin!“

Aber ich will der Reihe nach erzählen.

Offen gesagt: je näher gestern der Abend kam, desto mehr fürchtete ich mich vor der Nacht. Ich wollte und konnte mit dem besten Willen nicht in der Nähe meines Beskäfigs bleiben. Ich hatte große Scheu vor dem schwarzen schwägenden Herrn Vogel auf meiner Veranda. Und ich dachte mir: „Ich gehe spazieren, so wie ich es manchmal bei Sonnenuntergang getan.“ Heimlich dachte ich aber: „Ich gehe gar nicht nach Hause heute abend, um nicht verzaubert zu werden.“

Wie ich die Galerie des Hotels im ersten Stock oben entlang gehe, begegnet mir ein älterer deutscher Herr, der auch hier in Garoet wohnt. Er war, wie ich auch, auf einer weiten Seereise, als der Krieg ausbrach, und er flüchtete hierher nach Java und lebte auf den Frieden wartend; und voll Sehnsucht, heimzukommen, verbringt er seine Tage in dem gleichen Gasthaus wie ich. Dieser Herr geht nachmittags, wenn draußen kein einladendes Wetter ist, auf der langen Galerie auf und ab, er hat dann eine Schrittmesserruhr in der Tasche und macht so seine vier- bis fünftausend Schritte. Er ist etwas genau und gewissenhaft in allen Dingen, da er unverheiratet ist und seine Lebenszeit nie von Kindergeschrei und weiblichen Launen angenehm unterbrochen wurde; deshalb beschäftigt er sich am liebsten mit seiner Zeit, die ihm reichlich zur Verfügung steht, und die ihm Frau und Kinderlärm ersparen muß. Ich finde, er verwöhnt diese seine Zeit zu sehr. Er kommt auf die Minute pünktlich zu Tisch, nur damit seine Zeit sich nicht beleidigt fühlt, die er nie verletzen möchte, da sie ihm, wie gesagt, das Liebste auf der Welt seiner reifen Jahre geworden ist.

Dieser Herr heißt Herr Dauer, welcher Name auch auf Zeit deutet. Er wäre sicher der Erfinder aller Zeitmesser geworden, der Herr Dauer, wenn nicht die Uhr schon vor ihm auf der Welt gewesen wäre.

Wenn ihn der deutsche Kaiser einmal wegen seiner Pünktlichkeit adeln wollte, müßte er ihm vier Uhrzeiger in das Wappen geben: Sekunden-, Minuten-, Stunden- und Schrittzeiger. Also, diesem Herrn Dauer begegnete ich, und ich war recht froh, jemandem zu begegnen, und wünschte, daß er bei mir bleiben sollte, damit ich meine Märchennacht nicht allein erleben müßte. Denn, wie gesagt, ich hatte nach den Erfahrungen der ersten Nacht Angst vor der zweiten Märchennacht.

Der Herr Dauer ließ sich aber auf der Galerie des Gasthofes gar nicht in seinem Marschieren unterbrechen. Und als er eine Sekunde stehen geblieben war, um zu grüßen, da ging er schon wieder weiter und zog seine Schrittmesserruhr aus der Westentasche und sagte zu mir: „Ich habe erst zweitausenddreihunderteinundvierzig Schritte gemacht. Ich muß mindestens noch zweitausenddreihundertzweiundvierzig Schritte dazu machen.“ Und fort war er. Seine Schritte schwangen sich auf dem Bretterboden der Galerie entlang; er lief mit solchem Eifer, daß er gar nicht merkte, wie alle Fußböden der neben der Wandelgalerie gelegenen Fremdenzimmer des Gasthauses bebten, als wären sie Sprungfedermatrassen. Und er merkte in seinem edlen Wandereifer auch nicht, daß sich hinter ihm manche Thür öffnete und manch ein Kopf eines gestörten Gastes ihm nachsah, ob der Herr Dauer noch immer nicht seine genügende Kilometerzahl abgelaufen hätte. „Aber wenn einer seine Zeit liebt, dann ist er gerade so verliebt wie einer, der eine Göttin liebt,“ dachte ich mir.

Ich muß noch rasch hinzufügen, daß der Herr Dauer seines Berufes Spielkartenfabrikant ist. Ich sah ihn oft in diesen Monaten über Reihen von ausgebreiteten Spielkarten sitzen, die er aufmerksam betrachtete, um sie zu studieren. Ich denke mir, er will neue Kartenspiele erfinden nach Friedensschluß, wenn er wieder nach Europa zurückgekehrt ist. Es ist ein sauberer, immer peinlich reinlich gekleideter Herr, er hat silberiges blondes Haar, eine blasser, lilienunschuldige Gesichtsfarbe und trägt immer, einen elfenbeinweißen

Anzug. Diese Elfenbeinsfarbe, die ihn umgibt, macht ihn aussehen, als ob ihn ein reinlicher Zuckerbäcker mit Schlagsahne bekleidet habe. Und man muß glauben, daß er unter dem schlagsahnensanften Anzug ein Herz mit Ananasfüllung trägt, der Herr Dauer, denn er lächelte so gern duftig. Ich kann mich nicht anders ausdrücken, — er lächelte kühl und duftig, so wie eine Ananas kühl und duftig duftet. Ich stand also und überlegte noch, wohin ich meine Schritte wenden sollte, um vor der zweiten Märchennacht auszureißen. Da kam, straff wie ein Uhrzeiger und mit den blaugrauen Augen die Entfernung der langen Galerie messend, der Herr Dauer wieder zurück. Er ging so schnell, und ich war so schwach von Entschluß, daß der Wind, den sein rascher Gang in der ruhigen Luft des Abends machte, mich mitriß. Ehe ich es mir versah, rannte ich neben dem Schrittmesser her, wie ein mitfliegendes Stückchen Papier. Am Ende der Galerie riß der Herr Dauer wieder die Schrittuhr heraus und sagte halblaut zu sich selbst: „Zweitausendvierhundertvierundachtzig Schritte.“

„Es geht schnell, aber doch langsam, — wie man's nimmt,“ sagte ich, und ich meinte damit, daß es lange dauern würde, bis er die Schrittzahl fünftausend erreicht haben würde. Denn mich langweilte dieser Schrittspaziergang im Auftrage der Zeit des Herrn Dauer im Grunde sehr. Ich lief aber unwillkürlich, halb mitflatternd, halb in Verzweiflungsangst vor dem bald anbrechenden Märchenabend, neben Herrn Dauer her. Denn eben sah ich im Osten rosa Wolken aufleuchten, — das war das Zeichen, daß die Sonne im Westen verschwand und die Tropennacht pünktlich einsetzte.

Ich sah zu meinem Vergnügen: der Herr Dauer, der nur seine Schrittmesseruhr im Sinn hatte, merkte gar nicht, daß ich da an seiner Seite nebenherhopfte. Denn ich hatte noch nicht die richtigen Schrittmaße, die einem die Schrittmesseruhr vorschrieb, in den Takt meiner Beine aufgenommen und hopfte ziemlich unregelmäßig, aber ausdauernd neben dem sehr geregelten Schrittgang des Herrn Dauer, Spielkartenfabrikanten

aus Chemnig. Ich glaube, ich wäre am liebsten den ganzen Abend neben dem genannten Herrn hergelaufen, nur damit mir keine neue Tierverwandlung angetan würde, — denn ich konnte ja gar nicht wissen, welches Tier heute nacht auf mich lauern würde, um mich zu verwandeln. Sonderbarerweise kam es mir aber vor, als ob der Herr Dauer nach einer Weile beim Dauerlauf sich seine beiden Beine kürzer lief. Er wurde bei jeden hundert Schritten, die wir auf der Galerie zurücklegten kürzer und kürzer. Aber da er selbst es nicht zu merken schien, wollte ich den älteren Herrn nicht unnötig auf etwas Peinliches aufmerksam machen. Als er mir aber mit dem Kopf nur noch bis an die Hüfte reichte, hielt ich es für meine Pflicht, zu sagen: „Herr Dauer, wollen Sie nicht einmal still stehen und auf Ihre Uhr sehen, ob wir nicht bei fünftausend angekommen sind?“ Denn wenn ich auch am liebsten die ganze Nacht weitergelaufen wäre, so schien es mir doch nicht anständig, auf Kosten eines andern meinen bescheidenen Wunsch durchzusetzen. Der gefragte Herr aber war gänzlich verstummt. Ich bückte mich öfters, um ihm ins Ohr zu rufen, er solle still stehen. Aber wie konnte ich denn sein Ohr finden, er lief ja immer weiter! Und überdies hatte er Watte im Ohr gegen Erkältung. „Was ist das für ein Laster, die Zeit so zu lieben, daß man nichts hört und nichts sieht als den Schritt der Zeit, und daß man nicht mal merkt, wenn man sich dabei die Beine unterm Leib wegläuft!“ so mußte ich tiefschmerzhaft denken. „Die Zeit hat ja gar kein Ziel, und man kann, wenn man im Schritt mit ihr läuft, nicht mal was erleben, sondern man läuft an allem vorbei und ist der Sklave der Zeit geworden.“

Der Herr Dauer war nun so klein, daß er mir nur noch bis ans Knie reichte.

„Aber Herr Dauer!“ habe ich einige Male vorwurfsvoll ausgerufen, — er hörte nicht. Am Ende der Galerie war eine Treppe in den Garten hinunter, und unten war ein überdachter Gang, der in den Speisesaal führte. Mit einemmal entwischte mir Herr Dauer mit dem Ausruf: „Fünftausend!“ und sprang



zur Treppe. Doch die Stufen waren zu hoch für seine abgelaufenen Beine. Aber was machte nun der Herr Spielkartenfabrikant? Er legte sich einfach ein wenig auf die Seite und ließ sich die Holztreppe hinunterrollen, als wenn er das monatelang jeden Abend nach seinem Dauerlauf so und nicht anders ausgeführt hätte. Es kam eben ein javanischer Zimmerjunge der Gasthofdienerschaft mit einem Brett in der Hand, auf dem ein Glas voll Limonade stand, die Treppe herauf. Der hatte gerade noch Zeit, die Beine auseinander zu spreizen und den rollenden kleinen Herrn zwischen ihnen hinunterfallen zu lassen. Der Junge schien gar nicht darüber verwundert. Er sah mich im Gegenteil höchst erstaunt und mißvergnügt an, als ich über den treppabwärts rollenden Herrn, der wie ein rollendes geschältes hartes Ei aussah, ein wenig lächeln mußte.

Unten stand Herr Dauer wieder so ganz selbstverständlich auf, als wäre es der gewöhnliche Lauf der Welt, daß man Treppen hinunterrollt, wenn es einen besser dünkt. Ich sprang hinterher wie ein schlentriger Jagdhund, und im Speisesaal sah ich den klingelaufenen Herrn vor mir nicht etwa den für ihn geradesten Weg unter den Tischen durchlaufen, nein, er ging anständig um alle Tische und Stühle herum, als ob er mindestens noch so hoch wie eine Stuhllehne wäre.

Aus dem Speisesaal führt dann auf der entgegengesetzten Seite eine grüne, immer blank polierte Racheleinstiegtreppe wieder hinunter in eine andere Hotelgalerie des Vordergebäudes. Weiße Blumenvasen, mit Blattpflanzen darin, stehen auf jeder Stufe zu beiden Seiten der grünen Treppe, und unten links ist im dortigen kleinen Hofraum ein viereckiges, mit Schlingpflanzen schön grün umwachsenes großes gemauertes Wasserbecken, in dem die Fische lebend aufbewahrt werden, die für die Gasthofküche bestimmt sind.

Diese zweite Treppe schlitterte der Herr Dauer, da sie glatt wie Eis war, einfach auf die Weise hinunter, daß er sich auf die oberste Stufe nieder-



setzte und dann abwärts glitt. So machte er es sich eigentlich recht bequem. „Wohin will er nur?“ dachte ich. Und lief dem Herrn nach, als ob ich ihm helfen müßte, wieder seine einstige Größe zurückzuerlangen.

Ich konnte ihn kaum einholen, denn ich schlitterte die Treppen nicht so schnell hinunter wie mein Vordermann.

Ich fand ihn, unten angekommen, nicht mehr vor. Ich suchte die ganze untere Galerie ab, aber da war kein Mensch. Endlich entdeckte ich links im Hofviereck den Herrn Dauer, aber er lief nun nicht mehr auf zwei Beinen, sondern er hatte es sich noch bequemer gemacht: er lief auf Händen und Füßen flach am Boden niedergeduckt auf das Wasserbecken los.

„Er sieht wie eine weiße Schildkröte aus, in seinem elfenbeinweißen Anzug und so flach am Boden, mir den breiten Rücken und ganz kleine, vollständig abgelaufene Beine zeigend,“ dachte ich bei mir. Und kaum hatte ich es ausgedacht, so springt der auf allen Vieren rennende Herr in das Wasserbecken und paddelt darin herum. Herrgott, es war ja gar nicht mehr der Herr Dauer, den ich da sah, es war ja eine richtige, schöne weiße Schildkröte! Ich sah das Wasser vor mir, und mitten drin eine weiße Schildkröte, die da im dunkeln Wasser hell und harmlos dahinglitt, als ich den Rand des breiten Beckens erreicht hatte.

„Herr Dauer, was machen Sie denn da?“ fragte ich, horchend, ob mir die weiße Schildkröte, die dem Herrn so ähnlich sah, antworten würde.

„Ich bin nicht Herr Dauer, ich bin eine Schildkröte,“ sagte das edle Tier mit Anstand und hob das niedliche Köpfchen aus dem Wasser, indessen es mit vier saubern, niedlichen Händchen, die unter dem blanken elfenbeinfarbenen Schildrücken vorsahen, herumschwamm und sich an der Oberfläche des Wassers hielt.

„Wenn Sie nicht Herr Dauer sind, dann bin ich eine grüne Zitrone,“ rief ich ärgerlich und unvorsichtig. Ich fürchtete schon, ich würde nun zusammenschrumpfen und mich zu einer Zitrone verwandeln,

denn es war dunkel geworden, und der Märchenabend, mein zweiter, war angebrochen. „Aber eine weiße Schildkröte möchte ich auch nicht werden,“ dachte ich rasch hinterher.

„Was wollen Sie denn werden?“ fragte die weiße Schildkröte und blinzelte listig mit bläulichen Augen im butterweißen Köpfchen.

Das Wundern kam mir abhanden; ich wunderte mich schon über gar nichts mehr, auch nicht darüber, daß die Schildkröte sprach, denn ich hatte sie ja zuerst angeredet und eine Antwort erwartet. Und weil ich mir wünschen sollte, etwas zu werden, so wünschte ich mir, ein Gott zu werden. Mensch war ich schon so lange. Ein Tier, ein Vogel, war ich gestern gewesen. Heute wollte ich für die Nacht ein Gott sein.

„Ja, dann kannst du aber nur ein Buddhagott werden, andere Göttergestalten kennen wir hier im Javanerlande nicht,“ antwortete mir meine weiße Schildkröte.

„Gut, ich werde ein Buddhagott und wünsche mir, eine Göttin zu küssen,“ sagte ich fröhlich lachend und nahm die Märchennacht noch immer nicht ernst.

„Berühre mit dem Zeigefinger mein Rückenschild, dort, wo in der Mitte das Buddhabilb eingegraben steht!“ sagte mir meine gute Schildkröte und schwamm ganz nah an den Beckenrand heran, wo ich stand. Ich bückte mich und tat, wie sie mir gesagt hatte. — Nichts geschah. Die Schildkröte im Wasser schien nur etwas zu wachsen und größer zu werden, aber mit mir ging nichts vor. „Setze dich jetzt mit gekreuzten Beinen auf meinen Rückenschild, dort, wo das Buddhabilb ist!“ Ich stieg vorsichtig vom Rand des Beckens und versuchte auf den glatten Rücken der Schildkröte zu klettern. Es gelang mir seltsamerweise ganz leicht. Kaum wünschte ich dort zu sitzen, so saß ich auch schon fest mit gekreuzten Beinen und fühlte mich sicher, wohl und ruhig auf dem Schild, als ob ich mein Leben lang nie wo anders gesessen hätte. „Nun bringe ich dich zur Göttin des südlichen Ozeans. Denn sie ist gerade heute zu sprechen

und hat Empfang," tönte es unter meinem Sighschild hervor.

"Zu das, meine beste Schildkröte!" sagte ich sanft und bedächtig. Ich begriff nur nicht, wie wir beide aus dem Fischbecken des Gasthofes zum südlichen Ozean gelangen sollten.

Aber die Schildkröte bewegte nur die vier weißen Pfötchen ein wenig und schwamm nach der Mitte des Beckens. Ich sah, wie sich um uns ein Wasserfreis bildete, ein zweiter und ein dritter, und alle Kreise wuchsen zur Ferne; und der erste wurde schon so groß, daß ich ihn nicht mehr mit den Augen verfolgen konnte; und als ich rundum sah, hatte der Wasserkreis den steinernen Beckenrand weit in die Ferne geschoben. Ich sah, wie das Wasser des Beckens sich ausbreitete. Alles, was um das Beckenufer war, zog weit fort und verschwand.

Und ohne daß wir von der Stelle kamen, waren wir mit einemmal mitten in einem weiten, uferlosen Ozeanmeer. Es wurde mir aber gar nicht bang vor dem vielen Wasser. Ich fühlte mich auf meiner runden Schildkröte ruhiger als im größten Schiff. Ein uferloses stilles Glücksgefühl war in mein Herz eingezogen, und es war mir, als sei alles Leben ein gereimtes Gedicht, — so im Takt von Rhythmus und Harmonie bewegte sich mein ganzes Wesen, wenn es den ruhig rudierenden weißen Pfötchen der Schildkröte zusah.

Es wurde am Himmel nicht heller, sondern ich merkte, daß der Abend immer dunkler wurde, aber eine milde Helle ging vom Rückenschild der weißen Schildkröte aus; und im Kreise um die Schwimmende war das Wasser auf Armeslänge hinaus durch das Licht, das von der Schildkröte kam, milde golden erhellt.

"Das ist eine wunderschöne gefahrlose Fahrt zur Königin und Göttin des südlichen Ozeans," dachte ich still für mich. "Ich bin der lieben, edlen Schildkröte von Herzen dankbar, daß sie mich in Frieden dahinführt."

"Versuche an nichts zu denken, als an dich selbst

und an die Göttin des südlichen Ozeans," sagte die schwimmende Schildkröte. Ich kannte aber die Göttin gar nicht; und da ich nichts Besseres wußte, stellte ich mir, überzeugt, daß es auch nichts Besseres geben könnte, das Gesicht der Frau vor, die ich in Deutschland am liebsten habe. Und an sie und mich dachte ich gern.

Mit der Zeit erhellte sich das Meer auch an andern Stellen, und ich sah, daß dort lange Züge von Fischen in derselben Richtung zogen wie meine Schildkröte; auch sie leuchteten aus sich selbst, aber nicht golden, sondern grünlich wie schwimmende Smaragdsteine.

Und dann sah ich rötliches Licht im Wasser erscheinen, und ich erkannte Scharen von rubinäugigen kleinen Seepferdchen, — auch sie zogen denselben Weg wie ich, und die roten Rubinäugen beleuchteten ihren Weg.

Und dann sah ich Scharen von schwimmenden Frauen im Wasser erscheinen. Sie hatten aber nur den Oberkörper von Frauen; ihr Unterkörper, wenn er sich erhob, war der Leib einer großen Seeschlange. Und manch eins dieser Weiber hatte einen Schlangenleib, länger als eine Meile. Diese Frauen glänzten am Fischleibe in bläulichem Licht; rosafarben aber, wie fleischfarbige Muscheln, war der Schein ihrer Oberkörper. Und wenn man den Schlangenunterleib nicht betrachtete, so waren sie lieblich anzusehen, diese Frauen, und wenn sie lächelten, begannen die Wasser rund um sie vor Freude zu singen; ich aber verstand die langen Lieder des Wassers nicht, denn das Meer sang hier in der Sprache des südlichen Ozeans.

So kamen wir harmlos weiter, und es fiel mir keinen Augenblick ein, an etwas anderes zu denken als an die Frau, die ich liebte, und an mich selbst. Dann aber hörte ich dumpfe Gongschläge, weit hin dröhnende, und das Wasser wurde weißer und weißer von Schaum, und der Schaum leuchtete, wie Schnee bei Nacht leuchtet, und es wurde zuletzt auf dem Meere taghell vom Schaum, der auch seine Lieder sang, die aber alle einen knisternden Laut hatten, so wie perlender Schaumwein in einem Glase knisternd

singt. Aber am Himmel oben blieb es dunkle Nacht, und nur das Meer unten war taghell leuchtend. Es schien auch kein Mond und kein Stern am Himmel. Doch das Dunkel oben war nicht furchtbar und erschreckend; die Dunkelheit dort oben war, als sei sie erfüllt von Millionen sanfter, dunkler Augen, die alle voll Liebe auf das helle Meer herabsahen. Und vor liebenden sanften Augen kann man doch unmöglich Furcht bekommen. Zuletzt war das Meer wie schäumende weiße Milch, und die Gongschläge waren von großer Musik aus Meermuscheln begleitet, und ich sah: in der Mitte des weißen Meeres bildete das schäumende Meer eine große herrliche Laube. Und der Schaum stieg dort in Gestalt von Tausenden von weißen Lilien in die Höhe, und die Lilien bildeten weiße Blütenketten, die hingen frei in der Luft im Dunkel. Die Lilienketten waren aber alle nur von der Freude hochgetragen, daß sie sich zu Häupten der Göttin des südlichen Ozeans ranken durften. Und auch aus den Ästen weißer und rosiger Korallen war schön die Laube gebildet, in der ich bald die ersehnte Göttin sehen sollte.

„Sie hat heute Empfang,“ hatte die Schildkröte am Anfang der Schwimmfahrt zu mir gesagt.

„Weiter kann ich dich nicht bringen,“ sagte die Schildkröte jetzt, als der Schein des Schaumes rosig wurde; denn weithin leuchteten die rosigen Schultern der Göttin. „Und hier, wo das Wasser vom Schein der Göttin leuchtet, dürfen nur die persönlich Eingeladenen hintreten. Nimm aber die Watte aus meiner rechten Ohrhöhle und stelle dich furchtlos auf das kleine Watteklümpchen, — es wird dich zur Göttin bringen.“

„Sei bedankt, liebe Schildkröte,“ sagte ich, „aber erwarte mich hier später, um mich heimzubringen!“

„Das wird sich finden!“ sagte die kluge Schildkröte, nicht verneinend und nicht bejahend und immer vornehm gelassen und friedlich. Ich zog mit dem Fingernagel meines Zeigefingers das Watteklümpchen aus dem rechten Ohr der Schildkröte, legte es neben mich in das weißschäumende Wasser, und sogleich



breitete sich die Watte aus und wurde zu einer großen weißen Seerose, die war noch größer als die Schildkröte und hatte neuntausendneunhundertneunundneunzig Blätter. Dieses mußte ich sogleich, als ich die große schwimmende Blume betrachtete.

Ich stieg von der Schildkröte in die Mitte der Blume, und die Schildkröte tauchte sofort unter und war verschwunden.

Raum aber war ich in die Mitte der neuntausendneunhundertneunundneunzig Blütenblätter getreten und hatte mich mit gekreuzten Beinen niedergesetzt, wie es einem Buddha gezieht, da begann die große weiße Blume taghell wie die Sonne zu leuchten, und nun erhellten sich auch die dunkeln Augen des Himmels, und der Himmel schaute mit reinen blauen Augen herunter, und es war goldener Tag. Nur mit dem Unterschied, daß die Kotosblume, die Seerose, wie das goldene Spiegelbild einer Sonne mit neuntausendneunhundertneunundneunzig goldenen Strahlenspiegeln auf dem Meere schwamm; doch am blauen Himmel war keine Sonne zu sehen, — der Himmel bekam sein Licht von der goldenen schwimmenden Rose.

Die Blätter der Blume begannen nun, als sich die Rose in Bewegung setzte, auch zu singen, und je höher die Blätter sangen, desto höher hob sich die goldene Rose aus dem Wasser; sie schwebte zuletzt frei in der blauen Luft wie die Sonne selbst.

Mir wurde ganz wunderlich zumut. Aber das alles schien mir nichts Außergewöhnliches zu sein, dachte ich dabei an das Gesicht der Frau, die ich liebte.

„Es ist die Liebe, die dich trägt,“ sangen die Rosenblätter mir zu. „Es ist die Liebe, die uns alle bewegt,“ sangen die weißen Lilien der hohen Meereslaube zurück und schaukelten silberweiß unterm herrlich blauen Himmelszelt.

Auf jedes Rosenblatt aber der neuntausendneunhundertneunundneunzig Blätter war ein Lied geschrieben, ein Liebeslied, und alle Blätter zusammen bildeten ein einziges zusammenhängendes großes Liebeslied, das war ganz wundervoll anzuhören.

Und wie ich mit meiner Blume mitten in die Laube kam, stieg eine wunderschöne Frau aus dem Meer und stand auf dem zehntausendsten Blatt meiner Rose. Und dieses schloß sich meiner Blume an, und die Göttin des südlichen Ozeans stieg zu mir auf die goldene, jetzt vollkommene Seerose.

Kein Blatt fehlte nun mehr an der Rundung der Rose, und das schönste Lied war gerade auf jenes Blatt geschrieben, das die Göttin mir aus der Meeres- tiefe mitgebracht hatte.

„Nun hast du mir zehntausend goldene Rosenblätter und zehntausend Lieder gegeben; und niemals soll es anders sein,“ sagte ich zu der Göttin.

„Niemaß soll es anders sein,“ antwortete sie, und wir waren, vom Gesang der Wellen gehoben, weit in den blauen Himmel gestiegen, aber unter uns lag nun das Meer nicht mehr mit weißem Schaum bedeckt, sondern mit hunderttausend großen goldenen Seerosen, und alle waren mit goldenen Liebesliedern beschrieben, und alle Rosen hatte mir die Göttin des südlichen Ozeans gegeben. So weit das Meer reichte, war Rose an Rose, und jede Rose hatte zehntausend goldene Rosenblätter, und jede hatte zehntausend Liebeslieder auf den goldenen Blättern. In jedem zehnten Jahre hatte ich eine Rose erhalten. Und da das Meer weithin mit Rosen bedeckt war, konnte ich an den Rosen nicht mehr die Jahre abzählen, die ich die Göttin der Südsee geliebt hatte. „Gestern sollte ich dir als Prinzessin begegnen,“ sagte die Göttin lächelnd, „aber im letzten Augenblick wurde ich daran verhindert, — ich verfehlte den Weg, und als ich zu den Gold- regenbäumen kam, fand ich dich dort nicht.“

Ich wurde rot bei dem Gedanken, daß mich der javanische Kaiser gestern als Veto dem Tode preisgegeben hatte.

„Desto höher bist du heute wieder gestiegen,“ antwortete mir die Göttin, mich aus tiefstem Herzen an- lächelnd und sanft erröthend. Und da wir umschlungen auf der goldenen Rose saßen und auf die Meeres- welt sahen, sagte die Göttin: „Es fehlt nichts mehr zu unserem Glück; sieh, das ganze Meer, so weit wir

schauen, hat sich in den Jahren, seit wir uns liebten, mit goldenen singenden Rosen bedeckt."

"Ja," sagte ich, "in Göttergestalt haben wir nun zehntausendmal zehntausend und mehr Jahre das Glück der Liebe erlebt; laß uns deshalb heute einmal einfachste und niedrigste Menschengestalt annehmen, und dann wollen wir sehen, ob wir als schwache Menschen nicht auch so stark glücklich werden können, wie wir Götter es bisher gewesen sind."

Sie stimmte mir nicht laut zu. Aber sie liebte mich auch zu sehr, um mir nicht jeden Wunsch freudig erfüllen zu wollen. Und darum nickte sie nur und lächelte milde und voll Güte über meinen seltsamen Wunsch.

Ich aber fuhr fort: „Die Viertelstunden sollen heute Jahre vorstellen, und der Tag ein Menschenleben; laß uns ans Land gehen und dort die Gestalten annehmen, die uns am Wege begegnen.“ Sie zögerte ein wenig, aber dann nickte sie. Und sie winkte, und alle Rosen versanken, und die Laube aus Lilien und Korallen zerfiel ins Leere, und an ihre Stelle trat die rauschende, hochkochende, wilde Brandung der Südküste Javas.

Und unsere goldene Rose senkte sich zum Wasser und wurde ein einfacher Kahn, und wir ließen uns von der Brandung ans flache Sandufer werfen, und unser Kahn zerfloß dort im Sande in Nichts; wir aber waren unsichtbare Luftgestalten, die noch keinen Körper hatten. Und Hand in Hand gingen wir über den aschgrauen Dünenand, ohne einen Fußabdruck zu hinterlassen.

„Gehe du zur Linken, ich wende mich zur Rechten,“ schlug ich vor. „Das erste Mädchen von sechzehn Jahren, dem du begegnest, von dessen Herz nimm Besitz, ich werde von dem Herzen des ersten jungen Mannes von neunzehn Jahren, der mir begegnet, Besitz ergreifen und sein Leben leben. Wir wollen nicht sagen, wo wir uns treffen; aber wenn wir uns wiedersehen, gib du dich mir dadurch zu erkennen, daß du mir den Vers sagst: 'Es ist die Liebe, die uns trägt, es ist die Liebe, die uns alle bewegt!' Und so werde ich auch tun. Habe ich aber den Vers

vergessen, oder vergift du ihn, so haben sich unsere Herzen trotz den zehntausendmal zehntausend Jahren nie gekannt, und dann sollen alle goldenen Rosen vergehen, und alle Liebeslieder sollen vergessen sein. Dann müssen wir auch als Götter wieder von neuem beginnen, uns lieben zu lernen."

Also taten wir. Und ich ging zur Rechten und fand, als ich einen Tag gewandert war, einen jungen Mann von neunzehn Jahren, der saß am Wege und war arm und hütete Ziegen. Und ich, da ich immer noch unsichtbarer Gott war, blies ihm seine Seele in den Augen und im Herzen aus und schickte sie als kleine Wolke in den Himmel. Als der junge Mann dann also entseelt im Grase lag, betrachtete ich ihn und sagte zu ihm: „Merke den Vers: ‚Es ist die Liebe, die uns trägt, es ist die Liebe, die uns alle bewegt.‘“ Und ich trat in das tote Herz des jungen Menschen ein, und dieser stand auf, und ich ging als junger Ziegenhirte unter den Bäumen hin. Als es Abend wurde, stand ich da und wußte nicht, wohin ich die Ziegen heimtreiben sollte. Ich piff ihnen auf meiner Bambusflöte und lehrte der Flöte den Vers, den ich im Herzen trug, und wanderte fort, und die Flöte sang den Vers vor mir her. Und als ich weiterging, sprangen die Ziegen einen Hügel hinauf, und ich folgte ihnen, und auf dem Hügel oben stand unter den Bäumen ein leeres Häuschen, und neben dem Haus war ein Ziegenstall, der war auch leer, und die Türe stand offen. Die Ziegen drängten aber von selber in den Stall, und ich erkannte an der Selbstverständlichkeit der Tiere, daß sie hier zu Hause waren und dieses mein Häuschen war.

Ich wußte aber nicht, ob ich noch Vater und Mutter oder Brüder oder Schwestern hätte, die zu diesem Hause kommen würden.

Im Hause aber fand ich zwei Kammern hinter dem Vorraum, in dem ein kleiner gemauerter Herd stand.

In der einen Kammer erkannte ich Frauenkleider und Frauenjacken aus dünnem Florstoff. Und ein Kästchen mit Frauenhaarnadeln. Auch stand dort ein Webstuhl, auf den eine angefangene Webarbeit gespannt war.



In der anderen Kammer waren Werkzeuge, ein Messer, eine Axt und andere Dinge, die darauf schließen ließen, daß hier ein Mann wohnte.

Ich sah aber nach einer Stunde, als ich vor der Türe saß, ein sechzehnjähriges junges Mädchen, das trieb am Fuße des Hügels eine große Schar Enten vorüber und sang dabei ein Lied.

„Oh,“ dachte ich, „sollte es möglich sein, daß meine Göttin mir heute noch begegnet?“ Ich ging rasch den Berg hinunter und verfolgte das junge Ding von sechzehn Jahren. Sie sah mich kommen, wendete sich um und blieb mit einem Lächeln wartend unter einem Papajabaum am Wege stehn.

„Wie heißt du?“ fragte ich das hübsche Kind.

„Ach,“ sagte sie, „verstelle dich nicht so, Amat!“ Und sie schlug mir leicht mit der dünnen Gerte, die sie in der Hand hatte, über den Arm. Da wurde mein Blut von dem leichten Schlage so warm, als ob es Feuer geworden sei. Und ich dachte mir: „Sollte meine Göttin mich schon gleich erkannt haben?“ Und ich lachte und umfaßte die Kleine, um sie an mich zu drücken und ihr den Vers zu sagen.

Aber sie wick mir gewandt aus und rief: „Seit wann küßt denn ein Mann die Schwester seiner Frau auf diese Art? Pfui, schäme dich, Amat!“

Ich wußte nun gar nicht, was ich tun sollte. Ich sah ein, daß das Mädchen gar nicht meine Göttin war, und ich lachte und fragte: „Gehst du nach Hause?“

„Ja,“ sagte sie, „ich gehe zu meinem Mann und werde deine Frau von dir grüßen. Dort kommt mein Mann mit unserm Kinde.“

Und da ich von weitem einen Mann mit einem Kind an der Hand kommen sah, murmelte ich einige dumme Worte, ließ sie stehen und ging den Hügel hinauf. Als ich oben zum Hause zurückkam, saß da am Boden ein Mann vor der Türe und schlug mit seinem langen Messer Gras, das vor dem Hause wuchs. Er nickte und sagte zu mir: „Das sind deine Ziegen, Amat, dort im Stall; ich will ihnen für die Nacht etwas Grasfutter geben. Ich nehme an, daß du die Nacht mit deinen Ziegen hierbleiben willst, weil du



deine Tiere in meinem Stall untergestellt hast. Du fürchtest wohl das Gewitter, das aufzieht, aber ich fürchte mich nicht. Seit mein Weib gestorben ist, ist mir das Leben zuwider.“ Ich staunte über seine Rede. Es war gar kein Gewitter im Anzug, schien mir. Doch ich glaubte, er fühle das Gewitter vielleicht als Reissen in seinen Gliedern voraus, indessen ich das Wetter noch nicht kommen sehen konnte. Was er aber da alles von seinem Weibe erzählte, wunderte mich besonders, denn er war noch ein ganz junger Mann, und sprach so lebensmüde wie ein Alter.

„Die Götter schenken einem nie zweimal dasselbe Glück,“ fuhr er fort. „Darum sollte man sein Glück nicht allzuleicht versuchen und damit spielen.“

„Hast du denn mit deinem Glück gespielt?“

„Ja, das habe ich,“ gestand der Mann. „Wir waren so glücklich, daß mich mein großes Glück zuletzt am ganzen Leibe juckte und ich eine helle Sehnsucht nach ein wenig Abwechslung hatte. Ich habe mein junges Weib fortgejagt und habe ihr gesagt, daß sie nur heimkommen dürfe, wenn sie mir wenigstens fünfzig Enten ins Haus bringe. Denn du mußt wissen, hier in der Gegend steht man sich gut bei der Entenzucht.“

„Ah,“ dachte ich mir, „das junge Mädchen da unten war doch meine Göttin; sie ist der verjagten jungen Frau begegnet und hat ihre Gestalt angenommen. Sie hatte von ihr vorher den Wunsch gehört, den ihr der Mann mit auf den Weg gab. Nun kam sie des Weges mit fünfzig Enten. Aber warum deutete sie dann auf den Mann mit dem Kinde, der auf der Straße daherkam?“ dachte ich weiter, und ich konnte nicht klug daraus werden, ob ich recht oder unrecht hätte, das Mädchen mit den Enten für meine Göttin zu halten. Wenn ich nur gewußt hätte, wo ich wohnte. Meine Göttin saß vielleicht in diesem Augenblick bei dem Mann, der auf der Landstraße dahergekommen war, in dessen Haus. Ich wurde ärgerlich vor Eifersucht. Ich fragte den Mann, der das Gras schlug: „Bist du denn nicht eifersüchtig, wenn deine Frau einen andern Mann nimmt und gar nicht zu dir zurückkehrt?“

„Nein,“ sagte er, „ich habe sie zu sehr geliebt, ich muß ausruhen von meiner Liebe.“

„Ach, was bist du für ein Scheusal, Mensch,“ konnte ich nicht unterlassen zu sagen.

„Ich bin nicht schlimmer als du auch,“ lachte da mit einemmal der andere.

Mir war, als kenne ich ihn. Aber ich fand nicht heraus, wo ich diesen Mann schon gesehen hatte. „Was weißt du von mir?“ fragte ich verblüfft.

„Wir sind doch Männer, und die Männer kennen sich alle, sie sind sich auf der ganzen Welt gleich,“ gab er zurück. Und nachdem er den Ziegen das Gras hingeworfen, setzte er sich in die Hütte und nahm aus seinem Gürtel ein winziges Kartenspiel und legte die kleinen Spielfarten vor sich auf die Fußbodenmatte und betrachtete aufmerksam die Karten, als ob er sie auswendig lernen müßte. Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, wo ich diesen Mann schon gesehen hätte. Da ich nicht wußte, was ich ihn weiter fragen sollte, legte ich mich beim Herd in die Zimmerecke nieder. Dort auf dem Herdrand stand ein kleines Lämpchen, dessen Docht rauchte; es war ein schwacher Lichtschein in dem Vorraum der Hütte. Ich war sehr gepeinigt und in Angst um meine Göttin. Und ich ärgerte mich bereits, daß ich meine Göttlichkeit aufgegeben und ihr und mir vorgeschlagen hatte, schwache Menschen zu werden. Denn ich wußte von dem Körper, in dem ich jetzt saß, gar nichts, und er sagte mir auch nicht, wer er war, — ich wußte nichts weiter von mir, als daß ich ein neunzehnjähriger junger Javanenmann war und draußen im Stall eine Ziegenherde hatte, und daß mich die Liebe zu einer Göttin plagte, die ich leichtsinnigerweise verloren hatte, aus allzu großem Glück und im Überschwang aller Seligkeit, die ich nun zehntausendmal zehntausend Jahre und mehr genossen hatte. Dieses wußte ich. Und nun war ich zwar noch ein Gott mit göttlichen Wünschen, aber in einem schwachen Menschenkörper wohnhaft, und wußte nicht, wie ich mich da drinnen in dem neuen Leib benehmen sollte. Denn alles, was dieser Leib tat, war sehr beschränkt. Er gestattete

mir nicht, daß ich unsichtbar würde. Der Leib gestattete mir nicht, daß ich göttlich zufrieden sei. Der Leib gestattete mir nicht, daß ich ohne Speise und Trank und ohne Todesfurcht lebe, nur von innerer Seligkeit genährt, wie ich es im Buddha-Gottleib zehntausendmal zehntausend Jahre und alle Zeiten hindurch gewohnt gewesen war. Und wenn es mir schon so ungemütlich zumute war, — wie erst mußte sich meine arme Göttin des südlichen Ozeans in der Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens fühlen, sie, die im Ozean des Glückes in der Freiheit gelebt hatte. So lag ich in der Ecke und betrachtete das kleine stinkende Lämpchen in der armseligen grauen alten Kammer der Hütte und hatte allen Übermut, allen göttlichen, verloren vor kleinlichen Menschen Sorgen und vor großer göttlicher Herzenssorge nach meiner verlorenen Göttin.

Auch knurrte mein Magen vor Hunger, meine Zunge war trocken vor Durst, mein Leib war zerschlagen vom Kummer, und ich begann zu seufzen, ohne daß ich es wußte. Ich glaubte aber, als ich den Seufzer hörte, es mache ein anderer Geräusche in der Kammer. Denn ich hatte als Buddha-Gott in den zehntausendmal zehntausend Jahren nie einen Seufzer gehört. „Wer macht da solch ein seltsames Geräusch?“ fragte ich den in seine Karten versunkenen Besitzer der Hütte.

„Das ist der Herr Kummer,“ antwortete mir der Mann.

„Wohnt denn noch einer hier im Hause außer dir?“ fragte ich den Mann.

„Ja, augenblicklich wohnt nur der Herr Kummer hier.“

Ich schwieg und dachte bei mir: „Vorhin war doch die Hütte leer. Nun sind inzwischen zwei Männer nach Hause gekommen; was soll ich nur in der fremden Hütte anfangen? Die Ziegenherde kann ich auch nicht brauchen. Was soll ich mit ihr? Es ist besser, wenn ich dem Mann sage, er solle die Ziegen dorthin bringen, wo sie hingehören. Noch besser aber ist, ich sage gar nichts. Ich will den Mann mit dem Herrn Kummer allein lassen und in die Nacht fort-“

gehen." Ich hörte, daß die Ziegen im Stall nebenan polterten. Und da sagte ich: „Ich habe vergessen, meine Ziegen zu melken. Ich will das tun, so lange der Mond aufgeht; dann ist es im Stall hell.“ Denn ich sah, daß der Vollmond draußen, der aufgehende, wagrecht vom Meeresrand durch die Hüttentür hereinleuchtete und friedliches Licht gab. Der Mann schob mir mit einer Hand einen Melkeimer hin, und mit der andern hielt er seine Spielkarten am Boden fest, damit sie nicht fortflögen im leichten Fußzug, den meine Schritte machten.

Und ich nahm den Melkeimer und ging. Im Ziegenstall war es aber nicht hell, weil die Tür nicht nach der Mondaufgangsseite lag; und ich tastete mich drinnen im Dunkeln zu einer Ziege. Da ich das Melken auch gar nicht verstand, klammerte ich mich an eine Ziege fest und legte meinen Kopf unter das Ziegeneuter und trank die Milch vom Tier. Denn ich war sehr durstig, aber beim Trinken bekam ich viel Rippenstöße von den Tieren. Nachdem ich mich mühsam gelabt hatte, tastete ich mich aus dem dunkeln Stall ins Freie.

Als ich im Vorüberschleichen zur Hüttentür hinein sah, war der Vorraum leer. Und ich sagte mir: „Der Hausherr ist in seine Kammer gegangen. Ich werde mich leise fortschleichen,“ — da sah ich einen Lichtschein, der den Hügel heraufkam. Und ich erkannte von weitem eine junge javanische Frau, die eine Laterne in der einen Hand hielt und einen dicken, langen Stock in der anderen Hand trug und sehr lebhaft und aufgeregte Bewegungen mit dem Stock machte und außerdem mit sich selbst sprach, laut und zankend und sehr ärgerlich. Es war aber niemand in ihrer Nähe. Ich sah nun auch, daß die Frau ein Fischnetz um den Leib trug. Das hatte sie umgeschlungen über ihrem Sarongrock, um das Netz nicht in der Hand tragen zu müssen. Und ich erkannte, daß die Frau eine lange Wanderung gemacht haben mußte, denn sie war ganz atemlos und sah staubig und zerzaust aus. Sie war aber jung und schien nicht älter als sechzehn Jahre zu sein.



„Ist das meine Göttin, die mich mit der Laterne sucht?“ fuhr es mir durch den Sinn. Aber da stand plötzlich die Frau vor mir, schneller, als ich es erwartet hatte; und kaum hatte sie mir mit der Laterne ins Gesicht geleuchtet, so regnete es Schläge auf mich, daß mir alle Glieder sangen vor Schmerzen. Und der Stock der Frau zerbrach beim letzten Schläge, und ein Teil davon flog im Bogen vom Hügel und flog so weit, daß ich ihn fern unten im Meereswasser aufschlagen hörte. Daß der dicke, lange Stock zerbrechen konnte, das war mir erstaunlich. Und ich dachte: „Gottlob, daß der Ziegenhirte, dem ich die Seele ausgeblasen habe, nicht schwächlich war, sonst wären alle meine Glieder und nicht der Stock von dem Prügeln zerbrochen.“ Indessen ich noch verwundert war über dieses Menschenleben, hörte ich schon während der Prügel, die da auf mich herabregneten: dieses wilde Weib war das mir, dem Ziegenhirten Amat, ehelich angetraute Weib, das einige Meilen weit aus ihrem Dorf im Kahn herbeigerudert war, um mich zu suchen. Sie behauptete, ich wäre nur deshalb nicht nach Hause gekommen, um ihrer Schwester, der Entenhirtin, am Wege aufzulauern. Und diese habe es schon allen Leuten erzählt, welch einen Schelm von einem Mann ihre Schwester hätte, der die Weiber nicht in Ruhe lassen könnte, und der die Ziegen nicht heimbringe zur Melkstunde, wie es sich gehöre, sondern unterwegs fremden Häusern zur Last falle, anstatt heimzugehen ins eigene Heim und zum eigenen Weib. Aber sie wolle mich gar nicht zu Hause haben. Und sie nähme jetzt ihre Ziegen selbst in Obhut. Ich aber könne mich aufs Meer scheren und dort Fische fangen; denn dort wäre sie wenigstens sicher, daß ich nichts Dummes anstellen würde. Und sie warf mir das Fischnetz, das sie sich in aller Hefigkeit vom Leib losmachte, vor die Füße und hieß mich, augenblicklich ans Meer hinuntergehen und hinausfahren, um im Mondschein zu fischen; sie werde hier bei dem rechtschaffenen Mann und seinem Freunde, dem Herrn Kummer, für die Nacht Unterkunft nehmen. Ich schwieg. Und ich



kam auch gar nicht zu Wort. Ich wurde gar nicht nach Ja und Nein gefragt. Sondern das dicke Stockende, das diese wütende Erscheinung in der Hand hielt, strich mir noch ein paar Hiebe auf den Rücken, und ich ergriff rasch das Netz und stürzte hügelabwärts, entsetzt über dies Erlebnis. Ich hatte wohl von der Entenhirtin vorhin gehört, daß ich ihre Schwester zur Frau habe; aber daß diese Frau eine solch lebhaftige Gestalt sei, das hatte ich mir nicht vorgestellt. Der Ziegenhirt, dem ich heute den Leib abgenommen hatte, konnte mir eigentlich dankbar sein, daß ich ihn als Wolke im friedlichen Himmel wandern ließ. „Dort erwartet ihn wenigstens kein böses Wort,“ dachte ich und rieb mir die Glieder. Es war aber seltsam: die Hiebe, die ich eben bekommen hatte, schmerzten wohl, aber sie brannten mich nicht. Wie tief aber, bis ins Herzblut, hatte sich der eine leichte Schlag mit der Gerte in mein Blut eingebrannt, den ich vorhin an der Landstraße von der Entenhirtin bekommen hatte. Daran mußte ich denken. Ich sah mich erschrocken um, ganz ängstlich, daß meine Frau dort oben im Hause vielleicht etwas von meinen Gedanken hören könnte.

Und wie ich mich umsah, stand die Hüttentür weit offen, und ich sah bei dem Laternenschein zwei Gestalten drinnen am Boden hocken, eine männliche und eine weibliche. Beide hielten Karten in den Händen, und sie schienen sich mit Kartenspiel zu vergnügen.

„Nun, das ist noch schöner. Mich jagt mein Weib in die Nacht aufs Meer hinaus, und nun sitzt sie dort mit dem Hauseigentümer, und beide spielen Karten!“ Die beiden kannten sich natürlich schon länger, denn er hatte auch mich und meine Ziegen gekannt, als ich zu ihm kam. Jetzt verstand ich auch, welches Gewitter der Mann gemeint hatte. Er hatte geglaubt, ich fürchte mich, zu meiner Frau heim zu gehen, da ich bei ihr ein Stockgewitter erleben könnte, so wie es eben übermäßig auf meinem Rücken eingeschlagen hatte. In welche Gesellschaft von Menschen war ich da geraten. „Aber man spielt auch nicht mit Menschenleben und nicht mit Götterliebe,“

mußte ich mir gestehen. „Wie durfte ich nur zu meiner Unterhaltung so leichtsinnig die Seele eines Ziegenhirten als Wölkchen fortblasen und mich in den unbequemen Menschenleib hineinsetzen? Das war zu dumm gehandelt.“ Aber ich konnte es nicht ändern. Denn einmal in den Menschenleib hineingefahren, hatte ich keinen Götterwillen und keine Göttermacht mehr, als bis das Leben dieses Ziegenhirtenleibes erloschen war. Wenn ich nur wenigstens meine Göttin als sechzehnjähriges Mädchen wiedergefunden hätte, dann wäre ich vielleicht im Leib dieses Ziegenhirten ganz glücklich geworden.

Da hörte ich einen Knall. Die Thür der Hütte oben war zugeflogen. Ich mußte sofort wieder denken, daß ich aus diesem Irrgarten, in den ich freiwillig eingetreten, als ich der Ziegenhirt Amat wurde, mich nicht so bald wieder herausfinden würde. Denn diese Frau, meine, des Ziegenhirten Amat, Frau, die ließ nicht mit sich spaßen. Das hatte ich eben erleben müssen.

Am Meeresstrand angekommen, fand ich auch wirklich dort auf dem leeren Dünenande im Mondschein einen Fischerkahn. Ich verstand mich aber weder aufs Rudern, noch aufs Segeln, und auch nicht aufs Fischen. Denn vorher, als Buddha-Gott, war ich zehntausendmal zehntausend Jahre und mehr immer nur auf goldenen Lotosblumen durch die Luft einher gesegelt, und im Meer auf der weißen Schildkröte; und da brauchte ich nicht Ruder, nicht Segel, und die Fische kamen mir auf Wunsch in die Hand geschwommen, wenn ich es nur dachte, solange ich der Gott Buddha gewesen war. Aber nun als Ziegenhirt Amat konnte ich nicht einmal Ziegen melken; und von Meeresfahrten hatte ich keine Ahnung, so wenig wie ein neugeborenes Kind von diesen Dingen ein Wissen hat, denn ich war ja nicht in diesem Leibe aufgewachsen. Wie ich noch da stand und überlegte, kam der Mond aus der fernen Wolkenbank breit und rund zum Vorschein. Und wie ich den weißen Vollmond ansah, mußte ich an den Rücken einer weißen Schildkröte denken. Beim Gedanken

aber an die gute weiße Schildkröte, die mich einst ins Meer hingetragen hatte, stieg ich in den Kahn, und seltsamerweise ging mir alles nun so leicht von der Hand, als wäre jemand unsichtbar um mich und mir behilflich, den Segelbaum im Kahn aufzurichten, die Segel zu stellen, die Ruder zu führen und das Boot vom Strand abzustößen. So wie man einem Kind beim Schreiben die Hand führt, so war da eine Kraft, die meinen Händen und meinem Verstand das Arbeiten zeigte. Und es schien mir angenehm, da ich mich nicht mehr so einsam fühlte wie vorher, nachdem der Kahn vom Ufer fortgetrieben war. Ich warf das Netz aus, und bald war es reich voll Fischen. Und der Fischfang machte mir Spaß, er lenkte meine Gedanken von meinen Sorgen ab. Dann aber, wie ich den Kahn zum Lande zurücklenken wollte, merkte ich zu meinem Schrecken, daß ich gar nicht mehr in der Nähe des Landes war, sondern weit draußen im Meerespiegel hintrieb; auch der Kahn gehorchte mir nicht mehr. Da wurde ich müde und dachte: „Ich will schlafen, werde, was da will! Wenn ich im Meer sterbe und untergehe, werde ich doch wieder ein Buddha-Gott; also das Sterben ist für mich nicht das Schlimmste.“ Und da ich nichts anderes hatte, wo ich meinen Kopf hinlegen konnte, mußte ich, auf den kühlen, glatten Haufen schnalzender Fische hingestreckt, im Kahn schlafen. Es störte mich aber gar nicht, dort zu liegen, denn es überfiel mich eine unnatürliche Müdigkeit, die ging von der Einsamkeit der stillen Mondnacht wie eine Betäubung auf mich über. Und ich fiel in einen tiefen Schlaf.

Dann aber erwachte ich dadurch, daß mein Schiff beim Vollmond landete; und der Mond, als ich ihn nah vor mir sah, war wirklich eine große weiße Schildkröte. Die Schildkröte war groß wie eine Insel, und sie trug ein schönes weißes Elfenbeinschloß und einen großen Garten mit sich, aber alle Bäume und alle Pflanzen dort im Garten waren aus gefärbtem Elfenbein und Perlmutter. Eine große Elfenbeinfreitrepppe führte auf dem Rücken der Schildkröte vom Meere nach dem Schloß.

Die weiße Schildkröte hob am Ende des Gartens den Kopf aus dem Meer und nickte mir von weitem mit ihrem leuchtenden Auglein zu und sagte: „Nun ruhe dich nur in der Vollmondnacht bei mir im Schloß ein wenig von allen Erlebnissen aus. Es erwartet dich zwar niemand hier, und morgen früh mußt du wieder ans Land zurück und weiterleben. Aber heute nacht sollst du auf glattem, kühlem Seidenbett ausschlafen, und vorher sollst du dich laben.“

Ich wollte der Schildkröte antworten, merkte aber, daß ich, seit ich sie erblickt hatte, stumm geworden war, so wie einer, der schläft, stumm ist. Und ich dachte: „Es ist gut so, ich werde nach diesem elenden Tag herrlich in dem schönen Schloß ausruhen.“ Und ich ging durch den Garten, und als ich mich im Teichspiegel aus Gold, der in der Mitte des unbeweglichen Elfenbeingartens lag, spiegelte und mich im Vorübergehen betrachtete, da hatte ich meine Buddhagestalt wieder und war kein Ziegenhirt mehr. Und im Elfenbeinschloß war alles weiß und glatt, und herrlich geschnitzte Treppengeländer und fein gedrehte Elfenbeinsäulen waren da in allen Sälen. Alles war herrlich in dem stillen Schloß, nur die Einsamkeit und Leere waren nicht angenehm. Und als ich auf die Elfenbeinaltane am Saal hinaustrat, war mir der elfenbeinerne stillstehende Garten unheimlich, in dem sich die Perlmutterblumen, die rosigen und himmelblauen, nicht bewegten und nicht dufteten und kein Geräusch der Blätter und Stengel gaben. Zuletzt tat mir doch die feierliche, vornehme Götterruhe des vornehmen geschnitzten Gartens wohl nach dem Elend, das ich in der grauen Hütte erlebt hatte. Und ich streckte mich auf das große Elfenbeinbett, das, bedeckt mit weißer und teerosenfarbiger Seide, in der Mitte des großen Kuppelsaales stand.

Als ich aber da lag und zur hohen Kuppel sah, wo das perlmutterne Laub des Gartens durch die Rundbogen des Säulrundganges in der Kuppel sanft farbig hereinsah, da war keine Ruhe in mir trotz der Ruhe des Schlosses und des ruhigen Gartens. Ich sehnte mich nach meiner Göttin. Ohne sie war



all der Glanz leer und langweilig. Ohne sie war ich mir selbst leer und langweilig. Und ich sehnte mich ins Elend der Hütte, in den Staub des Landes, nach den Prügeln der Ziegenhirtin, — nur um dort an der Küste sein zu dürfen, wo ich wußte, daß jetzt meine Göttin als sechzehnjähriges Mädchen schlief oder wachte und in einer elenden Hütte an mich dachte.

Und der leere, tote Palast auf dem Rücken der Schildkröte war mir bald mehr zuwider als alles, was ich vorher erlebt hatte.

Ich lag eine Weile, denn der Himmel stand schwarz über dem Perlmuttergarten, der aus sich selbst leuchtete; und ich wartete, daß es Morgen werden sollte. Dann stand ich auf. Als ich zum Ufer an die Freitreppe kam, war mein Kahn verschwunden.

Da durchfuhr mich der Schrecken, daß ich vielleicht ewig in dieser Einsamkeit des Perlmuttergartens und des Elfenbeinschlusses bleiben mußte.

Ich konnte aber nicht fragen, da mir die Stimme fehlte. Da hob sich der Kopf der Schildkröte am Ende des Gartens aus dem Meer und sagte: „Was stehst du da und legst dich nicht zur Ruhe? Es ist Schlafenszeit; es ist noch lange kein Morgen. Du bist erst vor drei Minuten hier angekommen.“ — Mir schienen es aber mehr als drei Stunden, daß ich in der toten Pracht weilte. Ich ging und legte mich wieder in den Saal auf das Bett. Elsmal stand ich danach noch auf, — immer war nur wenig Zeit vergangen, immer schickte mich die Stimme der Schildkröte auf das große, leere, einsame Seidenbett zurück, auf dem ich mir so überflüssig vorkam, und das mit seiner leeren Ruhe nur meine Unruhe steigerte.

Endlich rief mich die Stimme der Schildkröte und sagte: „Es ist Morgen. Dein Kahn ist gekommen, er liegt an der Ufertreppe: stehe auf! Ich muß jetzt untertauchen auf den Meeresgrund, in mein Reich.“

Da stand ich auf. Als ich durch den Garten ging und am goldenen Zeichspiegel vorbeikam, merkte ich, daß ich wieder die Gestalt des Ziegenhirten hatte. Und ich fühlte mich auch so mutlos wie dieser und war nicht mehr so glücklich, als ich es gewesen, da



ich bei der Schildkröte gelandet war. — Ehe ich ins Boot stieg, dachte ich stumm: „Sei bedankt, edle Schildkröte, für die Gastfreundschaft, die du mir gewährt hast. Kannst du mich nicht wissen lassen, wie ich an jene Küste zurückfinde, wo ich landen möchte?“ —

Sie aber hörte meine Gedanken. „Dazu kann ich dir nicht helfen, mein guter Herr,“ sagte der Kopf der Schildkröte, „deinen Weg mußt du von selbst finden. Aber eins kann ich dir verraten: wenn du die Spitze eines Nagels im Kreise rund um dich führst, dann wird die Nagelspitze dich dorthin ziehen, wohin du dich wünschst. Denn die Südküste hat Magneteisenkohle als Sand am Strand liegen, und diese Kohle des Magneteisens zieht jeden Nagel an.“

Ich dankte der Schildkröte und tat, wie sie mir geraten. In meinem Boot riß ich einen Nagel aus einer Planke und hielt ihn im Kreise rund um mich. Da fühlte ich, wie mein Kahn fortgezogen wurde von der Magnetenströmung, gleichwie von einer Meeresströmung. Auch hatte die Schildkröte noch gesagt: „Es lebt eine Verwandte von mir, eine alte weiße Schildkrötendame, am Magneteisenstrand der Südküste. Siehst du sie, so sage nur: ‚Halleluja!‘, und sie wird wissen, daß du von mir kommst. Und sie wird dich aufnehmen und dir helfen, wenn du es nötig hast.“ Ich dankte, und wir schieden voneinander. Ich sah die weiße Schildkröte dann hinter mir samt dem todesstillen Elfenbeinschloß und dem atemlosen Perlmuttergarten in die Tiefe versinken, und dann wurde es dämmern-der Tag, und allmählich sah ich schon in der Ferne die Küste als grauen Streifen auftauchen und sah auch die hohe Brandung. Da erkannte ich aber, daß ich in dem kleinen Kahn nicht bei so hochstehender Brandung landen konnte. Ich blieb also den ganzen Tag mit meinem Kahn im Meer liegen und wartete, daß es ruhigerer Wind und flacheres Wasser werden sollte, so wie es bei meiner Abfahrt gewesen war. Aber die Brandung stieg am Abend höher als am Morgen, und ein furchtbarer Sturm setzte um die Sonnenuntergangsstunde ein. Meine Fische waren

mir in der Sonnenhitze des Tages im offenen Boot verdorben, und ich mußte sie alle über Bord werfen, als es Abend wurde. Und da ein großer Sturm war, konnte ich keinen neuen Fischzug tun. Ich konnte nicht einmal einen einzigen Fisch für mich behalten, um meinen großen Hunger zu stillen. Wasser, süßes Trinkwasser, hatte ich auch keines. Und wieder litt ich Durst und Hunger, wie am Abend vorher. Während der ganzen finstern und sturmbräusenden Nacht trieb ich so im Meere umher. Und ebenso ging es mir am zweiten Tag und in der zweiten Nacht; und in der dritten Nacht stieg der Sturm so hoch, daß er mir am vierten Morgen den Kahn voll Wasser schlug und ich das Boot unter mir, wassergefüllt, verschwinden sah. Ich wäre nun ganz gern gestorben. Aber der Körper des Ziegenhirten wehrte sich gegen den Tod. Er wollte noch nicht sterben. Er war ja erst neunzehn Jahre alt. Der junge Körper schwamm wie ein Fisch viele Stunden im Meer umher, bis er eine Stange fand, an der er sich festklammern konnte. Die Stange aber war von dem dicken Stock der Frau des Ziegenhirten Amat der Teil, der ins Meer geflogen war, in der Nacht, da sie mich geprügelt hatte. Ich setzte mich reitend auf die Stange, und die trug mich auch fort. Und wieder trieb ich so drei Tage und drei Nächte im Meer, ohne an das Land gelangen zu können. Ich nährte mich von kleinen Seekrabben, die sich an meine nackten Waden festzwickten, und die ich mir vom Fleisch der Beine abriß, um mit ihnen meinen Heißhunger zu stillen. Es regnete auch in Strömen, so daß ich mir die hohle Hand von Regenwasser voll laufen lassen konnte, und so konnte ich am Regenwasser meinen Durst löschen. Dabei sah ich alle Tage in meiner Qual die Küste ganz nah hinter den weißen Brandungswellen emporsteigen. Und des Abends sah ich sogar das Licht in der Hütte auf dem Hügel, wo mein Gastfreund und der Herr Kummer wohnten, und wo ich die Ziegen im Stall untergestellt hatte. Ich war auch sicher, daß des Ziegenhirten Frau mich, ihren Amat, auch da draußen herumreiten sah im Meer,

aber sie war ein böses Weib, und sie würde sicher sagen: „Laßt ihn nur im Wasser reiten! Wenn ihn der Tod nicht will, kommt er lebend zurück, auch ohne daß wir ihm helfen.“ Und da sie stark und böse war, wagte ihr keiner zu widersprechen, denn gegen ein böses Weib gibt es wenige Mutige zu finden. Dieses dachte ich mir nach allem, was ich vorher mit ihr erlebt hatte.

Endlich erwachte ich eines Tages, nachdem ich schon ganz schwach geworden war, auf meiner Stange und dachte: „Oh, wenn nur wenigstens die Verwandte der großen Schildkröte in der Nähe wäre!“ Und so laut ich konnte, schrie ich mitten in meiner Verzweiflung: „Halleluja, Halleluja!“ Und ich rief es totunglücklich, aber es klang, als wäre ich voll Glück und Jubel. Denn das Wort „Halleluja“ kann nur jubelnd klingen, da es vom Himmel kommt. Und siehe, beim dritten Ruf tauchte das Köpfschen einer liebenswürdigen weißen Schildkröte auf. Sie blinzelte mir zu, als wolle sie mir Mut machen, dann nahm sie meinen Stock, auf dem ich saß, ins Maul, und saugend — wie ein Pfeil, vom Bogen abgeschossen — flog sie mit mir, hui, hui, durch die tobende Brandung. Sie schwamm aber durch die Höhlungen der hochgerundeten Wellen wie durch unterirdische Gänge geschickt mit meinem Stock und mir hindurch. Ich hielt mich krampfhaft fest. Und kurz darauf waren wir auf den dunkeln Magneteisenkohlenstrand aufgefahren, und ich flog, vom Anprall noch ein Ende geschleudert, über die gute Schildkröte weit in den Sand hinein und schlug dazu noch trotz der Müdigkeit einige Purzelbäume, aus reinem Vergnügen, Land unter den Beinen zu haben.

Wieviel Tage ich im Meer herumgetrieben bin, weiß ich nicht genau. Jedenfalls war mein Haar ganz grau vom Meersalz. Das sah ich in einer Wasserpfütze, über die ich mich bog, um zu trinken. Ich wollte dann der Schildkröte Dank sagen; sie war aber schon gegangen, und ich fand sie nicht mehr, als ich mich aufgerichtet hatte. Aber im schwarzen Sande des Strandes sah ich die Spur der Schild-

fröte, die lief am Wasser entlang; und ich weiß nicht, weshalb ich der Spur folgen mußte. Ich hatte, als ich im Meer viele Tage und Nächte auf dem Stock ritt und nur von den kleinen Seetieren lebte, die sich an meine Beine anbissen, viel Zeit gehabt, die Küste und den Himmel zu betrachten. Und es war mir aufgefallen, daß es an der Küste zwischen den Bergen zwei Hügel gab, die waren sich ähnlich, wie ein Ei dem andern. Auf jedem Hügel aber erschien des Abends ein Licht, und beide Lichter hatten mich nächtelang betrachtet. Ich wußte aber, auf dem einen Hügel stand das Haus, wo ich die Ziegen im Stall gelassen und wo ich Prügel empfangen hatte von der Frau des Ziegenhirten Amat. Vom andern Häuschen aber auf dem Nachbarhügel wußte ich nichts, und nun wollte ich vorsichtshalber die Schildkröte oder irgend jemand am Strand befragen, ob ich dort ein Unterkommen finden könnte. Denn ich war noch schwach und wollte aus Angst vor der Ziegenhirtin nicht in die mir bekannte Hütte gehen. Es waren aber weit und breit keine anderen Hütten zu sehen als nur die beiden, jede auf einem grünen Hügel hinter dem schwarzen Sandstrande.

Den ganzen Strand ging ich entlang und fand endlich, daß die Spur im Sand in eine Höhle eines senkrechten Felsens mündete, der hart am Meere stand. Ich bückte mich und trat in die Höhle, in der es schön kühl war; denn die Sonne brannte heiß am schwarzen Strande, und die Luft am Meer entlang wogte von Blut.

Also legte ich mich ziemlich erschöpft auf einen erhöhten Stein im Hintergrund der Höhle. Als ich mich an die Dämmerung drinnen gewöhnt hatte, sah ich, daß die Höhle aus blutroten Korallensteinen war, und auch das Wasser der Höhle war in der Widerspiegelung des roten Gesteines so rot wie lebendes Blut. Es war schön, aber auch unheimlich, und ich war zu müde, um viel nachzudenken, und schlief vor Erschöpfung fest ein.

Ich erwachte, von einer kühlen Hand geweckt, die mir über die Wangen fuhr. Ich flog auf. Aber es



war niemand um mich. Doch merkte ich, daß das Wasser gestiegen war, denn die Flutzeit war gekommen, und das steigende Wasser war es gewesen, das mir mit leichter Welle über die Wange gefahren war.

Ich konnte nicht mehr aus dem Höhleneingang hinaus, da das Wasser die Höhle schon geschlossen hatte. Aber ich sah, daß ich mich nicht zu fürchten brauchte; das Wasser stieg nicht viel höher, als ich lag, und einige Steinplatten höher war das Gestein trocken.

Da, wie ich noch überlegte, erschien die Schildkröte. Sie tauchte auf, betrachtete mich gar sonderbar mit einem Auge, dann schwamm sie heran und legte einige Betelnüsse und Siriblätter, die sie im Maule trug, nicht weit von mir auf einen Stein. Ich fühlte, daß sie mir helfen wollte. Sie wartete, bis ich zugriff, dann tauchte sie wieder unter und verschwand.

Ich kaute Betelnuß und Siri und stärkte mich dadurch ein wenig.

Siehe, wie ich dann träumend in das blutrote Wasser starrte, wurde es in der Tiefe hell, und ein weiblicher Oberkörper tauchte auf.

Es war aber ein ganz junges Geschöpf und mochte kaum sechszehn Jahre zählen.

Sie blieb bis zu den Hüften im dunkelroten Wasser stehen und strich sich ihr schönes, langes, schwarzes Haar aus der Stirn und rief: „Uff, uff, wie schwül ist es hier. Es riecht nach warmem Menschenblut hier!“

Ich wagte mich nicht zu rühren; ich verstand sehr gut, daß das Mädchen sich noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt hatte, und daß es mich deshalb noch nicht sehen konnte. Ich glaubte, es sei ein Mädchen, das am Strand gebadet habe und von einer Strandwelle in die Grotte hereingetrieben wäre. Sie war schmal und zierlich; in der Hand hielt sie einige rote Korallenzweiglein, die sie sich, im Wasser stehend, ins Haar focht. Das kleidete sie gut.

Dann aber nach einer Weile erkannte sie mich. Sie lächelte, wie eine, die dem Mann gefallen will, der sie betrachtet, und sie tat nicht im mindesten erschrocken. Ich aber war ganz verwirrt vom roten Dämmerlicht



und von dem jungen Ding und hatte die Frage auf den Lippen: „Kennst du mich?“ Ich sah sie an, war aber unentschlossen, doch mein Herz klopfte nach einer Weile nicht schneller als vorher. Da schlug das Mädchen mit der Hand ins Wasser und warf mir eine Sprizwelle aus blutroten Tropfen ins Gesicht. Ich lächelte ein wenig und schwieg.

Da warf sie die Lippen geärgert auf und sagte: „Mensch, kannst du nicht zu mir reden, wie es sich gehört, wenn sich ein Mann und eine Frau begegnen?“ Ich aber fühlte gar keine Lust, zu ihr zu sprechen, und ich schwieg beharrlich. Da lachte sie überlaut in vollstem Zorn und schoß in die Tiefe, und ich sah dabei, daß ihr Unterleib ein langer Schlangenleib war.

Diese Frau wollte mich versuchen und wollte, daß ich ihr den Vers sagen sollte, den ich nur meiner Göttin sagen durfte: „Es ist die Liebe, die uns trägt. Es ist die Liebe, die uns alle bewegt!“

Der Leib des Weibes schlug runde Wirbel im Wasser, und dann war es still um mich, und sie blieb verschwunden.

„Gottlob, daß du geschwiegen hast,“ sagte eine Stimme neben mir. Ich konnte aber niemand sehen. Doch mußte es die Schildkröte gewesen sein, die sprach, denn sie kam auf mich zugeschwommen, stieg auf die Felsenplatte und blieb als meine Gesellschaft neben mir liegen, bis das Flutwasser wieder sank und der Ausgang der Höhle frei wurde. Dann schwamm sie voraus und zeigte mir den Weg hinaus auf den Strand.

„Wer wohnt in dem Hause,“ fragte ich, „das dort am zweiten Hügel steht, Schildkröte, liebe?“

Sie schüttelte den Kopf, als ob sie mich nicht verstünde, und lief ins Wasser und schwamm fort.

Ich weiß nicht warum mich dieses Haus da drüben so sehr zu sich hinrief. Ich dachte ein paarmal: „Vielleicht ist meine Göttin dort zu Hause.“ Aber ich dachte auch wieder: „Ich will mir vorstellen, daß meine Göttin dort wohnt, und ich will wieder auf den Hügel gehen zu dem Haus, wo meine Ziegen stan-

den, und dort will ich wohnen und das Haus drüben auf dem Nachbarhügel im Auge behalten, und ich will so lange wünschen, bis meine Göttin meinen Wunsch fühlt und dort ins Haus zieht und ich sie besuchen und endlich wiederfinden kann."

Also tat ich. Ich kehrte in das erste Haus auf dem Hügel zurück, wo ich zuerst eingekehrt war mit meinen Ziegen.

Das Haus aber stand ganz leer. Und als ich einen Kuli am Wege fragte, sagte der: „Der Mann hat sein Haus aufgegeben, und man sagt, er ist mit der Frau des Ziegenhirten Amat fortgegangen, alter Vater."

Ich sah an mir hinunter. Er sagte „alter Vater“ zu mir, weil mein Haar vom Meersalz und vom Meerschrecken grau war, mein Leib von Entbehrung abgemagert und runzelig, und weil mein ganzer Körper vor Sehnsucht und Kummer dem eines hundertjährigen Greises glich. Das sah ich, als ich mich betrachtete.

Ich ließ den Mann bei dem Glauben, daß ich ein alter Mann sei. Ich sagte ihm, was ich vorhatte. „Ich werde von dem Hause Besitz nehmen, und du kannst es jedermann sagen, daß ein armer alter Mann in das Haus am Hügel eingezogen ist," sagte ich zu dem Kuli. „Und wer wohnt da drüben auf dem Nachbarhügel?" fragte ich ihn.

„Ach, eine ganz alte, weißhaarige Frau!" sagte der Kuli und deutete zugleich auf seine Stirn, als wollte er sagen: „Die Alte dort ist nicht recht klug im Kopf."

Ich hörte es mit Staunen, daß eine alte Frau dort wohnen sollte, und ich konnte es nicht glauben, so fest bildete ich mir ein, meine Göttin müsse in jenes Haus eingezogen sein. „Nun, ich werde sie herwünschen, dann kommt sie," dachte ich bei mir.

Dann wohnte ich in der Hütte am Hügel. Ich wußte, ich hatte auf dem nächsten Hügel eine alte Frau zur Nachbarin, die nicht ganz klug im Kopfe war.

Morgens lagen immer ein paar Früchte oder ein Fisch oder eine Stauden-Gemüse vor meiner Türschwelle.

Und als ich eines Tages aufpaßte, sah ich die weiße Schildkröte, die mich vor Sonnenaufgang mit Nahrung versorgte und mit Früchten im Maul zu meiner Türschwelle kam, ehe es Tag wurde. Und meinen Tag brachte ich damit zu, die vielen schönen Lieder, die ich noch auswendig konnte, und die mir meine Göttin einst gegeben hatte in der Zeit der goldenen Rosen, als wir noch selig waren, mit meinem Blut auf lange Baststreifen zu schreiben. Ich schrieb viele Bastrollen mit Liedern voll, mit Liebesliedern des ewigen Glückes und der ewigen Sehnsucht, und viele Tränen mischten sich mit der roten Tinte meines Blutes, denn ich konnte es nicht hindern, daß mir oft vor Weh und Einsamkeit die Augen übergingen. Aber auch andere Leute hatten die weiße Schildkröte bemerkt, die mich jeden Tag mit Speisen versorgte, so daß es mir nie an Nahrung fehlte. Und ich kam allmählich in den Geruch eines heiligen Mannes. Frauen und Männer, franke, kamen zu mir und standen vor der Türe. Und ich las laut manch eines jener Liebeslieder meiner glücklichen Gotteszeit, und, seltsam, da wurden die Kranken, ohne mein Zutun, nur vom Zuhören gesund und gingen fröhlich von dannen.

Nach vielen Jahren sah ich eines Tages, daß viele Menschen den Nachbarhügel zu der alten närrischen Frau hinaufzogen, die ich noch nie gesehen hatte. Und ich fragte einen von denen, die auch mich immer besuchten: „Was wollt ihr alle dort oben in jenem Hause?“

„Oh,“ sagten sie, „das mußt du besser wissen als wir. Dort wohnte doch deine Herrin, die jetzt gestorben ist und in den Himmel fahren wird, heute um die Stunde des Mondaufganges.“

„Wie soll meine Herrin heißen, wen meint ihr?“ fragte ich weiter.

„Wir meinen die Göttin des südlichen Ozeans, deren erster Priester du hier auf Erden sein wirst von heute ab bis zu deinem Tod.“

„Wer hat euch das gesagt?“ fragte ich tief erschüttert.

„Die Göttin selbst hat es uns gesagt, als sie im Sterben lag. Da richtete sie sich auf, und sie, die uns vorher ewig nur mit weißem Haar bekannt war, — ihr Haupthaar färbte sich vor unser aller Augen. Sie wurde jung und wurde wie ein Mädchen von sechzehn Jahren. Sie lauschte in die Luft und sagte: ‚Ich höre einen, der schöne Lieder vor sich hin spricht. Diese Lieder sind meine Lieder. Ich, die Göttin der Südsee, sage euch, wenn ihr einen Mann findet, der das Lied beenden kann, das anfängt: Die Liebe ist es, die uns trägt, — dann ist dieser Mann sein Leben lang mein Hoherpriester. Und im Tode wird er ein Gott werden, der mich liebt, wie ich die Göttin des südlichen Ozeans bin, die ihr liebt in Ewigkeit.‘ Dann fiel sie auf ihr Lager zurück, und seitdem will sie sich nicht mehr bewegen vor der Stunde des Mondaufganges, — da will sie zum Himmel steigen. Deshalb kommt alles Volk, um den Abend zu erwarten und die Göttin der Südsee zu sehen, wenn sie in der Mondaufgangsstunde zum Himmel steigt. Erkläre uns nun: warum habt ihr euch nie besucht, wenn ihr göttlich seid und euch liebt? Oder bist du es nicht, der die schönen Lieder jener Göttin immer laut in dieser Hütte sagt? Sie hat in ihrer Sterbestunde hellgehört. Und weißt du das Ende des Liedes, das sie nannte?“

Ich sagte es ihnen, und sie erstaunten und waren über die Maßen verwundert, daß ich hier einsam für mich kaum einige hundert Schritt von meiner Göttin ein langes Menschenleben hindurch zugebracht hatte, ohne zu wissen, wie nah sie war, die ich suchte. Ich sagte: „Es ist dies meine Strafe, weil ich mich an der Liebe versündigt hatte; und dafür mußte ich ein ganzes Menschenleben lang büßen.“

Sie fragten mich: „Willst du nicht gehen und die Tote auf ihrem Bette sehen; es ist eine schöne Gestalt.“

„Wie kann sie so schön sein, wie ich sie als Göttin kenne. Und da ich lange auf dieses Menschenleben verzichtet habe, will ich meine Göttin nicht als Tote sehen; ich will sie aber heute abend am Himmel sehen.“

Und in der Abendstunde klopfte es an meine Thür. Ich aber saß im dunkeln Haus und wollte nicht eher als zum Mondaufgang vor meine Thür gehen; denn mein Herz schlug, und mir schwindelte. Als es nun klopfte, wollte ich keinen Besuch, und ich antwortete nicht auf das Klopfen. Da wurde die Thür geöffnet, und es kam der frühere Besitzer des Hauses herein, und bei ihm war das Weib des Ziegenhirten Amat.

Sie hatten gehört, daß ich, der ernannte Priester der Göttin der Südsee, hier in ihrem alten Hause wohnte. Sie erkannten nicht die Gestalt des Ziegenhirten in mir und hielten mich für einen Fremden. Denn ich trug einen langen weißen Bart, der reichte mir bis an den Gürtel.

Sie sprachen aber, und während sie zu mir sprachen, konnte ich nicht aufbrechen, denn sie hatten sich niedergesetzt, und der Vollmond stieg und schien mir ins Gesicht. Doch ehe ich es hindern konnte, hob plötzlich die Frau die Laterne vom Boden, leuchtete mir ins Gesicht und sagte: „Siehe da, wie sich der Mensch hier vor unsern Augen verändert hat. War er nicht weiß, als wir kamen? Nun ist er schwarz am Kopf, und sein weißer Bart fiel ab und fiel ihm in den Schoß; o, das ist ein Betrüger. Ei sieh doch, was sage ich? Es ist ja mein Mann, der Ziegenhirte Amat, der ertrunken war. Oh, dieser Lump und Nichtstuer! Da sitzt er nun seit Jahren und läßt sich vom dummen Volk als ein heiliger Mann verehren. Er hat sich eine Schildkröte abgerichtet, die hat ihm Essen gebracht, sagen sie. Aber das ist alles Schwindel. Es ist ein ganzer Lump, der da sitzt, der sich ertrunken stellte, der sein Haar weiß färbte, und das alles nur, um nicht arbeiten zu müssen und um mich, sein Weib, nicht ernähren zu müssen. Aber jetzt gib sie nur heraus, deine gesammelten Reichtümer! Denn du hast ja auch gequacksalbert und hast Kranke geheilt, behaupten die Dummen, die nie alle werden. Und die Dummen müssen ihre Dummheit gewöhnlich auch noch teuer bezahlen. — Was sagst du, du hast keine Schätze? Nun, was sind denn das für Rollen?



Das sind doch sicher Geldbrollen, die du da aufgestapelt hast. Zeig her! — Was? Ich will doch sehen, wer Herr dieses Hauses ist, wir oder du!“

Das böse Weib riß meine Gedichtrollen von den Holzgestellen an den Wänden, wo ich sie, gut in Bast eingewickelt, aufgereiht hatte. Und gierig riß sie Rolle um Rolle auseinander, und jede Rolle, die nur Gedichte enthielt, warf sie verächtlich ins Herdfeuer. Ich rührte keine Hand und saß still. Als aber die letzte Rolle verbrannte, riß sie die Laterne hoch und schlug mir den schmiedeeisernen Kasten der Laterne so unglücklich an die Stirn, daß ich meine Sinne schwinden fühlte.

Sie aber verließ mit einem Fluch das Haus. Ich sah noch, wie das Feuer vom Herd hochschlug und das Dach, das strohgedeckte, Feuer fing. Ich rührte keine Hand und fühlte mit Genugthuung und Zufriedenheit, daß mein Herz langsamer schlug und endlich stillstand.

Da stand ich plötzlich hoch im Rauch über dem Dach des brennenden Hauses in der Luft, und zu mir trat eine andere Lusterscheinung, — meine Göttin.

Wir umarmten uns glücklich, als wären wir nie getrennt gewesen; ich hatte keine Erinnerung an meine Menschenleiden mehr, und Seligkeit und Zufriedenheit waren das einzige Gefühl, in dem wir beide uns wiederfanden. Wir traten dann vereint in das herrliche Elfenbeinschloß auf dem Rücken der großen weißen Schildkröte, die in Vollmondgestalt auf dem Meeresrande lag.

Für einen Augenblick, ehe der Mond den Meeresrand losließ, konnten alle Leute an der Küste das Elfenbeinschloß und den Perlmuttergarten sehen, in dem wir an den goldenen Teich traten. Und als wir eine Weile am goldenen Teich stehen blieben und unsere Göttergestalten im Gold spiegelten, da hörten wir die Hunderte von Menschen am Land hinter der Brandung, deren Schaum sanft wie zahme Schäfchen geworden war, — da hörten wir, wie sie riefen und in die Hände klatschten vor Freude, daß sie einmal zwei wirkliche Götter und ein wirkliches

Götterschloß für einige Augenblicke sehen und bewundern durften.

An das böse Weib aber dachte ich nicht mehr. Ich glaube, sie ist vor Schrecken gut geworden. Denn die Schildkröte erzählte mir, daß das kleine Haus auf dem Hügel, wo die Göttin gewohnt, zum Göttertempel der Göttin der Südsee eingerichtet werden sollte. Und das andere Haus, wo ich verbrannt war, würde „das Grab eines rechtschaffenen Mannes“ genannt werden, denn jene gutgewordene Frau lasse das Häuschen neu aufrichten, und in die Mitte des Vorraums, wo sie mich mit der Laterne erschlagen hätte, ließe sie einen Grabstein legen, und an diesem Grabe wolle sie bis zu ihrem Tode beten.

Als ich aber heute morgen aufwachte und sah, daß ich in der zweiten heiligen Nacht ein zweites Märchen für Dich, liebe Lore, erlebt hatte, da erinnerte ich mich, daß ich neulich an der Südküste des südlichen Ozeans beide Hügel besucht habe, und auf den Hügel zum „Grab des rechtschaffenen Mannes“ bin ich gestiegen, aber ich wollte eigentlich den Tempel der Göttin der Südsee sehen. Doch es ging mir wie im Traum: ich kam gar nicht hin, ich sah nur vom einen Hügel zum anderen und gelangte nicht dazu, das Haus der Göttin zu besuchen.

Nun bin ich wieder im Gasthof und verwundere mich, wie viel Glück und wie viel Unglück man doch in einer Nacht erleben kann, wenn es eine der heiligen zwölf Nächte ist.

Bis zur dritten Nacht lebe wohl, liebe Lore!

Dein Märchenonkel

### Dritte heilige Nacht Geschichte des Wasserbüffels

Liebe Lore,

heute nacht war ich ein Blinder und ritt auf einem Wasserbüffel durchs Javanerland. Da kann man viel erleben. Und ich habe auch eine ganze Menge

gesehen, denn der Büffel sah für mich und erzählte mir, was wir sahen.

Es war aber so angegangen: Ich, gewizigt durch die zwei vorhergehenden Abende, machte mich ganz früh morgens auf den Weg, fort vom Gasthof Pappandajan, und dachte bei mir: „Ich will von der Veranda, wo mein Beokäsig steht, und von Herrn Dauer, der auf der gleichen Galerie wie ich im ersten Stockwerk des Gasthofes wohnt, heute beizeiten fortziehen, damit mich weder Beovögel noch Schildkröten zu sehen bekommen. Ich will heute gar nichts sehen. Ich bin noch ganz geblendet von meinem gestrigen Götterdasein, davon ich mich zerschlagen und be-  
rauscht zu gleicher Zeit fühlte.

Also ging ich gleich nach dem Frühstück auf meinen zwei Weinen aus Garoet hinaus.

Ich ging aber über die Schluchtbrücke, unter der der Fluß Tjimai, tief eingegraben, dahinfließt, jetzt zur Zeit, wo es nachmittags oft regnet, zu einer lehmig gelben Brüche aufgewühlt.

Es war aber ein lustiger Morgen. Es war eine so fröhliche Sonne am Himmel, daß es aussah, als würde sie gern Spaß und Wize machen und tanzen, wenn man ihr nur mit Musik aufspielen wollte.

Und ich freute mich an allen, denen ich begegnete. Jenseits des Flusses stieg in der immergrünen Landschaft die Straße sanft ein wenig an, und in den offenen Hütten und auf den einfachen Veranden zu beiden Seiten der Straße war reges Leben. Die meisten Hütten haben hier am Ausgang von Garoet nebenbei kleine Verkaufsstände. Die Leute schieben einfach morgens eine Strohwand zur Seite, und dort breitet der Hüttenbesitzer, meist aber seine Frau, allerlei Kleinkram aus: Eswaren oder Drogen, oder Früchte und Getränke, Limonaden und Zuckerwasser. Und da sitzen denn bei den Buden die Lastträger, die Wanderer und die Feldarbeiter und stärken sich aus den kleinen Tassen voll Speisen und Getränken. Oder sie sitzen nur dort, um eine Zigarette zu rauchen und ein wenig zu plaudern. Ich sah an dem Morgen Reihen von Dachziegelträgern. Sie hatten ihre

Körbe mit Dachziegeln oder gebrannten Tonvasen der Straßenrinne entlang stehen, indessen sie am Boden vor den Verkaufsständen kauerten, schwagten und einen kleinen Morgenimbiss verzehrten.

Es brodelte und brogelte von heißem Fett in den Pfannen dieser öffentlichen Garküchen am Wege, und das Kokosöl, das zum Braten von Bananen und verschiedenen kleinen Pastetchen verwendet wird, roch fettig weithin.

Bei einem Verkaufsstand, wo frische Ananasfrüchte, rote Pfefferschoten, Haufen Tee und reife gelbe Maiskolben in Bündeln ausgelegt waren, blieb ich stehen, aber nicht um die Früchte zu betrachten; sondern einige gemalte Bildchen an den Wänden zogen mich an. Ein junger Javane, der Verkäufer, hatte sich mit Wasserfarben einige Bilder auf Bogen weißen Papiers gemalt und sie an seine Strohwände genagelt. Eines stellte einen Wasserbüffel vor, auf dem ein blinder Mann durch eine blühende javanische Landschaft ritt. Ein anderes Bild stellte ein feuerrotes Automobil vor, das eine Landstraße entlang fuhr. Der Lenker war ein Europäer und trug Automobilbrille und Tropenhut, so wie der Maler hier an seiner Bude jeden Tag die europäischen Pflanzler nachmittags nach Garoet vorüberfahren sah. Ich nickte dem Verkäufer zu und ging weiter und dachte einen Augenblick, wie viel hübscher es der Blinde auf dem Stier in der blühenden Landschaft hätte als der Automobilfahrer im raselnden Eisenblechkasten auf der faden Landstraße. Dann vergaß ich über anderen Leuten die beiden Bilder, und bei der Straßenkreuzung bog ich in einen Feldweg ab, der zwischen Reisfeldern zu einem Dörfchen führte, das ich schon kannte.

Nun hatte ich die lebhafteste Hüttenstraße, wo Tauben gurrten und Menschen schwagten und Kinder lachten und Katzen sich sonnten und Hühner gackerten, hinter mir gelassen, und nun sollte man meinen, es würde totenstill im Felde sein, durch das ich wanderte. Aber nein, so eine javanische Feldstraße morgens ist die reine Wettrennbahn. Was einem da alles entgegen gelaufen, geflogen, gemeckert und geflötet kommt, das



ist ganz wunderbar. Da kamen Leute, die mit Gemüsebündeln und Strohförben in die Stadt zogen, Reihen von Frauen und Männern. In den Wassersfeldern standen Hunderte von kleinen Javanen in Gruppen und setzten die Reisplänzchen aus. Das ist eine schmutzige, aber sehr notwendige Arbeit. Die Arbeiter standen bis zu den Knien im schwarzen Erdschlamm. Viele von ihnen hielten Frühstückszeit am Wegrand bei einem Teelocher. Der lief mit einer großen Teekanne herum und schenkte seinen Tee in Reihen von Tassen, die am Erdboden standen. Und an der Erde sitzend, schlürften die Leute und rauchten ein „Strohchen“ dazu, wie sie die ganz dünnen, strohhalmähnlichen Landzigaretten nennen. Und weiter meckerten Ziegen im Feld. Und Schafe grasteten, und auf einer nassen, abgefressenen Wiese standen Familien von Wasserbüffeln. Die Wasserbüffel sind erdgraue glatthaarige Büffel, die gern im Wasser liegen. Sie stellen das wertvollste Eigentum des javanischen Bauern dar. „Er pflegt seinen Wasserbüffel besser als seine Frau,“ sagt man vom javanischen Landmann. Er führt ihn auch oft an den Bach und wäscht ihn täglich, so wie der Chinese es mit seinen Hauschweinen macht, die er auch immer gut säubert und badet und bürstet, so daß auf das chinesische Schwein der Name Schwein gar nicht mehr zu passen scheint, wenn es so sauber mit gepuhten Nägeln und einem Poposcheitel fein gestriegelt herumläuft, das Schwein.

Also, ich sah Wasserbüffel, die dampften in der Frühsonne, und in der Ferne standen Gruppen von riesigen schirmartigen Laubbäumen, und die dampften auch vom Tau, und ganz weit dahinter waren silberblaue Bergzüge, und die dampften, mit weißen Wattewolken behangen. Alles war voll Sonne, voll Morgendampf, voll Grün und Bläue auf Erden und am Himmel rundumher in der weiten, weiten Landschaft. Da begegnete mir ein Zug javanischer Dorfmusikanten, und einer spielte schon in aller Frühe eine Flöte. Die andern aber trugen ihre Instrumente aus Bambusrohr, Anklongs und Trommeln, große und kleine, an Bänder gebunden auf dem Rücken. „Die sollte



ich eigentlich rufen, damit sie der Sonne aufspielten," dachte ich. Aber sie zogen gen Garoet; vielleicht waren sie zum Aufspielen bei einem Beschneidungsfest oder zum Musizieren bei einer Hochzeit geladen.

Ich ging noch weiter, und da begegnete mir mein Freund, ein ganz alter Javane. Der ist wenigstens dreihundert Jahre alt. Er ist blind und spielt sehr schön auf einer Brettzither, fromme, liebe, alte javanische Psalmen. Oft hat er mir, vor meiner Veranda am Boden hockend, für zehn holländische Cents auf seiner Brettzither vorgespielt; und dazu singt er flüsternd Lieder, die sind vielleicht dreitausend Jahre alt. Diesem alten heiligen Musikanten begegnete ich auch da im Morgensonnenschein auf dem baumlosen Feldweg, und er nickte mir sofort freundlich zu. Denn trotzdem er dreihundert Jahre alt ist, stellt er sich nur blind, um mehr Eindruck zu machen. Denn er hat triefende, winzige, blasse Auglein, die sehen wie blind aus, sind es aber gar nicht. „Was für ein drolliger Blinder!" dachte ich, „der mich zuerst grüßt." Aber es war die kindliche Freude am unverhofften Wiedersehen, die machte, daß er sich schneller verriet als sonst. Wenn ich ihm aber Geldstücke, kleine Zehncentstückchen zu Hause von meiner Veranda zuwerfe, findet er sie besser im Sande als ich mit meinen gesunden Augen. Das macht aber alles nichts, — seine Musik, die wunderschön zirpt wie seine Stimme, seine kleine, unscheinbare, entschuldigt ihn bei mir für seine vorgetäuschte Blindheit ganz und gar.

Heute hatte er aber seine Zither gar nicht dabei. Es sah aus, als ginge er, um sich im schönen Morgen einmal zur Abwechslung ohne Zither Musik zu machen. Oder vielleicht wollte er heute Freiherr sein und Musik hören, weil er nicht weit hinter den sieben Musikanten dahinzog.

Ich wanderte weiter und wunderte mich über die unzähligen Menschen, die da im Schlamm der vielen Reisfelder Pflanzen einsetzten. Es mußte die ganze Bevölkerung draußen sein und im Felde arbeiten, — so regsam sah es aus. Und dann kam ich ins Dorf. Das ist aber eigentlich gar kein Dorf. Einen Weiler

würde man es bei uns nennen. Nur einige Häuser standen am Wege entlang unter hohen Bambussträuchern und in Bananenhainen. Vor einem Hause lagerte neugierig die ganze Kinderschar des Ortes, nackt und halbnackt.

In der offenen Hütte war ein Phonograph aufgestellt, und der spielte ein Theaterstück, von javanischen Schauspielerstimmen gesprochen. Hefige Reden, leidenschaftliche, wurden vom Phonographen ausgehustet, und die Kinder horchten begierig und ganz fortgerückt, dicht gedrängt an den Stufen der Hüttentüre. Auch einige Erwachsene hockten am blanken Boden unter den Bäumen und rauchten und horchten zu. Ich ging den bambusüberschatteten Weg weiter, wo alles eiförmig grün leuchtete, nur manchmal wiegte sich ein goldgelbes langes Bananenblatt, ein welkes, in der Luft, gelb wie ein breites Band aus Goldseide. Gelbe Ringelblumen an Büschen und blaue Männertreublüten in Stauden säumten den schattigen Weg, hinter Hecken lagen blühende Maispflanzungen der Javanen und Tapiokapflanzungen und Fruchtbaumhaine, wo es allerhand Früchte gab: grüne Drangen, Mango, Kokosnüsse, Kaffee, Kakao und andere nützliche Arten.

Und wie ich noch so langsam gehe, höre ich hinter einer Hecke eine Holzglocke klappern, und es riecht stark nach Büffelschweiß. Ein mächtiger grauer Wasserbüffel steckte seinen breitgehörnten, eisengrauen Schädel durch die Büsche, brummte und fragte: „Wohin, mein Herr?“

Ich sagte ganz in Gedanken: „Dorthin, wo ich's Gras wachsen höre.“

„Dahin kann ich Sie tragen,“ sagte der liebenswürdige, gut geartete Büffel. „Wünschen Sie sonst noch etwas?“ fragte er weiter. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung!“

So ein höflicher Büffel war mir noch nicht vorgekommen. Ich tat aber so, als ob ich von allen Büffeln die höchste Zuvorkommenheit erwartete; und da ich noch an den blinden alten Musikanten dachte, sagte ich: „Jawohl, Sie könnten mir sagen, wie man dreihundert Jahre alt werden kann, wie man blind

und sehend zugleich sein kann; und wenn ich das geworden bin, dann tragen Sie mich dorthin, wo ich das Gras wachsen höre."

"Nichts leichter als das, mein Herr. Ihr Wunsch ist mir Befehl, mein Herr," beeilte sich der Büffel zu brüllen.

"Es sind aber mehrere Wünsche," machte ich ihm klar.

"Alle Ihre Wünsche sind mir Befehl, mein Herr. Ich habe nämlich einen guten Freund in Neu-Guinea, einen gewissen Känguruh. Der hat mich heute antelephoniert, ich möchte mich für die dritte der heiligen Nächte am Wege aufstellen und Ihre Ankunft und Ihre Befehle erwarten. Sie sind mir als deutscher Dichteronkel signalisiert; und alles, was ich hörte, stimmt auf Ihre Person."

"Wie telephonieren Sie denn?" fragte ich neugierig.

"Ich kann an jedem Baum in die Ferne sprechen, während ich seine Blätter kaue," versicherte der Wasserbüffel ernsthaft.

"Das habe ich noch nie versucht," gestand ich. "Wissen Sie auch ganz genau, daß ich der bin, den Sie erwarten sollen, Herr Wasserbüffel?" wehrte ich ein wenig ab. "Denn was könnte ich in Gesellschaft eines Büffels wohl erleben?" dachte ich geringschätzend.

"Ja, mein Herr, Sie und kein anderer sind der Wohltäter meines Freundes, des gewissen Känguruh, gewesen. Man sagte mir am Telephon, der Herr sei etwas bösig."

Ich musterte ihn verblüfft. Da wackelte er drohend mit den Hörnern. "Stimmt," sagte ich rasch. "Dichter träumen."

"Er flunkert gern," fuhr der Büffel fort.

"Stimmt," sagte ich begeistert. "Alle Dichter flunkern. Das ist Berufssache."

"Er ist märchenschau!"

"Ja, in gewissem Sinn. Wenn man nämlich alle Märchen erst am eigenen Leib erleben soll, ehe man sie schreiben darf, wird man ein wenig märchenvorsichtig. Stimmt."

„Nun, mein Herr, alles dieses roch ich an Ihnen, wie Sie mich rochen, ehe ich zur Ansprache kam,“ schloß der Büffel seinen Bericht.

„Wunderbar! Daß Büffelnasen so tief sinnend riechen, muß mich erstaunen. Aber gehen wir ans Werk! Sie kennen meine Wünsche, die Ihnen Befehl sind.“

Der Büffel brach durch den dünnen Bambuszaun des Feldes, in dem er gegrast hatte. Und ich erschraf gewaltig und kletterte vor Schreck an einem Bambusbaum empor.

„Herrgott, haben Sie mich erschreckt!“ sagte ich, etwas höher kletternd.

„Verzeihen Sie, heftiges Auftreten ist Büffelart,“ versicherte mir der fürchterliche Kerl.

„Den ganzen Zaun haben Sie eingerissen!“ sagte ich sanft vorwurfsvoll, denn der Bambus begann sich zu biegen, und ich näherte mich langsam dem Untenstehenden.

„Sitzen Sie nur gleich auf, dann ist die Sache fertig,“ befahl der Wasserochse.

Ich graute mich vor dem fürchterlichen Vieß.

„Na, wird's bald?“ kommandierte er.

Da fühlte ich voll Schrecken: meine Glieder waren ganz schwach und dünn und alt und verschrumpft geworden. Ich glitt willenlos vom Bambusrohr und saß wie ein Häufchen Unglück auf dem Büffelrycken.

„Dreihundert Jahre sind Sie jetzt alt, kein Jahr mehr oder weniger,“ rief der Büffel.

„Na, ein angenehmer Zustand ist diese dreihundertjährige Schwäche nicht,“ konnte ich ihm versichern.

„Ich hab' ihn Ihnen ja auch nicht ausgesucht,“ grinste das Vieß. Dann fuhr er rücksichtslos herrisch fort: „Nun wandern wir durch Garoet, und dann am andern Ende des Ortes in die weite Welt, bis dorthin, wo Sie das Gras wachsen hören.“

„So ein Blödsinn!“ konnte ich mir nicht versagen, ihm zu versichern. Denn ich war als Dreihundertjähriger weise und verständig geworden und glaubte an keinen Unsinn und Übermut mehr. „Lassen Sie mich absteigen, mir ist schwindlig, ich sehe nur auf

einem Auge, mir ist was ins andere Auge geflogen, Herr Büffel."

"Nichts da. Ich habe Ihre Wünsche zu erfüllen," knurrte der Gewaltige. „Das Alter ist in Ihr eines Auge geflogen. Seien Sie froh, daß Sie auf dem andern noch sehen können. Welches ist denn das blinde?"

„Das linke Auge!" klagte ich greisenhaft.

„So, dann werde ich für Sie immer nach links schauen, und Ihnen erzählen, was links zu sehen ist, indessen Sie sich nach der rechten Seite auf eigene Augenkosten ergößen können. Jetzt geht's los. Marsch! Aufgepaßt, Gleichgewicht suchen! Ich setze mich in Bewegung."

Bums, rollte ich vom Büffel; ich rollte aber nicht vom Büffel auf die Erde, sondern unter dem Büffelbauch rundherum, und kam auf der andern Seite wieder auf den Büffelrycken in die Höhe gerollt, und dort saß ich nun wie angegossen.

„Nun," sagte der Büffel zufrieden, „das war nur ein Scherz von mir; von jetzt ab werden wir ernsthaft reiten."

Und ich blieb, wo ich war, und mein Zustand war Wunschloß.

So trolkte nun der Büffel mit mir denselben Weg, den ich eben aus Garvet gekommen war, durch die Felder zurück.

Wir kamen im Dorfe am Phonographen vorbei, da schauten sich alle Kinder um, und mit einemmal riefen sie wie aus einem Munde: „Der blinde Matiuni, unser blinder Matiuni! Matiuni reitet! Wo reitet er hin? Matiuni will heute zum König ziehn!"

So lachten sie und sangen und liefen bis zum letzten Haus des Weilers hinterm Schweif meines Büffels her.

Und atemlos kam eine Frau nachgerannt, die rief: „Matiuni, du hast deine Zither vergessen." Und sie reichte mir die alte Zither des Blinden, die ich schon kannte, auf meinen Sitz hinauf. Denn alle im kleinen Ort hielten mich für ihren dreihundertjährigen blinden Musikanten Matiuni.



„Nun wissen der Herr doch auch, wie er heißt,“ grinste mein Büffel vergnügt, als die Frau und die Kinder zurückgeblieben waren. Er trolchte sich eilig mit mir weiter.

Wir begegneten manchem vom Markt von Garoet heimkehrenden Dorfbewohner auf dem Feldweg, und alle nickten vergnügt, und alle sangen: „Matiuni reitet! Wo will er hin? Matiuni will zum König ziehn!“

Und Frauen und Mädchen lachten und wünschten mir glückliche Reise.

„Ja, woher wollen denn alle Leute das wissen, daß ich zum König ziehn will?“ fragte ich mein Reittier.

„Ach, das ist wieder so eine Dummheit von meiner Frau,“ sagte der Büffel. „Frauen müssen alles weiter-schwagen. Ich habe meiner Frau heute früh auf der Weide erzählt, wen ich am Weg erwarten muß. Und sie fragte gleich: ‚Wohin willst du denn mit dem Herrn ziehn, wenn er kommt?‘ — ‚Na, wohin anders als zum König?‘ habe ich aus Scherz gesagt. Gleich lief sie brüllend fort, erzählte es unsern Hüterbuben auf der Weide, die sagten es den Kindern, und um Sonnenaufgang mußte es schon das Dorf, daß ich heute jemand zum König führen mußte. So schnell verbreitet sich barer Unsinn!“ seufzte der Wasserbüffel. „Und nun ziehen wir gar nicht zum König, sondern zum Urwald, dorthin, wo man das Gras wachsen hört. Aber ich werde sie nicht weiter aufklären, die Leute.“

„Kann man denn beim König nicht auch ein wenig Gras wachsen hören?“ fragte ich schüchtern; denn auf dem Büffel allein im Urwald zu reiten, wo ganze Tigerfamilien und Schlangengesellschaften spazieren gehen, das kam mir als dreihundertjährigem Greise doch etwas gewagt vor.

„Beim König wächst kein Gras,“ sagte der Büffel barsch. Denn er vertrug nicht, daß man zu viel fragte, weil er zu plump war und hinter jeder Frage eine Falle vermutete.

„Was wächst denn beim König?“ fragte ich weiter,

möglichst einfältig, wie es einem dreihundertjährigen Greise geziemt.

„Beim König wächst nur Gold,“ brummte der Wasserkopf gereizt.

„Kann man Gold auch wachsen hören?“ fuhr ich fort, ermüdend zu fragen.

„Welch eine Frage! Gold klappert doch lauter beim Wachsen als Gras!“

„Höre, lieber, verehrtester Büffel, ich glaube doch, daß ich mit meinen dreihundert Jahren das Gras nicht mehr wachsen hören kann. Wäre es nicht einfacher, wir wählten das lautere Wachstum des Goldes beim König?“

„Gras wachsen hören ist eine Kunst, Gold wachsen hören ist keine!“ behauptete mein gescheiter Büffel beharrlich.

„Ja aber, siehst du, Künste sind brotlos. Ich fürchte, beim Graswachsenhören werde ich nicht satt, Gold wachsen hören bringt mehr ein.“

„Willst du umfattern?“ forschte er. Er duzte mich geringschätzend.

„Nun, ich meine nur,“ sagte ich kleinlaut, denn ich fürchtete mich ein wenig vor seiner wachsenden Grobheit.

Aber Büffel sind unberechenbar. „Gut, Matiuni; sage nur, was du wünschst, und ich führe es aus!“ brummte er plötzlich freundlich, aber er fuhr fort, mich zu duzen.

„Vielleicht fürchtet er sich selbst, in den Urwald zu gehen,“ dachte ich, „und bleibt lieber auf der bequemen Landstraße, wie ich. Deshalb ist er wieder so freundlich geworden.“

Und wir verabredeten aufs freundlichste, er sollte mich zum König bringen, und ich sollte dort Gold wachsen hören. Denn als dreihundertjähriger Greis schätzte ich Gold höher als Gras; man weiß im Alter, daß die Welt am Golde hängt und nicht am Gras. Daß dieses aber eigentlich ein sündiges und böses Denken ist, das sollte ich erfahren.

Und ich verstehe es jetzt erst: der Büffel, der am Grase mehr hing als am Golde, gönnte mir den

Weg zum König, damit ich zu seiner edleren Büffel-lebensauffassung bekehrt werden und meine goldgie-rige Auffassung fahren lassen sollte. Die sieben Musi-kanten, die ich gern zum König mitgenommen hätte, holten wir nicht mehr ein; aber an den fliegenden Garküchenständen bei den ersten Häusern vor der Schluchtbrücke, da sah ich alle sieben dem Hause gegenüber am Boden einer Bude sitzen, und sie schie-nen eben gegessen zu haben. Sie saßen gerade der Bude gegenüber, in der das Bild mit dem auf einem Büffel reitenden Blinden vorhin an der Wand ge-hängen hatte.

Als ich das Bild aber mit den Augen suchte, war es verschwunden. Auch der blinde Matiumi, der doch vorhin hinter den sieben Musikanten hergelaufen war, war verschwunden.

„Wie lange soll ich mir hier noch meine Beine breit stehen?“ brummte mein Wasserbüffel ungnädig, da ich ihm Halt geboten hatte.

„Ich möchte Musik haben, Musikanten, die mich zum König begleiten,“ sagte ich schüchtern.

„Sehende oder blinde Musikanten?“ fragte mein Ochs zurück.

„Natürlich sehende!“ rief ich und bogte mein Reit-tier schalkhaft hinter die Hörner.

„Blinde spielen besser,“ behauptete mein Rindvieh.

„Also, dann blinde,“ ließ ich mich überzeugen.

„Aber woher blinde Musikanten nehmen?“

„Das haben wir gleich, alle Leute werden gleich blind, wenn man ihnen sagt, daß sie zum König kommen können und Gold wachsen hören dürfen. Frage sie nur, die sieben Esel von Musikanten,“ be-lehrte mich der Büffel.

Und ich fragte laut: „Wo gibt es hier blinde Musikanten?“

Keine Antwort.

„So fragt man doch nicht, Mensch, dreihunderts-jähriger,“ brüllte mein Büffel gereizt und rief selbst laut und deutlich:

„Wer blind ist, und Musikan ist, und Gold wach-sen hören will, und zum König kommen will, der

fann mir nachlaufen.“ Damit begann er auch gleich zu laufen und winkte nur noch einmal mit dem Schwanze hinter sich.

Da hörte ich hinter mir wieder lachend alle sieben Musikanten singen: „Matiuni reitet! Wo will er hin? Matiuni will heute zum König ziehn!“ Und vierzehn Beine trabten hinter dem Büffel her und holten uns ein. Und die sieben Musikanten, als sie uns erreicht hatten, riefen: „Matiuni, nimm uns mit! Wir sind alle blind geworden. Jedenfalls so blind wie du, laß uns mit zum König ziehen und Gold wachsen hören!“

„Na siehst!“ knurrte mein Wasserbüffel überlegen. Dann wendete er sich, rollte die Augen furchtbar und brüllte. „Ihr sieben blinden Misigewächse, wie könnt ihr denn ohne Führung so schnell laufen? Haltet euch hintereinander. Der erste nimmt meinen Schwanzzipfel in die Klaue, die anderen legen die linke Hand auf die linke Schulter des Vordermanns. Anders ziehen sieben blinde Schufte, wie ihr seid, nicht beim König ein.“

„Hu, hu, hu,“ lachten alle den Büffel aus, denn es waren sieben lustige Brüder, die sich nicht so leicht ins Büffelhorn jagen ließen.

Aber sie taten, wie ihnen von dem allgewaltigen Herrn Wasserbüffel befohlen worden war.

Und so bildeten wir bereits einen langen Blindenzug, als wir über die dröhnende Holzbrücke in Garoet einzogen.

Ganz Garoet kennt Matiuni, und auf dem Markt hatte sich schon die Kunde der Büffelreise Matiunis verbreitet. Wie aber die Leute so viele Blinde in langem Zug hintereinander ankommen sahen, da riefen sie mir zu, der ich vornedran hoch auf dem Ochsen thronte: „Hallo, Matiuni, der Blindenkönig! Matiuni, der König der Blinden, seht ihn! Matiuni, Matiuni, wo will er denn hin? Matiuni will heute zum König ziehn!“ Und in der ganzen Stadt, wo Leute saßen oder standen oder gingen, in den Garoetbaumstraßen, in den fernen, schattigen, überall ertönte das Liedchen weiter von Mund zu Mund. Und meine sogenannten blinden Musikanten zogen Musik spendend

lustig hinter dem Büffel her. Sie hielten aber jeder sein Musikinstrument in der rechten Hand, die linke ruhte auf der Schulter des Vordermannes, und der erste von ihnen hielt den Büffelschwanz, wie eine Art Leitfaden durchs Leben, fest in seiner Linken, wie es Blinde tun. Ich selbst, der niemals die feine Zither gespielt hatte, versuchte vorsichtig; und es ging, als ob ich mindestens zweihundertachtzig Jahre Musikkant gewesen wäre.

So waren wir alle neun lustig und guter Dinge. Ich sage: neun; denn seine Gewalttheit der Herr Büffel war ebenfogut ein lustiger Jemand, wie die sieben Musikanten und meine Hoheit, der König der Blinden, jeder ein Jemand waren.

Wir machten Späße und Wize, und neben uns tanzten die Straßenjungen. Aus den Gärten kamen braune kleine Javanenmädchen, die warfen mir weiße und rosa Brauttränen zu. Brauttränen sind feine Blütendolden einer indischen Schlingpflanze, die an vielen Häusern hochklettert und das Haus einhüllt. Und bald waren des Wasserbüffels Hörner mit lila Bougainvilleblüten, mit weißen Franchipanablüten, mit rosa Brauttränen, mit gelben und scharlachroten Hibiskusblüten kunterbunt behangen, und ich ritt auf einem blühenden Tier durch die Baumstraßen des Landstädtchens.

„König Matiuni, König der Blinden!“ riefen die Leute immer wieder. Denn es hefteten sich nun noch mehr Blinde, die vor den Basarbuden als Bettler gefressen hatten, dem Zug an. Und ich, König Matiuni, König der Blinden, ritt stolz, meine Zither spielend, und freute mich über meinen Anhang. Und ich und alle meine Blinden trugen Kränze von Blumen auf dem Leib und frohes Lachen in unseren grinsenden Gesichtsfalten.

„Nun siehst du,“ sagte mein Büffel gutgelaunt, „nun bist du schon beim König angelangt!“

Ich verstand ihn nicht. Ich sah mich um, ich konnte aber weder ein Schloß noch einen König sehen. Ich sah nur die Basarstraße mit dem Gewühl buntgekleideter geschäftiger und zahlender Javanen.



„Ich soll beim König angelangt sein?“ fragte ich staunend und begriff in meiner Greiseneinfalt nichts.

„Nun, wirst du nicht von allen Leuten als König der Blinden ausgerufen?“

„Ach, du willst mich foppen, Grauschädel, behornter? Sollte ich nur bei mir als König anlangen?“

„Bist du schon einmal König gewesen, daß du so hochmütig tust, nichtsnutziger Europäer?“

„Sie, hören Sie mal, besinnen Sie sich, Sie Brüllochse, Sie! Wie komme ich dazu, nichtsnutzig zu sein?“ fuhr ich mein Lasttier an.

„Na,“ brüllte der, „ihr Europäer glaubt doch nicht, daß ihr in unsern Javanenaugen zu etwas nütze seid. Ihr seid uns so viel nütze wie der Sonntag dem Samstag. Ihr spielt die Könige, die ihr gar nicht seid. Ihr ruht euch bei uns aus und schwelgt im Wohlleben wie Sonntage, wir aber sind die Samstage und dürfen uns des Sonntags wegen abschaffen.“

„Hören Sie auf, gehässige Randbemerkungen zu machen, Sie javanische Zierleiste, Sie! Ich sitze nicht hier, um Ihrer Musik von Schimpfworten zu lauschen. Ich bin königlich blind, und Sie haben sich in meine königliche Blindheit zu fügen.“ Ich wurde ungeduldig. „Kommen wir denn nun bald weiter?“

„Wenn's Ihnen eilt, können Sie absteigen und einäugig weiterlaufen, Sie halber König.“

Da ich nur halb blind war, war ich natürlich nur ein halber König der Blinden. Ich mußte dem klugen Büffel recht geben. Und nun trabten wir an einem Rasengarten vorüber, dadrinne stand ein langes, weißes Haus, das hatte nur ein Erdgeschos zu ebener Erde und darüber ein Dach. Aber an des Hauses Längsseite waren viele kleine Schalterfenster angebracht, und vor jedem Fenster drängten sich Menschen, javanische Männer und Frauen, — wie auf dem Reichspostamt sah es aus.

Ich wußte: das war das Pfandhaus von Garoet, das so schön in einem grünen Garten lag wie ein königliches Lustschloß.

Im Garten war auch die Versteigerungshalle: auf braunen Balken ein Dach. Darunter saß an einem Tisch der Mann, der die im Pfandhaus verfallenen Gegenstände zu versteigern hatte. Und sein Tisch war dicht umringt von Javanen. Man kann sich bei uns in Europa gar nicht vorstellen, wie lustig es in einem javanischen Pfandhausgarten zugeht. Es war da wie im Garten eines Münchner Braukellers. Da standen Gartküchensöcke herum, die brieten Bananen und Mandelfuchen. Und Limonadenverkäufer mit blauen und grünen Limonadegläsern auf kleinen Tischen standen da. Und Zuckerbäcker, die buken kleine Tiere und Menschengestalten aus süßem Teig auf ihren fliegenden Küchenherden, die sie an einer Stange auf der Schulter trugen. Und auf dem Rasen um die Versteigerungshalle herum hockten Javanen in bunten Kleidern mit bunten Tüchern auf dem Kopf, die knabberten Süßigkeiten und Pasteten und Früchte, und andere rauchten und schwapten mit Bekannten; und um den Versteigerungstisch drängten sie dicht und steigerten lustig und kauften alte versetzte Goldsachen und Messingschalen und alte Waffen und schöne Batiktücher, bunte und holländische Porzellanteller und kupferne Reiskochklübel und viele, viele Dinge, die in Stunden der Not aus kleinen Haushalten ins Pfandhaus gewandert waren.

Der Javane betrachtet das Pfandhaus als eine Art Börse. Dort kauft und verkauft er nach Herzenslust. Und ganze Familien drängten sich lustig lachend und plaudernd vor den Schaltern, wo sie ihre Sachen versetzten und dabei kein Gefühl von Bedrücktheit oder gar von Schmach und Schande spürten. Das Pfandhaus war wie ein Markt und wie ein Taubenschlag so lebhaft und so unterhaltend.

Hier also kam ich auf meinem aschengrauen Wasserbüffel angeritten, schön bekränzt und vergnügt musizierend.

Ein Eisenbahngleise, das zur Garoetstation führt, geht am Pfandhausgarten vorbei.

„Hier,“ sagte mein Büffel, „setz du dich beim Schienenweg am Pfandhausgarten nieder, und mit

dir deine sieben Begleiter. Ich aber werde dort drüben in das lange, neue Bioskoptheater gehen; dort wird nur abends gespielt, und dort ist jetzt viel Raum. Dort werde ich eine brüllende Rede halten, und bald darauf wirst du, und mit dir deine Sieben, das Gold wachsen hören. Aber wenn du später darunter zu leiden hast, weil du das Gold und nicht das Gras hast wachsen hören wollen, so beklage dich gefälligst nicht bei mir, hörst du, mein Herr Halbkönig!"

"Schluß!" rief ich. "Los! Und laß das meine Sorge sein. Gold wird mir keine Sorge bringen; das wäre doch zu komisch," lachte ich ungläubig.

Ich tat, wie mein Büffel geraten. Und ich setzte mich an den Schienen beim Pfandhausgarten nieder und hieß meine sieben Gefährten das Gleiche tun.

Nicht weit von mir beim Eingang zum Pfandhausgarten saßen aber die Juwelenwäscher am Boden. Sie wuschen Goldarmbänder und Goldhaarnadeln und Goldketten und Goldbrotschen, die ihnen Javanen gaben, ehe die Goldsachen zu den Schaltern des Pfandhauses wanderten. Die Wäscher hatten Schalen mit Säure und Flaschen mit Säure und Seifenwasserschalen vor sich an der Erde stehen; still und eifrig spülten sie das Gold in den Säuren ab und bürsteten es und putzten es so blank, daß jeder Schmuck gleich wieder wie neu aussah.

Mit meinem einen Auge, das ich noch sehend hatte, schielte ich nach den vielen hübschen Goldsachen, die dort auf Tellern lagen; und ich dachte: „Wenn nur dieses Gold zu mir her wachsen wollte!“ Und mit mir schielten meine sieben blinden Musikanten hin, und wir alle waren ganz still and nachdenklich geworden und vergaßen zu musizieren beim Anblick der hübschen goldenen Schmucksachen. Denn die Javanen tragen ihr Geld nicht auf die Bank; sie legen es meistens in Schmucksachen aus echtem Gold und in Diamantenschmuck an, und sie und ihre Frauen tragen meistens ihr Vermögen in Schmuck am Halse, am Armgelenk und an den Fingern und im Haar. Als ich vom Büffel stieg, waren alle die Leute nicht etwa

bei mir, dem Blindenkönig, und den Blinden stehen geblieben, nein, sie waren alle dem laut brüllenden Büffel nachgerannt, der über das Schienengeleise fort in den Hof des neuen, hübschen, weißgetünchten Bioskoptheaters gestürzt war. Sie wollten in aller Eile sehen, was der bekränzte gewichtige Wasserbüffel, der ein Vermögen wert war, dort im Theater tun wollte. Das Theaterthor stand weit offen, da der Raum am Tage gelüftet wurde, und dorthin waren alle dem Büffel, dem brüllenden, nachgelaufen. Denn, wie gesagt, ein Büffel erregt bei den Javanen mehr Teilnahme als ein Mensch, weil sie in ihm die Kraft bewundern, die ihnen beim Feldbau am Pflug so nützlich ist, wenn das Reisfeld geackert werden soll. Ein Büfelleben ist ihnen wichtiger als ihr eigenes. Es war also augenblicklich ziemlich still um den Halbkönig der Blinden. Vom Pfandhaus her hörte man in Zwischenpausen einförmig die Gongschläge, die weithin melden sollten, daß heute Versteigerungstag war. Und außer dem Bürsten der Goldwäscher war nur wenig Geräusch, denn alle Javanen laufen barfuß, und man hört auf den lebhaftesten Straßen keinen lauten Schritt; nur manchmal schlurft der Pantoffel eines Chinesen vorüber.

Es war schön, im sonnigen Morgen beim grünen Garten unter den scharlachrot blühenden Götterbäumen zu sitzen, und ich hätte eigentlich in meinem dreihundertjährigen Leib mit dem Musikbrett auf dem Schoß wunschlos sein müssen.

So aber horchte ich immer, unzufrieden und lüstern nach Gold, zu den Bürsten der Goldwäscher hin und betrachtete den Seifenschaum, in dem die braune Hand so eines Wäschers auf und unter tauchte, mit Gold gefüllt, mit goldenen Ketten und goldenen dicken Armbändern. Ebenso taten meine sieben Gesellen. Und wir sahen nicht das Gold des Morgensonnenscheines, das viel edler und viel reiner und viel reicher rundum in der grünen Landschaft der Felder und Gärten glänzte. Wir sahen nicht die sanfte, friedensreiche Bläue des Morgenhimmels über uns, nicht das kräftige, dunkle, ernste Blau der vierzig



Vulkanberge, die draußen am Himmelsrand, rund um Garoet, dem Gierigen und Unzufriedenen mit feurigem Zorne drohen.

Plötzlich hörte ich eine donnerhafte, brüllende Stimme, und ich sah, wie alle Tauben erschrocken von den Dächern aufflogen, wie alle Raben, aufgeschreckt von der dröhnenden Stimme, aus den Kokospalmen fernster Gärten flohen, und ich sah, wie die neuen Dachziegel des Bioskoptheaters zitterten, als fahre ein Sturmwind durch die Dachsparren.

Es war aber die Stimme meines Wasserbüffels, die so höllisch lärmte, daß der Himmel und die Erde zu zittern schienen.

Der Büffel aber sprach drinnen im Theater auf einer Brettererhöhung zu den versammelten sich zitternd niederkauernnden Javanen, die ihm mit höchster Achtung lauschten, und ich konnte aus der Ferne jedes Wort verstehen.

„Seid mir begrüßt, ihr Herren und Herrinnen von Java, — so möchte ich euch anreden, wenn ihr nicht alle Knechte wäret, niederste Knechte des Goldes. Wißt ihr nicht, daß das Gold denen die Augen der Seele ausbrennt, die auf Gold schauen? Wißt ihr nicht, daß ihr Knechte des Goldes werdet, sobald ihr es berührt habt? Ihr glaubt, ihr tragt das Gold als Schmuck am Leibe, ihr wißt nicht, daß das Gold euch am Leibe trägt; denn das Gold ist Herr aller, die es anschauen. Herr aller, die es im Wunsch, es zu besitzen, mit einem einzigen Auge anshielen. Gold hat größere Kraft, als da die Kraft eurerer vierzig Vulkane ist, die rund um Garoet über euch drohen. Gold ist verhärtetes Elend, vom Schrecken geschmiedet, vom Kummer und gelben Neid durchglüht; Gold ist den Menschen funkelndes Unglück. Seht die Tiere des Feldes! Jedes Tier da draußen ist unschuldiger und glücklicher als alle, denn keiner ihrer Wünsche, kein leisester Wunsch der Tiger und der Schlangen, der Bären und der Hirsche, der Hunde und der Ratten, der Büffel und der Pferde, ja, auch nicht des von euch verachteten Schweines haftet ja am Golde. Und ihr Menschen, die ihr euch das erste, gewalt-



tätigste Tier der Welt zu sein dünkt, ihr wollt euch zur Niedrigkeit des Goldes erniedrigen und werdet euch dadurch zur Schande und Schmach aller lebenden Kreatur der Erde entwickeln. Selbst die Waldbrüder der Menschen, selbst die klugen Affen in den Palmen des Urwaldes geben nichts auf das Gold. Jeder Kieselstein, der glänzt, ist ihnen eine Spielerei, so auch das Gold.

„Seht, auf welcher hohen Stufe der Seelen- und Willensbildung wir Tiere über euch stehen! Wir sind nie die Knechte des toten, frechen Goldes geworden. Wir leben nicht in Schulden und Sorgen und in Schlaflosigkeit und in Gefühllosigkeit des Goldes wegen. Wir haben uns nie mit dem Laster der Goldgier belastet. Wir sind deshalb die über euch Stehenden geworden, von dem Tage an, da ihr das Gold berührtet, von dem Tage an, wo ihr euch an den toten, kalten Leib des Goldes hängtet, von dem Tage an, da ihr eure Seele verstoßen habt und statt ihrer das Gold als eure Seele in euer Herz setzt, — von diesem Tage an seid ihr die Gefallenen der Erde geworden. Ihr steht unter dem unschuldigen, bescheidenen Waldtier. Ihr steht unter dem bescheidenen Feldtier. Ihr wagt es, uns eine Seele abzusprechen, ihr, die ihr eure Seele für das Gold hergegeben habt. Unsere Seele liegt in der Unschuld unserer Augen, in der Stärke unseres ungeknechteten Leibes, in der Wunschlosigkeit unseres Herzens, — da liegt unsere Seele und schlummert im Paradies der Unschuld, aus dem euch der Blick auf den Apfel des Goldes verstoßen hat! Ich, der Helfer eurer Väter im Acker, ich, der Helfer eurer Kinder im Acker, ich, der ich für euch meinen Schweiß am Pfluge gebe, damit ihr Brot habt, ihr Sklaven des Goldes, ich verachte euch im Namen aller Tiere des Feldes. Im Namen aller Tiere des Waldes sage ich euch, daß das Reich der Seele unser ist, und euer ist das Reich des seelenlosen Goldes.

„Was ihr tun sollt, euch zu erretten und dem Golde zu entgehen? fragt ihr mich mit euren Augen und Ohren? Wer mich mit seinem Herzen fragt,

weil er loskommen will vom Golde, dem sage ich: Werfet alles Gold von euch! Vertreibt es aus dem Bereich eurer Augen, aber vertreibt es vor allem aus dem Reich eurer Wünsche, Hoffnungen und Gedanken.

„Bildet Gemeinden, rate ich euch, aus denen das Gold verdammt ist bei Todesstrafe!

„Bildet Gemeinden, wo Menschen geboren werden und sterben, die nie das Wort Gold aussprechen gelernt haben!

„Bildet Gemeinden zuerst, die das Gold wegwerfen! Dann, zum andern, Gemeinden, die allem Gold aus dem Wege gehen! Gemeinden, die zum dritten und letzten endlich das Dasein des Goldes vergessen haben!

„Unter dem Gold meine ich alle Juwelen, alle Goldmetalle, alle Wertmetalle, allen Metallschmuck eures Leibes, der euch nur belastet, herabzieht und euch ärmer macht als die ärmsten Waldtiere, die reich und große Herren gegen euch Goldsklaven sind, da sie reich an Freiheit von der Goldgier sind, reich an Unschuld der Seele, reich an Goldunwissenheit. Warum kommt ihr zur Landschaft, warum kommt ihr zum Walde, warum zum Garten nach getaner Arbeit? Um euch von eurer Goldschuld bei unserer goldlosen ländlichen Waldunschuld zu erholen!

„Wenn auch wir Tiere dem Golde nachliefen und an ihm hingen, wie ihr, so würden Wälder, Berge und Erde in Flammen der Goldfrechheit untergehen. Nur unsere Unschuld erhält die Länder der Erde. Eure Goldungeduld ist die Zerstörerin alles Lebens, aller Seelenunschuld, alles Lebensgeistes überhaupt.

„Und nun bedenket euch nicht lange. Ich habe euch hier den Matiuni, den dreihundertjährigen Matiuni, den unschuldsvollen, goldfremden Blinden, den König der Blinden, mitgebracht. Ihm liegt nichts mehr am Golde. Er hat seit seinem hundertsten Lebensjahre das Gold vergessen. Seit zweihundert Jahren hat er nichts vom Golde gesehen, kein Gold berührt. Nur Musik und Unschuld ist seiner Seele Gold.“

Ich hörte sprachlos zu. Und wollte schon rufen:

„Der Büffel lügt jetzt. Was er vorhin sagte, war gut. Aber er macht mich nun besser, als ich bin. Darin lügt er jetzt.“ Doch ich schwieg. Denn es herrschte eine so andächtige Totenstille nicht bloß in dem Raum des Theaters drüben, — auch in dem Garten des Pfandhauses und auf den Straßen, überall waren alle Leute andächtig geworden und hockten sich nieder, wo sie gerade standen. Und die Versteigerung setzte aus. Der Gong schwieg. Die Tauben waren auf die Dächer, und die Raben waren in die Palmen zurückgekehrt. Die Hunde saßen still und lauschten. Die Wagenpferde standen still und lauschten. Alle Blätter und Blüten an den Götterbäumen lauschten, jeder Grashalm, jeder Grashüpfer saß still, und die Frösche in den Reisfeldern, die sonst nie Ruhe gaben, — alle schwiegen und horchten auf die wahren Worte des klugen Büffels. Der Büffel fuhr ununterbrochen fort:

„Da draußen zu Matiuni tragt euer Gold hin. Er soll euer Gold mit seinem blinden Hofstaat in die Urwälder tragen, er, der König der Blinden. Nur er allein kann das Gold aus eurer Welt schaffen. Der dreihundertjährige Matiuni ist der einzig lebende Mensch heute in Garoet, der nichts vom Golde mehr weiß, der nicht weiß, was ihr ihm gebt, wenn er euer Gold in den Urwald schleppt mit seinen blinden Gefährten, die ihm und mir blindlings gehorchen. Im Urwald wird er es begraben, oder wird es besser in den Krater des Papandajan versenken, und euer Gold wird zu Feuer, und der Zorn der Feuerberge zerschmelzt und frißt mit Wollust alles Gold von Garoet, alles Gold von Java, um euch zu rechtlichen, freien Herren des Lebens zu machen.

„Rafft euch auf zur Goldfreiheit, die bei uns Tieren im Feld und im Walde wohnt, weil wir keine Goldgier und keine Goldknechtschaft kennen! Rottet die tödlichste Begierde, die euch alle, mit Ausnahme des blinden Matiuni hier, verseucht, — rottet sie aus euren Augen und aus eurem Sinn!

„Geht hinaus zu Matiuni, den ich euch gebracht habe! Wisset, der einzige Wunsch dieses weisen Drei-

hundertjährigen, als ich ihn heute traf — ihr ratet es nicht —, sein Wunsch war, das Gras wachsen zu hören! Hört ihr: nicht das Gold, sondern das Gras wollte der Blindenkönig wachsen hören! Wißt ihr, was das besagt, dieser Wunsch? Er besagt, daß sein Herz unschuldig ist wie der Urwald, der seit tausend und aber tausend Jahren auch keinen andern Wunsch kennt, als das Gras wachsen zu hören. Im Urwald sind es Blätter; aber Blätter oder Gras, — beide wachsen eines so melodisch und musikalisch wie das andere. Diese Musik des GraswachSENS kann aber nur der belauschen, nur der hören, der so lange wie der dreihundertjährige Matuni das Gold vergessen hat. Nur er konnte den Wunsch in seinem Herzen finden, den vor ihm noch nie ein lebender Mensch gefunden hat. Wißt ihr nun, daß ihr euer Gold niemand anderm zu geben habt als dem Unschuldsvollsten unter euch, der gar nicht erkennt, daß er Gold in den Händen hält, wenn ihr es ihm hinreichet."

Und bald, nachdem der Wasserbüffel also groß und mächtig geredet hatte, verließ er unter Jubelrufen der Javanen das Theater und ging gemächlich über die Straße an den Wiesenrain, wo ein Bach aus einem Reisfeld an der Gartenstraße entlang floß; und der Stier neigte seinen Nacken, und man hörte ihn in großen Zügen das frische Wasser schlürfen, denn er hatte sich heiß geredet. Und einige Leute aus den Gemüseständen am Wege kamen und legten einige Kolben frischen gelben Mais vor den Stier hin, und andere breiteten Kohlblätter aus, er aber ließ die Gaben unbeachtet und sagte aufschauend und wiegte die schweren Hörner drohend: „Kümmert euch nicht um mich, ihr Leute, kümmert euch um eure Seele! Ich helfe mir schon selbst.“ Und damit trollte er sich unter den Bäumen am Bachrand entlang und labte sich an jungen Gräsern, die am Wegrand wuchsen, und raufte das frische einfache Gras, und alle, die es sahen, bewunderten die Ruhe und die Andacht und die Genügsamkeit, mit der dieses Tier am Wege stand und sich von Wasser und Gras und Luft



nährte, und dem es an göttlicher Lebenseinfachheit keiner der Umstehenden gleichthun konnte.

Da erfaßte sie vor der Lebensart des klugen Thieres, mehr noch als vor seinen klugen Worten, das Gefühl der Scham und Erbärmlichkeit ihres goldgierigen Menschendaseins.

Die Straßenjugend war gleich nach dem Schluß der Büffelpredigt zu mir gelaufen und hatte angehoben, den Vers vor mir zu singen, den sie sich gedichtet hatte:

„Seht, dort seht,  
Matiuni, der Prophet,  
Matiuni, der das Gold vergaß,  
Hört wachsen jetzt das Gras.“

So sangen sie, die Jungen, und nun kamen auch die älteren Leute hinzu; und als die Ortsvorsteher, die javanischen, und ihre Frauen und andere vornehme Javaner ihre Goldreifen von den Fingern zogen und ihren Schmuck vor dem blinden Matiuni niederlegten, da begann ein allgemeines Leben, alle drängten herzu. Die Frauen nahmen die kleinen Goldblumen aus ihren schwarzen Haarknoten, sie streiften sich und ihren Kindern die dicken Goldringe von den Hand- und Fußknöcheln ab. Sie legten die verzierten großen Goldnadeln, mit denen sie ihre dünnen bunten Schleierjacken auf der Brust geschlossen hielten, vor mir nieder. Und es regnete Gold, Goldschmuck, Goldgeld von allen Seiten, so daß ich mit meinem einen sehenden Auge das Gold rascher wachsen sah als einen Gebirgsbach beim Wolkenbruchregen. Ich saß bald mit meinen Kameraden hinter einem Wall von Goldschmuck, der wuchs höher, als die Nase mir im Gesicht saß. Denn auch aus der Stadt kamen die Leute gelaufen. Die Kunde von der Pest des Goldes hatte sich rundum verbreitet, und je weiter die Leute herkamen, und je weniger sie von den eigentlichen Goldverdamnisworten des Büffels selbst vernommen hatten, desto größer war ihr Eifer, ihr Gold los zu werden, und ihre Furcht, auch nur einen Goldring zu behalten. Denn es hieß zuletzt: jeder, der von



heute ab Gold ansehe, müsse tödlich erkranken und müsse sterben. Dazu kam noch, daß ein kleiner Erdstoß die Garoet-Erde zittern machte, als der Büffel sein letztes Wort gesprochen hatte, und als der erste seinen Goldring vor mir niederlegte. Dieses Erdbeben sei das leibhaftige zustimmende Nicken der Erde gewesen, so deuteten es sich die leicht erregbaren Javanen. Und da nun auch die Erde gegen das Gold geredet zu haben schien, war ein allgemeines Hasten, und einer riß den andern fort, im Eifer, sich seines Goldes bei mir zu entledigen.

So sah ich also wirklich zu meiner Schande das Gold vor mir wachsen. Und ich begriff nur noch nicht recht, ob ich mich freuen oder ärgern sollte.

Meine sieben Schlingel von Musikanten hielten die Köpfe gesenkt, aber an dem Zittern des dünnen Leinenstoffes ihrer Jacken sah ich, daß ihnen die Herzen vor Goldgier klopfen.

Hilfslos und unwissend und schlecht und niederträchtig kam ich mir vor, als ich die unschuldigen, guten Javanenleute sah, die, treuherzig und von der Rede des Büffels ergriffen, alles Gold weggegeben hatten, und die nun schmucklos weiterzogen, als hätten sie nichts Großes getan; so einfach und scheu und ganz gedemütigt gingen sie ihres Weges. Sie gingen alle noch unter dem Alpdruck der donnernden Büffelworte, das konnte man ihnen ansehen.

Einige Leute brachten nun große Säcke und Stricke, und andere brachten Maultiere an; jedem Musikanten gaben sie ein Maultier, das er, da er ihnen blind schien, am Schwanz halten mußte.

Meinem Büffel hingen die Blütenkränze ganz verwelkt am schweißigen Leibe herunter, so heiß hatte er sich geredet. Aber nun war er still und stand vor mir, und nur das eine Wörtchen „Aufsteigen!“ sagte er befehlend zu mir, dann schwieg er mürrisch und gewaltig; dabei kaute er an dem zermalmtten Gras zwischen seinen Zähnen wieder, wie ein alter Seemann, der sein Priemchen Tabak kaut.

Die Goldwäscher saßen ganz versonnen am Eingang des Pfandhausgartens, als wir vorüberzogen.

Ihre Seifenwassernäpfe waren leer, und ihre Hände lagen verschränkt über den Knien, aber keiner verzog eine Miene, trotzdem sie ihren Beruf eingebüßt hatten. Mit der ergebenen Ruhe des Asiaten sahen sie dem Zuge nach, der da das ganze Gold aus Garoet fort-schleppte. Es waren aber an fünfundzwanzig Säcke Gold geladen: zwei auf jedem Maulesel, jeder Musikant trug auf dem Rücken noch einen Sack, mein Büffel aber trug allein vier Säcke voll Goldsachen; auf jeder Flanke zwei gutgefüllte große Säcke.

Ich aber saß auf dem Büffel inmitten der vier Goldsäcke und hatte alle Musikinstrumente, meines und die der sieben Musikanten, umgehängt und war von toten, lautlosen Instrumenten wie begraben. Dann zogen wir zum Ort hinaus. Es war ein ehr-fürchtiges Gemurmel in allen offenen Häusern und Buden am Weg, und eine dichtgedrängte Schar wollte uns begleiten bis ans Ende des Ortes.

Wir zogen aber den Weg nach Tjisiroepan, der auf den Krater des Vulkans Papandajan führt.

Wir waren kaum aus Garoet hinaus und zwischen grünen Reisfeldterrassen auf der großen, breiten Landstraße, die immer langsam ansteigt durch die Hochebene hin, da rief mein Büffel, als uns die letzten Einwohner von Garoet verlassen hatten: „Eure Hoheit glauben wohl, daß ich Ihre vier Säcke den ganzen Weg schleppe? Das fällt mir aber gar nicht ein. Bis Tjisiroepan sind es gut vier Wegstunden für einen Büffel, der eine Last zu tragen hat. Ich bitte Eure Hoheit also nachdrücklich, abzustiegen und mindestens zwei Säcke selbst zu tragen. Und die Esel sind auch zu viel belastet. Mehr als einen vollen Goldsack kann kein Esel ohne Rückenschmerzen tragen, die Musikanten aber müssen jeder noch einen Sack auf sich nehmen, und jeder muß seinen Esel um einen Sack entlasten.“

Die Musikanten waren ganz schweigsam und bedrückt von dem vielen Gold, das man ihnen anvertraut hatte, und sie sprachen kein Wort. Auch ich hatte meinen Geist noch nicht zurückgewonnen und war ganz betäubt von dem eben Erlebten.

„Na, großer Herr König und Prophet Matiuni,“ lachte der Büffel höhnisch, „Gold erraffen, das möchtest Ihr gern, besonders, wenn Ihr es so schnell und reich habt wachsen sehen, wie dieses Gold hier. Eigentlich könnte ich Euch überhaupt jetzt verlassen, Ihr habt, was Ihr wollt. Ihr kamt zum König, das heißt, Ihr erreichtet den Titel König, und als Dreingabe wurdet Ihr auch noch zum Propheten erhoben. Ihr habt Gold wachsen hören, und Ihr seid ein dreihundertjähriger sehender Blinder geworden. Da Ihr keinen Wunsch weiter ausgesprochen habt, könnte ich eigentlich umkehren und Euch beim Golde lassen.“

„Bester Büffel, bitte, laß mich nur jetzt nicht allein!“ bat ich inständig. „Ich bin nämlich ganz ratlos, was ich mit dem vielen Gold anfangen soll.“

Wir hatten aber, ehe wir das Gespräch begannen, die sieben Musikanten vorausmarschieren lassen und waren jetzt sozusagen unter uns.

„Weißt du, lieber Büffel, eigentlich ekelt es mir vor dem vielen Golde,“ fuhr ich fort.

„Ach, was du nicht sagst!“ lachte der Büffel unglaublich und höhnisch. „Du meinst wohl, es ekelt dir davor, von jetzt ab zwei Säcke bergauf schleppen zu müssen?“

„Ach, ganz gewiß nicht, lieber, bester, teurer Büffelherr,“ flehte ich in höchster Hochachtung. „Ich will gern das Gold auf mich nehmen; aber ich mußte dir nur gestehen, daß mich deine Worte von vorhin im Theater tief erschüttert haben. Ich bin ganz deiner Ansicht. Wir Menschen sollen uns nicht ans Gold hängen, uns nicht dem falschen, gelben Blick des Unglücksgoldes hingeben.“

„Hm,“ nickte der Büffel beifällig. „Hm.“ Und dabei kaute er ruhig sein Gras im schaumigen Maule wieder, das er sich immer wieder aufstoßen ließ, wenn er es beinahe hinuntergeschluckt hatte. Es schien ihm höchsten Genuß und innerste Befriedigung zu geben, diese unschuldig endlose Beschäftigung zu wiederholen. Und ich mußte, als ich den Wiederkäuer, den edlen, so beobachtete, in meinem Herzen denken: „Er ist

nicht anders als ein Kind, das andächtig an seinem Daumen lutscht, oder ein Mann, der seinen Priem kaut, oder ein Amerikaner, der Gummi kaut, oder ein deutscher Förster, der seine kalte Pfeife im Mundwinkel hängen hat und daran kaut. So viel Vergleiche mit den Menschentieren fand ich bei der Kaugewohnheit des Büffeltieres, daß ich zuletzt beinah keinen Unterschied mehr sah.

„Bedürfnislosigkeit ist höchste Lebensweisheit,“ sagte der kauende Büffel. „Das Kauen kostet mich nichts, während alle eure Bedürfnisse nicht natürliche Gewohnheiten, sondern ausgedachte üble Angewohnheiten sind, wie euer Tabakrauchen und euer Zahnstocherkauen und Gummikauen. Wir Büffel waren weise in der Auswahl unserer Gewohnheiten, weiser als das unglückliche Menschengeschlecht, das sich immer ruhelos neue Gewohnheiten zulegt und damit selbst bezeugt, daß es im Grunde unweise ist, weil es nicht bei einer einzigen ererbten Gewohnheit ausharren kann.“

Wie wir noch so am Wege standen und uns beide im Geiste besprachen, kamen von weitem plötzlich die sieben blinden Musikanten ohne Säcke und ohne Fesl angerannt und schwangen schon ganz weit die Hände und riefen mir unverständliche Worte zu.

„Die Polizei hat ihnen das Gold abgenommen,“ lachte der Büffel gemüthlich, „die Polizeisoldaten sind vom Residenten vor uns ausgeschickt worden, um uns, wenn sich das Volk verlaufen hätte, alles Gold abzunehmen. Ich hörte vorhin, als ich am Wegrand beim Pfandhaus unterm Telephondraht stand und Gras raufte, das Telephongespräch zufällig mit an, daß der holländische Resident von Garoet mit dem Polizeiwachtmann hatte. Ich hatte es aber wieder vergessen. Nun, wenn die holländische Regierung das Gold nach Holland bringen will, dann ist das Gold ebensogut aus Java fort, als wenn wir es erst hinauf zum Papandajan an den Krater schleppen sollten. Die Polizei nimmt uns lebenswürdigst die Wegschaffung des Goldes ab. Das ist sehr angenehm für dich, nun brauchst du keine Säcke zu schleppen,“ lächelte mein Wasserbüffel mir zu.



„Was,“ rief ich aus, „die holländische Polizei will uns das Gold abnehmen? Darüber habe ich zu bestimmen, wohin mein Gold gebracht wird. Unser Gold geht den Residenten gar nichts an.“

Und da ich eben abgestiegen war, sprang ich schleunigst wieder auf den Büffel, schüttelte ihn an den Hörnern, warf den heraneilenden atemlosen Javanen ihre Musikinstrumente zu und rief: „Lauf, lauf zurück, erzählt es am Markt von Garoet; die Polizei muß das Gold wieder hergeben; lauft, wir kommen gleich nach!“

Sie liefen atemlos weiter, da sie fürchteten, von den Polizisten gefangen gesetzt zu werden. In meinem Herzen aber war ich froh, die sieben Kerle los zu sein. Nun konnte ich mit meinem Golde machen, was ich wollte. „Lauf, Büffel, lauf,“ rief ich, „lauf quersfeldein, von der Landstraße fort, wir müssen unser Gold retten.“

Der Büffel — ich weiß nicht, ob er Ernst oder Spaß machte — stürzte sich, als ob er ein rotes Tuch sähe, fort über den Straßengraben, zwischen den Bäumen durch, hinaus in die Wasserspiegel der Reisfelder. Eine Weile jagte er über die morastigen schwarzen Schlammfelder hin, in denen die grünen Halme der Reisähren so dicht wie unsere grünen Roggenähren stehen. Der Reis wächst nur im Wasser. Einige Fuß tief ist da in den Feldern immer Wasser, das tief in die Erde dringt und diese zu schwarzem Brei aufweicht. Dieser Reisfeldmorast ist der höchste Hochgenuß für die Herren Wasserbüffel. Und kaum waren wir so weit, daß wir von der Landstraße aus nicht mehr gesehen wurden, und waren in einem noch unbestellten schwarzen Morastfeld angekommen, da kniete sich mein Büffel fröhlich brüllend nieder, legte sich auf die Seite und rollte mich und meine Goldsäcke und sich selbst in den tiefen, schwarzen, ekelhaften Fettschlamm des Wasserfeldes. Ich sank bis an den Hals in den Dreck. Die Goldsäcke versanken, von der Schwere hinuntergezogen, in der schwarzen Tiefe, und der Büffel wälzte sich und grub sich mit höchstem Wohlbehagen immer tiefer in das Morastfeld ein,



so daß zuletzt nur noch sein Kopf mit den zwei schwarzen Hörnern aus dem Erdbrei herauschaute.

„Du, Matiuni,“ brüllte der Derbe vergnügt, „du wirst doch nicht etwas Schmutz scheuen. Nachher ziehen wir hinunter zum Fluß und waschen uns im Tjmai-Stromwasser wieder sauber. Siehst du, das sind eben so unsere einfachen biedereren Büffelgewohnheiten. Bist du als Junge nicht gern im größten Dreck herumgepatscht, dann warst du nie ein richtiger Bengel.“

„Ja,“ sagte ich etwas kleinlaut und tief atmend, „es ist nur schon etwas lange her, daß ich ein Bengel war, — ich habe es verlernt, die Pfützen zu ergründen.“ Ich wollte mir meine Wut nicht anmerken lassen und hoffte, den Büffel durch Freundlichkeit bei seiner guten Laune zu erhalten, damit er meine Goldsäcke wieder aufnehme. Er könnte sie leicht mit seinen Hörnern aus der Tiefe heben, dachte ich mir. Darum machte ich gute Miene zum bösen Spiel.

Nachdem ich so eine Weile bis zum Hals im Dreck gestanden und versucht hatte, mir die Augen reinzuwischen, was aber nicht gelang, sagte ich seufzend: „Nun bin ich, glaube ich, auf beiden Augen richtig blind geworden.“

„Ach, was du nicht sagst!“ lachte mein Büffel immer gemütlich. „Dann bist du also kein Halbkönig mehr, sondern ein richtiger Blindenkönig. Ich gratuliere zur Standeserhöhung.“

„Na, ich danke. Ich bin müde von soviel Ehre. Ich schlage vor, wir heben meine Säcke wieder aus dem Morast heraus und tragen sie endlich, wohin sie gehören, auf den Papandajan. Denn das habe ich den Garoetleuten doch versprochen, nicht wahr, Büffel?“ Ich wollte eigentlich „Büffel, dreckiger“ sagen, hütete mich aber, ihn zu beleidigen, ehe ich meine Goldsäcke hatte. „Also,“ fuhr ich fort, „sei so gut, tu dich nach meinen Goldsäckchen um und gib die Spielerei jetzt auf.“

„Nach deinen Goldsäckchen soll ich mich umtun?“ kam es höchst erstaunt vom Büffelmaul zurück. „Ich habe deine Goldsäcke doch nie getragen.“

„Na also, die Säcke der Leute; sei doch nicht so wortklauberisch, du alter Quälgeist, du!“ sagte ich gereizt. „Ich will jetzt endlich zu meinem Gold kommen,“ fuhr ich unvorsichtig und übereifrig fort. Es entfuhr mir so nebenbei.

„Du willst dich also wieder dem falschen, gelben Blick des Unglücksgoldes hingeben?“ lachte der Büffel, meine Worte von vorhin höhnisch wiederholend.

„Ach was!“ sagte ich, und die Geduld riß mir zu früh. „Mach jetzt! Ich danke dafür, hier im Dreck mein Leben zu beschließen. Deine Worte über das Gold fanden wohl im Geist meinen Beifall, aber in der Wirklichkeit und als Taten lassen sie sich nicht durchführen, — das wollte ich dir gerade vorhin auf der Landstraße auseinandersetzen, als die Polizei ankam und wir fliehen mußten.“

Der Büffel brüllte: „So, wenn du dieser Meinung bist, dann bist du also lieber ein Dieb als ein ehrlicher Mann und möchtest wohl gar das Gold der armen Barockleute einstecken? Ja, das würde dir so passen; ich habe dir nur versprochen, daß du Gold wachsen hören sollst, aber ich habe dir keine Unze Gold in die Hand versprochen. Ich will nichts mit einem Golddieb zu tun haben, und deinen Fehler wird selbst der niedrigste Büffel nicht machen wollen.“ Und damit wollte der Büffel sich aus dem Schlamm erheben und wollte mich im Dreck stecken lassen, aus dem ich mir nicht allein heraushelfen konnte.

„Hallo, Büffel, sei doch nicht so übelnehmerisch; ich meinte es nicht so!“ Und nun wurde ich wirklich ernst und bedachte, wie recht der Büffel damit hatte, daß ich ein Dieb geworden wäre, wenn ich meine Hand nach einem einzigen Goldschmuck in den vier versunkenen Säcken ausgestreckt hätte. Nein, so hatte ich es nicht gemeint. Ich hatte es nicht überlegt und hatte mich nur am Gold freuen wollen, aber der Büffel klärte mich auf, und ich schämte mich und wurde zornig über mich selbst, weil ich dümmer als ein Büffel war und mir von ihm Ehrlichkeit beibringen lassen mußte. „Lieber Büffel, nun bereue ich wirklich, was ich da eben böß und dumm gesagt habe. Ver-

zeih mir! Ach, hätte ich doch niemals das Gold wachsen hören wollen! Man hat wirklich nichts als Ärger und Dreck davon," begann ich aufrichtigen Herzens zu klagen. „Hätte ich doch lieber das Gras wachsen hören wollen, dann hätte ich vielleicht einen schöneren Morgen erlebt, als dieser war!"

Da wurde mein Büffel wieder gut und sagte: „Das Gras kannst du immer noch wachsen hören, dazu ist es nie zu spät. Besonders, da du dich von aller Goldgier befreit fühlst; nun wird es mir ein Genuß sein, mein Herr, Sie dorthin zu führen, wo Sie das Gras wachsen hören können.“ Und das gute Tier kam nahe zu mir, so daß ich seinen Nacken fassen und aufsteigen konnte, dann erhob es sich völlig und trug mich aus dem Morastfeld fort. Zuerst wuschen wir uns unten am Fluß rein, ich samt meinem weißen Leinwandanzug trocknete schnell an der heißen Vormittagssonne, und dann ritten wir bergan, zum Urwald, wo ich das Gras wachsen hören sollte.

Die vier Goldsäcke lagen nun im Morast des Wasserfeldes versunken, und wenn sie mir manchmal in den Sinn kamen, dann dachte ich schnell an etwas anderes, nur um nicht wieder in Versuchung zu fallen und mir Gold zu wünschen.

Im Urwald, als wir ihn bei Telagas Vodas nach vielen Stunden erreichten, war es grau und neblig, und wir kamen erst in ein Tal, das hieß das Totental; denn dort strömten aus der Erde giftige Dämpfe, und jede Eidechse, jede Schlange, jede Maus, jeder Frosch, alles Getier, das dicht am Boden lebte und in dieses Tal geriet, mußte sterben. Die Menschen aber konnten aufrecht dort gehen, ohne daß ihnen die giftigen Gase schaden, da sie nur einen Fuß hoch über die Erde aufstiegen und nicht höher steigen konnten.

„Hier übergebe ich dich der Führung der roten Papageien," sagte mein Büffel. „Denn mein Aufenthalt ist nicht im Wald, ich bin ein Wasserbüffel, und mir sind als Aufenthalt die Felder angewiesen und die Moraste. Also gehab dich wohl! Am Aus-

gang des Totentalers flatschst du in die Hände, wenn du zurückkommst und das Gras hast wachsen hören. Dann hole ich dich ab.“

Und der Büffel setzte mich ab, ließ mich stehen und lief zurück. In den Bäumen sah ich eine Schar dunkelroter kleiner Papageien fliegen. Die Bäume waren der ungesunden Luft wegen nicht reich belaubt, und man sah mehr graues Aufgestrüpp als grüne Blätter, und alte vertrocknete Lianenwurzeln hingen wie graue Taae von den Baumgerippen; auch stiegen viele feuchte Dämpfe durch die halbfahlen bemooften Baumstümpfe. Deshalb wurde der Wald, weil er so nebelig war, auch der Nebelwald genannt. In den fahlen Bäumen und im weißlichen Nebel konnte man die feuerroten Papageien sehr gut sehen, und ich konnte ihnen gut folgen, als sie vor mir her flogen. Aber ich mußte bei jedem Schritt schaudern, denn öfters lagen vor mir weiße Skelette von Eidechsen, toten, und weiße, mumienhaft vertrocknete Schlangenleiber. Auch das kleine Geripp eines Vogels lag zwischen dem weißen Steingeröll des Tales. Beim Anblick der kleinen Toten wurde ich recht ernst gestimmt; ich hätte sie gern aufgehoben und begraben, aber die roten Papageien warteten nicht, sie flogen schnatternd und plappernd vor mir her von Baum zu Baum, und ich mußte die Papageien gut im Auge behalten, um sie nicht zu verlieren. Denn dann hätte ich da im todstillen Nebelwald ganz allein in dem weißen Steingeröll gestanden und hätte den Weg nicht vorwärts und nicht zurück gefunden. Es war sehr still. Die blattleeren Bäume rauschten kaum ein wenig, sie waren ohne Blätterzungen, also stumm geboren. Gras gab es gar keines. Und ich verstand nicht, warum mich der Büffel gerade dort in den Urwald eingeführt hatte, wo der Wald gar keine Stimme hatte. Ich wurde durstig und hungrig, aber es gab keine Beeren und keine Früchte und keine Quelle, und die heiße Mittagsonne brannte durch das Baumgeäst, das fahle. Und immer leerer wurden die Bäume, und immer wirrer und wilder das Geäst, und immer fahler die fahlen Steine.

„Alter Mann, alter Mann!“ rief da eine Stimme hinter mir, und es war die krächzende Stimme einer alten Frau.

Ich hatte aber ganz vergessen, daß ich dreihundert Jahre zählte, und daß ich also ein alter Mann war; ich sah mich ganz erstaunt um, und ich dachte, die Frau rufe einen andern, und nicht mich. Das war eine seltsame Alte: sie hatte grünes Haar, langes, grünes Haar hing ihr im Rücken herunter, und sie rief mich und lachte wie eine alte Bekannte. Als sie aber zu mir trat, lachten alle roten Papageien laut auf, und dann flogen sie auseinander und waren im Dickicht verschwunden.

Nun war ich mit der alten Frau allein.

„Alter Mann, alter Mann,“ krächzte diese, „auf dich habe ich mein Leben lang gewartet.“

Das verstand ich nicht. Wir kannten uns ja gar nicht, und ich hatte ihr doch gar nichts versprochen.

„Mein Name ist Matiuni,“ sagte ich höflich.

„O, dein Name ist dein Name, aber dein Wunsch ist mein Wunsch,“ rief sie, sich nähernd. Beim Anblick der Alten hatte ich wirklich keinen andern Wunsch als den, nach einem Schluck Wasser zu fragen und nach einer Frucht, um meinen Hunger zu stillen.

„Also dann sind Sie auch durstig und hungrig, wie ich es bin?“ sagte ich deutlich.

„Ja, mich dürstet und hungert auch wie dich danach, Gras wachsen zu hören,“ nickte die Alte.

Diesen Hunger und Durst nach Gras, das muß ich gestehen, hegte ich im Augenblick nicht mehr deutlich. Mein Magen sprach nur von seinen Wünschen, mein Herz durfte nicht mitwünschen, solange der Magen so unbändig schrie, darum hatte ich das Graswachsenhören einstweilen halb aufgegeben.

„Darf ich um Ihren Namen bitten, meine Beste? Dann erinnere ich mich vielleicht, wo wir uns zuletzt sahen.“

„Ach, es ist noch nicht so lange her, daß wir voneinander schieden. Heute morgen erst habe ich dich verlassen, kurz nachdem du auf dem Büffel fortgeritten



warst, um das Gold wachsen zu hören," nickte die Alte mir vertraulich und bekannt zu.

"Ich kann mich wirklich nicht entsinnen, ich muß noch geschlafen haben, als Sie an mir vorbeigingen," sagte ich, nachdenklich geworden.

"O nein, wir kennen uns, wir kennen uns, wenn du mich auch heute morgen mit deinem Wunsch nach Gold verleugnet hast; wir kennen uns, und ich kehre zurück, weil auch du zu mir zurückgekehrt bist."

"Aber sagen Sie doch, ums Himmels willen, wer sind Sie denn, daß Sie so bekannt mit mir reden?" Ich wurde etwas gereizt durch die Unklarheit, in der ich mich befand.

"Ach, mein Lieber, ich bin doch deine Seele!"

"Meine Seele? Siehst du so aus?" mußte ich, entsetzt über die alte, runzelige Person, ausrufen.

"Ja, wie soll ich denn aussehen; bin ich denn nicht jung und schön genug für einen dreihundertjährigen Mann?" fragte mich meine alte Seele erstaunt.

"Ja, meine Seele, du hast ja grünes Haar!"

"Ich habe grünes Haar?" sagte sie erstaunt und zerstreut, wie Seelen meistens sind, da sie nicht fest im Leben stehen. "Ach, dann ist das Haar wohl von meinen Gedanken grün geworden, da ich heute immer an grünes Gras denken muß, das ich wachsen hören möchte."

"Das ist hübsch, meine Seele," sagte ich, "daß sich deine Wünsche in der Haarfarbe verraten."

"Ja, weißt du, wir Seelen sind so aufrichtig wie Fensterscheiben. Man sieht durch uns hindurch und sieht uns alles an, was in uns vorgeht."

Ich fand, sie sprach ein wenig schwärmerisch.

"Aber warum hast du dich mir denn noch nie früher gezeigt, meine Seele?" fragte ich neugierig.

"Wie konnte ich denn das? Du warst ja noch nie im Urzustand im Urwald. Und wir Seelen offenbaren uns dem, dessen Herz wir besigen, nur, wenn er zum Urzustand zurückgekehrt. Auch konnte ich erst dann zu dir kommen, als dein Leib den gleichen Wunsch mit mir teilte."

„Ach, seid ihr Seelen aber eine scheue Gesellschaft!“ rief ich aus.

„Jeder ist eben anders gebaut,“ sagte sie ruhig lächelnd.

Und ich vergaß seltsamerweise bei dem ersten Lächeln meiner Seele meinen Leibes hunger und verlangte keine Früchte mehr zu essen. So wunderschön hatte mich eben meine Seele angelächelt, daß auch mein Magen von diesem Lächeln zufrieden wurde, wie von einem Stück Mandeltuchen mit Schlagsahne und Honigfüllung. Und zu meinem Erstaunen merkte ich, während ich nach einer Fortsetzung unseres Gespräches suchte, daß meiner Frau Seele die grünen Haare länger und länger wuchsen.

„Ich will uns ein Lied vorsingen lassen,“ sagte meine Seele und winkte ein wenig nur mit den Augenwimpern, da kam ein ganz unscheinbarer graugrüner Vogel aus dem Wald geflogen und setzte sich meiner Seele auf den Zeigefinger, den sie ihm hinhielt, und dann sang der kleine Vogel ganz wunderbar schön.

„Was singt er denn?“ fragte ich am Anfang.

Aber meine Seele lauschte gedankenvoll auf den Vogelgesang, und dann fragte ich nicht mehr. Bald dachte ich auch gar nicht mehr an Worte, sondern ich fühlte, was der Vogel sang: er sang das Lied, das alle Vögel singen: das Herzlied. Ein anderes kann kein Vogel singen. Immer klingt es anders aus jedem Vogelschnabel, aber immer ist das Lied dasselbe schöne Lied, das Herzlied. Und wenn man gar nicht mehr hinhört, hört man das Herzlied noch am Klopfen des eigenen Herzens. Der Vogel singt, dein Herz klopft, und du verstehst bei deinem Herzklopfen mit einem Male das Herzlied.

Als ich das Herzlied verstand, fühlte ich, daß mich meine Seele anschaute, und ich sah ihr zum zweitenmal in die Augen, und nun lächelte sie zum zweitenmal. Und nach diesem Lächeln war mir meine Zunge nicht mehr trocken. Ich fühlte keinen Durst mehr. Es war, als habe mich meine Seele mit diesem Lächeln besser gelabt als mit dem besten Weintrunk. Und es

erstaunte mich, daß das langgewachsene grüne Haar meiner Seele nun den steinigen Boden des Toten-  
tales erreicht hatte, — so schnell war es gewachsen während des Vogel-  
liedes. Und meine Seele winkte wieder mit den Wimpern, da flog der kleine Vogel fort, zurück in den Wald. Aber es schien mir, als säßen immer noch Stimmen.

„Was singt denn, liebe Seele, da so schön? Der kleine Vogel ist doch fortgeflogen?“ Da lächelte meine Seele zum drittenmal, und nun sah ich es deutlich: es waren die Augen meiner Seele, die wie ein Vogel-  
pärchen im Gesicht meiner Seele sangen. Und nun erstaunte es mich, daß meine Seele solch singende Augen bekommen hatte. Mehr aber wunderte mich, daß nun ihr grünes Haar, wo es den Boden der Steine streifte, hinter uns eine lange Fährte von jungem, grünem Gras erwachsen ließ.

„Deine Wünsche ziehen das Gras aus der Erde, daß es auf einmal dort aufwächst, wo vorher tote Steine waren.“

„Ach, sieh mal, das wußte ich gar nicht,“ lachte meine Seele hell auf, „daß ich das Gras wachsen machen kann. Das ist aber nur, weil du so gut zu mir geworden bist.“

„Bist du gut zu dir?“ fragte ich erstaunt. „Ich habe dir doch gar nichts Gutes getan.“

„Hast du mich nicht dreimal so freundlich angelächelt?“ sagte meine Seele leiser.

„Du hast mich so freundlich angelächelt,“ antwortete ich voll Staunen. „Ich wußte gar nicht, daß ich dreimal gelächelt hatte.“

„Siehst du, das ist das Schöne: wenn wir beide zusammenkommen, dann wissen wir nicht, daß wir Gutes tun; dann sind wir unbewußt gut und lächeln unbewußt. Und wie schön du eben gesungen hast mit deinen Augen, das weißt du wohl auch gar nicht?“

„O meine Seele, wie du seltsam bist, — du hörst mich singen, während ich deinem Singen zuhören muß.“

Und sie lachte froh und frei auf und sagte: „Nun wollen wir uns zum wachsenden Gras niedersetzen.“

Und wir setzten uns, und das Gras zeigte vom Lachen meiner Seele viele goldene Taupropfen, und jeder Goldtropfen spiegelte die Sonne wider, und jedes Goldbild der Sonne bligte in seinem Tropfen wie eines der vielen javanischen Schmuckstücke, die ich vorhin in meinen vier Säcken auf dem Büffel aus Baroet fortgetragen hatte.

„Oh, das viele Gold auf dem Gras, das viel schöner glänzt als wirkliches Gold,“ mußte ich ausrufen.

Da fiel mir meine Seele um den Hals und küßte mich mitten auf den Mund. Ich küßte sie wieder, und da sah ich, daß sie keine alte Frau mehr war, — sie war jung und rosig geworden. Ich mußte tief Atem schöpfen, so sehr ergriff mich ihre Nähe und ihre Jugend.

Sie sah mir an, daß ich von ihr erschüttert war, und sagte: „Wir können alt werden, wenn man uns vernachlässigt, wir Seelen, und wir können jung werden, wenn man gut zu uns ist. Aber sterben können wir nie, und nie den für immer verlassen, dem wir einmal angehören für alle Ewigkeit. Aber wenn wir glücklich sind, können wir vor ihn hinstreten, können mit ihm singen und mit ihm lächeln, und wenn wir eines Wunsches mit ihm sind, kann er uns wieder einatmen, so wie er uns verstoßen und fortgeschickt hatte, als er im Zwiespalt mit seiner Seele lebte.“

Ich mußte tief und erleichtert aufatmen. Und da sah ich, wie meine lächelnde Seele verschwand, als ob sie in mich gleich einem Schluck frischer Luft verschwunden wäre. Und ich fühlte mich sehr zufrieden. Es war mir aber, als ob ich wieder singen hörte. Nun aber war es das wachsende Gras des Totenlandes, das vor mir Sitzendem sang wie ein Heer von lieblichen, feinen Flöten, und das Gras wuchs feierlich und langsam höher, und kleine dunkelblaue Männertreublumen und goldgelbe Ringelblumen wuchsen im Gras auf. Und die blauen Blumen waren wie winzige kleine treue Himmelsaugen, und die Ringelblumen waren wie viel blühender Goldschmuck, der tausendfältig und schöner als aller wirkliche

Schmuck wuchs und blühte und singen konnte wie seine Flöten.

„Das muß ich meinem Büffel zeigen,“ sagte ich laut, als ob meine Seele noch vor mir sei. Und ich klatschte lebhaft in die Hände.

Ich mußte ein paarmal laut klatschen, bis der gnädige Herr Büffel sich zeigte. Aber ich war nicht ungeduldig. Denn ich trug ja meine Seele bei mir, und es macht zufrieden, geduldig und beglückt, wenn man seine Seele wieder eingeatmet hat und sie bei sich im Herzen wohnen fühlt.

Als aber der breite, klotzige Kopf des grauen Wasserbüffels aus den Büschen des Totental's auftauchte und er mit seinen großen schwarzen Augäpfeln das viele Gras sah, das im Wachsen immer noch nicht stillstand, da kam der Büffel gar nicht näher, sondern er senkte das schwere, mächtige Haupt und begann gleich mein schönes Gras auszuraufen und zu verzehren.

Ich ließ ihm einige Zeit seinen Willen. Und da das Gras darüber gelacht hatte, daß es dem Büffel so gut schmeckte, hatte auch ich lachen müssen.

Dann aber stand ich auf und sagte: „Büffel, jetzt ist es genug des Guten. Das Totental soll grün bleiben. Alles darfst du nicht abfressen von meinem wachsenden Gras.“

„Laß ihn nur, wir wachsen gern wieder,“ sagten einige abgeknabberte Grashalme gutmütig, wie alles Gras von Hause aus gutmütig ist.

Nun, da ließ ich dem Büffel noch ein Viertelstündchen seinen Willen, und dann kletterte ich auf seinen Rücken und sagte: „Nun aber nach Hause, ich muß das Erlebnis der Lore in Altona schreiben. Eile dich, trage mich heim, lieber Büffel, vor mein Tintenfaß!“

Der Büffel aber fraß ungestört weiter und sagte: „Lege dich nur ins fette Gras nieder; das trägt dich schon nach Hause, das wächst bis an dein Bett und höher und legt dich hin, wo du willst. Mich aber störe nicht, ich habe selten so gutes Gras gefunden; du mußt eine ganz tüchtige Seele haben, die sich gut aufs Graswachsen versteht.“



„Das will ich meinen!“ sagte ich stolz.

Und der Büffel legte sich im Gras nieder und ließ mich, ganz sanft gemacht vom guten Fraß, sanft von seinem Rücken ins Gras rollen. Dort lag ich herrlicher als im frischüberzogenen Bett, und dort, wo ich lag, schlief ich auch gleich ein und schlief wie im Arm meiner Seele, so ruhig und beglückt.

Damit endete mein Märchen dieser Nacht, der dritten heiligen Nacht. Und da es mich so zufrieden gemacht hatte, beschloß ich, vor der vierten Nacht nicht mehr davon zu laufen und heute am Schreibtisch auf meiner Veranda ruhig den Abend und den Beginn der vierten heiligen Märchennacht zu erwarten. Ich war aber, als ich meine Seele eingeatmet hatte, auch jung geworden und war nicht mehr ein ver-  
hugeltes Männchen von dreihundert Jahren. In meiner ursprünglichen Gestalt bin ich am andern Morgen, wie das bei Märchen immer so einfach zugeht, statt im Gras in meinem eigenen Bette aufgewacht im Gasthaus Papandajan zu Garoet. Ich kann aber, da ich gut geschlafen habe, gar nicht sagen, wie mich das Gras heimgebracht hat, ob es bis ans Gasthaus mit mir lief, oder ob der Büffel so freundlich war, mich zu Bett zu bringen. Das ist auch ganz einerlei. Die Hauptsache ist, daß ich zwei große Dinge erlebt hatte: Gold wachsen hören und sehen und Gras wachsen hören und sehen. Aber das letztere war entschieden das Schönerere gewesen.

Das wirst Du auch finden, liebe Lore, wenn Du gut im Herzen aufgehorcht hast auf das, was ich Dir hier erzählte.

Auf Wiedersehen!

Dein Märchenonkel



## Inhalt des zweiten Bandes

|                                                | Seite |
|------------------------------------------------|-------|
| Erlebnisse auf Java . . . . .                  | 5     |
| Die Hochzeit des „Nagels der Erde“ . . . . .   | 7     |
| Meine Esmere-Besteigung . . . . .              | 78    |
| Letzte Reise . . . . .                         | 147   |
| Das Märchenbriefbuch . . . . .                 | 727   |
| Einleitung: Brief an die kleine Lore . . . . . | 729   |
| Geschichte des Beovogels . . . . .             | 752   |
| Geschichte der weißen Schildkröte . . . . .    | 785   |
| Geschichte des Wasserbüffels . . . . .         | 822   |

Druck von Hesse & Becker in Leipzig  
Einband von E. A. Enders in Leipzig



















